Das Marienkind.

Geschichte eines Engels

vom

Verfasser des „Gevatter Tod."

H 1917. 54

Leipzig,
Verlag von Hermann Hartung.

[1842]

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Motto.

Der deutsche Geist hegt wundervolle Blüthen
Was Amme und Frau Großmama erzählt,
Ist oft so sinnreich wie antike Mythen
Und Anmuth ist mit Heiligkeit vermählt.

Fürst Woldemar war ein stolzer üppiger Herr, der nur Vergnügen liebte und auf Kurzweil sann. Sein Wahlspruch lautete: „Heiterkeit ist Heldentugend" und seine braven Zech- und Jagdcumpane, seine jungen zärtlichen Hofdamen jubelten und lachten, sangen und tanzten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Die munterste von allen war die Gräfin Valasta, an deren Busen bereits ein derber Säugling lächelte und an Heiterkeit seinem durchlauchtigen Herrn Vater nachzuschlagen versprach. Woldemar liebte sie zärtlich und war willens, sich mit ihr zu vermählen, aber seine Barone und Ritter widersetzten sich diesem unwürdigen Vorhaben, und ihre nachdrücklichen Vorstellungen vermochten ihn endlich, die muntere Gräfin vom Hofe zu verbannen und seine Hand einer ebenbürtigen Prinzessin zu reichen.

Die Vermählungsfeierlichkeiten waren kaum vollzogen, als die junge Fürstin eifrig der Regierungssorgen sich

annahm, unabläßig mit den Räthen arbeitete und die verworrensten Händel zu jedermanns Zufriedenheit schlichtete. Sie war von anmuthiger Gestalt und milder Sinnesart und der Adel verleugnete vor ihr seinen Stolz, die Geistlichkeit ihre Anmaßungen und die Unterthanen ihre Hartnäckigkeit; im ganzen Lande liebte und segnete man sie und nannte sie „die gerechte Fürstin."

Dieser schöne Beiname verursachte ihr große Freude: „Volksstimme ist Gottes Stimme," dachte sie — und ihre Gerechtigkeit beschränkte sich nicht blos auf irdische Angelegenheiten, sondern bewährte sich auch in Sachen des Himmels. Sie gab nicht nur Gott was Gottes war, auch jeder Heilige mußte das Seinige bekommen und an Keinen wendete sie einen Seufzer, der ihm nicht gebürte und zunächst anging. Beunruhigte sie die Weinlaune des Fürsten, so klagte sie es dem St. Urban, St. Martin und St. Clemens. Beleidigte sie die Unzüchtigkeit der Hofdamen, so wandte sie sich an St. Thais und St. Magdalena; drückte sie ein Schuh, so äußerte sie ihre Ungnade beim St. Crispin; beim St. Stephan betheuerte sie, eine Leinewand sei ihr nicht fein genug und war eine Urkunde verlegt oder verloren, so mochten ihre Räthe auf Vorwürfe beim St. Servatius gefaßt sein.

Weil ihre lustigen Untergebenen dazu lächelten, rief sie St. Thomas den Ungläubigen und St. Tobias den Blinden an und sprach: „Meint Ihr die Allmacht Gottes beschränke sich auf diese Erdenwelt und bewähre sich nicht auch in allen Himmeln? Das Vergängliche ist werth zu

vergehen, aber Gott hat auch geschaffen, was nicht unterzugehen verdient. Er ist allweise und allgerecht und hat das ewige Leben, wonach wir trachten, einer ewigen Dauer würdig geschaffen. Die Heiligen haben auf dieser Welt des Vergänglichen ihr ewiges Leben errungen: darum sind sie ehrenwerth in dem, was sie hinieden waren und wie sie leibten und lebten auf Erden. Ist nun schon diese Welt reich, bunt und mannigfach, ist schon hienieden jedes Ding besonders, eigenthümlich und bestimmt; wie reich, bunt, mannigfach, wie besonders, eigenthümlich und bestimmt muß jene Welt erst sein, die Gott einer ewigen Dauer gewürdigt, die er verklärt und geheiligt hat, während die Erde nur belebt und beseelt ist. O Ihr lieben Heiligen, gern wüßte ich mehr von Euch im Himmel, doch ehre ich Euch, so weit mein armes Denken reicht. Nehmt vorlieb und seid mir gnädig.

Woldemar hatte jetzt die prächtigste Langeweile. Seine Hofdamen befliſſen ſich eines ehrbaren Wandels, seine Ritter hielten sich in den Schranken der Sitte und die junge Fürstin flößte allen Hochachtung und Ehrfurcht ein. „So geht es," seufzte er, „wenn ein Fürst sich dem Willen seiner Unterthanen fügt: Das ist aus meinem lustigen Hofe geworden, seit eine muntere Gräfin fehlt und eine gerechte Fürstin überflüssig ist." — Und er warf seinen ganzen Haß auf seine schöne junge Gattin, kränkte und beleidigte sie, wo er konnte und wer bei ihm zu Gnaden kommen wollte, mußte der Fürstin alle Ehren und Rück-

sichten versagen. Dieß aber linderte wenig seinen Unmuth und sein Mißbehagen, er bildete sich ein, ohne die muntere Gräfin nicht leben zu können und faßte endlich einen raschen Entschluß. Er rief Valasta samt ihrem kleinen Roland an den Hof zurück.

Mit Valasta kehrte Lust und Lärm auch wieder. Tänzer, Gaukler, Possenreißer wurden mit offenen Armen empfangen und Woldemar lebte mit ihnen, wie mit seines Gleichen. — Die gerechte Fürstin wagte sich nicht mehr aus ihren Gemächern, arbeitete nach wie vor mit ihren Räthen und ließ sich nur von zwei getreuen Kammerfrauen bedienen, die vom Hofe ihres Vaters ihr gefolgt waren.

Eines Morgens aber ließ sie den Fürsten um geneigtes Gehör bitten. Woldemar spielte eben mit dem kleinen Roland, dessen Muthwille und Kinderpossen ihn ausnehmend ergötzten. Er empfing seine durchlauchtige Gemahlin, den Knaben auf dem Schoße.

Schüchtern begann die junge Fürstin: „Ich habe Eurer Durchlaucht etwas Wichtiges zu eröffnen, was ich unmöglich in Gegenwart des Kindes sagen kann."

Woldemar versetzte gebieterisch: „Der Knabe bleibt und Unsere Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten gehen allen anderen Angelegenheiten vor."

Die Fürstin verneigte sich ehrerbietig zum Zeichen ihres unbedingten Gehorsams und bat ihre Mittheilung zu einer gelegneren Zeit anbringen zu dürfen.

Woldemar ward neugierig, denn die Fürstin hatte noch niemals eine Bitte gewagt, niemals eine Beschwerde

geführt, und Regierungsangelegenheiten kümmerten ihn nicht. — Er führte den Knaben daher in ein Nebenzimmer und haſtig wiederkehrend rief er: „Jetzt, ſchöne Fürſtin, faßt Euch kurz, Ihr wißt, ich bin kein Freund von wichtigen Eröffnungen.“

Die Fürſtin war verwirrt und konnte ſich ſogleich nicht faſſen. Er beſtürmte ſie mit Schmähungen, Flüchen, Drohungen — bis Thränen ihre ſchönen Augen füllten und ſie erröthend eingeſtand, daß ſie ſich Mutter fühle.“

Woldemar runzelte die Stirn, holte ſeinen Knaben wieder, liebkoſte ihn und ſprach: „Mein theurer Roland! Warum biſt Du nicht als Thronerbe geboren, weil Du in meinem Herzen doch den erſten Platz behaupteſt und ſtets behaupten wirſt.

Die Fürſtin ſuchte vergebens nach Worten, Schmerz und Verwirrung geſtatteten ihr nur Seufzer und Thränen und Woldemar ſah eine Weile gleichgültig ihr zu, dann fing er laut zu gähnen an, indem er ſagte: „Geht ſchöne Fürſtin, Ihr ſeid langweilig.“

Der kleine Roland war in dem Alter, wo Kinder alles nachahmen und nachplaudern, auch er legte ſein Händchen auf den Mund und rief: „Geht ſchöne Fürſtin, Ihr ſeid langweilig.“ Woldemar wollte ſich todtlachen über den kleinen Naſeweis und der ungezogene Knabe, aufgemuntert durch ſolchen Beifall, verfolgte mit ſeinen Schmähungen die weinende Fürſtin bis in ihre Gemächer.

Valasta hatte die Fürstin bis dahin übersehen oder für völlig unbedeutend erachtet. Als Woldemar ihr aber diesen Auftritt mit lachendem Munde erzählte und den munteren Geist seines lieben kleinen Roland über die Maßen rühmte, ward sie anderen Sinnes und beschloß ihre vornehme Nebenbuhlerin, es koste was es wolle, bei Zeiten aus dem Wege zu räumen.

Auf ihr Anstiften mußte jeder schläfrig thun, wie und wo sich die Fürstin zeigte, und wen sie anredete, die Hand vor dem offenen Mund ihr antworten, wenn aber Woldemar ihrer erwähnte, so war dieß ein verabredetes Zeichen, worauf der ganze Hof in lautes Gähnen ausbrach. — Anfangs belustigte dieser Spaß den Fürsten, allein er wiederholte sich zu oft und Gähnen ist ansteckend. Sehr ungehalten, weil er selber mitgähnen mußte, erklärte Woldemar eines Tages diesen Scherz für unschicklich und erinnerte an seinen Wahlspruch: „Heiterkeit ist Heldentugend."

Aber die boshafte Valasta nahm das Wort. Durchlauchtiger Herr! die Fürstin ist ein schönes feines Frauenbild und ich liebe sie, meiner Pflicht gemäß. Allein sie treibt die Ehrbarkeit zu weit, und seit sie die gerechte Fürstin heißt, bemüht sie sich täglich schläfriger und weinerlicher zu werden. Man kann nicht mehr an sie denken, ohne Schlaf zu bekommen. Sie wird Euch Kinder zur Welt bringen, die eben so langweilig sind wie sie; die Geburt eines Thronerben wird hinreichen, im ganzen Lande Maulsperre zu erregen und ihre Schläfrigkeit wird forterben bis ins dritte, vierte Glied. — Nah' verzeiht,

ich muß gähnen, wenn ich an die Zukunft Eures glorreichen Herrscherhauses denke."

„Uah!" gähnte Woldemar ihr nach, „ich will nichts mehr von der gerechten Fürstin hören.

„Das ist Eure Schuld," fuhr Valasta fort, „die Fürstin ist jung, duldsam und gehorcht Euch auf's Wort. Warum laßt Ihr sie allein in ihren Gemächern, warum hat sie keine bessere Umgebung als die zwei lichtscheuen Betschwestern vom Hofe ihres Vaters. Warum muß sie Tag und Nacht mit den Räthen arbeiten, können die Räthe ohne sie nicht fertig werden? Wenn sie so viel Geist hat, die schwierigsten Angelegenheiten des Landes trefflich zu ordnen, so bediene sie sich ihrer Gaben, den Fürsten zu erheitern. Ihren durchlauchtigen Eheherrn zu beglücken ist ihre erste Pflicht, nachdem mag sie für das Wohl des Landes sorgen. Sie lerne einsehen, wie viel würdiger, schicklicher, belohnender es für eine Fürstin ist, mit ihrem Witze zu glänzen, Lachen und Wohlgefallen zu erregen, als der lahmen Weisheit altersschwacher Räthe die Krücke zu reichen. Uebergebt sie meiner Obhut und in wenig Monden soll sie die reizendste muthwilligste Fürstin unter der Sonne sein, von der Ihr einen Thronerben hoffen dürft, der an Lebenslust und Munterkeit unseren Roland übertrifft.

Woldemar fand diesen lustigen Vorschlag ganz nach seinem Sinne, er erhob den Becher und rief: „Auf das Wohl eines Thronerben, der an Heiterkeit und Lebenslust unserem Roland gleicht." Und Becherklang und Jubelruf feierte den fürstlichen Trinkspruch.

Noch am selben Tage wurde der Fürstin erlassen, daß sie sich in Regierungssachen ferner nicht zu mischen habe und alle Befehle ihres durchlauchtigen Eheherrn von Walasta empfangen würde.

Sofort wurden ihre treuen alten Zofen verabschiedet, und zu ihrer Umgebung die ausgelassensten Creaturen an Woldemars lustigem Hofe erwählt, die sie wie eine Geistes-kranke behandeln und auf alle erfinnliche Weise kränken und quälen mußten. Sie rissen Possen, sangen unzüchtige Lieder und löften sich einander ab, um der unglücklichen Fürstin auch Nachts keine Ruhe zu gönnen; wollte sie schlafen, so drangen sie ihr Tränke und Arzneien auf, die meistentheils vergiftet waren, und dieß geschah scheinbar mit der größten Sorgfalt für ihr Wohlsein und unter dem Vorwande sie zu erheitern und zu belustigen. Auch Walasta fand sich täglich in den Gemächern der Fürstin ein und brachte ihren kleinen Roland mit, den sie in Gegenwart ihres Opfers liebkosete und hätschelte, indem sie dazu sprach: „Seid nur hübsch munter schöne Fürstin und pflegt Euch wohl. Wenn Ihr Eurem durchlauchtigen Eheherrn einen Thronerben schenkt, der meinem Roland gleicht, werdet Ihr ohne Zweifel seine Liebe wieder gewinnen."

Allein die Fürstin war so sanft und duldsam, daß keine Mißhandlung ihre Gelassenheit erschütterte, in jedem ihr zugefügten Leid erblickte sie nur eine Prüfung des Himmels und ihres ungeborenen Kindes halber fühlte sie sich doppelt zur Standhaftigkeit verpflichtet. — Mit ahnungsvollem Widerwillen stieß sie Speisen und Arzneien

von sich, die tödtlich gewürzt ihr aufgedrungen wurden; und wie durch ein Wunder behielten ihre Wangen die blühende Farbe, ihre Haut die zarte Jugendfrische und ihre Augen den herrlichen Glanz. Täglich unterhielt sie sich mit ihrem Beichtvater und betete in ihrer Kapelle, denn das konnte keine Fürstenmacht ihr wehren.

Die Zeit verstrich, schon sah man täglich der Geburt eines Thronerben entgegen und Valasta wollte bersten vor Wuth und Bosheit, weil all ihre List und Grausamkeit vergeblich war. Eines Tages begab sie sich zur Fürstin, entfernte die bestochenen Creaturen und allein mit ihr, sprach sie, aller Mäßigung und Rücksicht baar, mit drohendgeballten Fäusten; „Verhaßte! gewaltsam darf ich Dich nicht tödten! dennoch entrinnst Du mir nicht. Bestehst Du Deine Schwangerschaft, so bleibst Du in Kindesnöthen hülflos, und hilfst Du Dir mit eigner Kraft, so verschmachtest Du samt Deinem Kinde im Wochenbette. Darum laß ab von jeder Hoffnung! Verzweifle und stirb.

Diese fürchterliche Drohung erschütterte endlich die Standhaftigkeit der Fürstin, und trostlos flehte sie: „Ich muß ja schon die ärmste Bettlerin in meinem Lande beneiden! Ihr schenkt man Brot und Nahrung, die man mir vergiftet. Der Räuber zögert das Kind in der Mutter zu morden; der Henker darf die schwangere Missethäterin nicht züchtigen. Sei nicht wilder als Räuber, roher als Henker, Valasta! Sei Majestätsverbrecherin an mir, doch

werde nicht zur Hochverrätherin an einem ungeborenen Kinde.“

„Deine nur Fürstin!“ höhnte Valasta, winde Dich im Staube. Habe ich endlich Deinen zähen Gleichmuth besiegt? Sieh, ich bin von geringer Herkunft, Fürst Woldemar hat mich erst zur Gräfin gemacht. Du aber bist eine hochgeborene Prinzessin; was nützt nun Dir Deine Ebenbürtigkeit, was Deine fürstlichen Eltern, was die Prinzen, Deine Brüder, was Deine ganze erlauchte Sippschaft: weil Valasta Dich verderben will?“

Da trocknete die Fürstin plötzlich ihre Thränen und erwiederte mit Hoheit: „Bis heute habe ich Dich beklagt, denn die Bösen sind die Strafwerkzeuge des Himmels, der endlich auch sie züchtigt. Ich habe für Dich gebetet, weil Du mich beleidigst und verfolgst: denn so befiehlt es Gott; ich habe Dich entschuldigt, Du bist des Fürsten Buhlerin und möchtest samt Deinem Bastard ehrlich sein; — Deine Schmach ist mein Verhängniß; obschon Du kein Gefühl für Deine Schmach hast; Dich erfüllt nur Haß und Grausamkeit, Du freust Dich und thust groß, weil Du die Bettlerin, die den Henkertod verdient, zwei Fürstenleben auf einmal hinmartern kannst: — So hör' Verworfene! Eine Vorsehung beseelt die Mütter, nicht eignes Denken, und Wollen; sie sorgen und beten für ihr Kind. Ich, die gerechte Fürstin, denn Volksstimme ist Gottesstimme, verklage Dich bei allen Heiligen und Himmelsschaaren, weil Du ein Leben anfeindest, was noch in Gottes Vaterhänden ruht, weil Du die Hülflose im Sündenfluche des Weibes; das neugeborne Kind am Mutterbusen, verderben

willſt. — Gieb Acht! Wo Menſchenklugheit aufhört, da fangen Allmachtswunder an; ſo richtig wie Du rechneſt, ſo richtig bete ich.“ — So ſprach die Fürſtin und ging in ihre Kapelle. —

Noch nie hatte Woldemar ſeine muntere Gräfin ſo reizend gefunden und ſeine wackeren Ritter hatten heut die luſtigſten und tollſten Einfälle. Er war ſeelenvergnügt, leerte einen Becher nach dem anderen und legte ſich endlich auf ein Ruhebett, ſein Räuſchchen zu verſchlafen. —

Kaum war er eingeſchlummert, als er im Traum die Fürſtin ſah. Sie betete in ihrer Kapelle. Nur leiſe regten ſich ihre Lippen, kraftlos lag ſie am Altar und ein neugebornes Kind, von wunderbarer Schönheit ruhte in ihren zärtlichen Armen. „O himmliſche Jungfrau!“ flehte ſie, „ich fühle den Tod im Herzen! Was ſoll aus meinem Kindlein werden? Wird man es tödten, ehe es getauft iſt? Soll es am Hofe ſeines Vaters in Sündenluſt verderben? — In Deine heiligen Arme befehle ich mein liebſtes auf Erden. Erbarme Dich meines holden Töchterleins und führe es zur Taufe; ſchütze ſeine Unſchuld vor der Luſt des Staubes und vor dem Tod der Sünde. Mein Töchterlein befehle ich Dir und meine Seele. Erhabne Himmelskönigin, ſchenk uns Deine Gnade!“

Und ſiehe! die heilige Jungfrau auf dem Altarbilde ſetzte das ſegnende Chriſtusknäblein zu Boden, faßte es bei der Hand und trat mit ihm aus dem goldenen Rahmen. Ein wunderbares Licht erfüllte die Kapelle und der entzückende Roſenduft aus Mariä paradieſiſcher Wohnung durchwehte ſie. Bis zur letzten Altarſtufe, wo die ſter-

bende Fürstin lag, schwebte die Himmelskönigin nieder, nahm das schöne Kind aus der Mutter Arm und an den Taufstein tretend, fragte sie ihren göttlichen Sohn: „wie soll es heißen?"

„Wie anders als Maria," antwortete dieser. „O, Mutter! die Heiligen im Paradiese, mit Blicken frommen Staunens, die Engel mit Thränen himmlischer Rührung bewundern Deine reiche Gnade. Maria heiße dieß Kind Dir zu Ehren und zum Gedächtniß Deiner holdseligen Barmherzigkeit. Ich gebe ihm diesen Namen, dem die Liebe aller Himmel unversiegbar entgegenquillt."

Dem wüsten Schläfer hatte sich ein zweiter Traumschleier gelüftet. Statt der düsteren Wölbung der Kapelle sah er den offenen Himmel: ein sonnenhelles Paradies; und die Heiligen mit Blicken wundersamer Rührung, die Engel, helle Thränen in den Augen, schauten nieder. Maria aber that, wie ihr göttlicher Sohn geheißen und taufte das Kindlein mit dem Namen Maria, dann wandte sie sich zur sterbenden Fürstin und sprach:

„Gerecht wie Du im Leben, sind die Heiligen Dir im Tode. Getreu wie Du dem Worte, erhöre ich Dein Gebet. Ich schütze Dein Kindlein vor der Luft des Staubes und vor dem Tod der Sünde! Gehe ein in Deinen himmlischen Frieden! denn glorreich hast Du ihn errungen.

Und die Fürstin gab den Geist auf und wie sie die Augen schloß, schwand droben die sonnenhelle Himmelsferne und das düstere Gewölbe der Kapelle war wieder da.

Noch sah der fürstliche Träumer, die Himmelskönigin über die Stufen und den Altar schweben — sie betrat den

goldnen Rahmen — schon schwand der Rosenschimmer, der falbe Tagesschein fiel wieder durch die trüben Kirchenfenster, da erwachte Woldemar und sprang verstört von seinem Ruhebette auf. —

„Die Fürstin ist todt!“ trat Valasta ihm entgegen.

„In ihrer Kapelle,“ stöhnte er, „an den Stufen des Altars, über ihr das Bild der Mutter Gottes, auf deren Geheiß sie ihre Augen schloß. — Ich wollte, ich könnte beten.“

Valasta erblaßte. — —

Das Trauerjahr war vorüber. Fürst Woldemar berief seine Vasallen und sprach zu ihnen. „Ich habe Euch den Willen gethan und mich vermählt mit einer ebenbürtigen Prinzessin. Aber die gerechte Fürstin genießt nunmehr die Wonnen des Paradieses und das bei der Geburt geheiligte Marienkind ist durch die holdselige Barmherzigkeit der Himmelskönigin, lebendigen Leibes dieser sündigen Welt entrückt. Nunmehr müßt Ihr Euch meinem unabänderlichen Willen fügen: ich reiche meine Hand der Gräfin Valasta und ernenne meinen Roland zum Thronerben.

In einem Paradiese, wo alle Formen zarter, alle Farben glänzender prangten, als auf der trüben verworrenen Erde; wo ein reiner leichter Aether wehte, in welchem

schwache Stützen unverhältnißmäßig schwere Lasten trugen, bewohnte die heilige Jungfrau mit ihrem Pflegekinde einen Pallast, wie hienieden die kühnste Phantasie sich nimmer träumen läßt. Er glich einer am zarten Stengel emporstrebenden Blume, aber der Stengel war eine zierliche Wendeltreppe mit künstlich durchbrochenem Geländer, die empor zu prächtigen Sälen und kostbaren Gemächern führte, mit glänzenden Zimmern, bunten Terrassen und Balconen. Er lag inmitten reizender Gärten und alle Bäume entfalteten gewaltige Kronen, wenige neben einander bildeten schon eine dunkelgrüne Laubhalle, deren mächtige Wölbungen auf zarten schmächtigen Säulen ruhte. Aber die Balcone und Terrassen schwebten kühn und frei in den Lüften, und boten weit über Kronen und Wipfel eine unbegrenzte Aussicht, über die prächtigen Gärten mit prangenden Blumen und üppigen Stauden über die lachenden Auen mit kristallnen Gewässern und über die Menge der Springquellen, welche gewaltige Säulen emporstrahlend, in tausend unbegreiflichen Künsten spielten.

Lachend erwuchs hier Maria und reifte spielend zu einem Engel: Auch Flügelchen hatte sie schon, die ihr große Freude machten, denn die Flügel waren silberweis mit einem Doppelsaum von Azurblau und Gold. Allerlei zahme Thiere und prächtige Vögel bevölkerten die Gärten, mit denen Maria in Frieden und Eintracht lebte. In dem Palaste aber lehrte ihr die heilige Jungfrau alle Künste, die sie auf Erden einst selber übte und beschrieb ihr die Wunder und Herrlichkeiten des ewigen Lebens.

Bald konnte Maria mit den schönen bunten Vögeln

um die Wette fliegen, in den Lüften mit ihnen singen und spielen und auf den höchsten Wipfeln der Bäume die süßen goldenen Früchte theilen. Aber die göttliche Pflegemutter erzählte ihr von der Wonne der himmlischen Bestimmung und von der Heiligkeit des göttlichen Lichtes und wenn Maria sehnsuchtsbleich und bekommen dieser entzückenden Kunde lauschte, die noch kein sterbliches Ohr vernommen, fügte die heilige Jungfrau warnend hinzu: „Deine Flügel drohen Dir Gefahr. Wehe! Wehe! Wer unberufen zum göttlichen Lichte strebt."

Maria lächelte in Thränen: „Ich bin so gern bei Dir, Du schöne Gottesmutter."

— „Bleibe fromm und zufrieden. Einsame Unschuld reift allmählig zur Seligkeit."

— „Und dann; schöne Gottesmutter, werde ich dann ein Engel, wie du mir versprochen?"

— „Frage nicht verwitzig. Wer strebt ist selbstgefällig und hält sich für besser als andere, sonst würde er nicht streben. Was läßt sich aus eigenen Kräften erlangen, ohne den Gotteswillen? Spiele, bis Du ernst wirst; reif sein ist alles, reif sein in Demuth und Unschuld.

Maria gehorchte, eilte hinab in die Gärten und jagte sich mit ihren Lämmern und Rehen und sang und jubelte, während ihre Gespielen blökten und brüllten, dann schwang sie sich mit den Vögeln in die Lüfte, haschte sie bei ihren Flügeln und ließ sich bei ihren Fittigen erhaschen und die Himmelskönigin, die sie spielen sah, lächelte und sprach: „Es wird gelingen; nicht umsonst sagte mein Sohn: Laßt die Kindlein zu mir kommen. Hier erziehe ich ihm einen

Engel, deß Unschuld ich sorgfältig bewache, deß Geduld ich behutsam übe.

Maria war zur Jungfrau erblüht und schön wie ein Seraph. Ihre Flügel hatten sich prachtvoll entfaltet und schwang sie sich in die Lüfte, so flatterten die armen Vögelein vergeblich ihr nach und sie lachte ihrer Angst und ihres kläglichen Geschreies. Die heilige Jungfrau sah ihr nicht mehr freundlich zu und gab ihr oftmals ernste Warnung. —

Am Himmelfahrtstage weckte sie ihr Pflegekind und sprach: „Wach auf Maria und schmücke Dich zu Ehren meines Sohnes und zum Gedächtniß seiner Verklärung.

Maria gehorchte, legte ihre schönsten Gewänder und ihr kostbarstes Geschmeide an, betrachtete sich damit in den großen Spiegeln des Pallastes und lächelte entzückt ihr Bild an. — Da trat die Himmelskönigin zu ihr, gleichfalls herrlich geschmückt, um heut in den Himmeln zu thronen und Maria fühlte wie arm ihre Engelsschönheit war gegen diese heilige holdselige Majestät. Gerührt und entzückt rief sie aus: „Du süße heilige Jungfrau, wie glückselig bist Du!“

„Ich bin es,“ lächelte die Gebenedeite, „habe Dank mein schmuckes Töchterlein.“

— „Ach, schöne Gottesmutter, wie viel strahlender bist Du, wenn Dich die Himmel rufen, als wenn Du erbarmungsreich zu mir Dich neigst! Wie magst Du erst im

göttlichen Lichte sein. Ach dürfte doch mein irdischer Blick ein einzig Mal Dich dort begrüßen!" —

— „Auch die Zeit wird kommen, dann führe ich Dich zu meinem Sohn und spreche: „Sieh, diesen Engel habe ich Dir erzogen, es ist Maria unser Taufkind. — Gedenke heut des Tages, wo er auf Erden sich verklärte, daß er lebendigen Leibes gen Himmel fuhr. Auch Du sollst Dich gleich ihm verklären, nicht auf Erden, hier im Paradiese; nicht durch Tod und Qualen, in Demuth und Geduld. Darum Erdgeborne schwärme nicht und strebe nicht, denn nur Geduld verwirklicht und ohne Demuth giebt es keine Unschuld."

So ermahnte die Himmelskönigin und entschwebte den Armen und bald auch den Blicken ihres Lieblings. Maria schaute ihr voll Sehnsucht nach. Allmählig sanken ihre Arme, langsam neigte sich ihr Haupt; betrübt stieg sie in ihre Gärten nieder."

Die Lämmer und Rehe kamen herbei, schauten befremdet sie an, thaten als wollten sie fliehen und sahen sich um, sie zum Wettlauf einzuladen, doch Maria ganz in sich versunken achtete ihrer nicht. Die Paradiesvögel flogen herzu, neckten und zupften sie und mit schmetterndem Gesang und rauschendem Flügelschlag forderten sie sie zum Wettflug auf. Da erwachte ein wilder nie geahnter Geist in ihr, jäh entfalteten sich ihre Seraphschwingen, sie schoß empor und im Nu war sie den Vöglein aus den Augen. Sie gedachte ihrer Angst und Verwirrung, lachte und flog noch höher und so hoch endlich, daß ihre Schwingen fast ermatteten.

Eben wollte sie den Rückflug beginnen, als sie Klänge vernahm, Klänge so süß und hell und rein, wie nur seliges Entzücken aushaucht und kein sterblich Ohr vernehmen kann, ohne wonnetrunken und lustverwirrt zu werden. Und sie war wonnetrunken und himmelslustverwirrt und die neuen Entzücken, die sie durchschauerten, reizten ihre Kräfte zu immer höherem Fluge. Erst als sie mit Gedankenschnelle emporschoß, ward ihr schwindelnd wohler.

Die holden Klänge waren Engelsstimmen und Maria hörte deutlich ihr Hosiana. Da faßte neues lichteres Entzücken die Willenlose, der tolle Flug ging einer sonnig goldnen Wolke entgegen, und als sie in der Wolke lächelnd sich befand, da war das Sonnengold der Wolke nur wüber Nebelschleier eines viel blendenderen Lichtes hoch darüber.

Und sie gerieth in das blendende Licht. Da hemmte sich ihr Entzücken, der Rausch ward Schmerz, die Wonne Betäubung; fest schloß sie ihre Augen, die das Licht nicht ertrugen — und die Stimmen verwirrten sich, fehltönend stockten die Himmelsklänge und sie vernahm die klaglichen Worte: „Welch häßliches Wesen, welch finsteres Geschöpf! entfleuch Unhold.“ —

Sie blinzte die Augen ein wenig nur auf und eine Menge lieblicher Engelsgestalten wintten und wehten, sie zu verscheuchen.

„Bin ich denn so häßlich,“ weinte sie, „daß Ihr gar nichts von mir wissen wollt?“

Aber auch die Engel weinten und riefen: Fort! licht-

scheues blinzendes Wesen! Was störst Du unsere Himmel mit Deinem Sündenhauch? Willst Du mit Deinem Fleische uns vergiften? Fort! fort! fort! fort! — Und sie winkten und wehrten mit Fittigen und Händen. — Maria fühlte Kraft und Sinne schwinden. —

In ihren Gärten erwachte sie aus einer langen Ohnmacht, und zürnend stand die Himmelskönigin vor ihr.

Entstellt und verstört klagte Maria: „O heilige Mutter Gottes. Deine Liebe zu mir ist lautere himmlische Barmherzigkeit, ich bin nicht werth den Staub zu küssen unter Deinen Sohlen.

„Du weist nun," sprach die Himmelskönigin, „wie der Mensch im Fleische den Himmlischen ein Greuel ist. Du hast nun die Erkenntniß und durch die Erkenntniß gehörst Du der Sünde, und mit der Sünde bist Du dem Tode geweiht. Du trägst ihn im Herzen — meine Freude ist dahin!" —

Maria lag auf ihren Knieen, verhüllte ihr Angesicht mit ihren goldenen Locken und weinte Thränen bitterer Reue. Aber die Thränen versiegten, Verzweiflung wollte sich ihrer bemächtigen, sie strich die schönen Locken aus der Stirn und schaute empor mit Todesbangen. — Da stand der böse Geist neben ihr, mit Hörnern und Fledermausschwingen in thierisch boshafter Gestalt.

„Hinweg," rief sie, „häßliches verworfenes Geschöpf."

„Ganz recht," lächelte der Böse schlangenlistig. „Es giebt auch Geschöpfe, welche Dir ein Greuel sind. Welch himmlisches Wesen bist Du. Ja sieh mich nur an, Du bist so häßlich nicht, wie die einfältigen Engel Dir weiß-

machten. Es war boshaft von ihnen, Dich zu verstoßen. Darum sei nicht boshaft wie sie, thu mir das Leid nicht an, was Dir geschehen ist. Ich kann ja nicht dafür, daß ich so lieb und hold nicht bin wie Du. — Aber jetzt sollst Du vollends schön sein." — Und hiemit ergriff er die Arglose und riß ihr die stolzen glänzenden Seraphschwingen aus. —

„Ich Unglückselige!" wehklagte Maria, „was ist aus mir geworden."

„Beweine nicht den vorlauten Schmuck," flüsterte er ihr schmeichelnd zu; „erst nunmehr bist Du wahrhaft schön." — Er hielt ihr einen Spiegel vor und nöthigte sie hineinzuschauen.

„Blicken Engel süßer aus azurblauen Augen? Sind ihre Rosenwangen lieblicher oder zarter? Ja, lächle nur! lächle! — Ei, wie zauberisch Du lächeln kannst. — Komm zur Erde, Deiner Heimat, beglücke und blende mit dieser Engelsschönheit Sterbliche, die solche Holdseligkeit nie geahnet. Und eine Fürstentochter, schmücke Deine goldnen Locken mit dem Diadem, dem Abglanz der Gottesmacht auf Erden; umgieb Dich mit Schaaren glänzend gehar-nischter Ritter, die, knieend vor Deiner Herrlichkeit, die blitzenden Waffen senken, deren Glück Dein Lächeln ist, Dein Zorn ihr Verderben.

„Ach! sterben muß ich!" klagte Maria, „sterben wie jede sündige Creatur."

— „Deine Thränen sind gerecht. Allein der alte Gott ist reich, was fragt er nach einem einzelnen Geschöpfe und wär's das Lieblichste von der Welt? Er will der Allmäch-

tige sein und meint, dergleichen kann er alle Tage wiederschaffen. — Allein Dich holden Seraph! zur Sterblichkeit verdammen, — fürwahr — deshalb braucht er sich nicht anbeten zu lassen.

— „Weh mir! welche ruchlose Worte."

— „Ich habe meine Fehler und die Engel und die Heiligen die übrigen. Maria wollte klüger sein als der alte Gott und entriß Dich der Erde, wo doch andere Menschen selig und heilig werden. Jetzt bist Du ein ruheloses Gespenst ohne Heimat im grenzenlosen All. Aber ich will mich Deiner annehmen. Komm nur."

„Tödte mich hier," flehte Maria. „Dir kann es gleich sein, wo Du Deine Tücke an mir übst."

Der Böse ergrimmte. „Dummes Ding! hier im Paradiese stirbt sich's nicht. Komm oder ich brauche Gewalt."

„Barmherzigkeit," flehte Maria in Todesangst. „Nicht abwärts, ich will in's Licht zu den Engeln!"

„Komm nur!" hohnlächelte der Böse. „Du sollst ein schönes Licht und schöne Engel sehen, das wird Dir den Paradieskitzel schon vertreiben." Und mit beiden Armen umschlang er die Wehrlose, hob die zarte Jungfrau empor und spannte seine Fledermausschwingen aus. — Maria verlor von neuem die Besinnung.

Woldemar hatte früh gealtert. Sein Haupt war kahl, sein Mund zahnlos. Sein Stolz war Mißtrauen, seine Heiterkeit Grausamkeit geworden. Er hatte sich mit einer zahlreichen Leibwache umgeben und sein Schloß mit Mauern

und Gittern, Wällen und Gräben wohl befestigt. Henker und Folterknechte waren jetzt seine Freunde und er lebte mit ihnen eben so vertraut wie vormals mit Gauklern und Possenreißern.

Unter Valastas Herrschaft that jeder, was er wollte. Der Bischof, ein finstrer, gottesfürchtiger Prälat, war mit Interdict und Kirchenbuße stets bei der Hand, der Adel sperrte die Wege und beunruhigte die Städte und eine zahlreiche Bande frecher Wegelagerer waren das Schrecken des Landes. Sie raubten auf offener Straße, mordeten am hellen Tage, wußten immer, wo etwas zu holen war, ihre Ueberfälle verriethen genaue Ortkenntniß und wenn etwas gegen sie unternommen ward, schienen sie im voraus unterrichtet. Ihren Hauptanführer nannten sie den grünen Recken. Es war ein hoher schlanker Mann, der eine grüne Rüstung trug und niemals sein Visir öffnete. Er kam, wenn es galt einen Hauptstreich auszuführen und verschwand, wenn die Beute getheilt war. Alle Räuber, deren man habhaft wurde, wußten auf der Folter selbst nichts Näheres über ihn auszusagen und vergebens ließ sie Woldemar vor seinen Augen zu Tode martern.

Prinz Roland lebte nach seinen Launen, that, was ihm einfiel und war rauhen unholden Wesens. Adel und Geistlichkeit wollten wissen, daß er der grüne Recke sei, doch hüteten sie sich wohl ihren Argwohn laut werden zu lassen und wichen ihm mit großer Vorsicht aus, um weder seine Rachsucht noch seine Raubgier zu reizen.

Alle diese Unordnungen nöthigten Woldemar endlich,

einen Reichstag zu verſammeln und Adel und Städte erſchienen mit großer Pracht und zahlreichem Gefolge.

„Mutter," ſprach Roland. „Ich habe mir den frommen Ambroſius auf morgen zu Gaſte gebeten und werde auf dem Bankette nicht erſcheinen."

„Du ſollteſt wenigſtens jetzt Dich mäßigen," warnte Valaſta. „Indeß wird der fromme Ambroſius ſchwerlich Deiner Einladung folgen."

„Er kommt ganz gewiß," verſicherte der Prinz. „Ich fragte ihn, wenn er drei Tage lang gefaſtet, und ſähe die lockerſten Speiſen vollauf und röche den verlockenden Bratenduft, ob er da dem Heißhunger und der Lüſternheit widerſtehen könne. Ja, ſagte der fromme Mann, es ſei ihm ein Leichtes. Nun hat er drei Tage lang gehungert, um morgen bei mir nichts zu eſſen. Ich aber laſſe Speck ſchmoren. Das kann kein Heißhungriger riechen, er bekommt Krämpfe."

— „Welch toller Einfall!"

— „Ich kann nicht immer thun, was Du willſt. Ich muß auch meine eigenen Einfälle haben, und denke Dir Mutter, wie mir das Eſſen ſchmeckt, wenn ein Halbverhungerter mir gegenüber ſitzt, der nicht zuzugreifen wagt. Wenn ich noch ſo ſatt und voll bin und mir fällt ein, wie dem heiligen Manne Magen und Eingeweide kollern und knurren, ſo bekomme ich friſchen Appetit. Es fehlt mir dran ſeit Kurzem, ich habe mir den Magen verdorben.

Der fromme Ambroſius war ein ſchlichter Eremit, der in der Einladung des Prinzen eine vom Himmel verhängte Prüfung erblickte; er kam.

„Frommer Vater!“ ſprach Roland bei Tiſche. „Ihr thut eine große Sünde zu faſten. Die Welt iſt ein gedeckter Tiſch, was lebt muß freſſen oder gefreſſen werden. Der Menſch iſt König, weil er alles frißt und hat Verſtand, um warm und fein zu eſſen. Ihr hungert, das heißt ſeinem Daſein Hohn ſprechen. Ihr verſchmäht die beſten Speiſen, das heißt ſeine Vernunft verleugnen. Da ſeht mich, ich bin nur ein Prinz, aber ich eſſe wie ein König und will erſt Fürſt ſein, ehe mich die Würmer freſſen.“

„Gnädigſter Herr,“ verſetzte in frommen Muthe der Einſiedler. „Der höchſte Genuß iſt Entſagung. Einer Speiſe wird man ſatt, allein Entſagung wird wohlſchmeckender, je öfter man ſie genießt.

— „Wie ſchmeckt denn Entſagung?“

— „Wie Himmelswonne und Paradieſesfreude.“

Roland gerieth vollends in ſeine Räuberlaune. „Du Hund! Du Schuft!“ ſchrie er, „verachteſt Du meine Gaſtfreundſchaft? Unterſtehſt Du Dich, Deinen armſeligen Hunger wohlſchmeckender zu finden als meine koſtbarſten Gerichte? Aber der Eſel hat eine taube Zunge und kann Diſteln freſſen.“

— „Bei heißer Andacht und frommen Gebeten erſterben die rohen Sinne.“

Roland ergriff den Becher. „Die beſeligende Glut des Weines iſt meine Andacht. Ich bete ſchöne Weiber

an. Es leben die weichen Arme, die frischen Lippen, die feuchten Augen, die mich erhören!"

— „Allein es fehlt der Geist, der Tröster."

— „Hast Du je das Schwert geschwungen gegen einen prahlenden Feind, berauscht von Blut und Schlachtendrang die Heldenstimme erhoben, die in tausend tapfern Herzen jauchzend wiederhallte? Kennst Du die Lust, einen Nebenbuhler zu vertilgen, das Entzücken, die Rache zu kühlen im Herzblut eines Todfeinds! — Sieh, das ist mein Geist."

Aber Hunger, Entsagungslust und Duldermuth hatten den armen Ambrosius so aufgeregt, daß wirklich der Geist über ihn kam und er in Verzückung sprach: „O Herr! Deine Wege sind wunderbar, dieser Prinz ist nicht, was er scheint, und scheint nicht, was er ist."

Roland ward mit einem Mal ganz still; der fromme Ambrosius fuhr in seiner Verzückung fort. „Er scheint jetzt Thronerbe; doch das Marienkind kehrt wieder, dann ist er nicht mehr, was er scheint und mag scheinen, was er ist: der grüne Recke."

Roland zog geräuschlos sein Schwert unter dem Tische, und erwiederte kaltblütig: „Auch Du bist nicht, was Du scheinst, denn wie Du dasitzest mit verdrehten Augen, siehst Du aus wie ein Prophet; doch mußt Du hier zur Stelle sterben und dann bist Du nicht mehr, was Du scheinst und magst scheinen, was Du bist: ein Leichnam." Mit diesen Worten stieß er dem schwachen alten Mann das Schwert durch den Leib, der zu Boden sank, sich krümmte und den Geist aufgab. Roland aber ging ge-

laſſen zur Thür und rief: „Hannes! der fromme Mann hat mir doch den Appetit verdorben!“

Zu ſeiner Beſtürzung aber trat Valaſta ihm entgegen. Roland ſchlug die Augen nieder, reinigte ſein Schwert vom Blute des Einſiedlers und murmelte: „Der fromme Mann fing an, mir meine Sünden an den Fingern herzuzählen.“

„Mir ahnete, daß es ſo kommen würde!“ zürnte Valaſta. „Und der Reichstag iſt beiſammen, Klage zu führen über den grünen Recken.“

Hannes, der Leibdiener des Prinzen, war der Fürſtin auf dem Fuße gefolgt. „Verzeiht, Frau Fürſtin!“ hub er mit ſchlauem Lächeln an: „Seine hochfürſtlichen Gnaden haben ſich fein aus der Schlinge gezogen, ſie konnten nichts Beſſeres beginnen. — Sagt alles heraus, gnädiger Herr! Ihr dürft Eure durchlauchtige Frau Mutter nicht in der Beſorgniß laſſen. — Ja, Frau Fürſtin, Prinz Roland mußte einen Mord begehen zum Zeichen, daß er kein Räuber und Mörder iſt.“

— „Was ſoll das heißen?“

— „Vor wenig Tagen ließen hochfürſtliche Gnaden mich rufen und ſprachen: „Hannes! weißt Du nicht einen ganz harmloſen Menſchen, der völlig überflüſſig auf der Welt iſt, ich will ihn erſchlagen. — Ich fragte, wie hochfürſtliche Gnaden zu dieſem abſonderlichen Gelüſte kämen! — Ich will mich laut eines Mordes anklagen und den reuigen Sünder ſpielen, ich will ſo exemplariſch verzweifeln und mich zerknirſchen, daß jedermann ſagen muß: Roland iſt zu allem fähig, aber ein Räuber und

Mörder iſt er nicht. Ich thue vier und zwanzig Stunden Kirchenbuße, was iſt das weiter? Ich bin gewohnt des Nachts unter freiem Himmel zu wachen, und faſten muß ich ſo einmal, denn ich habe mir den Magen verdorben. Welch erbauliches Schauſpiel aber, wenn der ſtolze Roland im Büßerhemde vor der Kirchthür ſteht, während Adel und Stände auf dem Schloſſe hoch und herrlich bankettiren, muß das nicht jeden Argwohn niederſchlagen? — Mein Prinz — antwortete ich — der fromme Ambroſius iſt ein harmloſer Eremit, der ſein Stück Brod bei Bauern bettelt, und weder Wittwe noch Waiſen hinterläßt; hochfürſtliche Gnaden können keinen beſſeren erſchlagen. — Um die Unſchuld des Prinzen recht augenfällig zu machen, mußte der heilige Mann hieher gelockt werden. Es geſchah! — Jetzt wird es heißen, der fromme Ambroſius habe hochfürſtliche Gnaden beim Male überraſcht, um hochdenſelben hochdero Sünden vorzuhalten, worauf hochfürſtliche Gnaden in höchſtihrem Rauſche dieſen Mord begingen. Man wird hochfürſtliche Gnaden bedauern."

„Und warum wurde mir dieß alles verſchwiegen?" fragte Valaſta argwöhniſch.

„Hochfürſtliche Gnaden wollen nicht immer Ihrer Durchlaucht gehorchen, ſondern auch höchſtihre eigenen Einfälle haben."

„Geh augenblicklich zum Biſchof," befahl Valaſta dem Prinzen. „Man muß Dich vor der Kirchthür ſehen, eh Deine That ruchbar wird."

Sie ging. Roland reichte ſeinem treuen Diener die

Hand und sprach: „Hannes, wenn ich Fürst bin, mußt Du mein Kanzler werden.“

Hannes lächelte tückisch: „Ich werde Euch schon erinnern, wenn Ihr's vielleicht vergessen solltet.“

Maria schlug die Augen auf und sah die öde traurige Erde, wo alles mißmuthig den Boden drückt. Die Felsen lagen wie träge Riesen im bleiernen Schlafe gefangen, die Bäume zitterten und fröstelten im kühlen Morgenwinde und glanzlos wie ein blindes Auge weinte ein Bergstrom seine Gewässer thalwärts; alles alles senkte sich, nichts strebte froh und frei zu Gottes heiterem Himmel auf und Maria seufzte: „Weh über Euch Erdgeborne, wenn Eure Seele sich nicht höher schwingt, als Eure Welt.“

Der böse Geist hatte sich endlich satt geweidet an ihrer Angst, er öffnete seine Arme und ließ sie zu Boden gleiten. „Du bist auch gar zu dumm,“ zürnte er, „ich weiß nichts mit Dir anzufangen, geh, wohin Du willst, Du bist frei!“ —

„Bin ich wirklich frei?“ fragte Maria. „Du bist nicht barmherzig, Du schonst mich nicht aus Mitleid. — Hast Du Dein Aeußerstes schon an mir gethan? Reicht Deine Macht nicht weiter? Habe ich nichts mehr von Deiner Bosheit zu fürchten?“

„Du irrst;“ versetzte der Böse. „Drei Flüche gebe ich Dir, denen Du nicht entrinnen sollst. Du aus dem Licht Verstoßene sollst willkommen sein hienieden wie blu-

tige Fehde und Empörung, Dein eigner Vater soll den Würger Dir bestellen und wo Du wonnig, glückselig, verklärt sein willst, der Mord wird Dich ereilen mit Todesschauer und Sterbequal." —

Hohnlachend verließ er sie und Maria ging thalwärts. Es ward immer heller, endlich lag zu ihren Füßen eine Stadt wie ein großes Menschennest und sie krochen aus die Erdenwürmer, blickten schlaftrunken gen Himmel, reckten sich und gähnten — und mit einem Male läutete es von allen Thürmen. Maria lauschte der frommen nie gehörten Klänge, ging ihnen entgegen und kam in die Stadt. —

Eine Menge Bettler und Kranke lagen vor einer großen Kirche. Ihre Mienen waren stumpf, ihre Augen schauten blöde, sie waren mit Leib und Seele dem Elend verfallen. Doch sie erblickten das Kind des Paradieses und die entstellten Angesichter erheiterten, ihre trägen Züge belebten sich: „Seht da einen Engel," riefen sie, „einen Engel Gottes." — Maria lächelte: „Ach! wäre ich ein Engel, die Engel sind gar hold und lieb und in ihrem Lichte bin ich ein blindes lichtscheues Geschöpf. Ihr aber ihr Armen und Kranken, die ihr so treu Euer Leid und Eure Noth durch trübes Alltagssein dahin schleppt. Heil Euch, denn glückseliger seid Ihr, als Ihr wißt. Geduld und Leiden vervollkommnen, und ist auch Eure Seele stumpf hinieden, nicht alles reift in dieser Welt der Schwere, doch droben ist Freiheit, Schwung und Entfaltung, und was Ihr gar nicht denkt hienieden, das sprießt und blüht, gedeiht und pranget droben, üppig, stolz und

wunderbar. „Selig sind die Armen! Kommt, ich will Euch segnen.“ Und als sie ihren Segen gab, hatte sie Wunderkräfte, daß die Kranken genasen; und als sie sprach: „der Herr lasse Euch sein Antlitz leuchten und schenke Euch seinen Frieden,“ gedachte sie der Engel im Lichte und ihrer Seligkeit und ihr Entzücken ging über auf alle, die sie hörten, über viele kam der Geist, die riefen: „das Marienkind ist da, die Tochter der gerechten Fürstin,“ und rannten weiter in die Stadt.

Menschen über Menschen kamen und riefen: „Seht einen Engel;“ und wollten ihren Segen haben. Sie segnete und brachte den Geist noch über manche, daß sie riefen: „das Marienkind ist da,“ und durch die Straßen rannten.

Aber das Segnen ermattete, das Drängen und Jauchzen betäubte und verwirrte sie. Mit einem Male läuteten wieder alle Glocken, viel mächtiger und näher als vorhin. Maria stand wie im Traum. — Endlich erblickte sie eine offene Kirchthür. Sie schaute hinein und sah eine wunderbare Kirche, innen viel größer als außen. Sie eilte hinein und fand nun alle Räume noch größer und wie sie hie und dahinging, änderte alles die Plätze, und Säulen und Gewölbe gingen mit und wieder von ihr. Da ward ihr im Herzen innig froh und sie dachte: „Meine schöne Gottesmutter hat mich nicht verlassen und von ihr, weil ich so lange um sie war, habe ich meine Wunderkraft.“ —

Roland im härenen Gewande ſtand barfüßig und barhäuptig vor den Thüren der Schloßkirche. Auf dem Schloßhofe lief Geſindel zuſammen, gaffte und höhnte: „Thut Buße, Prinz Roland, wo iſt Eure Mutter? für ſie iſt auch noch Platz genug vor der Kirchthür. — Valaſta ließ das Geſindel von der Schloßwache verjagen.

Aber auch in der Stadt war Lärm und Aufruhr. Begeiſterte und Verzückte rannten durch die Straßen und ſchrieen und ſchäumten: „Das Marienkind iſt da, die Tochter der gerechten Fürſtin.“

Valaſta ſandte ein Häuflein Hellebardiere herunter, die Schreier zu verhaften; allein die Bürger nahmen die Beſeſſenen in Schutz und ſandten die Hellebardiere übel zugerichtet wieder heim. — Valaſta ergrimmte, ihr ahnete Böſes, ſie ſandte die ganze Leibwache ſamt allen ihren Rittern in die Stadt hinunter mit dem Befehl, die falſche Prinzeſſin lebendig oder todt herbeizuſchaffen und kein Aſyl, kein Heiligthum zu ſchonen. Die Ritter und Hellebardiere zogen mit fliegenden Fahnen und Zinken und Trommeln aus; nur eine nothdürftige Beſatzung blieb im Schloſſe zurück. In der Stadt aber erhob ſich der Ruf: „Zu den Waffen für das Marienkind; zu den Waffen, für Recht, Eigenthum und Leben.“

Der Lärm weckte endlich den Fürſten. Erſchrocken kam er aus ſeinem Schlafgemach und trat ans Fenſter. — Vom Carmeliterdome läutete es Sturm.

„Welch ein Aufruhr?“ fragte Woldemar.

„Nur Unfug!“ verſetzte Valaſta. Bettler und arm-

seliges Volk, das um ein Almosen erkauft ist, schreien: „Marienkind und gerechte Fürstin.“

Bei den Worten: „Marienkind und gerechte Fürstin“ sank Woldemar bleich in einen Sessel: „Valasta!“ seufzte er, „laß uns unserer Sünden eingedenk sein.“

„Woher mit einem Male dieser Kleinmuth?“

„Warum erscheint heute das Marienkind, wo unser Sohn in Sack und Asche büßend an der Kirchthür steht.“

„Es ist Pfaffenlug und Trug. Es sind Schliche und Ränke des Bischofs.“

„Es ist das Gericht Gottes! Unsere Buße wird verworfen, aber die Rache naht.“ Tief bewegt verhüllte er sein Antlitz; Valasta wandte sich mit Unwillen und Verachtung von ihm. —

Aber die hohen geistlichen Herrn, die Barone in blanker Rüstung und die Städte in vollem Ornate langten auf dem Schlosse an und verlangten augenblickliches Gehör.

„Ist der Anfall von Reue und Schwermuth noch nicht vorüber?“ fragte Valasta. „Wollt Ihr Euren Vasallen und Unterthanen einen schwachherzigen furchtsamen Herrscher zeigen?“

Woldemar ermannte sich und ließ sie vor. Der Prior schritt voran in die fürstlichen Gemächer, die weltlichen und geistlichen Herrn folgten und reihten sich hinter ihm, als solle er für alle reden.

„Seid mir gegrüßt, ihr hohen und edlen Herrn!“ redete Woldemar sie an; Pflicht und Ehre rufen Euch

bieber zu Eurem Fürsten, um Eure Treue und Ergebenheit zu erweisen. —

Aber die Barone und Ritter stießen klirrend ihre Waffen und Wappenstücke aneinander und riefen: „Wofern Gewalt vor Recht ergeht, sind wir bereit mit Blut und Leben das Marienkind, unsere rechtmäßige Thronerbin zu schützen.“ Der Prior fügte hinzu: „Eure Wachen bestürmen das Carmeliterkloster und verletzen Kirchenfrieden und Asyl!“

„Meine Wachen?“ fragte der Fürst erschrocken.

Valasta sah, daß alles verloren war und rief hastig: „Ich will sie augenblicklich zurückrufen lassen. Es war ein Irrthum, doch was auch geschehen sei, nicht länger darf Roland barfuß und im Büßerhemde, den Blicken der Menge ausgesetzt bleiben.“

„Es war sein Wille!“ entgegnete der Prior. Doch ist der Bischof schon unterwegs, seine Buße abzukürzen. Säumt nicht die Wachen zurückzurufen, derweil ich hier dem Fürsten meine Botschaft anbringe.“

„Geh Valasta geh,“ bat Woldemar ängstlich, — und als die Fürstin sich entfernt, berichtete der Prior also:

— „Der Sakristan war im Begriff, die heiligen Gefäße und Meßgewänder herauszugeben, als der Bruder Pförtner erschrocken in die Sakristei kam und ausrief: „Ein Engel ist in der Kirche.“ „Ein Engel?“ fragte ungläubig der Pater Sakristan. — „Ja!“ sprach der alte Bruder Anton mit Thränen in den Augen: „ein Engel Gottes!“ Da ward der Pater neugierig und folgte. — Auch er sah nun die himmlische Erscheinung, die flink und froh über die Chöre schwebte, leicht die

Treppen auf und nieder eilte und sich ängstig wunderte und freute über die wechselnden Ansichten der Säulen und Gewölbe. — Der Sakristan ließ flugs das ganze Kloster zusammenrufen, damit alle das Wunder schauen und bezeugen möchten. Wir eilten, was wir konnten, und stellten uns am Hochaltar auf, wie zum Gottesdienst. — Als die holde Erscheinung uns gewahrte, ward sie ernst und still und nahte uns feierlich. Jetzt erst sahen wir, wie himmlischschön sie war und je länger wir sie betrachteten, desto wohler ward uns, als wehe aus ihren Locken und Gewändern uns Himmelsfriede und Paradieswonne an. Und mit einer Stimme, deren Silberklang alle Wölbungen hold erfüllte, nannte sie unsere Kirche ein Wunderwerk der Erde und meinte, unsere große Orgel sei auch wohl kein leerer Zierrath und lasse sich spielen. Weil wir bejahten, wollte sie die Orgel spielen und bat gar liebreich darum. Da standen die Mönche und sahen mich fragend an. Sie aber sprach: „Ich habe Orgelspielen von der heiligen Jungfrau selbst gelernt." Ich glaubte ihr und gehorchte. Schweigend führten wir sie auf's Chor, öffneten die Orgel und zwei Layenbrüder traten an die Bälge. Ihr Orgelspielen mag sie wohl von der heiligen Jungfrau gelernt haben; die Händchen und Füßchen schwebten sicher und flüchtig über die Tasten, wie sie vorhin über die Chöre. Das Pedal hat starke Federn, die unsrem Bruder Organisten zu schaffen machen; sie aber freute sich der schönen Bäße, und ließ sie wie Donnerschläge durch die Gewölbe rollen. Die Kirche füllte sich mit Bettlern, Kindern, Müßiggängern,

Weibern und was sonst überall bei der Hand ist. Die saßen da und lauschten als sei die heilige Cäcilie vom Himmel gekommen. — Sie schloß und sprach: „Eure Orgel ist ein Wunderwerk, wie Eure Kirche und Eure Glocken. Aber auch der Himmel ist voll Wunder, hört wie die Engel im Lichte Hosiana singen. Drauf zog sie Flöten und Süßgedakt aus, und offenbarte in süßen Gesangesklängen, — sie, die äußerlich schon so himmlisch ist — auch ihre innerste Seele. Da standen wir verzaubert und verlockt, und sahen wir uns um, so ließ es fast schauerlich wie die vielen durch blindes Ungefähr zusammengerafften Menschen, so leichenstarr und grabesstumm dasaßen; bis es hie und da in der todesstillen Kirche zu rauschen und zu flüstern begann: „Marienkind! Marienkind." Da wußten wir, wen wir vor uns hatten und wer wie die Engel im Lichte spielte, sang und war. — Wir hatten keine Zeit uns zu erholen. Waffengetöse erhob sich, schaarenweis strömten die Bürger herbei und besetzten Kirche und Kloster. Eure Ritter und Hellebardiere ließen auch nicht auf sich warten und der Kampf entspann sich. — Wir konnten unserer himmlischen Prinzessin nicht länger verheelen, weshalb man sich stritt und raufte; und kaum vernahm sie, daß ihretwillen Blut floß, so wollte sie hinaus und ihren Mördern sich ausliefern. Ich warnte, ich beschwor sie. Umsonst. „Dieß ist ein Fluch des bösen Feindes," sagte sie, „und kann ich Kranke heilen und den Geist bringen, so kann ich auch Schwerdter besprechen, die Wahn und Irrsinn schwingt." Und wie der Blitz war sie aus unserer Mitte

und flog die Treppen hinunter. — Noch schaudre ich, gedenke ich des Augenblicks. Die Kirchthüren standen offen und Eure Kriegesknechte kampfesheiß und blutberauscht schrieen: „Gebt sie heraus die falsche Prinzessin todt oder lebendig müssen wir sie haben. — Ich rief was ich konnte den Leuten unten zu: „Rettet die Prinzessin! sie will hinaus zu ihren Mördern.“ Da erhob sich ein entsetzliches Gekreische; Männer, Weiber, Kinder, alles warf sich ihr in den Weg und weinte, schrie und rang die Hände. So gewann ich Zeit, sie einzuholen und stellte sie nachdrücklich zur Rede, was sie auszurichten hoffte. Ewig aber werd ich der vorwurfsvollen rührenden Blicke gedenken, mit denen sie mir drohte: jeder Schwerdstreich werde schwer auf meine Seele fallen. Und auf das Kampfgetöse horchend, mit Thränen in den holden Himmelsaugen betheuerte sie: Für Recht und Anspruch sei sie nicht gekommen, sie wolle nur beten am Grabe ihrer Mutter, in der Kapelle, wo sie geboren und getauft; und wo sie das verkünde, würden Haß und Zwietracht schweigen und niemand wagen, dem Marienkind ein Leid zu thun.

„Haltet ein!“ unterbrach der Fürst den frommen Sprecher. „Ihr habt fast schon zu viel gesagt. Ja! sie ist's, das Marienkind, auf deren Taufe alle Heiligen voll Rührung blickten und alle Engel weinend niederlächelten.“ — Es entstand eine lange Pause. Woldemar hatte sich gesammelt und fuhr fort: Ich habe wenig Gutes gethan mein Leben lang, heut aber will ich im Geiste der gerechten Fürstin handeln und jedem das Seine geben. —

Prior, die Thronerbin bleibe in Eurer Obhut, bis alles hier zu ihrem Empfang bereit ist; doch werde sie scharf bewacht, niemand darf sie sehen noch sprechen, denn einer strengen Prüfung unterwerfe ich sie. Wohlan meine Barone, liegt Euch an der wahren Thronerbin, so habt Acht auf sie, erwählt unter Euch, wer sie im Kloster bewache, damit sie auf keine Weise erfahre, was hier im Schlosse sich begiebt."

„Durchlauchtiger Herr!" fragte der Prior, „habt Ihr keinen Gruß, kein freundlich Wort für das Marienkind?"

— „Erst soll sie sich als Thronerbin bewähren."

— „Und so verfahrt Ihr mit einem zarten Engel, der ganz Anspruchlosigkeit und Unschuld sich gehorsam Euren Schergen ausliefert?"

— „Spart Eure Worte! Ich thue, was ich muß und was ich der Fürstin und meinem Sohne schuldig bin. Ich lasse mir kein Marienkind aufschwatzen und aufdringen. Aus den Händen getreuer Vasallen und Unterthanen will ich die wahre Thronerbin empfangen, und das Heil so meinem Fleisch und Blut geschehen; die Gnade, die meinem stolzen Herrscherhause widerfahren, will ich denkwürdig und beglaubigt für ewige Zeiten bekunden.

Hannes trat in die Gemächer der Fürstin.

„Daß Du Dich noch blicken läßt, Schuft?" begrüßte ihn Valasta. „Roland ist in Verzweiflung! Dein Rath war's, daß er Kirchenbuße that."

„Dafür bringe ich jetzt ganz absonderliche Neuigkei-

ten," lächelte Hannes verschmitzt: „die Kapelle der gerechten Fürstin wird gereinigt und aufgeschmückt. Der Schloßgarten wird scharf bewacht, denn niemand soll dem Heiligthum zu nahe kommen; und das Marienkind hat gesagt: sie wolle beten am Grabe ihrer Mutter in der Kapelle, wo sie geboren und getauft ist. — Eine Thronerbin ist nicht oft allein."

Valasta schien besänftigt: „Wenn man Dich zu etwas brauchen könnte," sagte sie bedeutungsvoll.

— „Ihr wißt, ich bin blutscheu, ich bekomme das Zittern, wenn ich eine blanke Klinge sehe."

— „Sie ist seine Schwester, wenn sie weinend die Hände ringt und sich zu seinen Füßen windet" —

— „So sagt ihm nur, daß sie den Geist bringt, der ihn den grünen Recken nennt. Prinz Roland kennt diesen Geist."

Valasta sah ihn betroffen an.

„Ich kann Euch auch noch einen Spruch lehren," fuhr Hannes ernsthaft fort, „und wenn ihr den hübsch laut dem Marienkinde zuruft, so wird sie nicht weinen, flehen und sich winden, sondern sich geduldig würgen lassen. Das aber ist eine absonderliche Weisheit, die sich nicht verschenken läßt."

— „Bedingst Du Dir den Lohn im voraus?"

— „Nein! Ihr seid mir sicher."

— „So lehr mich Deinen Spruch."

— „Wenn Ihr dem Marienkinde zuruft: der dritte Fluch ist da, der Mord mit Todesschauer und Sterbequal, so wird sie sich nicht sträuben."

— „Woher weißt Du das?“ fragte Valasta mit Grauen. Hannes lächelte tückisch: „Ich sagte Euch ja, es ist eine absonderliche Weisheit, die sich nicht verschenken läßt.“

Der Thronsaal hatte sich gefüllt. Rechts und links vom Throne saß der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, in den übrigen Reihen und Galerien drängten sich Ritter, Geistliche und Volk stehend durcheinander. — Der Fürst erschien im vollen Herrscherschmucke, gefolgt von seinen Räthen. Vor Roland blieb er stehen und sprach: „Mein Prinz, eine neue Prüfung ist über Euch verhängt; fügt Euch in Demuth dem Willen des Himmels.“

„Gehorsam ist besser denn Opfer!“ entgegnete Roland. „Meine Buse war den Heiligen nicht wohlgefällig, hoffentlich wird mein Gehorsam sühnen das unschuldige Blut des frommen Ambrosius, welches noch an meinen Händen klebt.“

Schweigend umarmte ihn Woldemar, dann bestieg er seinen Thron und ließ sich auf den goldnen Sessel nieder; die Räthe nahmen an einer langen Tafel, dem Throne gegenüber, Platz; tiefe Stille trat ein und also sprach der Fürst zu der Versammlung:

„Die Rechte einer Fürstentochter müssen klar sein wie Sonnenlicht und ihre Ansprüche fest begründet wie der Boden zu unseren Füßen. Wir verpfänden unser Wort und schwören bei allen Heiligen des Himmels: Wofern das Marienkind die Prüfung nicht besteht, wofern sie dem leisesten Zweifel, dem geringsten Argwohn Raum giebt,

so soll sie hier zur Stelle sterben. — Meister Hans tritt vor mit Deinen Gesellen."

Der Scharfrichter trat aus der Wandthür, gefolgt von zweien Knechten. Er hatte einen weiten rothen Mantel um und seinen Hut mit schwarzen Federn rings besetzt, behielt er auf dem Kopfe. Seine Knechte schafften in großen Kübeln weißen Sand herbei, den sie zu einem Hügel vor ihm häuften.

Ringsum gab es nur finstre und bleiche Gesichter und alle Herzen pochten, denn Woldemar pflegte wohl mit Henkern, doch nicht mit dem Richtschwert zu scherzen. Aber auch aus dem Nebenzimmer drang Weinen und Schluchzen von weiblichen Stimmen in den stillen Thronsaal und vermehrte die Angst und die peinliche Spannung. Selbst Woldemar schien beunruhigt, und gebot nachzusehen. — —

Die Thronerbin war angelangt, tief verhüllt in dichte Schleier und bewacht von den Barenen und Rittern. Zwanzig der edelsten Jungfrauen, zu ihrem Dienste auserwählt, waren schweigend ihr entgegengezogen, denn es war ihnen bei Lebensstrafe untersagt, vor der Prüfung ein Wort mit der Prinzessin zu wechseln. Sie hatten sie in jene Gemächer geführt und dort die Schleier ihr abgenommen. — Da erblickten sie das Marienkind und hingerissen von der überirdischen Schönheit sanken sie alle auf einmal ihr zu Füßen. — Das Marienkind aber ging von einer zur anderen, hob sie auf der Reihe nach, und umarmte sie. Und gerührt von dieser lieblichen Gnade und weil sie ihren Dank und ihre Bewunderung doch

nicht äußern durften, weinten und ſchluchzten die Jungfrauen laut.

Als der Marſchall wiederkehrte, dieß zu melden, fingen die Ritter zu murren an und der finſtre alte Biſchof erhob ſich und ſprach: „Durchlauchtiger Herr, wie dürft Ihr wagen, mit Wort und Schwur das Leben der heiligen Tochter dem Henker zu verpfänden, die ſchon Wunder gethan und den Geiſt gebracht, der „Marienkind“ ſie ausrief.“

Der Fürſt erhob ſich von ſeinem Seſſel, ſtieg langſam vom Throne nieder, nahte ſich den Baronen und geiſtlichen Herrn und ſprach mit leiſer Stimme, um dem Marienkind im Nebenzimmer nichts zu verrathen.

„Wie könnte ich die wunderbare Tochter, die noch kein ſterblich Auge ſah, die ich im Traum nur ſchaute, im heiligſten Augenblicke meines Lebens nach ſo vielen Jahren wiederkennen, zur Thronerbin erheben und die Anſprüche meines Roland tilgen, hätte ich nicht untrügliche Kennzeichen, die jeden Zweifel tilgen? — Wißt: das Marienkind fragt nicht nach Fürſtenthum und junges Leben, nur eine alte baufällige Kapelle iſt ihr theuer, denn dort hat Maria ſie getauft und Jeſus ſie benannt, und darum iſt ſie das Marienkind! — Fragt nur jenen würdigen Carmeliter, er wird es bezeugen. Sie wollte den wider ſie gezückten Waffen ſich preisgeben. Alſo achtet ſie ihr Leben gering; für Recht und Anſpruch iſt ſie nicht gekommen, ſie will ſich nur befreunden mit ihren Heiligthümern. — Darum kann ich getroſt, Euch hier mein Fürſtenwort, den Heiligen droben meinen Schwur

und dem Meister Hans dort, ihr theures Haupt verpfänden; das Marienkind wird sich bewähren und der ganze Himmel ist mit ihr. — Seht Ihr daher, daß ich mich von meinem Sessel erhebe und meinen Thron verlasse; so fürchtet nichts, mein Zorn wird Schein, mein Drohen Blendwerk sein. Der Meister Hans da freut sich umsonst; er wird heute keine Arbeit finden. — Spreche ich aber zu den Knechten: „Ergreift sie," so erschreckt nicht: Sie wissen, diese Ehrlosen, daß sie die Thronerbin mit schmachvoller Berührung nicht beschimpfen dürfen. — Und kampfe ich mit dem Fuße, so gebt Acht. Ihr alle, die Ihr zugegen seid, gebt Acht. Alsdann wird das Marienkind sich offenbaren."

Nach diesen Worten erstieg er wieder seinen Thron, nahm seinen Sessel ein und auf einen Wink von ihm wurden die Thüren geöffnet und ein Herold trat heran und rief:

„Hochgeborne Prinzessin Maria! Geruhen Ihre hochfürstliche Gnaden zu erscheinen vor den versammelten wohlweisen Räthen Ihres Herrn durchlauchtigen Vaters, um auszuweisen Ihre hohe Abkunft und zu empfangen Recht und Vorrecht, Huldigung, Auszeichnung und Ehren, so Ihrem hohen Range gebühren."

Tiefe Stille trat ein, alles starrte erwartungsvoll nach der Thür.

Maria erschien, nur geleitet von den Baronen und Rittern. — Sie verschmähte den dargebotenen Sessel und stand aufrecht vor den Räthen, leicht und liebreizend, als wolle sie gleich wieder empor in ihre Himmel, und berühre

aus Laune nur mit zartem Fuß den Boden, um Himmelsfrieden und Paradieseswonne den Sterblichen zu offenbaren."

Der älteste der Räthe begann: „Wer seid Ihr holdselige Jungfrau?"

„Ich heiße Maria!" antwortete sie silberhell. „Wahrlich! wahrlich! so hat Maria mich getauft und Jesus mich benamt." Stolz und glückselig lächelnd schaute sie sich bei diesen Worten um und wohin ihre entzückten Augen strahlten, flüsterte und rauschte es im grabesstillen Saale: „Marienkind, Marienkind."

„Warum verstummen meine Räthe!" fragte Woldemar.

Die Räthe sprachen: „Wo sich der Himmel offenbart, schweigt irdische Weisheit. Welch blinde Augen, taube Ohren, verstockte Herzen sollen noch sehend, hörend, fühlend werden?"

Maria aber verließ die Räthe, eilte, man sah nicht wie, die Stufen des Thrones hinan und fiel ihrem Vater um den Hals. Ernsthaft betrachtete sie ihn lange, nahm ihm den Hut vom Haupte, befühlte seinen Bart — endlich rief sie zärtlich: „Du armer welker Mann. Wo ist das Haar von Deinem kahlen Schädel? Dein zitternder Mund, war er immer zahnlos? Wie lang und weiß Dein Bart ist! Hat trübes Alltagssein auf Erden das aus Dir gemacht?"

Woldemar entriß ihr zürnend seinen Hut und sprach: „Wer bist Du leichtfertiges Ding, das frech die Stufen dieses Thrones erklimmt, den Hut mir vom geweihten

Haupte reißt und tollkühn meinen Bart zupft. — Hinweg! ich kenne Dich nicht."

Sie gehorchte und stieg langsam vom Throne nieder, doch eh sie noch die letzte Stufe erreichte, war der finstre alte Bischof näher getreten. Er beugte sein Knie vor ihr und sprach: „Segne mich Du Engel, so nannten Dich die Kranken und Bettler, weil Dein Segen Heilung und den Geist über sie brachte, so nenne auch ich Dich; vor Dir sind alle gleich, vor dem Marienkind neigt sich die Inful."

Maria legte die Hände auf und sprach den Segen leise. — Der Bischof küßte die Falten ihrer Gewänder. — Auch andere hohe geistliche Herren wollten nun ihren Segen haben, sie aber sprach: „Ich habe Kranke gesegnet und den Geist gebracht über Arme."

„Krüppel und Bettler," rief Woldemar, erkennen keine Fürstentochter an. Segne meine hohen Herrn und Ritter, damit sie Marienkind Dich rufen."

Maria betrachtete die Reihen der glänzend geharnischten Krieger und sprach: „Sie begehren meinen Segen nicht. Sie haben einen Frieden, das sehe ich wohl; aber der Friede Gottes ist es nicht."

— „So segne den Prinzen Roland, er hat erst heut gebüßt in Sack und Asche."

— „Wo ist Prinz Roland, mein Bruder?" fragte Maria.

Woldemar deutete auf ihn und sprach: „Der ist es." — Doch beide erschraken, als sie sich erblickten. Roland fürchtete, sie würde ihn vor der ganzen Reichsver-

ſammlung den grünen Recken nennen und Maria ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus! „Weh Dir!“ warnte ſie, „Dein Geiſt iſt ſchwarze Nacht.“ Beſſre Dich oder komm mir nie wieder vor Augen.“

„Was iſt das?“ fragte Woldemar befremdet, „kann Dein Sehergeiſt auch fehl gehen?“ — Plötzlich aber beſann er ſich eines anderen, erhob ſich von ſeinem Seſſel und eilte raſch die Stufen ſeines Thrones hinab. — Alle erſchraken, denn Grauſamkeit und Blutdurſt herrſchte in ſeinen Zügen: ihr gewöhnliches Gepräge und der Ausdruck, den ſie unwillkührlich hatten: „Dein Bruder ſoll Dein Antlitz meiden?“ fragte er roh und zornig. „Welch tollkühnes Spiel treibſt Du, zauberiſcher Unhold! Wärſt Du die gottbegeiſterte Seherin, das Marienkind, die Thronerbin, meine Tochter; vor allen theuer und werth wäre Roland Dir, Dein Bruder. Allein Du haſſeſt ihn, Du willſt ihn verdrängen, Du fürchteſt ihn und möchteſt ihn verderben. Jetzt haſt Du Dich verrathen Unſelige. Wiſſe! Ich habe mein Fürſtenwort verpfändet und bei allen Heiligen des Himmels geſchworen, daß, wofern der leiſeſte Zweifel ſich regt, der mindeſte Argwohn wach wird wider Dich, Du hier zur Stelle ſterben ſollſt. — Meiſter Hans! mach Dich fertig.“

Bei dieſen Worten ſtampfte er mit dem Fuße zum Zeichen, daß ſich das Marienkind jetzt offenbaren würde.

Der Scharfrichter betrat den Sandhaufen und ſeine Knechte riſſen ihm den Mantel ab. Er hatte das blanke Richtſchwert unterm Arm, welches er mit beiden Händen

emporschwang. — Maria schaute bang nach allen Seiten hin, als wisse sie nicht, was geschehen solle.

„Dorthin schaue!“ gebot Woldemar, „dieß Schwert ist für Deinen weißen Hals geschliffen, dieser Sand ist aufgehäuft, Dein junges Blut zu trinken, Dein Leben gehört dem großen rothen Manne dort, kniee nieder auf jenen Hügel.“

Maria bedeckte schaudernd ihre Augen mit den kleinen Händen. — Da glänzten Thränen in milden wie in wilden Blicken, um frische wie um welke Lippen zuckte Schmerz und Unwille. Viele der hohen Herrn warfen ihren Handschuh hin und erklärten, daß sie diese unritterliche Behandlung ihrer Thronerbin nicht länger dulden würden.

Woldemar betrachtete stolz die holde Tochter, die, wenn auch tödtlich erschreckt, ihre himmlische Anmuth und Gelassenheit nicht verleugnete. „Jungfrau!“ rief er, „siehst Du die Fehdehandschuhe zu Deinen Füßen? Dein Anblick genügt, meine Vasallen zu empören. Schon Blut genug ist heut um Dich geflossen, willst Du mein ganzes Land zur Schlachtbank und zur Brandstätte umwandeln? Seht die abscheuliche Heuchlerin, diesen Morgen eilte sie den gezückten Waffen ihrer Widersacher entgegen, sie wußte, daß man sie hindern würde. Hier aber, wo es zu sterben gilt zittert sie vor dem Tode.“

Maria ließ die Hände sinken und sprach bleich und beklommen. „Zum Sterben bin ich auf Erden. Nur dachte ich nicht, so jäh in Blut und Pein zu enden; ich habe mehr Geduld als Muth, mehr Demuth als Stärke. Eins noch gewähre mir mein Vater, so verlasse ich gern

die Erde, wo Höllengeisterflüche sich wie Verzweiflungsruf erfüllen, wo ich willkommen bin wie blutige Fehde und Empörung und wo der eigene Vater den Würger mir bestellt."

— „Was begehrst Du, mach es kurz."

— „Ich will am Grabe meiner Mutter beten, in der Kapelle, wo ich geboren und getauft bin."

— „Du willst entrinnen, bete hier."

— „Ich gebe Dir mein Leben wieder, was ich von Dir empfing, und bringt mein Blut Deinen Völkern Friede, so röthe es den Sand. Doch meine Pflichten gegen Heilige und Todte sind niemanden im Wege und kein Sterblicher darf sie hindern. Gewähre mir, mein Vater! der Heiligen und Todten willen."

„Meine Geduld ist zu Ende," rief Woldemar, „ergreift sie." Die Henkersknechte traten näher, sie aber lag wie der Blitz zu ihres Vaters Füßen und flehte weinend und händeringend:

„Laß mich in die Kapelle, wo meiner Mutter Todesseufzer wehten, wo ihr Gebet im Sterben mir so viel Gnade erwarb. Ich habe die Heiligen erzürnt; für mich giebts Mitleid nur noch bei der Mutterliebe. Am Sarge meiner Mutter will ich reuig mein verlorenes Paradies beweinen und ihrer Asche klagen, daß die Engel aus dem Lichte mich verstießen. Die Seele meiner Mutter bittet dann für mich und die Himmlischen verzeihen. Und an den Taufstein trete ich und spreche: Ihr Heiligen hier bin ich noch einmal: ein Erdenkind. Eure Gnade war an mir verschwendet, ich wußte nichts, als sie mißbrau-

gen. Jetzt liebe Vaterchen thut ein Uebriges, weil ich doch klüger bin und schenkt mir nochmals Gnade.“ Dann sind die Himmlischen versöhnt, dann kehre ich wieder und sterbe, wie Du mir befiehlst, dann ist mein Tod Verklärung, die schöne Gottesmutter liebt mich wieder und ich darf zu den Engeln in's Licht.“ —

Da hielt sich Woldemar nicht länger und riß die holde Tochter, die schon zu seinen Füßen sich verklärte, empor in seine Arme. „Maria! Kind der Gnade!“ rief er, „jetzt kenne ich Dich, jetzt liebe ich Dich und diese Liebe heiligt meine Seele.“

Und weltliche und geistliche Herrn und Ritter, Räthe, Volk, alles jauchzte und weinte: „Marienkind! Marienkind! verflucht sei jeder Unglaube, erschwarze jeder Argwohn.“ Und Pauken wirbelten, Trompeten schmetterten, die festlich hellen Nebensäle öffneten sich, wo edle Frauen und Jungfrauen hold mit weißen Tüchern wehten und Blumen warfen. Ausgelassen freudig eilten ihre Jungfrauen herein, leerten die vollen Blumenkörbe knieend zu ihren Füßen und küßten weinend den Saum ihrer Gewänder. Und als der erste Lärm verhallte, hörte man alle Glocken läuten, sah durch die Fenster die ganze Stadt von Freudenfeuern erhellt und auf dem Markte, das Volk wie rasend sich um die Weinfässer raufen, die ihm preisgegeben wurden. — Doch Maria stand traurig da und Thränen hingen in ihren langen seidenen Wimpern.

„Weine nicht, Du schöner Seraph!“ sprach Woldemar. „Wisse! Dein Haupt ist hier das theuerste, was es giebt! Ich selber und wir alle sind eben so bereit,

unſer Leben Dir zu opfern, wie Du für uns es opfern wollteſt. Mich aber faſſen heilige Schauer in Deiner Nähe. Welche Gnade iſt meinem Fleiſch und Blut widerfahren. Marienkind! Dein Geiſt kömmt über mich! Mein Inneres erbebt. — Du wirſt herrſchen wie die gerechte Fürſtin, wirſt ſühnen, was ich verbrach und tilgen, was ich verſchuldete und Volksliebe und Volkesſegen, die Du von Deiner Mutter erbteſt, die jauchzend heute für Dich ſtritten, werden unvergeßlich forterben auf Deine letzten Enkel. —

Die Barone und Ritter erhoben ein furchtbares Geraſſel mit Waffen und Waffenſtücken und wiederholten in gewaltigem Ruf: „Volksliebe und Volkesſegen, die Du von Deiner Mutter erbteſt, die heute jauchzend für Dich ſtritten, werden unvergeßlich forterben auf Deine letzten Enkel.“

„Du trauerſt noch immer?“ fragte Woldemar befremdet.

„Iſt's ein Wunder?“ ſprach ein alter grauer Ritter. „Nehmt einem Manne das Einzige, was ihm theuer und heilig iſt und er zeigt Euch auch ſeine Thränen.“

„Zürnſt Du mir?“ fuhr Woldemar fort. „Strafſt Du mich mit Thränen, weil ich frevelhaft die Thränen Deiner gerechten Mutter verdammte?“ —

Maria aber hatte das ſchöne Haupt geſenkt und hie und da fiel eine Thräne wie Thautropfen auf die Blumen zu ihren Füßen. —

Der Prior endlich voll Unmuth ſprach: „So laßt ſie doch in ihre Kapelle. Ihr habt ihre Seele und Seligkeit

in Händen! quält ſie nicht mit Schmeichelworten, nachdem Ihr ſie mit Todesdrohungen mehr als zu viel geängſtigt."

Da erhob Maria das holde Antlitz, blickte ihren Vater durch Thränen an und fügte ſtillbittend die zierlichen Hände zuſammen.

„Iſt es nur das?" lächelte Woldemar gerührt. „So geh in Deine Kapelle. Ich ließ ſie ſchmücken, ſo gut ich konnte und bei Lebensſtrafe iſt verboten, Deinem Heiligthum zu nahen. — Geleitet die Prinzeſſin!" befahl er den Jungfrauen, und Maria lächelte, ihr Antlitz glänzte, der bleiche Schmerz war umgewandelt in liebliche Verklärung. Sie folgte den Jungfrauen, indem ſie dankbar grüßend vor dem Prior ſich verneigte. —

Sie war verſchwunden und alle erwachten wie aus einem glänzend wunderbaren Traum, und fühlten ſich recht troſtlos und unbehaglich der Alltäglichkeit zurückgegeben. Die Barone und Ritter machten endlich ihrem lang gehegten Unwillen Luft: „Fürwahr dieſe Prüfung war ſehr ritterlich und fürſtlich. Einer zarten Jungfrau den Tod zu drohen, um ihr die letzte Bitte zu verſagen, iſt würdig eines Vaters, der ſeine holde Tochter endlich wiederſieht. Euer Zorn ſollte Schein, Euer Drohen Blendwerk ſein, allein Ihr habt gezürnt, daß bärtige Geſichter ſich entfärbten und Männerherzen unterm Harniſch pochten."

„Still o ſtill!" ſeufzte Woldemar beklommen, „das Geſchehene iſt nicht zu ändern. Sie wird ihrem Vater

nicht länger zürnen, in ihrer Kapelle vergißt ſie alles. Kommt zu den Frauen in die Feſtſäle. Ihr alle ſeid meine Gäſte."

„Ich nicht," verſetzte Roland. — „Mein Geiſt iſt ſchwarze Nacht, ich ſoll ihr nicht vor Augen kommen! — Sagt Ihr, mein Vater, daß ich ihr gehorche." — Traurig verließ er den Saal.

„Noch ein Räthſel hat ſie," ſprach Woldemar ſinnend. „Warum haſſet ſie Roland, ihren Bruder?"

„Auch das wird ſich offenbaren," entgegnete der finſtre Biſchof. „Das Marienkind will nicht erforſcht und geprüft ſein, ihr ganzes Weſen iſt Licht und Klarheit."

Roland begab ſich zu ſeiner Mutter, die mit funkelnden Augen und glühenden Wangen ihn empfing. „Trink!" ſprach ſie, und reichte ihm einen vollen Humpen. Das macht den Heldenmuth zum Höllenmuth.

„Ich brauche keinen Trank!" entgegnete Roland, ich hab genug gehört und geſehen."

— „So leere ich auch noch dieſen Becher!" ſprach ſie und in langen Zügen ſchlürfte ſie den gewürzten Wein. „Ha!" fuhr ſie fort in wildem Wohlbehagen ſich ſchauernd, „nun iſt mir wohl! Jetzt thäte ich Dinge, die den bleichen Mond vom Himmel ſcheuchen, wovor dieſe würzig laue Sommernacht zurückerſtarrt ins winterliche Eis. — Komm. Ich bin ihre Erbfeindin? Ich wollte ſie im Mutterleibe ſchon verderben. —

Valaſta bewohnte die Gemächer der gerechten Fürſtin,

aus denen verborgene Gänge, nur wenigen Bewohnern des Schlosses bekannt, in den Garten führten.

— Rolands nachtgeübtes Auge entdeckte bald im Schatten der Gebüsche eine schmächtige Gestalt.

„Wer da!“ rief er an.

„Gut Freund!“ antwortete Hannes.

„Thu das Deine!“ flüsterte Valasta.

Hannes trat zu den Jungfrauen, die vor der Kapelle im Mondschein auf und nieder wandelten. Er beschrieb ihnen, wie die Armen und Kranken vor der Thür der Domkirche beim Anblick des Marienkindes ausgerufen: „Seht da! einen Engel,“ und ahmte Stimmen und Geberden der stadtbekannten Bettler nach. Es belustigte die Jungfrauen. Er versicherte die Täuschung wäre vollkommen, wenn man ihn nicht sähe; und lud sie ein in die finstren Laubgänge zu kommen. Die leichtfertigen Jungfrauen folgten und er sprang bald hinter diesen, bald hinter jenen Baum; man hörte bald den Fürsten, bald Valasta, bald Roland und andere Personen des Hofes reden; der ganze Garten schien voll Menschen, die sich zankten, foppten und vor einander versteckten; dazwischen krähten Hähne, wieherten Rosse, bellten Hunde, mäckerten Ziegen und die Jungfrauen kicherten und jauchzten. —

Indeß schlichen Roland und Valasta behutsam nach der Kapelle.

Maria ſtand am Taufſtein, das holde Antlitz bleich und verklärt. In den ſchönen blauen Augen, die lieblich entzückt zum Himmel emporſtrahlten, glänzten Thränen, während die kleinen Purpurlippen zartlächelnd dann und wann ſich regten.

Ohne Kraft und Willen ſtarrte Roland ſein holdes Opfer an. „Welch heiliges Gebet," flüſterte er. „Welch holdſelige Verzückung!"

„Und wenn ſie in dieſer holdſeligen Verzückung Dich grüner Recke nennt?" fragte Valaſta.

Da raffte Roland ſich zuſammen. „Sie muß ſterben!" ſprach er laut und Valaſta verſchloß die Thür und erhob die Stimme: „der dritte Fluch, der Mord iſt da, mit Todesſchauer und Sterbequal."

Maria erkannte ihre Mörder und zitternd kniete ſie nieder und betete: „O ſchöne Gottesmutter, nimm mich aus Todesſchauer und Sterbequal in Deine Gnade wieder auf! — Darf ich in's Licht auch zu den lieben Engeln? — Ach ſchöne Gottesmutter! ſag' den lieben Engelein, daß ſie mich nicht wieder verſcheuchen und verſtoßen!" —

„So geh zu Deinen Engeln!" murmelte Roland und wand ihr ſeine Schärpe um. Ein Fauſtſtoß, mit mörderiſcher Geſchicklichkeit nach ihrem Herzen geführt, vollendete augenblicklich die Unthat. „Sieh' Mutter!" lächelte er mit Henkerluſt, „ſie zuckt kaum noch, ſie erſtarrt ſchon!"

Das Marienkind ſank rücklings auf die Stufen des Altars, die zarten Hände im Todeskrampf gefaltet, ruhten

in ihrem Schooße, die heilig schöne Hülle schien fort zu beten für die entflohene Seele.

Aber den Mörder faßte Entsetzen. Sein Haar sträubte sich, es ward Nacht vor seinen Augen, Angstschweiß brach aus seinen Gliedern und seine Knie wollten brechen.

Valasta eilte auf ihn zu: „Was ist Dir?"

„Ich weiß es nicht, mein stolzes Herz kennt sonst doch keine Furcht." — Noch einmal wagte er das bleiche Marienkind anzuschauen. „Ach!" stöhnte er, „das ist's, ich kann diesen Anblick nicht ertragen!"

Die berauschte Valasta lachte: „Deine Schärpe kleidet sie allerliebst."

— „O hätte ich das nicht gethan."

— „Bah! Du bist jetzt Thronerbe, ich gratulire!"

Sie hoben die schwere Marmorplatte zur Gruft der gerechten Fürstin. Doch Valasta allein stieg hinunter, den Metallsarg zu erschließen, Roland wagte nicht, ihr zu folgen, mit verhülltem Antlitz warf er sich am Rande der Gruft zu Boden. — Valasta kehrte wieder. „Ruh Dich nur aus," lächelte sie. „Du sollst sie nicht mehr sehen, dann wird Dir besser werden." Und sie allein trug das Marienkind hinunter in die Gruft; und als sie die frischgemordete Tochter zu den frommen Gebeinen ihrer Mutter in den Sarg legte, rief sie frohlockend: „Hier Fürstin bringe ich Euch dennoch Euer Kind! Ich habe richtig gerechnet! Menschenklugheit siegt! Die Bettlerin, die den Henkertod verdient, samt ihrem Bastard, heißen jetzt Fürstin und Thronerbe."

„Mutter," ſeufzte Roland kläglich, „treib keinen Spott mit Todten."

Valaſta ſchloß den Sarg. — „Eine zarte Jungfrau," fuhr ſie fort, „iſt nirgend beſſer aufgehoben als bei ihrer Mutter!"

„O komm Mutter komm. Wenn man uns hier überraſchte."

Valaſta ſtieg empor! Roland half ihr den Marmorſtein über die Gruft zu decken und ſorgfältig tilgten ſie jede verrätheriſche Spur.

„So iſt es gut!" ſprach Valaſta. „Jetzt iſt das Marienkind verſchwunden, ſpurlos, räthſelhaft, wunderbar, wie ſie gekommen und die fromme Menſchheit mag rathen, muthmaßen, fabeln und faſeln und ſich Wunderdinge erzählen! Wer nennt uns Mörder? Wer glaubt ſolche Thaten? Unſere Ruchloſigkeit ſchützt uns."

Roland deutete auf den Altar: „Hier, wo die gerechte Fürſtin ſie gebar, wo Maria ſie taufte, wo Jeſus ſie benannt, hat Roland ſie gemordet; des Himmels Langmuth hat auch ihre Grenzen."

„Ihr hättet trinken ſollen, grüner Recke!" hohnlächelte Valaſta.

Hannes fuhr fort, die Jungfrauen zu beluſtigen, bis eine derſelben verlangte, er ſolle einmal reden wie das Marienkind. Der Name gemahnte alle an ihre Pflicht, ſie eilten nach der Kapelle zurück und fanden ſie finſter und leer. Sie ſuchten und riefen: „Prinzeſſin Maria!"

immer lauter, ängſtlicher, weinerlicher. — Endlich wiederhallten Schloß und Garten von einem Schreckensruf und Angſtgeſchrei: „Prinzeſſin Maria! Marienkind!“ —

Woldemar lag im Sterben und ſprach zu Roland: „Du biſt mein Nachfolger, ich weiß, es freut Dich.“

„Noch hat er keinen Anſpruch!“ entgegnete Valaſta. „Ich kann's nicht denken, daß die Heilige auf ewig ſchied, ohne irgend ein Wort der Liebe und des Abſchieds zu gönnen. Gewiß? wir ſehen ſie wieder. Ungeahnet, plötzlich, wunderhaft, überraſcht ſie eine holde flüchtige Erſcheinung in irgend einer Kirche, von neuem die ſtaunende Menge und macht fromme Geiſtliche trunken von ihrem Liebreiz.“

„Ich fürchte Valaſta!“ warnte der ſterbende Fürſt, „Du ſiehſt ſie niemals wieder und auch Du nicht Roland. Sie kam, ihrem ſündigen Vater Reue zu lehren. Ihre Sendung iſt vollbracht. Mein Leben, wie Stunde ſich an Stunde reihte, war eine ununterbrochene Sündenkette, mein Gebet eitler Tand, meine Andacht kalt und leer. Aber Gott iſt barmherzig und ich liebe das Marienkind. Was ich auch verbrach an ihr und der gerechten Fürſtin, ſie zürnt mir nicht, und wird nicht ablaſſen, das Taufkind der heiligen Jungfrau, fürzubitten bei ihrer ſchönen Gottesmutter, für ihren ſündigen verirrten Vater. O Maria! bitte für mich einzig geliebte holdſelige angebetete Maria.“

Ihr Name war sein letzter Seufzer, so gab er seinen Geist auf.

Roland ergriff das Scepter und sprach: „Zwiefach traurend ergreife ich dieses Scepter! das unvergeßlich holde Bild des Marienkindes, beseele mich, es ihrer würdig zu führen. Die Heilige! für Recht und Anspruch war sie nicht gekommen, nur beten wollte sie am Grabe ihrer Mutter, in der Kapelle, wo sie geboren und getauft war. Holdselige Schwester, könnt ich dieses Diadem in Deine goldnen Locken winden, Du würdest fürder nicht mehr wähnen, mein Geist sei schwarze Nacht."

Unterthänig lächelnd nahte sich Hannes dem jungen Fürsten. „Eure Durchlaucht wollten mich zu dero Kanzler machen."

„Knie nieder!" gebot Roland; „erst will ich Dich zum Ritter schlagen."

„Hannes gehorchte, Roland zog sein Schwert: „Sag an Du Schuft! kennst Du die drei Rittertugenden?"

„Keine einzige!" versicherte Hannes.

Roland versetzte ihm einen derben Streich mit der flachen Klinge: „Sei fromm!"

— „Wie der Teufel!"

— „Großmüthig!"

— „Wie Fürst Roland!"

„Und tapfer." Hiemit hatte Roland sein Schwert zur Schärfe gewendet, um mit einem gewaltigen Hiebe Hannes den Kopf zu spalten. Allein die gute Klinge

ſprang von deſſen hartem Schädel, unverſehrt blickte er Roland an und fragte lächelnd: „Bin ich nun ein Edelmann?“

„Wer biſt Du!“ ſtaunte Roland.

Hannes erhob ſich und warf ſich in die Bruſt. „Gleichfalls ein Fürſt Euer Liebden! Ein Fürſt der Hölle. Jetzt will ich Euer Kanzler ſein. Hier iſt mein Patent, unterzeichnet mit Eurem Blute.“

Ein prachtvolles Trauermahl beſchloß die Leichenfeierlichkeiten. Der ganze Thronſaal war mit ſchwarzen Teppichen behangen und in tiefen Trauergewändern ſaßen die hohen und edlen Gäſte ſchweigend, ſchmauſend, zechend, bis in die ſpäte Nacht.

Schon ſchlug die zwölfte Stunde; da rauſchten die ſchwarzen Teppiche einer Thür, und Hannes ſchmächtige Geſtalt entwand ſich den düſtren ſchweren Falten. „Frau Fürſtin,“ rief er, „der Wagen iſt da und das Geleite.“

„Welcher Wagen? Welch Geleite?“

„Ein prachtvoll ſchwarzer Wagen mit ſechs ſtolzen Rappen beſpannt, einer Fürſtin würdig. Drei Zofen in tiefer Trauer und dichtverſchleiert ſitzen vorwärts und drei rückwärts. Der mittelſte Sitz iſt für Euch. Und ſechs Ritter ſchwarz geharniſcht auf ſchwarzen ſchnaubenden Roſſen umgeben und beſchirmen den prachtvoll ſchwarzen Trauerwagen. Sie wollen Euch begrüßen, wenn Ihr es erlaubt.

Valaſta erhob ſich marmorbleich und ſprach: ſie mö-

gen kommen. „Wißt," wandte ſie ſich an die lautloſen Leichengäſte, „ich meide einen Hof, an dem ich nicht mehr Fürſtin bin. In tiefer, tiefer Einſamkeit in ewiger Glut und Pein, will ich meines verblichenen Fürſten gedenken."

Noch einmal rauſchten die Teppiche und ſechs ſchwarze Damen, tief verſchleiert, verneigten ſich tief und ſchweigend und blieben ehrerbietig an der Schwelle ſtehen.

Valaſta bebte. „Noch einen Becher," ächzte ſie, wahnſinnig lächelnd. „Zum letzten Male thut mir Beſcheid. — Arm kam ich hieher, und arm verlaſſe ich dieſen Hof. Nichts nehme ich mit mir als dieß Trauerkleid und meines Fürſten Wahlſpruch: „Heiterkeit iſt Heldentugend."

Sie leerte den Becher, ſchleuderte ihn weit von ſich und mit fliegenden Gewändern eilte ſie fort, mitten durch die ſechs ſchwarz geharniſchten Ritter und die ſechs ſchwarz verſchleierten Damen, die noch einmal tief und ſchweigend vor ihr ſich neigten und dann folgten.

Roland allein hatte ſeinen Becher ergriffen, unbeweglich ſtarrte er ihr nach, gedankenvoll wiederholte er: „Heiterkeit iſt Heldentugend."

An das Marienkind.

So biſt Du endlich dennoch mir erſchienen
Du hehres Bild! was hat Dich mir gebracht?
Gab Sünde nur Dich in des Dichters Macht
Und konnt' er Dich zu halten nicht verdienen?

Begeiſtrung, Liebe, Hoffnung, angefacht
Durch einen Blick in Deine Engelmienen,
Sie wollten Dich zu halten ſich erkühnen
Geblendet ſtehn ſie vor Verklärungspracht,

Und müſſen ſich der ird'ſchen Ohnmacht ſchämen. —
Ach! flüchtig wie Dein Weſen, war Dein Weilen,
Des Dichter's Dank nur wolle mit Dir nehmen.

Die Sehnſucht nach den Engeln in das Licht
War ſie ſo dringend, mußteſt Du ſo eilen?
Die Engel jetzt verſtoßen ſie Dich nicht.

Anzeige.

Der als dramatiſcher Vorleſer und Dramaturg bekannte Dr. Wilhelm Bernhardi ſpricht ſich in der vorigjährigen von ihm redigirten Eiſenbahn über den Verfaſſer des „Gevatter Tod“ und ſeinen Beruf als Volksdichter folgendermaßen aus:

Das Werk iſt nämlich in der That ein ächtes neues Volksbuch, das werth iſt von jedem Freunde der Dichtung und des Volkes zur Hand genommen und geleſen zu werden. Zwar iſt es auch nur ein Mährchen, eben wie jene alten guten Volksbücher, aber ſtatt roher Abentheuer giebt der Dichter inniges Familienleben, ſtatt ſinnlicher Liebe, ideale Religioſität, ſtatt dunklen Aberglaubens, philoſophiſche Volkspoeſie, ſtatt wilder Geſpenſter und Zauberweſen, ein auf Sittlichkeit begründetes Geiſterreich, kurz das Buch ſpiegelt höchſt intereſſant heutige Volksbildung und Geiſtesfortſchritte der Gegenwart ab. Ein Volksbuch zu ſchreiben iſt keine leichte Aufgabe. Die Forderungen, die man mit Recht an ein ſolches macht, ſind groß. Man verlangt, daß es nicht zu umfänglich, daß es mit geringen, einfachen, begreiflichen Mitteln einen großen Zweck erreiche, daß die erhabenſten Gedanken und Gefühle klar, treu, einfach und anſpruchlos vorgetragen werden, und daß die Dichtung den Gebildeten, wie den Ungebildeten, den Laien wie den Kenner, den Vornehmen wie den Geringen anſpreche, kurz, daß ſie für Jedermann ſei, wie die Natur. Nur ein Buch dieſer Art kann ein Volksbuch werden, und ein ſolches kann nur eine Dichternatur ſchaffen, die eine hohe künſtleriſche Bildung in ſich trägt und Beſcheidenheit genug beſitzt, um, wie der Schöpfer hinter ſeine Welt, ſo hinter ſeine Werke völlig zurückzutreten. Man ſchlage nun den „Gevatter Tod“ auf, wo man wolle, überall wird eine einfache, edle, poetiſche Sprache, eine großartige und doch faßliche Compoſition dem Leſer entgegentreten. Eine reiche Handlung, eine Fülle glänzender Gedanken ſchmücken die nur 60 Seiten lange Erzählung, und man muß ſich nach Durchleſung des Büchelchens wohl ſagen, der Verfaſſer habe hell gedacht, wahr empfunden, ſittlich gefühlt, erhaben geſchil

dert und musterhaft gesprochen. Das ganze kleine Schriftchen ist anziehend, belehrend, fesselnd und erhebend, und der Erfolg hat bewiesen, daß der Verfasser es wohl in hohem Grade verstanden hat, den Geschmack des Volkes zu treffen und seine geistige Fortbildung zu erhöhen. Wir wünschen ihm Glück dazu, wir ermuntern ihn den betretenen Weg fortzuwandeln und hoffen, daß seine späteren Leistungen von gleicher Wirksamkeit, gleicher Volksthümlichkeit und gleichem Erfolge in ihrer Verbreitung sein mögen.

Dr. Wilhelm Bernhardi.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

J ... 13632 Sammlung Hirschberg
(s. Rückdeckel)

Geschichte

Napoleon's.

Von

Dr. Hermann Schiff.

Mit 6 Stahlstichen.

Leipzig,
C. W. B. Naumburg.
1847.

Leihbibliothek

Erſter Abſchnitt.

1.

Corſika, eine Inſel von nicht 200 Quadratmeilen und mit weniger als 200,000 Einwohnern ſtand abwechſelnd unter der Herrſchaft der Griechen, Karthager, Römer, Vandalen, Gothen, Genueſer, Saracenen, Piſaner, Deutſchen, Franzoſen und Engländer. Die Eingebornen lehnten ſich gegen alle dieſe Völker auf und behaupteten ſiegreich ihre Unabhängigkeit, bis ihre Inſel im Jahre 1796 ein franzöſiſches Departement wurde. Nachdem Corſika der Welt einen freiſinnigen Geſetzgeber und den Franzoſen einen ruhmreichen Kaiſer geſchenkt hatte, empörte es ſich nicht wieder. — Livius nennt die Corſen ein Volk, untauglich zum Sclavendienſt, und die Engländer beriefen ſich auf dieſe Stelle, um den Franzoſen vorzuwerfen, daß ſie einen Kaiſer daher genommen hätten, woher die Römer

nicht einmal einen Sclaven haben mochten. Dieser Spott des Nationalhasses ist nur witzig, aber nicht treffend, denn die Worte des Livius sind mißdeutet, und jedenfalls ist es ehrenwerther, nicht Sclav sein zu können, wie die Corsen, als Sclaven zu haben, wie die Römer.

Vom Jahre 1285 bis 1768, also beinahe ein halbes Jahrtausend, lebten die Corsen in fast immerwährenden Kämpfen mit ihren weit überlegneren Unterdrückern, den Genuesen, welche 1730 die Oesterreicher und 1741 die Franzosen zum Beistand wider sie aufriefen. — Im Jahre 1764 hatte der tapfere Paskal Paoli die Erbfeinde seiner Heimath fast schon von der Insel vertrieben, als diese abermals die Franzosen zu Hülfe riefen; die Franzosen besetzten mit 1200 Mann die festen Plätze der Insel, überließen es aber ihren Bundesgenossen, die Bewohner aufzusuchen und anzugreifen. Im Jahre 1768 hatte Paoli durch einzelne Kämpfe seine Unterdrücker wieder aufgerieben. Aber die Franzosen blieben auf den festen Plätzen, und wollten ihre Kriegskosten bezahlt haben, oder die Insel behalten. Sie kamen mit 30,000 Mann, um die aufrührerischen Bewohner zu unterwerfen.

Paoli mit seinem Häuflein Patrioten behauptete

sich gegen diese Uebermacht noch ein ganzes Jahr lang, dann floh er nach England.

Unter den Kämpfern für die Unabhängigkeit der Insel befand sich auch Karl Bonaparte, der Vater Napoleons. Die Frauen theilten die Freiheitsliebe und die Gefahren mit ihren Männern und folgten ihnen in die unzugänglichen Bergschluchten; unter ihnen war auch die schöne Lätitia Ramolino, die Mutter Napoleons, vermählt mit Karl Bonaparte seit 1766. Sie blieb auf dem Monte Rotondo, dem Hauptquartier Paoli's, bis 1769, wo ihre bevorstehende Niederkunft sie nöthigte, unter dem Geleite des Marschall de Veaux, nach Ajaccio zurückzukehren. —

Es war am 15. August desselben Jahres, am Feste Mariä Himmelfahrt, und Lätitia wollte in die Messe gehn, als sie plötzlich heimkehren mußte, und eh' sie noch ihr Schlafzimmer erreichen konnte, auf einen Teppich, der mit den Helden und Göttergestalten des Trojanischen Krieges bemalt war, überwältigt niedersank. — Auf diesem Teppich schenkte sie einem Knaben das Leben, der mit den alten Heroen und Halbgöttern der Mythe an Kriegesruhm und Herrschermacht wetteifern sollte. —

Die Kindheit und Jugend eines Helden bieten wenig Auffälliges dar. Seltene Eigenschaften entwickeln sich in der Stille und treten plötzlich in voller Reife ans Licht. Hat sich aber die Weltgeschichte erst über ihren Helden erklärt, so müssen Gerüchte, Fabeln und Sagen ersetzen, was der früheren Beobachtung entgangen ist und man der Aufmerksamkeit nicht gewürdigt hat. Napoleon war kein ungezogener, boshafter Knabe, wie man behauptet hat, um seinen kriegerischen Sinn und sein Herrschertalent zu motiviren. Sein ernster besonnener Charakter offenbarte sich bei Zeiten, und er zeichnete sich früh durch Scharfsinn und Geistesgegenwart aus. — Sein Großoheim Lucian, Archidiaconus zu Ajaccio, erklärte auf seinem Sterbebette: „Napoleon wird sein Glück machen. Er wird das Haupt der Familie sein.“ Diese Worte eines vornehmen Geistlichen, in den letzten Augenblicken seines Lebens, in Gegenwart des Erstgebornen Josephs und der ganzen Familie gesprochen, erfüllten sich so wunderbar, daß Napoleon mit Recht nachmals sagen konnte: „Es war eine Enterbung gleich der, welche Esau zu Gunsten Jacobs erlitt.“

Ebenfalls ist es unwahr, was Bourienne, ein in

Ungnade gefallener Höfling, behauptet, daß Napoleon, als Zögling der Militairschule zu Brienne, welche er 1777 bezog, in seinem Umgang und Benehmen schroff und lieblos war. Die berühmte Anecdote von der Schneefestung beweist vielmehr, wie sehr seine Mitschüler bei ihren kriegerischen Spielen schon seine geistige Ueberlegenheit anerkannten und sich eben so gern von ihm leiten ließen, wie er sie leitete. Nämlich im Winter von 1783 bis 1784 lag so hoher Schnee, daß Napoleon seinen Kameraden vorschlug, verschiedene Gänge hindurch zu bahnen, Hornwerke, Laufgräben, Brustwehren u. s. w. aufzuwerfen, dann sich in Rotten zu theilen und eine Belagerung aufzuführen, indem man sich mit Schneebällen bombardirte. — Als Erfinder des Spieles, behielt er sich die Leitung des Angriffes vor, welches ihm zugestanden wurde. Vierzehn Tage lang füllte diese kriegerische Belustigung die Freistunden der Militairschüler aus. Aber der Vertheidigungseifer der Besatzung wurde von den unschuldigen Schneebällen der Belagerer bis zur Erbitterung gereizt, sie mischten Kies und Steine unter die Kugeln, welche sie ihrer Festung entsandten. — Das Belagerungscorps griff auch zu diesem schwereren Ka-

aber, und aus dem Scherz ward Ernst: mehrere Mitschüler wurden übel zugerichtet. —

Einen seltenen Beweis von Geistesgegenwart gab Napoleon bei seiner Firmelung. Der Erzbischof schien befremdet, weil der Name Napoleon nicht im Kalender stand, worauf der Knabe augenblicklich antwortete: „Hochwürdiger Herr, die Kirche hat viel Heilige, aber das Jahr nur 365 Tage.“

In einem Zeugniß, welches der Professor der Geschichte L'Eguille an der Militairschule zu Brienne ihm gab, kommen die merkwürdigen Worte vor: „Ein Corse von Geburt und Charakter; wenn ihn die Umstände begünstigen, wird er es weit bringen.“

Bei der Prüfung 1784 zeichnete er sich in der Mathematik dermaßen aus, daß der Rektor Keralio ihn für die Militairschule zu Paris bestimmte. Auf den Einwand, daß Napoleon nicht das erforderliche Alter habe, antwortete Keralio: „Nicht aus Familienrücksichten gehe ich von der Regel ab, ich kenne diesen Knaben nicht, aber ich gewahre in ihm einen Funken, der bei Zeiten gepflegt werden muß.“

In Paris zeichnete sich Napoleon nicht minder, wie in Brienne, durch glänzende Fähigkeiten und

Fortschritte aus, obschon er, wie es scheint, nicht mit allen seinen Kameraden im besten Vernehmen stand. Er lebte nur für Geschichte und Kriegswissenschaften, und sie benahmen sich wie alle jungen Edelleute der damaligen Zeit. Sie hielten sich Kammerdiener, Pferd- und Reitknechte, und obschon die Elèven der königlichen Militairschule keineswegs reich waren, so bestand ihre tägliche Mahlzeit doch aus mehreren Gängen. Napoleon war sehr arm, und wurde von einigen seiner Kameraden mit Geringschätzung behandelt. Sein Wesen hatte damals allerdings etwas Schroffes und Menschenfeindliches, aber sein Mißmuth hielt sich in den Schranken des Edlen. Er reichte dem Vorsteher der Schule Berton eine Denkschrift ein, in welcher er die üppige Lebensart der Elèven tadelte, und entwickelte, wie nöthig es sei, daß der Krieger bei Zeiten sich an Mäßigkeit und Enthaltsamkeit gewöhne, daß er die Sorge für sein Aeußeres selbst übernehme, daß er jeder Witterung und Jahreszeit trotzen lerne, und die Achtung und Anhänglichkeit derjenigen zu gewinnen suche, die seinen Befehlen untergeben sind. Aber die Zeit der Erneuerungen war noch nicht gekommen, und alle Verbesserungspläne und Vorschläge mußten

vorläufig fromme Wünsche bleiben. Napoleon äußerte damals zu Berthier: „O wenn ich Herr wäre!“ — Ihm ahnte nicht, daß das Schicksal diesen Seufzer seines stillen Ingrimms wörtlich in Erfüllung ziehen würde, und daß er dereinst, auf dem Gipfel der Macht, die Pläne und Verbesserungen der Militairschule verwirklichen würde, die er als Knabe entworfen hatte. —

2.

Im Jahre 1785 verließ er die Militairschule und trat als Unterlieutenant in das Artillerie-Regiment La Fère, welches damals in Grenoble lag. Die Abtheilung, bei der er stand, wurde später nach Valence verlegt, und Napoleon fand dort Zutritt in den höchsten geselligen Kreisen. Frau von Colombière machte eines der glänzendsten Häuser aus, und hatte eine schöne Tochter, welcher es gelang, das Herz des jungen Unterlieutenants zum ersten Mal mit zärtlichen Regungen zu erfüllen. Diese erste Liebe blieb nicht unerwiedert, obschon von keiner Heirath die Rede und

auch wenig Aussicht dazu vorhanden war. Die Zuneigung blieb rein und unschuldig, die Liebenden hatten ihre Zusammenkünfte, und ihre ganze Seligkeit beschränkte sich darauf, mit einander — Kirschen zu essen. — In seinen letzten Jahren belächelte Napoleon freilich dies Jugendgefühl als eine Thorheit, aber es blieb ihm lange theuer und heilig, und als sein ganzes Schicksal sich schon umgestaltet hatte, so wie er die ganze Welt, fand er den Gegenstand seiner frühen Zuneigung in Lyon verheirathet an den Herrn von Brassieur wieder. Er ernannte sie zur Ehrendame einer seiner Schwestern und ertheilte ihrem Gemahl ein einträgliches Hofamt.

Die Revolution brach aus, und die Ideen, die alle Jugend begeisterten, wollten ins Leben treten und sich thatsächlich gestalten. Es versteht sich von selbst, daß Napoleon mit ganzer Seele ihnen anhing. Die Mehrzahl seiner Kameraden, junge Edelleute, eingenommen für ihre Titel und Vorrechte, wanderten ins Ausland. Napoleon blieb. Er sagte: „Revolutionen sind gute Zeiten für Soldaten von Herz und Kopf.“ Nach dem Fall der Bastille am 12ten Juli 1789 sagte er: „Ich erkenne keine höhere Gewalt

mehr an, als die der Nation." Aber wie sehr er auch von der Nothwendigkeit der Abschaffung alter Mißbräuche überzeugt war, so billigte er doch nie die Ausschweifungen des zügellosen Pöbels. Am 20. Juli 1792 war er in den Tuilerien, als der Pöbel eindrang. Er sah einen Elenden Ludwig dem Sechzehnten die Jacobinermütze aufsetzen und sprach voll Zorn und Unwillen: „Nur 300 mit Kartätschen niedergeschmettert, und die Anderen werden schon laufen!" — Wie Recht er hatte, bewies er nachmals, als seine Kartätschen wirklich den Unordnungen und Parteikämpfen der Pariser ein Ziel setzten.

Seit 1790 war Paoli aus London nach Corsika zurückgekehrt und hatte als Generallieutenant bei den dortigen Truppen eine Anstellung gefunden. Napoleon stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm und flüchtete sich, mißmuthig über die wachsende Anarchie und über die Greuel des Pöbels in der Hauptstadt wie in den Provinzen, nach seiner Heimath in den Schooß seiner Familie.

Hauptsächlich in Ajaccio hatte sich eine englische Partei gebildet, welche die Vereinigung der Insel mit England zum Ziele hatte. An die Spitze der-

selben trat Paoli. Der alte besiegte und erbitterte Patriot von 1769 wollte Rache an Frankreich nehmen und in dem Augenblick, wo es sein eigenes Joch abschüttelte, sich wider dasselbe erklären. Napoleon stellte ihm entgegen, daß Frankreichs Sache jetzt Sache der ganzen Menschheit sei, daß die Zuckungen, in denen es sich befände, wie alles Gewaltsame vorübergehend wären, daß die Freiheit, der Paoli sein ganzes Leben geweiht, jetzt eine weit größere Basis gewonnen habe, und daß ganz Europa mit den Waffen in der Hand gegen Frankreich eben die Rolle spielen wolle, die es selbst einst gegen Corsika durchgeführt habe. Aber die Feuersprache der Jugend vermochte Nichts gegen die Erbitterung des alten Corsikaners. Napoleon floh in die Gebirge; allein auch dort vertrieben ihn die Bergbewohner, und mit genauer Noth entkam er und seine Familie, deren Güter confiscirt wurden, nach Nizza, und von da nach Marseille.

Der ganze Süden hatte sich wider den Nationalconvent empört. Die Insurgenten von Avignon schnitten der italiänischen Armee die Zufuhr ab. Die Artillerie dieser Armee stand unter Dugua in Nizza. Letzterer trug Napoleon auf, die Straße über Avignon frei zu

machen. Napoleon machte dieser Stadt Vorstellung, daß, wenn sie bei ihren Maßregeln verharre, die italiänische Armee genöthigt sein würde, sie anzugreifen. Die Insurgenten weigerten sich trotz der Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte. Der General Cartaux griff Avignon mit 2000 Mann an und wurde zurückgeschlagen. Aber die Kanoniere auf dem jenseitigen Rhoneufer weigerten sich, wie dieß häufig während der Revolution vorfiel, auf ihre Landsleute zu feuern, und zogen ab. Napoleon besetzte sogleich den verlassenen Posten und hatte dadurch der Armee eine Straße gebahnt. Vielleicht war es für diesen Dienst, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris zum Bataillonschef avancirte.

3.

Alle Anstrengungen, Toulon, das Bollwerk des südlichen Frankreichs, der englisch-spanischen Besatzung wieder zu entreißen, scheiterten durch die Ungeschicklichkeit der Generale Cartaux und Doppet. Je-

ner war ein Maler, dieſer ein Arzt geweſen; Beide verdankten ihr Avancement nur einigen glücklichen Operationen um Marſeille.

Am 12. September 1793 langte Napoleon als Bataillonschef bei der Belagerungsarmee zu Boſſuet an, als ſie eben im Begriff war, die feindliche Flotte mit glühenden Kugeln zu beſchießen. Aber die Geſchütze, wie Napoleon ſogleich bemerkte, befanden ſich noch um den dritten Theil aus der Schußweite. Es gelang ihm, den Volksrepräſentanten Gasparini von dieſem Fehler zu überzeugen, und Cartaur mußte ihn eingeſtehen, weil keine einzige ſeiner Kugeln traf. Vermöge ſeines Scharfblicks als Feldherr, erkannte Napoleon auch ſogleich denjenigen Punkt, wo Toulon wirkſam anzugreifen ſei, und in einem Kriegsrath deutete er, auf die Gefahr hin, ſeinen Oberfeldherrn zu beleidigen, mit dem Finger auf die Karte und ſprach: „Das iſt Toulon," jedoch ohne daß man auf ihn hörte. —

Täglich hatte er Kämpfe mit Cartaur. Selbſt die Gemahlin deſſelben war einmal Zeuge dieſes ewigen Wortſtreites des Subalternoffiziers gegen ſeinen Oberfeldherrn und ſagte zu ihrem Manne: „Laß dieſen jungen Menſchen doch gewähren! Er verſteht mehr als Du und

verlangt Nichts dafür. Dir bleibt am Ende doch der Ruhm, denn Du erstatteſt die Berichte.“ Cartaux aber, der eine Prachtliebe und Ueppigkeit entfaltete, die mit den ſtrengen republicaniſchen Grundſätzen im ſchreiendſten Widerſpruch ſtanden, war eben ſo ſtolz als unwiſſend. Nur um nicht dem Plan eines Anderen auszuführen, ließ er es zu, daß die Engländer den Poſten mit 4000 Mann beſetzten und ihn ſo furchtbar verſchanzten, daß er nach den damaligen geringen Begriffen von Kriegskunſt für uneinnehmbar galt. Sie nannten ihn deswegen Kleingibraltar.

Das hätte Cartaux überführen ſollen, wie wichtig der Poſten war, da ſelbſt der Feind ſo vielen Werth darauf legte. Aber ſelbſt Doppet's Vorſtellungen blieben vergebens. Cartaux war einmal commandirender General, er wollte daher auch commandiren, und in dieſem lächerlichen Selbſtvertrauen entwarf er jenen berüchtigten Plan, der ſeine Zurückberufung veranlaßte und der folgendermaßen abgefaßt war: Der Befehlshaber der Artillerie wird Toulon drei Tage lang heftig beſchießen, worauf ich es mit drei Colonnen angreifen und nehmen werde.

Doppet, welcher nach der Abberufung Cartaux's

den Oberbefehl führte, verstand auch nicht viel mehr. — Die Besatzung von Kleingibraltar hatte einen Franzosen gefangen genommen und ließ ihn auf den Wällen im Angesicht der Belagerer auspeitschen. Die Republikaner waren dermaßen empört darüber, daß sie ohne Commando zu den Waffen griffen, und Sturm liefen. Doppet eilte auf den Lärm herbei, und Napoleon stellte ihm vor, daß das Vorrücken jetzt nicht mehr Leute koste, als das Zurückziehen. Er rief auch die übrigen Corps zusammen und stellte sich an ihre Spitze. Schon waren die ersten Glieder der Stürmenden nahe daran, in die Redoute einzudringen, als Doppet seinen Adjutanten an seiner Seite fallen sah. Er erschrak darüber dermaßen, daß er augenblicklich zum Rückzug blasen ließ.

Der Convent übertrug jetzt das Commando einem tapferen und einsichtsvollen Feldherrn. Es war Dugomier. Dieser ließ sich auf Napoleons Ansichten ein, und vom 15. bis 17. December wurde Kleingibraltar aus 15 Mörsern und 30 Kanonen von schwerem Kaliber beschossen. In der Nacht des 17. Decembers, unter heftigen Regengüssen, führten Napoleon und Dugomier ihre Truppen zum Sturm. Das Tirail-

leurfeuer der Engländer und die Kartätschen des Forts wütheten dermaßen unter den Anstürmenden, daß Dugomier schon ausrief: „Ich bin verloren!“ Indeß hatte Napoleon seinen Adjutanten Muiron mit einem Bataillon leichter Artillerie vorangeschickt, um sich den Berg hinaufzudrängen und den Weg in die Redoute zu bahnen. Früh um drei Uhr bestieg er mittelst einer Schießscharte das Fort. Unmittelbar drauf folgten Dugomier und Napoleon, welcher seinem Feldherrn jetzt mit prophetischer Sicherheit verkündete: „Jetzt können Sie zur Ruhe gehen, Sie haben Toulon erobert, morgen schlafen Sie in der Stadt.“ Diese Worte gingen buchstäblich in Erfüllung. Dugomier schrieb nach Paris und verlangte für den Bataillonschef Bonaparte den Rang eines Brigadegenerals mit den Worten: „Befördern Sie diesen jungen Mann, oder wenn man undankbar gegen ihn ist, wird er sich selbst den Weg bahnen.“

Während der Belagerung gab Napoleon die seltensten Beweise von Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit. Mehrere Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet. Er erhielt eine gefährliche Wunde am Schenkel, die fast eine Amputation nöthig machte. Als ein

Kanonier neben ihm fiel, ergriff er den Setzkolben und lud selbst mehrere Schüsse. Er zog sich hiedurch einen bösartigen Hautausschlag zu, womit der Todte behaftet gewesen. Im Drange der Kriegsunruhen war an eine gründliche Heilung nicht zu denken, und seine außerordentliche Magerkeit, die er während des italiänischen und egyptischen Feldzugs behielt, war eine Folge dieser Ansteckung. Erst zur Zeit des Kaiserreichs gelang es Corvisart, ihn völlig herzustellen.

Ebenfalls mitten unter den feindlichen Kugeln, dictirte er einst einem zwanzigjährigen Sergeanten eine Ordre. Eine Bombe platzte auf den Schanzen und überdeckte Alles mit Sand und Erde. Der junge Sergeant hatte eben vollendet; er klopfte die Erde vom Papier ab, und sagte kaltblütig: „Auch gut! so brauchen wir keinen Streusand.“ Es war Junot. Von diesem Augenblick an war er seinem Chef empfohlen, der ihn zu den höchsten militairischen Ehren beförderte.

Als Brigade-General diente Napoleon unter dem alten kränklichen, aber einsichtsvollen Dumerbion in der italiänischen Armee, und trug zur Einnahme von Saorgio und den Siegen am Tanaro und von Oneille mächtig bei.

Der Sturz Robespierre's am 27ten Juli 1794 und dessen Folgen hemmten diese siegreich begonnene Laufbahn. Als Napoleon nämlich in Marseille sich von dem Zustand der Küstenbefestigungen überzeugte, hatte sich der Volksrepräsentant Maignier mit ihm über die Mittel, die Vorrathshäuser zu schützen, berathen, falls das immer aufrührisch gesinnte Volk sich ihrer bemächtigen wolle. Napoleon entwarf einen Plan, sie mit Mauern zu umgeben und mit Kanonen zu vertheidigen, worin der Convent eine Rückkehr zu den alten Zwingburgen erblicken wollte. Auch seine Correspondenz mit Robespierre dem jüngeren, und die Rettung mehrerer Emigrantenfamilien zu Toulon wurden ihm zum Verbrechen ausgelegt, und machten ihn antirevolutionairer Grundsätze verdächtig. Er wurde verhaftet, sein Haupt schien der Guillotine verfallen. Aber eine energische Vertheidigungsschrift rettete ihn; die stolze einfache Sprache, die er führte, überzeugte diejenigen, die ihn verhaftet, daß sie es mit einem Manne von seltenen Fähigkeiten zu thun hatten, und daß es gefährlich sei, ihm etwas anzuhaben; sie setzten ihn wieder in Freiheit, und der Convent billigte es mit den Worten: „Seine

militairischen Talente und Localkenntnisse dürften der Republik von Nutzen sein."

Aubry, ein ehemaliger Artilleriehauptmann, führte damals den Vorsitz im Kriegsausschusse, und wollte Napoleon jetzt als Infanteriegeneral gegen die Vendee schicken. Aber entrüstet darüber, daß man ihn seiner Waffe entzog, und weil er wenig Ruhm von einem Kampfe der Franzosen gegen Franzosen hoffte, eilte er nach Paris, um sich vor dem Kriegsausschuß über diese beleidigende Versetzung bitter zu beschweren. Der Präsident blieb unbeugsam und meinte, Napoleon sei noch zu jung, man müsse Aeltere avanciren lassen. — Dieser erwiederte: „Auf dem Schlachtfelde altert man in kurzer Zeit, und ich komme davon her." Diese geistreiche aber auch boshafte Antwort, (denn Aubry war nie im Feuer gewesen) diente nicht dazu, den Präsidenten günstig für ihn zu stimmen, und er ließ sich keine beschämende Ungerechtigkeit gefallen, sondern zog es vor, sich absetzen zu lassen.

Pontecoulant mußte bald darauf Aubry ersetzen, und dieser benutzte Napoleons Talent, um Pläne zu Feldzügen entwerfen zu lassen, die Andere aus-

führten. Ebensobald folgte auf Pontecoulant Le Tourneur de la Manche, welcher dem jungen Helden auch diese dunkle Thätigkeit mißgönnte und ihn lieber ganz müßig sah.

Verdrießlich über diese Verfolgungen des Neides und der Mißgunst, wollte Napoleon seinem Vaterlande den Rücken wenden, und richtete seine Augen auf den Orient. Er legte seiner Regierung ein Projekt vor, in welchem er die Vortheile erörterte, welche der Republik erwachsen würden, wenn man wider die ehrgeizigen und länderſüchtigen Plane der europäischen Mächte, die Streitkräfte der Türkei erhöhe, und ihre Festungen verstärke und vermehre. Er bat, daß man ihn mit einer solchen Sendung an die ottomanische Pforte beauftragen möge. — Man wünschte sich seiner zu entledigen, und nur ein einziger Sekretär hätte sein „bewilligt" unter diese Denkschrift zu setzen nöthig gehabt, so wäre Europa's Schicksal ein anderes geworden. Napoleon, an der Spitze barbarischer Völker, hätte von Osten her mit einer verbesserten Kriegskunst, das altväterische schläfrige Europa bedroht, und die Türken waren damals gefährlichere Feinde als jetzt. Indessen

war man zu sehr mit inneren Parteikämpfen beschäftigt, um sich mit so unsicheren auswärtigen Angelegenheiten zu befassen, und die Revolution nahm bald wieder ihren Feldherrn in Anspruch.

Nach der Schreckensherrschaft, die mit Robespierre's Tod endete, erhoben in Folge der Mäßigung Hierarchie und Aristokratismus wieder kühn das Haupt. Die Emigranten kehrten zurück, und wiegelten die, durch Hungersnoth geängstigte Pariser Bevölkerung auf. Die goldene Jugend, la jeunesse dorée, durchzog, als Chuans grün gekleidet, die Straßen, und die Sectionen der Pariser Nationalgarde bewaffneten sich gegen den Convent. 40,000 antirevolutionäre Streiter standen kampffertig. Die Patrioten von 1789, unter dem Namen „die heilige Phalanx", zählten nur 2000, der Convent zog noch einige Tausend Mann Linientruppen hinzu, und sandte sie unter der Anführung des Generals Menou gegen die Sectionen. Aber Menou, statt die Aufrührer anzugreifen, begnügte sich, mit ihnen zu capituliren, zog sich zurück, und wurde verhaftet.

Napoleon saß einst als müßiger Zuschauer auf den Gallerieen, als der Convent über die Wahl eines neuen Generals verhandelte. Barras wurde erwählt,

betrat die Tribüne, und schilderte dem Convent, wie in einer so kritischen Lage, wo ein blutiger Bürgerkrieg bevorstehe, wo eine Niederlage die Rückkehr der alten Despotie mit noch größeren Schrecken als selbst die Schreckensherrschaft zur Folge haben könne, wie es da nöthig sei, daß man ihm einen geschickten Feldherrn zur Seite gebe, auf den man sich verlassen könne, und schlug als einen solchen den General Bonaparte vor. Napoleon hörte, wie der ganze Convent diese Wahl billigte; und in seiner Gegenwart wurde das Decret abgefaßt, was ihn zu diesem Posten ernannte.

Er mochte anfangs eben so wenig gegen die Pariser, als früher gegen die Vendeer fechten. Dießmal aber galt es, die Republik zu retten. Unterlag der Convent, so war die Revolution mit ihren großen Wahrheiten verloren, das Blutvergießen gebrandmarkt, und die Siege der Nation verunglimpft. Das Ausland triumphirte, und Frankreichs Schmach und Knechtschaft war besiegelt.

Napoleon gebrauchte nur wenige Stunden, um den Aufruhr zu unterdrücken, die Republik zu retten und das letzte Aufflackern des Royalismus zu ersticken.

Seine Kartätſchen vertrieben die Pariſer aus allen feſten Stellungen. Der Convent belohnte ſeinen Retter mit dem Oberbefehl der Armee des Innern und erhob ihn damit auf die erſte Staffel ſeiner nachmaligen Größe. Er führte den Oberbefehl in Paris, und hatte über ſich nur eine ſchwache Regierung, die, wie jung ſie auch war, ſchon ſich ſelbſt überlebt hatte.

Die gedemüthigten Pariſer vergaben ihm ihre Niederlage nicht, und legten ihm in ihrer Ohnmacht den Spottnamen „Kartätſchengeneral" bei, den er lange führen mußte. — Eines Tages, als die übliche Brodvertheilung unterblieben war, und der Getraidemangel ſelbſt ſeine Kriegsmannſchaft zum Murren brachte, ritt er mit ſeinem Generalſtab durch einen zahlreichen Volkshaufen, der ſich vor der Thür eines Bäckerladens zuſammengerottet hatte. Die Menge verſperrte ihm den Weg, und vor Allen die Weiber ſchrieen: „Brod! Kartätſchengeneral! Schaffe Brod!" Seine Lage wurde immer bedenklicher. Endlich trat auch ein unförmlich dickes Weib ihm entgegen und ſchrie: „Dieſer ganze Haufe goldener Epaulettenträger ſchiert ſich wenig drum, ob das Volk verhungert oder nicht, wenn ſie nur wohlleben und ſich mäſten

können!" Napoleon antwortete ihr: „Gute Frau! Sehen Sie mich an, wer von uns Beiden ist besser gemästet? ich oder Sie?" Wirklich war er damals in Folge jener Krankheit von Toulon her, immer noch von abschreckender Magerkeit. Seine Worte erregten daher ein allgemeines Gelächter und entwaffneten die Volkswuth. Der Generalstab konnte ungehindert seines Weges ziehen.

Napoleons Kartätschen, — er empfahl sie schon am 20. Juni 1792 — hatten jetzt den Convent in den Stand gesetzt, eine allgemeine Entwaffnung zu decretiren und diese Maßregel durchzuführen. — Während man alle Häuser durchsuchte, kam ein Knabe von etwa 10 bis 12 Jahren zum Oberbefehlshaber, und erbat sich den Degen seines Vaters zurück, den man mit weggenommen hatte. Sein Vater hatte die Armee der Republikaner in der Vendee commandirt. Es war Eugen Beauharnais. Napoleon erfüllte seine Bitte mit so viel Wohlwollen, daß der Knabe vor Rührung weinte, und seine Mutter sich verpflichtet fühlte, dem jungen Bürgergeneral persönlich ihren Dank abzustatten. Josephine war von bezaubernder Anmuth. Napoleon liebte sie vom ersten

Augenblick an und besuchte sie häufig. Er fand in ihren Abendgesellschaften die Trümmer der alten Aristokratie, die, wenn sich der größere Theil der Gesellschaft entfernt hatte, bei verschlossenen Thüren „einen Abstecher nach Versailles machten" und sich von der Herrlichkeit des alten Königshofes unterhielten. Und der Repräsentant der Revolution, der Vernichter der Royalisten, der kleine Kartätschengeneral, wurde auch in diesem engeren Kreise so gar übel nicht gefunden.

Am 9. März 1796 feierte er seine Verbindung mit Josephine Beauharnais. Eine Negerin hatte der reizenden Creolin prophezeit, daß sie dereinst eine Krone tragen würde, welches sie häufig, ohne den mindesten Unglauben zu verrathen, wiedererzählte. Bedenkt man aber, welch einen königlichen Anstand Josephine mit bezaubernder Anmuth vereinte, wie stolz Napoleon auf ihr Benehmen an seinem Krönungsfeste so wie an Gallatagen war: so hat die Weissagung einer, von so viel Reiz und Majestät geblendeten Negerin etwas sehr Erklärliches, und Josephine ist keines Aberglaubens zu beschuldigen, weil sie bei jeder Gelegenheit eine Prophezeihung wiederholte, die ihr schmeichelhaft war.

Zweiter Abschnitt.

1.

Die italiänische Armee unter dem Obergeneral Scheerer befand sich in einer trostlosen Lage. Sie war 30,000 Mann stark, mit 39 Kanonen, die aus Mangel an Pferden nicht fortzubringen waren, und ihr gegenüber stand Beaulieu mit 80,000 Mann Oesterreichern und Sardiniern und 200 Kanonen, und hatte außer der Uebermacht auch noch den Vortheil einer festen Stellung, von wo aus er die ausgehungerte Armee der Republikaner leicht angreifen und in Verwirrung bringen konnte.

Unmöglich konnte sich Scheerer länger gegen ihn halten, und schrieb unablässig an das Directorium,*)

*) Am 26. October, kurz vor Auflösung des Convents, wurde die Directorialregierung, aus fünf Männern bestehend, constituirt, und nahm ihren Anfang den 4. November 1795.

daß er Geld und Pferde gebrauche. In Ermangelung von beiden, ſandte man ihm Napoleon, dem er das Commando abtreten ſollte.

Es war kein geringes Vertrauen, welches man in den jungen Helden ſetzte. Der ganze Plan, den Carnot entworfen hatte, um dem deutſchen Kaiſer ein für allemal den Kampf gegen die Republik zu verleiden, ging dahin, daß Napoleon mit der italiäniſchen Armee durch Piemont und die Lombardei, und Moreau und Jourdan mit der Rhein- und der Maas- und Sambre-Armee durch Schwaben und Franken, zugleich in das Herz von Oeſterreich eindringen, und den Kaiſer auf ſeiner Burg zu Wien zum Frieden zwingen ſollten.

Als man abermals bemerkte, daß Napoleon zu jung für ſolch eine Feldherrnſtelle ſei, erwiederte er: Dans un an j'aurai mille ans (Milan), welches heißen kann: In einem Jahre werde ich tauſend Jahre alt ſein, aber auch: in einem Jahre werde ich Mailand erobert haben.

Am 27ten März 1796 traf Napoleon im Hauptquartier zu Nizza ein, und ließ ſich von Scheerer Bericht über die Armee abſtatten. Es fehlte an Al-

lem. Selbſt die Pferde des Obergenerals waren vor Hunger gefallen. Die Soldaten hatten kein Brod, ihre Kleider waren zerlumpt, ihre Schuhe mit Stricken feſtgebunden; Disciplin und Subordination hatte aufgehört; die Unzufriedenheit war ſo hoch geſtiegen, daß ſich eine Compagnie des Dauphins gebildet hatte, und contrarevolutionaire Lieder geſungen wurden.

Die Offiziere hatten lange kein Geld geſehen, und die Generale ſchätzten ſich glücklich, als Napoleon einem jeden drei Louisd'or zur Eröffnung des Feldzugs gab. Die ganze Kriegskaſſe beſtand aus 1100 Louisd'or und 1,000,000 Franken in Wechſeln.

Um auf Koſten des Feindes die Geſchütze zu beſpannen, den Transport zu organiſiren, die Cavallerie beritten zu machen, die Soldaten zu nähren und zu kleiden, verlegte Napoleon die Armee aus den unwirthbaren Felſen in die fruchtbaren und reichen Ebenen um Albenga. Das grobe Geſchütz konnte aus gänzlichem Mangel an Pferden nicht mitgenommen werden, und das Gepäck wurde durch etliche hundert Maulthiere gefördert.

Beaulieu war nicht wenig erſtaunt, daß eine Armee, die ſich kaum im Vertheidigungszuſtande er-

halten konnte, mit einem Male zum Angriff überging. Damit aber Alles hübsch in der Ordnung hergehe, erließ er ein Manifest, in welchem er die republikanische Armee aufmerksam machte, daß sie die Feindseligkeiten eröffne. Napoleon würdigte dieses Manifest keiner Erwiederung, sondern sandte es nach Paris, mit der Bemerkung, daß er es durch eine Schlacht beantwörten würde.

Seine Antwort waren drei Siege. Am 10ten bis 12ten April bei Montenotte, am 14ten bei Millesimo, und am 16ten bei Diego. Beaulieu hatte sein Heer in drei Corps abgetheilt, und Napoleon benutzte die Zersplitterung der feindlichen Kriegesmacht, die verschiedenen Abtheilungen von ihren Vereinigungspunkten abzuschneiden und sie einzeln anzugreifen und zu schlagen. Den General Provera hatte er mit der ganzen Arrièregarde abgeschnitten, und gezwungen, die Waffen zu strecken; die Oesterreicher hatte er von den Piemontesen getrennt, und seinem Heere die Straße nach Mailand und Turin geöffnet. Bis zum 24. April erfocht er noch drei andere Siege, bei Ceva, Mondovi und Cherasko, und hatte nach einem Feldzug von 14 Tagen den reichsten Theil von Pie-

mont inne, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feſte Plätze und Magazine erobert, 15,000 Mann gefangen genommen, und 1000 Mann verwundet oder getödtet; dieß Alles mit einer Armee ohne Kanonen, mit einer Cavallerie ohne Pferde, mit einer Infanterie ohne Schuhe, ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Gepäck. — Aber jetzt war alles dieß erobert, und im Ueberfluß vorhanden.

Von Cherasko, etwa zehn Stunden von Turin, der piemonteſiſchen Hauptſtadt, erließ er eine Proclamation an ſeine Soldaten, welche mit den kühnen republikaniſchen Worten ſchließt:

„Völker Italiens! die franzöſiſche Armee kömmt, Eure Ketten zu brechen, das franzöſiſche Volk iſt der Freund aller Völker. Vertrauet ihm! — Euer Eigenthum, Eure Religion, Eure Gebräuche ſollen geehrt werden. Als edelmüthige Feinde führen wir nur Krieg wider die Tyrannen, die Euch in Knechtſchaft halten.“

Dieſe Sprache machte den König von Sardinien betroffen. Es handelte ſich um ein Königreich, und er ſandte den General Colli nach Cherasko, um einen Waffenſtillſtand anzubieten und wegen Frieden zu unterhandeln.

Wegen der Friedensunterhandlungen verwies Napoleon den Bevollmächtigten an's Directorium, und wollte in der ungewissen Voraussetzung, ob der Friede zu Stande käme, seinen Marsch nicht einstellen, es sei denn, daß man ihm von den drei Festungen Coni, Alessandria und Tortona zwei beliebige überließe.

Der König von Sardinien räumte ihm Coni und Tortóna ein, fügte noch Ceva hinzu, und schickte einen Bevollmächtigten nach Paris, um über den definitiven Friedensschluß zu verhandeln.

Napoleon hatte bereits Murat eben dahin gesendet und dem Directorium gemeldet:

„Sie können dem König von Sardinien den Frieden als Gebieter vorschreiben. Wenn es in Ihrem Plan liegt, ihn zu entthronen, so halten sie ihn einige Wochen hin; und thun Sie es mir zu wissen; ich bemächtige mich sodann Valenzia's und marschire auf Turin. Sobald ich Beaulieu geschlagen habe, schicke ich 1200 Mann gegen Rom."

Auch die Gesandten des Herzogs von Parma erschienen und baten um Schutz und Frieden. Für 2 Millionen an baarem Gelde, bedeutenden Proviant, 1600 Pferde, 20 Gemälde der vorzüglichsten Mei-

ſter: Correggio, Michel Angelo u. ſ. w., welche Napoleon für das Pariſer Muſeum beſtimmte, und das Verſprechen, Militairſtraßen und Hospitäler in gutem Stande zu erhalten, ward ihnen Beides (am 9ten Mai 1796) gewährt.

Am Tage darauf, am 10ten, erfocht Napoleon den denkwürdigen Sieg bei Lodi. Er ſelber richtete unter dem heftigſten Feuer mehrere Kanonen, um die Minirer von der Brücke, welche über die Adda führte, zurückzuhalten. Dann, nachdem das Feuer der Oeſterreicher zu ermatten anfing, kommandirte er das berühmte Linksum, welches die Spitze ſeiner Grenadiercolonnen an die Brücke brachte. Das feindliche Feuer verdoppelte ſich. Die Grenadiere ſtutzten. Lannes warf ſich voraus, Napoleon gleich hinterher auf die Brücke; dann folgten Berthier und d'Allemagne mit ihren Colonnen, und in wenigen Augenblicken waren die Republikaner jenſeits der Adda, ſtürmten die feindlichen Glieder aus einander, eroberten alles Geſchütz, und machten 2000 Gefangene. Bei der ungeſtümen Raſchheit ihrer Bewegung verloren ſie nur 200 Mann. Wegen dieſes Manövers, in welchem Napoleon wider alle damaligen

Kriegsregeln, seine Grenadiere mitten durch das stärkste Kanonenfeuer über eine Brücke geführt hatte, erhielt er den Namen „der kleine Corporal," und feindlicherseits erachtete man allgemein dafür, daß zu Ehren der Kriegskunst dieser Angriff nimmer hätte gelingen sollen.

Napoleon ließ nie einen Sieg unbenutzt, und rastete nicht, so lange noch Etwas zu thun war. Er jagte die Oesterreicher bis Mantua zurück. Pizzighetone, Pavia, Cremona fielen in seine Hände. Die erschrockenen Behörden, der Erzherzog Ferdinand und die Erzherzogin verließen Mailand und flohen nach dem wohlbefestigten Mantua; die Stände der Lombardei sandten eine Deputation nach Lodi, baten um Schutz, und versicherten ihre Unterwerfung.

Am 15ten Mai hielt Napoleon unter Herbeiströmung einer unermeßlichen Volksmenge seinen feierlichen Einzug in Mailand. Am selben Tage kam zu Paris der Friedensschluß mit den Bevollmächtigten des Königs von Sardinien zu Stande und wurde durch ein Volksfest gefeiert. Kurz zuvor hatte das Directorium fünfmal in 6 Tagen decretirt, daß sich die italiänische Armee um das Vaterland verdient gemacht habe.

Aus ſeinem Hauptquartier zu Mailand, mitten unter den Ehrenbezeugungen, womit er unabläſſig verfolgt wurde, ſchrieb Napoleon an einen berühmten Mathematiker Oriani: er möge allen ausgezeichneten Gelehrten ſeiner Heimath verſichern, daß, wofern ſie ſich nach Frankreich begeben wollten, ſie von Seiten des Directoriums eines ausgezeichneten Empfangs gewärtig ſein könnten.

„Die Gelehrten in Mailand" — heißt es in jenem Briefe — „fanden nicht die gebührende Anerkennung. In ihre Studierſtuben zurückgezogen, mußten ſie Gott danken, wenn Könige und Prieſter ſie in Ruhe ließen. Jetzt iſt es anders. Der Gedanke iſt frei in Italien. Es giebt keine Inquiſition, keine Intoleranz, keine Despoten mehr."

Auch verlangte er vom Directorium eine Commiſſion von Künſtlern, um unter den Kunſtwerken, welche die neuen Siege zu ſeiner Verfügung geſtellt, eine Auswahl zu treffen. Die Entführung berühmter Gemälde aus eroberten Städten iſt ihm vielfach zum Vorwurf gemacht und als Raub ausgelegt worden. Aber Napoleon führte Krieg als Republikaner und faßte das Erobern im antiken Sinne auf. Er wollte

den geiſtigen Aufſchwung ſeiner Nation durch die edelſten Trophäen, durch das glänzendſte, was der menſchliche Geiſt erſchaffen kann, befördern, und wer zur Kaiſerzeit die endloſe Bildergallerie und Antikenſammlung in den unermeßlichen Sälen des Louvre geſehen, welche jedem Kunſtfreunde gaſtlich geöffnet wurden, der mußte fühlen, daß dieſe prachtvolle, blendende Anhäufung von Kunſtſchätzen dem Nationalſtolze eben ſo ſchmeichelhaft war, wie die Vendomeſäule *).

*) Von Raub übrigens kann keine Rede ſein. Man raubt nicht für's Vaterland, und Napoleon hätte Schätze aufhäufen können, wenn er die Bilder an Ort und Stelle ließ. Der Herzog von Parma bot ihm für einen einzigen Domenichino 2,000,000 Franken. Aber eine Plünderung iſt und bleibt es, die ſich vom reinmoraliſchen Standtpuncte aus nicht rechtfertigen läßt. Er beſtrafte das Plündern ſeiner Soldaten mit dem Tode, er verhieß überall Sicherheit des Eigenthums. Geſetzt aber auch, daß er nur gegen die Despoten und nicht gegen die Völker Krieg führte, ſo iſt ein Kunſtwerk mehr oder weniger National-Eigenthum, ſelbſt wenn es einem Fürſten gehört, und es braucht nicht erſt einer Republik zu gehören, um das zu werden.

3.

Als das Directorium von dem glücklichen Gange der Dinge in Italien vollständig unterrichtet war, mißgönnte es dem jungen Feldherrn den Ruhm, daß er allein zu siegen verstände, und wollte ihm einen zweiten Feldherrn, Kellermann, beigeben, welches Napoleon mit den Worten entschieden ablehnte: „Dieß würde Alles verderben. Ich diene ungern mit einem Manne zusammen, den ich für den ersten Feldherrn von Europa halte. Uebrigens glaube ich, daß ein mittelmäßiger Feldherr besser ist, als zwei gute. Das Kriegführen, wie das Regieren, ist Sache des Tacts."

Das Directorium bestand nicht ferner auf seinen Willen, aber vergebens bat Napoleon um Verstärkung seines Heeres, welches mit Inbegriff aller Garnisonen kaum mehr 30,000 Mann zählte. Auch die Rheinarmee und die Maas- und Sambre-Armee blieb müßig, und in Folge dessen konnten die Oesterreicher Wurmser mit 30,000 Mann Kerntruppen vom Oberrhein nach Italien schicken.

Inzwischen hatten die Plagen und Bedrückungen des Krieges, welche hauptsächlich auf dem Adel und

der Geiſtlichkeit (den Reichen) laſteten, die Letztere vermocht, das Volk aufzuwiegeln. In Pavia kam es zur offnen Empörung, wofür die Stadt mit Brand und Plünderung beſtraft wurde. Auch galt es Mantua zu belagern, den Schlüſſel zu Italien, welches eine Beſatzung von 14,000 Mann wohlgeübter Truppen hatte. Napoleon konnte nur 8000 Mann unter Serrurier dazu verwenden, und Serrurier hatte am 18. Juli die Außenwerke ſchon ſo weit genommen, daß die Laufgräben eröffnet werden konnten. Tapfer ſchlug er die Ausfälle zurück, hinderte die Schanzarbeiten, ſchnitt die Zufuhr ab. Ohne Entſatz konnte die Feſtung ſich nicht halten.

Aber dieſer Entſatz kam; Wurmſer nahte mit 30,000 Mann vom Oberrhein und hatte mit den Trümmern des Heeres von Beaulieu und der Beſatzung von Mantua im Ganzen 80,000 Mann.

Napoleon hatte keine Verſtärkung erhalten. Er konnte das Blocadecorps von Mantua nicht entbehren. Die Belagerung mußte in größter Eil aufgegeben werden. Das Belagerungsgeräth wurde verbrannt, das Pulver in's Waſſer geſchüttet, das grobe Geſchütz vernagelt, und die Kugeln vergraben. Die Anhänger

Oeſterreichs triumphirten, die Geiſtlichkeit erhob wieder ſtolz ihr Haupt und wiegelte Bürger und Bauern auf.

Napoleon fand nur in ſich ſelbſt die Mittel, der Uebermacht des Feindes in dieſer bedenklichen Lage Trotz zu bieten. Durch Märſche und Gegenmärſche, Scheinangriffe, verſtellte Rückzüge, kühne Manövers und geſchickte Bewegungen trennte und vereinzelte er die feindlichen Corps, und zog ſeine Streitkräfte im Sturmſchritte zuſammen, um über ſie herzufallen und ſie zu vernichten. Binnen fünf Tagen, in welchen er ſich vervielfältigt zu haben ſchien, um alle Heereshaufen des Feindes faſt zu gleicher Zeit anzugreifen, nahm er 70 Kanonen, alles Gepäck der Infanterie und 12—1500 Gefangene dem Feinde ab, welcher außerdem noch 6000 Todte und Verwundete zählte.

Dieſe Reihe von Schlachten bei Salo, Lonato, Caſtiglione u. ſ. w. iſt bekannt unter dem Namen: der Feldzug von fünf Tagen.

Es begab ſich während deſſelben, daß Napoleon, um ſeine Truppen zuſammenzuziehen, nur in Begleitung ſeiner Adjutanten nach Lonato kam, um in Perſon die 1200 Mann, welche dort lagen, abzuholen.

Wenig Augenblicke nach ihm langte eine feindliche Colonne von 4000 Mann mit 2 Kanonen und funfzig Pferden an, umringte den Ort, und sandte einen Parlamentär, um den Commandanten von Lonato aufzufordern, sich zu ergeben, da er von allen Seiten eingeschlossen sei. Napoleon befand sich in einer kritischen Lage; indessen ergab sich aus Allem, daß die Colonne aus den Trümmern einer geschlagenen Division bestand. Er ließ den Parlamentär vor sich kommen und ihm die Binde abnehmen. Dieser war nicht wenig erstaunt, vor dem Oberfeldherrn zu stehen. — „Wenn Ihr General tollkühn genug ist," redete Napoleon ihn an, „mich in der Mitte meines Heeres gefangen nehmen zu wollen, so mag er anrücken. Alle Generale und Offiziere dieser Division sind mir für die mir persönlich widerfahrene Beleidigung verantwortlich, denn die ganze Welt weiß, daß ich mein Hauptquartier zu Lonato habe, und wenn die Division nicht binnen acht Minuten die Waffen streckt, so lasse ich keinem einzigen Mann Pardon geben." Einige Augenblicke später streckte die ganze Colonne die Waffen.

So wußte Napoleon in jeder Lage den Feind

zu täuschen, und dieß macht die wundergleichen Kriegsthaten denkbar, welche er in dem Feldzug von fünf Tagen vollbrachte.

Noch zehnmal schlug er Wurmser, am 6ten August zu Peschiera, am 11ten zu Corona, am 24sten zu Borgo forte und zu Governeto, am 3ten September zu Serravata, am 4ten zu Roveredo, am 5ten zu Trient, am 7ten zu Cavolo, am 8ten zu Bassano, am 12ten zu Cerco.

Ein alter ungarischer Hauptmann sagte sehr bezeichnend: „Es steht halt schlecht mit uns. Man kann nicht klug draus werden. Wir haben es mit einem jungen General zu thun, der bald vor, bald hinter uns, bald in den Flanken ist, man weiß gar nicht mehr, wohin man sich stellen soll, das ist gegen alle Regeln, daß heißt gar nicht Krieg führen."

Erst am 13ten gelang es Wurmser, sich in Mantua zu werfen. Aber die Trümmer seiner Armee wurden noch einmal bei Due Castelli geschlagen, und das Treffen von San Georgio endlich vollendete den Untergang des kaiserlichen Heeres.

Inmitten dieser Schlachten stiftete Napoleon, um die günstige Stimmung der italiänischen Völker zu

befeſtigen, die cispadaniſche und transpadaniſche Republik. Gegen die Mailänder ſprach er ſeinen Dank für ihre Treue laut aus. „Als ſich die Armee zurückzog," ſchrieb er an ſie, „hielten die Anhänger Oeſterreichs und die Feinde der Freiheit ſie für rettungslos verloren. Ihr konntet unmöglich ahnen, daß dieſer Rückzug nur eine Kriegsliſt war. Dennoch habt Ihr Anhänglichkeit an Frankreich und Liebe zur Freiheit bewieſen; habt Ihr einen Eifer und einen Charakter an den Tag gelegt, der Euch die Achtung der Armee und den Schutz Frankreichs ſichern muß. Jeden Tag zeigt ſich Euer Volk der Freiheit würdiger, jeden Tag gewinnt es an Kraft. Ohne Zweifel wird es ſich dereinſt mit Ruhm auf der Weltbühne behaupten. Nehmt hin das Zeugniß meiner Zufriedenheit und den aufrichtigen Wunſch des franzöſiſchen Volkes für Eure Freiheit und Euer Wohl!" —

Aber nicht überall herrſchte dieſe günſtige Stimmung. Im Kirchenſtaate war der Waffenſtillſtand an mehreren Orten gebrochen worden (den Napoleon dem Papſte ſchon im Juni gegen Entrichtung von 21 Millionen Franken und hundert berühmten Kunſtwerken gewährt hatte). In Ferrara hatte der Cardi-

nal Mathäi die päpſtliche Fahne aufgepflanzt. Er war ein geborner römiſcher Fürſt und ſpäter Bevollmächtigter des heiligen Stuhls zu Tolentino. Nach der Schlacht von Caſtiglione ließ Napoleon ihn verhaften und zu Brescia vor ſich führen. Zerknirſcht trat der Cardinal vor den jungen Sieger und ſprach demüthig: peccavi! (Ich habe geſündigt.) Dieß rettete ihn. Er kam mit viermonatlicher Einſperrung in ein Seminar davon.

4.

Wurmſer hatte Mantua reichlich verproviantirt, daß es eine Belagerung ſchon wieder eine Zeit lang aushalten konnte, und da Napoleon das Belagerungsgeſchütz vernagelt hatte, war an eine Erſtürmung nicht zu denken; auch riſſen unter den blockirenden Truppen bösartige Seuchen ein, denen ſie im Freien weit mehr ausgeſetzt waren als die Belagerten in den Häuſern.

Inzwiſchen machte Oeſterreich neue Anſtrengungen. Der deutſche Kaiſer achtete Wurmſer als ſeinen

beſten Feldherrn, und Mantua war der Schlüſſel zu ſeinen Staaten. Eine neue Armee von etwa 60,000 Mann unter dem ſechzigjährigen Feldzeugmeiſter Alvinczy ſollte Mantua entſetzen und Wurmſer befreien.

Auf die Nachricht vom Anrücken einer neuen Armee beklagte ſich Napoleon bitter bei dem Directorium, weil die Heere am Rhein müßig blieben, und Oeſterreich ſtets friſche Truppen nach Italien ſenden konnte. „Ich bin Ihnen," ſchrieb er an das Directorium, „einen Bericht über die ſeit dem 21ſten ſtattgefundenen Operationen ſchuldig. Klagen Sie die Armee nicht an, wenn er nicht erfreulich lautet! ihre geringe Zahl und die Erſchöpfung der Tapferſten flößen Beſorgniſſe ein; keine der erwarteten Verſtärkungen iſt eingetroffen. — Alle heranziehende Ergänzungsmannſchaft wird in Lyon oder Marſeille aufgehalten. Denkt man etwa, 8 oder 10 Tage Aufſchub haben Nichts zu bedeuten? In dieſer Zeit kann ſich das Schickſal Italiens, ja Europa's entſcheiden. — Kein Tag vergeht, wo nicht 5000 Oeſterreicher eintreffen. Seit den zwei Monaten aber, wo ich, wie es offen am Tage liegt, Verſtärkung gebrauche,

iſt nur ein einziges Bataillon der 40ſten Halbbrigade angelangt, was noch nie im Feuer war, während die alten Krieger der 8ten Diviſion müßig daſtehen. Ich thue meine Schuldigkeit, und die Armee auch. Mein Gewiſſen iſt ruhig, aber das Herz blutet mir. Schicken Sie mir Verſtärkung! Ich brauche Verſtärkung! Treiben Sie keinen Scherz! Nicht auf den Liſten, unter Waffen muß ich Mannſchaft haben. Wenn Sie 6000 Mann ankündigen, meldet mir der Kriegsminiſter 3000 Mann unter Waffen, und kommen ſie nach Mailand, ſo ſind es nur 1500. Das iſt Alles was die Armee an Verſtärkung erhielt. — Der Kern liegt verwundet in den Hospitälern; die beſten Offiziere und Generale ſind kampfunfähig, und was ich erhalte, iſt ohne Geſchick und aller Zuverſicht baar, die dem Soldaten unentbehrlich iſt. Die Armee von Italien iſt zu einer Handvoll Leuten zuſammengeſchmolzen. Nur Ruhm und Stolz iſt ihnen geblieben. Joubert, Lannes, Lanüſſe, Victor, Murat, Charlot, Dupuis, Ranpon, Pigeon, Menard und Chaban ſind verwundet. Man läßt uns mitten in Italien im Stich. Die Meinung, daß ich eine ſtarke Armee habe, iſt mir nützlich. Warum macht man in Pa-

ris in öffentlichen Reden bekannt, daß ich nur 30,000 Mann befehlige?"

„Ich habe in den letzten Treffen wenig Mannschaft verloren, aber lauter ausgesuchte, unersetzliche Streiter. Was ich an Tapferen noch habe, sieht bei den ewigen Wechselfällen des Krieges und der geringen Streitkraft dem sicheren Tode entgegen. Vielleicht schlägt bald die Stunde des tapferen Augereau, des unerschrockenen Massena, Berthiers oder meine eigene. Ich wage nicht mehr, dem Tode zu trotzen, weil er die Entmuthigung und das Verderben aller derer, die meiner Führung anvertraut sind, nach sich ziehen würde."

„Binnen wenig Tagen versuche ich das Letzte. Gelingt es, so ist Mantua und Italien unser. Werde ich durch ein Belagerungscorps verstärkt, so giebt es Nichts, was ich nicht unternehmen wollte. Wäre mir die 83ste Halbbrigade von 3500 dienstgeübten Soldaten gesendet, so stände ich für Alles. Nach wenig Tagen helfen vielleicht keine 40,000 Mann mehr."

Diese trüben Ahnungen schienen anfangs sich verwirklichen zu wollen. Gleich beim Anrücken Alvinczy's

ließ Vaubois, nachdem er zweimal kühn angegriffen hatte, aber mit Verluſt zurückgeſchlagen worden war, ſich aus ſeiner feſten Stellung bei Rivoli verdrängen. Napoleon ließ die Diviſion vor ſich treten und hielt folgende kurze Anrede: „Soldaten! Ich bin mit Euch unzufrieden, weil Ihr weder Mannszucht, noch Ausdauer, noch Tapferkeit bewieſen habt. Ihr ließet Euch aus einer feſten Stellung treiben, wo eine Handvoll Tapferer einer ganzen Armee Widerſtand leiſtet. Soldaten der 39ſten und 85ſten Halbbrigade! Ihr ſeid keine franzöſiſchen Soldaten. Chef des Generalſtabs! Laſſen Sie auf ihre Fahnen ſchreiben, daß ſie nicht mehr zur italiäniſchen Armee gehören.“

Den braven Truppen ſtanden die Thränen in den Augen. Einige Grenadiere riefen: „Wir ſind verleumdet. Stellen Sie uns an die Spitze der Avantgarde, wir wollen zeigen, daß wir zur italiäniſchen Armee gehören!“

Im nächſten Treffen thaten ſie Wunder der Tapferkeit und ließen ſich bis auf 6000 Mann zuſammenhauen.

Aber die Witterung war ungünſtig. Die Republikaner ſtanden Tag und Nacht im Regen, die

bodenlosen Wege machten die Artillerie unbrauchbar, und Alvinczy hatte eine feste Stellung eingenommen, von wo aus er ein unausgesetztes Feuer unterhalten konnte. Auch von Mantua liefen beunruhigende Nachrichten ein. Das 8 – 9000 Mann starke Belagerungscorps litt sehr von der Seuche, und die 25,000 Mann starke Besatzung machte immerwährende Ausfälle.

Diese trostlose Lage blieb der Armee kein Geheimniß mehr, sie erzeugte Muthlosigkeit und Verzweiflung. „Wir müssen Alles allein thun," sagten die Soldaten; „die Rheinarmee legt die Hände in den Schooß, und Oesterreich sendet immer neue Truppen!" Napoleon hielt eine Anrede, in welcher er sagte: „Noch einmal dran, und Italien ist unser. Freilich ist der Feind zahlreicher als wir, aber es sind zur Hälfte Rekruten. Wird er geschlagen, so haben wir Mantua. Die Mühseligkeiten haben ein Ende. Wir gewinnen in Mantua nicht bloß Italien, sondern auch den allgemeinen Frieden. Schlagt Alvinczy! und laßt mich für Eure Zukunft sorgen!"

Als nun das Gerücht von der Erschöpfung und Niedergeschlagenheit der Armee sich durch's Land verbreitete, da rafften sich die Kranken und Verwunde-

ten in den Hospitälern zu Brescia, Bergamo, Mailand, Cremona, Lodi, Pavia, Bologna u. s. w. auf und stellten sich mit siechen Leibern und oft noch klaffenden Wunden wieder unter die Fahnen. Diese Begeisterung mußte benutzt werden; aber mit 13,000 Mann konnte der 40,000-Mann starke Feind in seiner festen Stellung in der Fronte nicht angriffen werden. — Am 14ten November mit Einbruch der Nacht verließ die Armee in aller Stille Verona und zog in drei Colonnen längs der Etsch über die Brücken des Flusses. Am jenseitigen Ufer formirte sie sich wieder eben so geräuschlos. Diese Bewegung glich einem Rückzug, der den Verlust von Mantua und ganz Italien zur Folge haben konnte. Mit einem Male aber ließ Napoleon links abschwenken und führte die Armee auf einer neugeschlagenen eben vollendeten Brücke wieder über den Fluß.

Von Ronco aus laufen drei Straßen, deren mittelste nach der steinernen Brücke von Arcole führt. Die ganze Gegend ist morastig und wird von Dämmen durchschnitten. Eine 1500 Mann starke Colonne zog sich bis an die Moräste von Porcile, um Verona zu decken. Die beiden anderen Colonnen drangen

auf der Straße von Arcole vor bis an die steinerne Brücke. Hier empfingen sie einige Bataillone Croaten mit zwei Kanonen. Augereau an der Spitze von zwei Grenadierbataillonen versucht die Brücke zu passiren, muß aber zurückweichen. Alvinczy, in der Meinung, es mit einigen leichten Truppen zu thun zu haben (denn wer konnte denken, daß sich eine ganze Armee in die Sümpfe wirft, um dem Feind in den Rücken zu fallen), detaschirte zwei Colonnen nach den Dämmen, welche Augereau und Massena zersprengten und ihnen die Kanonen nahmen. Dieß war der Augenblick, den Napoleon für geeignet hielt, den Uebergang über die Brücke von Arcole zu erzwingen. Die Grenadiere wankten einen Augenblick unter dem mörderischen Feuer. Da sprang der Feldherr selbst vom Pferde, ließ sich eine Fahne reichen, und mit den Worten: „Soldaten, seid ihr nicht mehr die Helden von Lodi? — Folgt mir!“ führte er seine Grenadiere nach der Brücke, die mit Leichen bedeckt war, pflanzte in der Mitte derselben die Fahne auf, und überschritt sie. Aber das feindliche Feuer und eine neue heranstürmende Division warf die Nachdringenden zurück. Die vordersten Kämpfer sind abgeschnitten, und das

unausgesetzte Kanonenfeuer lichtet ihre Reihen. Sie fassen ihren Feldherrn bei den Kleidern und schleppen ihn über die Leichenhaufen dahin. Umsonst! er stürzt in den Sumpf und versinkt bis über den halben Leib. Da erhebt sich das Geschrei unter allen Soldaten: Vorwärts, rettet den Feldherrn! Noch einmal erstürmen sie die Brücke und werfen den Feind zurück. Lannes erhält, um Napoleon zu retten, drei neue Wunden zu der noch blutenden früheren; der Adjutant Muiron, der mit seinem Leibe die Streiche auffing, die seinem Feldherrn galten, ward getödtet. Um vier Uhr nahmen die Republikaner Arcole. Aber Alvinczy hatte seine Stellung schon aufgegeben, und Napoleon, der keine Nachrichten von der Division Vaubois hatte, welche die Straße nach Mantua deckte und dem feindlichen Feldherrn Davidowitsch gegenüberstand, durfte Arcole nicht behaupten. Er räumte es bei nächtlicher Stille, doch ließ er die Wachtfeuer von den Feldwachen unterhalten. Alvinczy ließ sich dadurch nicht täuschen und besetzte Arcole und Porcile wieder. Die Republikaner kehrten am andern Tage zurück und schlugen die Oesterreicher mitten auf den Dämmen. Gegen Abend machte Napoleon dieselbe

rückgängige Bewegung, bis er erfuhr, daß Vaubois nicht so weit zurückgedrängt war, als er befürchtet hatte. Von Neuem überschritt er die Etsch, und mitten auf den Dämmen geriethen die Heere an einander und kämpften mit äußerster Erbitterung. Das französische Centrum fing schon an zu wanken, als die 32ste Halbbrigade, die sich in einem Weidengebüsch versteckt hielt, hervorbrach, eine Salve gab, dann mit dem Bajonnett den Damm erstürmte, und 3000 Croaten in die Sümpfe sprengte. Massena steckte den Hut auf die Degenspitze und stürzte sich so ungestüm auf den erschrockenen Feind, daß er das Treffen entschied. — Nach dem Verlust an Mannschaft, den Alvinczy erlitten, konnte Napoleon mit seinem, nur um den dritten Theil geschwächten Heere einen offenen Kampf ihm anbieten. Bei dem ersten Kanonenschuß griffen alle französischen Colonnen zugleich an. Ein Schwadronschef, Hercule, hatte sich mit 25 Reitern und mehreren Trompetern im Schilfe hin bis an die äußersten Linien des Feindes gezogen, um im Rücken desselben Lärm zu machen, während eine kleine Colonne von 900 Mann mit 4 Kanonen, die ebenfalls den Feind umgangen, einen wirklichen An-

griff ausführte. Ein panischer Schreck ergriff die feindlichen Glieder, sie trennten sich, und wurden bis zum späten Abende verfolgt. Die Franzosen hatten bedeutende Verluste erlitten, unter Andern waren 5 Generale gefallen; aber ungleich mehr hatten die Oesterreicher eingebüßt; ungerechnet die Kanonen, Fahnen und das Gepäck hatten sie 18,000 Mann Gefangene, Todte und Verwundete verloren.

Die Erschöpfung beider Heere machte eine Waffenruhe nothwendig: eine Art Waffenstillstand, herbeigeführt durch den Drang der Umstände. Binnen zwei Monaten suchten beide Theile sich so gut wie möglich zu erholen und zu verstärken. Hauptsächlich die Republikaner waren von der ewigen Blutarbeit, wo einer stets gegen drei stehen mußte, ermattet, und konnten überzeugt sein, daß Mantua, eh der Feind mit neuen Streitkräften zurückkehre, sich ergeben mußte. Die stets wachsende Zahl der Ueberläufer bestätigte, daß es gänzlich an Lebensmitteln mangele, daß die Besatzung sich mit halben Rationen begnüge und die Pferde der Cavallerie aufgezehrt seien. Napoleon eilte nach Mailand, wo er seine geliebte Josephine und ihre Kinder im Palaste

Serbelloni antraf. Mitten im Kriegsgetümmel hatte sich ein feiner Salon um sie gebildet, in welchem die elegantesten Damen und vornehmsten Herren sich zeigten. Sie herrschte im Hause, und Napoleon, so unmöglich es auch erscheinen mag, hatte in diesem Gebiete keine Macht. Er selbst erzählt in seinen Memoiren von seinem damaligen Aufenthalt in Mailand: «Es befand sich dort ein schmutziger, stinkender, knurriger, stets mißvergnügter Herr, dessen Eigensinn und Ungezogenheit mir, wie Allen, unerträglich war. Aber dennoch war es eine wichtige Person, der man von Morgen bis Abend schmeichelte, alle Aufmerksamkeit erwies, und um die sich gleichsam ein kleiner Hof von verschmitzten Italiänern und gefälligen Franzosen gebildet hatte. — Dieß war der Josephinen und ihren Kindern theure Fortuné, allen Andern der geehrte Herr Fortuné, mir ein garstiges Vieh, und an sich ein scheußlicher, krummbeiniger, widerwärtiger, verzogener Wachtelhund. Sollte man es glauben, daß er das Bett Josephinens theilte, daß ich ihn in der Brautnacht nicht verjagen konnte, und daß er sich nicht begnügte, seinen Platz zu behaupten, sondern mir auch den mei-

nigen ſtreitig machte? Wirklich kam es zum Kampfe, ich wurde gebiſſen, und meine Frau gab mir keine weitere Genugthuung, als daß ſie behauptete, ihr Hund beſitze abſonderliche Eigenſchaften und ſei namentlich ſehr eiferſüchtig. Dieſen Fortuné hätte ich tödten mögen, und bat meinen Genius, mich von ihm zu befreien. In Mailand ſollte mir dieß Glück zu Theil werden. Mein Koch hatte einen Bullenbeißer, welcher, der Impertinenz des Herrn Fortuné überdrüßig, und minder höflich als das andere Perſonal des Palaſtes Serbelloni, einen Biß des garſtigen Vieh's ſo derb erwiederte, daß Fortuné todt auf dem Pflaſter blieb. Graf Louis von Narbonne erzählte mir ſpäter von dem Schmerz der Frau von Maurepas, als Ludwig der Sechzehnte ihren Vater tödtete, und welches Aufſehen dieß tragiſche Ereigniß in Verſailles erregte. Aber das muß Kleinigkeit geweſen ſein gegen den Tod des Herrn Fortuné im Palaſte Serbelloni. Die Paraſiten ſeufzten, Joſephine war troſtlos, Eugen weinte, und ich ſelbſt mußte eine betrübte Miene annehmen. Meine heimliche Freude dauerte aber nicht lange. Nachdem Herr Fortuné ausgeſtopft, in Sonetten beſungen, in Leichenreden

beklagt worden war, ersetzten ihn zwei andere Wachtelhunde, Männchen und Weibchen, und es folgten die Liebschaften des zarten Pärchens, ihre Zänkereien, und endlich die Nachkommenschaft. Ich wußte nicht mehr, was aus mir werden sollte. Einst bemerkte ich auf einem Spaziergang im Garten zu Montebello, daß ein Mann, so wie er mich erblickte, hastig in eine Seitenallee bog. Offenbar schien er mir ausweichen zu wollen. Dieß verdroß mich, ich eilte ihm nach und erkannte meinen Koch. „Nun?" fragte ich ihn, „fürchtest Du mich?" — „Ach, General, Sie haben wohl Ursache, mir zu zürnen!" „Wie so, was hast Du begangen?" — „Mein unglücklicher Hund beging die Schändlichkeit, den armen Fortuné zu erwürgen!" — „So? Wo ist Dein Hund?" — „In der Stadt, General! Bewahre mich Gott, daß ich ihn je wieder diesen Garten betreten lasse." — „Höre, mein Sohn!" sagte ich ganz leise, in der Furcht, belauscht zu werden, „laß Deinen Hund überall herumlaufen, wo er will! vielleicht erlöst er mich von den andern auch noch." «

5.

Mit dem Anfange des Jahres 1797 kehrten Alvinczy und Provera aus Tyrol zurück. Jener ſollte mit einem Heere von 50,000 Mann über den Monte baldo ziehen, dieſer mit 20,000 Mann in den Ebenen von Padua wirken. Siegte Alvinczy, ſo konnte er ſich leicht mit Provera vor Mantua verbinden, wurde er geſchlagen, ſo hatte Provera vielleicht beſſeres Glück, und konnte ſich mit der päpſtlichen Armee vereinen, ſo daß Napoleon gezwungen war, diesſeits und jenſeits des Po eine Armee zu unterhalten.

Indeſſen war die franzöſiſche Armee mit 7000 Mann verſtärkt; ſie belief ſich nun auf 45,000 Mann und konnte außer dem Belagerungscorps vor Mantua und einzelnen Garniſonen noch 31,000 Mann den 70,000 Mann Oeſterreichern im Felde entgegen ſtellen. Am 11ten Januar begannen ſchon die Vorpoſtengefechte. Um ſo ſchnell wie möglich das Plateau von Rivoli zu erreichen und ſich dort zu verſchanzen, hatten die Oeſterreicher ihre Cavallerie und Artillerie zurückgelaſſen. Die republikaniſche Armee war die ganze Nacht hindurch marſchirt, um mit Tagesanbruch

in Rivoli einzutreffen. Den 14ten Januar früh um 2 Uhr langte Napoleon an. Der Himmel war wieder sternenhell, so daß er seine Beobachtungen anstellen konnte. An den Wachtfeuern zwischen der Etsch und dem Gardasee erkannte er deutlich fünf Divisionen, welche so getrennt waren, daß sie sich vor 10 Uhr nicht vereinen konnten. Mit 22,000 Mann, aber unterstützt durch eine gute Reiterei und 60 Kanonen, griff er 45,000 Mann ohne Kanonen und Pferde an, schnitt die Divisionen von einander ab, oder hielt sie durch Kanonen in Schach, daß sie nicht wirken konnten, und nachdem er eine nach der andern in die Flucht geschlagen, verfolgte er Alvinczy bis in die tyroler Engpässe. Diesen Sieg hatte der französische Feldherr nicht ohne Lebensgefahr errungen; mehrmal wurde ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet, einmal befand er sich mitten unter Feinden und wäre fast in Gefangenschaft gerathen.

Indessen hatte Provera nahe bei Lugnano eine Brücke über die Etsch geschlagen und seine Truppen hinüber geführt, um Mantua zu entsetzen. Augereau, mit Vertheidigung dieses Punktes beauftragt, konnte es nicht hindern, und suchte ihn einzuholen.

Das Belagerungscorps gerieth in die äußerste Gefahr, vor den Thoren der Festung aufgerieben zu werden. Die österreichische Cavallerie in weißen Mänteln, worin sie französischen Husaren ähnlich sah, war schon vor San Giorgio angelangt, in der Hoffnung, die Vorstadt zu überrumpeln. Aber ein alter Sergeant, dem die Mäntel zu neu vorkamen, schöpfte Verdacht, machte Lärm, und die Husaren wurden mit Kartätschen empfangen. Gegen Mittag langte Provera an und benachrichtigte mittelst eines Bootes Wurmser, daß er am folgenden Tage (den 16ten) ausfallen und bei der Favorite (San Giorgio) Stellung nehmen sollte. Doch in derselben Nacht langten 4 Regimenter Republikaner an, welche, als Wurmser seinen Ausfall machen wollte, um sich mit der Entsatzarmee zu vereinen, auf Provera sich warfen und ihn nöthigten, die Waffen zu strecken *). Die Repu-

*) Schon bei Milesimo, wo Provera sich mit der Arrieregarde abschneiden ließ, hatte ihn Napoleon als einen talentlosen Feldherrn erkannt, aber eben deswegen überhäufte er ihn in seinen öffentlichen Berichten mit Lobsprüchen. Die Folge war, daß man ihn noch einmal gegen ihn sandte, und er ihn noch einmal gefangen nahm. Später sagte er: „Wider Lobsprüche aus Feindes Mund muß man auf seiner Hut sein bis zu Ende der Feindseligkeiten."

blikaner hatten vom 11ten bis 16ten Januar wieder 25,000 Gefangene, 24 Fahnen und Standarten, und 60 Kanonen erobert, Gepäck u. s. w. ungerechnet.

Als man Wurmser den Ausgang der Schlacht berichtete und ihn zur Uebergabe aufforderte, wollte er Anfangs Nichts davon wissen und ließ antworten, er habe noch Mundvorrath auf ein ganzes Jahr.

Wenig Tage darauf aber sandte er seinen Adjutanten Klenau zu Serrurier, dem Chef des Belagerungscorps, um über eine ehrenvolle Capitulation zu unterhandeln. Napoleon kam auf den Einfall, unerkannt dieser Verhandlung beizuwohnen. Während Klenau und Serrurier sich unterhielten, und jener eine pomphafte Schilderung entwarf von den Hülfsmitteln, welche seinem Commandanten noch zu Gebote ständen, schrieb Napoleon, in seinen Mantel gehüllt, an den Rand der Capitulationsvorschläge von Wurmser seine Bedingungen, und als Klenau Nichts mehr zu sagen wußte, erhob er sich rasch, trat vor ihn hin und sprach: Hätte Wurmser noch auf 18 oder 20 Tage Lebensmittel und spräche von Uebergabe, so verdiente er keine ehrenvollen Bedingungen. Dieß sind die Bedingungen, die ich bewillige,

wenn er morgen die Thore öffnet, und läßt er vierzehn Tage oder zwei Monate vergehen, meine Bedingungen bleiben immer dieselben. Mag er sich halten bis er den letzten Bissen Brod verzehrt hat. Ich ehre das Alter, die Tapferkeit und das Unglück des Feldmarschalls, und setze jetzt über den Po, um gegen Rom zu Felde zu ziehen.

Diese letzten Worte sagte er, um dem verdienstvollen ergrauten Krieger die Beschämung zu ersparen, seinen Degen einem Jüngling zu überreichen.

Klenau, der nun wohl begriff, vor wem er stand, war von den ehrenvollen Bedingungen der Capitulation auf's Höchste überrascht. Er schämte sich seiner früheren Prahlereien, die zu Nichts geführt hatten, und gestand offenherzig, daß die Besatzung kaum noch für drei Tage Lebensmittel habe.

Auch Wurmser versagte dem edelmüthigen Benehmen des jungen Helden seine Bewunderung nicht, und schrieb ihm einen Danksagungsbrief, in welchem er ihm rieth, unter Mantua über den Po zu gehen, um schlechte Straßen und Umwege zu vermeiden. Auch sandte er nach wenig Tagen ihm einen Adjutanten nach Bologna nach, um ihn vor einer Ver-

ſchwörung zu warnen, die zum Zwecke hatte, ihn zu vergiften.

In Mantua befand ſich noch eine Beſatzung von 20,000 Mann, von denen ſchon 12,000 Mann dienſtunfähig waren. Bei den verſchiedenen Ausfällen und in den Hospitälern waren 27,500 Oeſterreicher umgekommen.

6.

Längſt wußte Napoleon, daß der heilige Stuhl heimlich gegen die Franzoſen gewirkt hatte. Zum Ueberfluß war ein Courier des Cardinals Buska an den päpſtlichen Nuntius in Wien, aufgefangen worden mit Depeſchen, welche beſagten: daß der heilige Vater ſein Schickſal gänzlich in die Hände des Hauſes Oeſterreich lege, und trotz aller Einſprache des franzöſiſchen Botſchafters Cacault in Rom, den in Bologna ausgemachten Waffenſtillſtand niemals gehalten habe. Auch hatte der Cardinal Busca Soldaten und Bauern aufgeboten, und Nichts geſpart, einen heiligen Krieg zu entflammen. Die Sturm-

glocken ertönten ununterbrochen, die Wunden der Märtyrer bluteten, die Madonnenbilder weinten, vierzigstündiges Beten, Fasten und Ablaßverkündigungen, Nichts wurde gespart. Der Cardinal Busca hatte sogar dem französischen Minister Cacault gedroht, aus der Romagna und den ligurischen Gebirgen, ja aus ganz Italien eine zweite Vendee zu machen.

Die Proclamationen lauteten etwa: „Es lebe die Religion! Es leben die Souveraine! Schon nahen die Störer der öffentlichen Ruhe, die Schänder der Gerechtigkeit, der Religion und der Gesetze und brennen vor Begier, ihrer Bosheit den Sieg zu verschaffen. Taub gegen die Vorwürfe ihres Gewissens, verachten sie Gott, obschon er sie mit seinen Blitzen augenblicklich zerschmettern kann. Männer des Volkes! Vertheidigt Eure Religion, Euer Vaterland, Euer Eigenthum! Tod den Feiglingen! Lohn und Preis den Tapfern, die zum Schutze alles Heiligen ihr Leben wagen!"

Napoleon schrieb dem Minister Cacault: „Seit mehreren Monaten hat man Alles aufgeboten, Sie durch Demüthigungen dahin zu bringen, Rom zu verlassen. Reisen Sie gleich nach Empfang die-

ſes Briefes ab, ohne den etwaigen Verſuchen, Sie zurückzuhalten, Gehör zu ſchenken."

Zu gleicher Zeit erließ er folgende Proclamation: „Die franzöſiſche Armee wird das päpſtliche Gebiet betreten und wird Religion und Volk beſchützen. Der franzöſiſche Soldat führt in der einen Hand das Bajonnett, das ſichere Unterpfand ſeiner Siege; die andere bietet er Städten und Dörfern zum Frieden. Wehe denen, die ſein Anerbieten verſchmähen und, verführt von ausgelernten Heuchlern, über ihre Häuſer den Krieg beſchwören und die Rache einer Armee, die binnen ſechs Monaten 100,000 Mann öſterreichiſche Kerntruppen gefangen nahm, 400 Kanonen erbeutete, 110 Fahnen eroberte und 5 Armeen vernichtete." —

Am 3ten Februar ſtieß Napoleon mit etwa 8000 Mann Franzoſen und Italiänern auf die päpſtlichen Truppen, welche bei Caſtel Bologneſe die Brücke über den Senio vertheidigten. Sie ſandten einen Parlamentair ab, welcher der franzöſiſchen Armee Halt gebot, widrigenfalls der Cardinal auf ſie Feuer geben laſſen würde. Lachend erwiederte man, daß man ſich für heute den Donnerkeilen Seiner Eminenz nicht ausſetzen wolle, ſondern nur ein Nachtquartier

begehrte. Am folgenden Morgen wurde der undisciplinirte Haufe angegriffen und in weniger als einer Stunde zerstreut. Artillerie, Gepäck und eine ziemliche Anzahl Gefangener geriethen in die Hände der Sieger. Sie zogen nach Faënza; die Thore waren verschlossen. Einer Aufforderung zur Uebergabe wurde mit Hohn geantwortet. „Wie zu Pavia!" riefen die Soldaten. Napoleon aber verbot das Plündern, denn die Bewohner von Pavia hatten nach ihrer Unterwerfung gemeuchelmordet, die von Faënza waren noch nicht überwunden und nur von der Geistlichkeit verführt. Die Stadt wurde mit leichter Mühe genommen, und die Schonung des Siegers, der sogar den Gefangenen am Senio die Freiheit schenkte, gewann ihm alle Herzen. Zu Forli, Cesena, Rimini, Pesaro, Senigaglia wurden die Republikaner mit Freudenbezeugungen empfangen. Der General Colli, der mit 3000 Mann auf den Höhen vor Ancona stand, zog sich in die Citadelle von Loretto zurück und ergab sich. Hiermit war der Feldzug so gut wie beendet. Weinte irgend noch ein Madonnenbild, so ließ Napoleon es confisciren und im Hauptquartier von dem Physiker Monge untersuchen, welcher den Betrug ent-

deckte und erklärte. Der Mechanismus, der die Täuschung hervorbrachte, wurde zerstört, und die Erfinder desselben bestraft.

Das Directorium erließ ein Schreiben an Napoleon, in welchem es ihm nicht als Befehl auftrug, sondern seinem Ermessen überließ, ob es nicht gerathen sei, insofern die katholische Religion der Republik- und den Ideen der Revolution feindlich entgegenstände, den Papst seiner Macht zu berauben.

Napoleon aber entgegnete: „Wollen Sie dem Papst die weltliche Macht entziehen, so lassen Sie ihm wenigstens die geistliche, widrigenfalls Sie ihn zwingen, zu einem fremden Hofe seine Zuflucht zu nehmen, der sodann als Mittelpunkt der katholischen Christenheit ein ungeheures Uebergewicht erlangen müßte. Italien will den Papst und diese Religion. Ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, es in seinem Glauben zu verletzen, und die Verständigen unter den Italiänern würden uns für Fanatiker halten, wenn wir den Cultus der Vernunft dort einführen wollten. Die katholische Religion ist die Religion der, für Italien unentbehrlichen Künste. Begnügen Sie sich, sie aus Frankreich vertrieben zu haben, obschon ich

nicht dafür bürge, daß sie nicht einst dahin zurückkehrt."

Am 19ten Februar kam der Friede mit dem Papste zu Stande, welcher der französischen Republik Bologna, Ferrara und die Romagna abtrat, 30 Millionen Franken Contribution zahlte, und hundert der seltensten Kunstwerke auslieferte, als: den Apoll von Belvedere, die Verklärung von Raphael u. s. w. Die Aufhebung der Inquisition, sowie die Zurücknahme der Bullen ließ sich der Papst nicht gefallen. Indeß erließ er am 22sten ein Breve, ein welchem er Napoleon seinen lieben Sohn nannte.

7.

Die Vollziehung des Vertrags mit dem Papste überließ Napoleon seinem Adjutanten Junot, und eilte nach Mantua und Mailand, wo er eine Verstärkung von 19,000 Mann unter Bernadotte von der Sambre- und Maas-Armee, und unter Delmas von der Rheinarmee vorfand. Das Directorium hatte sich endlich entmüßigt gesehen, der öffentlichen Meinung und den Beschwerden der italiänischen Armee nachzugeben. Napoleon hatte jetzt ein Heer von 60,000

Mann wohlgeübter Truppen und 120 Kanonen. Davon ließ er 10,000 Mann als Obſervationscorps an der Etſch zurück, und mit 50,000 Mann marſchirte er auf Oeſterreich.

Auf die Nachricht von dem Falle Mantua's hatte der Erzherzog Carl eine Armee von 90,000 Mann geſammelt; 50,000 Mann davon hatte er vom Rheine an ſich gezogen. Die Ebenen am Tagliamento ſchienen ihm am geeignetſten zum Schlachtfeld; hier kreuzten ſich drei Straßen aus Italien nach Wien und Trieſt, und hier konnte er ſeine Reiterei, die zahlreicher und geübter war als die franzöſiſche, am beſten entfalten.

Am 16ten März 1797 Morgens 9 Uhr ſtanden beide Heere ſich gegenüber. Von beiden Seiten wurde ein lebhaftes Feuer unterhalten, aber vergeblich ſuchte die franzöſiſche Reiterei über den Fluß zu ſetzen, ſie wurde mit Nachdruck zurückgewieſen.

Gegen Mittag ließ Napoleon die Bivouaks beziehen und befahl abzukochen. Der Erzherzog wußte, daß die franzöſiſche Armee die ganze Nacht durch marſchirt war und hielt ſie für müde und erſchöpft; er bezog ebenfalls ſein Lager. Aber kaum waren einige Stunden verfloſſen, als die Franzoſen plötzlich zu den

Waffen griffen und zu der Brücke ſtürmten. Die Avantgarde war ſchon am jenſeitigen Ufer, bevor noch der überraſchte Feind ſich ſammeln konnte, die folgenden Linien rückten nach. Die Oeſterreicher mußten dem ungeſtümen Angriff weichen; aber bereits waren ſie von Dugua mit ſeiner Diviſion umgangen, und beim erſten Kanonenſchuß war Maſſena bei San Daniello über den Fluß gegangen und hatte ſich der wichtigen Citadelle Oſozo bemächtigt, des Schlüſſels von Pontebra, wodurch der Erzherzog verhindert wurde, ſeinen Rückzug durch Kärnthen zu nehmen.

Bei Tarvis trat der Erzherzog ſelbſt an die Spitze einer Grenadierdiviſion, um ſich dieſes wichtigen Punctes zu bemächtigen. Die Oeſterreicher hielten ſich tapfer. Ihr Feldherr ſchonte ſeines eigenen Lebens nicht und führte auch ſein letztes Grenadierbataillon in's Feuer; aber die Schnelligkeit und der Ungeſtüm der Franzoſen trug den Sieg davon; die Oeſterreicher räumten das Feld und konnten ſich erſt jenſeits der Drau wieder ſammeln. Um den Iſonzo zu vertheidigen, hatte der Erzherzog Gradisca beſetzt; da keine Brücken über den Fluß führten, durchwateten ihn die Franzoſen bei Monte Falcone, marſchirten auf

Gradisca und nöthigten 2000 Mann Oesterreicher mit 20 bespannten Geschützen, zu capituliren.

Schon am 17ten März wurde das französische Hauptquartier nach Görz verlegt. Bernadotte zog auf Laibach, und Dugua mit 1000 Reitern nach Triest, um es zu brandschatzen.

Der Erzherzog Carl war nicht der Mann, nach einigen unglücklichen Tagen sich für überwunden zu halten; aber Napoleon gönnte dem geschlagenen Feind niemals Zeit, sich zu sammeln und zu erholen. Seinen Sieg verfolgend schlug er den General Bagalitsch an der Chiusa und nahm ihm 5000 Mann, 32 Kanonen und alles Gepäck ab. Bei San Michaele büßte Kerpen 8000 Gefangene, 2000 Todte und sein Feldgeschütz ein und öffnete durch seine Flucht die Pässe von Tyrol. Bei Claussen wurde York, welcher sich mit den Trümmern des Kerpenschen Corps vereinigt hatte, aus seiner festen Stellung vertrieben. Endlich ließ sich Kerpen am 28sten März auch zum dritten Male schlagen, und so wurden nach und nach, in minder als zwanzig Tagen, die Hoffnungen des Wiener Hofes auf ein zahlreiches Heer und einen verdienten und erfahrenen Feldherrn vernichtet.

Die Bestürzung in Wien war so groß, daß der Hof seine Kleinode und Papiere, seine Prinzen und Prinzessinnen nach Ungarn flüchtete, und das Volk murrte, weil man ohne Hülfsmittel und Widerstandskräfte den Krieg gegen einen siegreichen Feind fortführte, der binnen Kurzem vor den Thoren der Hauptstadt stehen konnte.

Unstreitig war diese Furcht gegründet, hätte das Directorium seinen ursprünglichen Plan befolgt und die Rhein-, Maas- und Sambrearmee, welche um ein Drittheil stärker war, als die ihr gegenüber stehende österreichische, mit der italiänischen vereint, um auf Wien zu marschiren. Aber am 31sten März erhielt Napoleon in seinem Hauptquartier zu Klagefurth ein Schreiben vom Directorium, daß Moreau und Hoche in Ermangelung alles Brückengeräthes den Rhein nicht überschreiten könnten.

Napoleon beschwerte sich bitter über dieß „Gewehr in Arm", und in seinem Antwortschreiben hieß es unter Anderem: „Wer Lust hat, einen Feldzug zu beginnen, läßt sich durch Nichts abschrecken, und am wenigsten ist ein Fluß, so weit die Kriegsgeschichte reicht, jemals ein Hinderniß gewesen. Wollte Mo-

reau den Rhein überschreiten, so hätte er ihn überschritten, und wir wären im Stande, die Friedensbedingungen gebieterisch und ohne Bedenklichkeiten vorzuschreiben. Wer Ruhm zu verlieren fürchtet, verliert ihn gewiß. Ich bin über die Julischen und Norischen Alpen auf einer Eisdecke von 3 Fuß Dicke gegangen. Hätte ich nur die Ruhe der Armee und meinen persönlichen Vortheil im Auge gehabt, so wäre ich am Isonzo stehen geblieben. Aber ich drang in Deutschland ein, um der Rheinarmee Luft zu machen und den Feind zu hindern, angriffsweise zu verfahren. Ich stehe vor den Thoren Wiens, und der stolze, hochfahrende Hof sendet Bevollmächtigte in mein Lager. Die Armeen am Rhein müssen kein Blut in den Adern haben; lassen sie mich im Stich, so kehre ich nach Italien zurück und überlasse der Welt den Richterspruch über das Benehmen der beiden Heere.

Zwölf Stunden nach Empfang des Schreibens vom Directorium wandte sich Napoleon mit Friedensvorschlägen an den Erzherzog Carl, worauf dieser am 2ten April antwortete: daß ihm die nöthigen Vollmachten von seinem Hofe dazu fehlten. Noch am selben Tage erlitten die Oesterreicher eine

Niederlage vor Freisach und Neumark, und der Erzherzog, außer Stand, das Feld zu halten, begehrte einen 24stündigen Waffenstillstand, welcher ihm nicht zugesagt wurde. Am 7ten April mußte er auch die Päſſe bei Unzmark räumen, und die Franzoſen beſetzten Judenburg und Loeben.

Dieß war der Punkt, welchen Napoleon nicht zu überſchreiten wagte, weil er in den Donauebenen mit ſeiner ſchwachen Reiterei nicht wirken konnte. Auch hatte er in ſeinem, dem Directorium eingereichten Feldzugsplan den Sömmering, deſſen Gipfel er beſetzt hatte, als das Ziel ſeiner Unternehmung bezeichnet, wofern die beiden andern Heere ihn nicht unterſtützen würden. In Judenburg ſchloß er daher einen Waffenſtillſtand auf zwanzig Tage ab, um ſodann die Friedensunterhandlungen in Loeben zu eröffnen.

8.

Der Adel der venetianiſchen Terra firma, welcher zum Unterſchied von den venetianiſchen Nobili nicht im goldenen Buch ſteht, und daher auch nicht zu

Senatoren gewählt werden konnte, war empfänglich für die Ideen der französischen Revolution, sprach von einer Modificirung der 700 Jahre alten venetianischen Regierungsform, und hielt ein Bündniß mit Frankreich für rathsam. Als Napoleon sich dem Tagliamento nahte, ließ der Senat vierzehn der freimüthigsten Sprecher verhaften. Die Folge davon war, daß Berggmo sich für unabhängig erklärte, und Brescia dem Beispiele folgte. Aber die venetianischen Nobili vereinten sich mit der Geistlichkeit, um die Küstenbevölkerung am adriatischen Meere aufzuwiegeln, und sandten Munition, Waffen und Kanonen. Die Priester predigten das Kreuz wider die Franzosen, und in Verona wiederholte sich eine Art sicilianische Vesper. Am 2ten Osterfeiertage (den 17ten April) wurden auf ein Zeichen mit der Glocke die Franzosen auf der Straße und in den Hospitälern überfallen und erdolcht, und ihre Leichen in die Etsch geworfen. Aehnliches geschah vieler Orte. Die Soldaten wurden ermordet oder mußten sich durchschlagen, Couriere wurden aufgefangen, Transporte beunruhigt, die dreifarbige Fahne insultirt u. s. w. In Venedig wurde ein französisches Schiff überfallen, und die ganze Mannschaft

desſelben niedergemacht. Die Beſchwerde des franzöſiſchen Conſuls blieb unbeachtet, und der Senat erließ ſogar ein Belobigungsſchreiben an die Mörder.

Als Napoleon alle dieſe Frevel inmitten ſeiner Siege erfuhr, ſprach er: „Die Republik iſt geweſen!“ — Jetzt war die Zeit der Rache gekommen.

Der Senat zitterte und unterließ Nichts, ſich vor dem Sieger zu demüthigen. Eine Deputation an Napoleon war mit der ausgedehnteſten Vollmacht verſehen, ihn um jeden Preis zu verſöhnen und möglicher Weiſe zu dieſem Zwecke ſeine ganze Umgebung zu beſtechen. Auch der venetianiſche Conſul in Paris blieb nicht müßig, und erlangte für 10,000,000 Franken vom Directorium, daß an alle Generale in Italien Befehle erlaſſen wurden, die venetianiſche Regierung zu ſchonen.

Napoleon richtete ſich aber nach dieſen erkauften Vorſchriften nicht. Er rief den franzöſiſchen Geſandten aus Venedig ab, gebot ſämmtlichen Diviſionsgeneralen, die Truppen der Republik feindlich zu behandeln und den Löwen des heiligen Marcus überall wo er ſich fände, herunter zu reißen.

Dieſe Befehle wurden ſchnell und mit aller Strenge

ausgeführt. — Am 16ten Mai hielt der General Baraguay d'Hilliers seinen Einzug in Venedig und pflanzte die dreifarbige Fahne auf dem St. Marcusplatze auf. Der Großrath legte seine Macht nieder und gab sie in die Hände des Volkes zurück, die Terra firma erklärte ihre Freiheit und constituirte sich nach dem Vorbild der französischen Republik. Die Marine wurde bemannt und nach dem Hafen von Toulon abgeführt; der Löwe des heiligen Marcus und die korinthischen Pferde, ein Schmuck des Marcusplatzes, nach Paris transportirt.

9.

Als die kaiserlichen Bevollmächtigten Napoleon die Vorschläge zum Frieden übergaben, war seine erste Bemerkung: „Was soll das heißen, meine Herren? Der Name des Kaisers steht vor dem der Republik!" — Gallo erwiederte nach einigem Bedenken: „Haben Sie den Artikel beachtet, Herr General, in welchem Se. kais. Majestät. geruht, die Republik anzuerkennen?" — „Der Artikel muß gestrichen werden," versetzte

Napoleon. „Die Existenz der Republik ist klar wie Sonnenlicht, selbst der Blinde kann sie nicht leugnen.“ — Meerfeld erwiederte: „Die Republik muß aber in den Augen des Kaisers zur Wirklichkeit werden.“ — Lächelnd entgegnete Napoleon: „Hat er sich in Italien mit Schatten geschlagen? Ist meine Anwesenheit hier eine Täuschung? Wenn wir uns über unser gegenseitiges wirkliches Vorhandensein nicht einigen können, so wäre es thöricht mit einander Verhandlungen anzuknüpfen. Meine Herren! Wenn Sie mit anderen Nationen unterhandeln, so beginnen Sie nicht mit deren Anerkennung. Behandeln Sie uns eben so! Frankreich und ich gestatten kein anderes Verfahren.“ — —

Während dieser Unterhandlungen erfuhr Napoleon, daß Moreau und Hoche am 18ten und 20sten April den Rhein überschritten, die österreichische Rheinarmee geschlagen und eine unermeßliche Beute gemacht hatten. Entrüstet über die Falschheit des Directoriums und um nicht, das Schwert in der Scheide, ein müßiger Zuschauer fremder Thaten zu bleiben, hatte er nicht übel Lust, unter irgend einem Vorwande die Feindseligkeiten wieder zu beginnen und den Frieden innerhalb der Mauern Wiens zu suchen. Da er

aber in seinem selbstentworfenen Feldzugsplan den Gipfel des Sömmering als das Ziel der Feindseligkeiten und der Eröffnung der Friedensunterhandlungen bezeichnet hatte, waren ihm die Hände gebunden, und es blieb ihm Nichts übrig, als Couriere mit der Nachricht von dem Präliminarvertrag an die Rheinarmee abgehen zu lassen und sie in ihrem Siegeslauf zu hemmen. Dem Directorium drohte er mit Niederlegung seines Commando's. Er sah voraus, daß nach den Diensten, die er geleistet, und den abgelegten Proben seines erstaunlichen Talents, man seiner nicht würde entbehren können, und daß die Regierung, falls sie in seinen Abschied willigte, sich, bei der unbegrenzten Popularität, die er besaß, bei der ganzen Nation in Mißcredit bringen würde.

In seinem Schreiben an das Directorium heißt es unter Anderem: „Ich bin auf Wien losgegangen, indem ich das schöne Italien hinter mir ließ, ganz so, wie ich im Anfang des Feldzuges versprach, wo ich Brod für die Armee suchte, welche die Republik nicht ernähren konnte. Ich habe jetzt mehr Ruhm, als man gebraucht, um glücklich zu leben." Indessen war seine Gegenwart in Italien nöthig, bis ein definitiver Frie-

densabschluß mit dem Kaiser zu Stande gekommen war. Er begab sich inzwischen nach Mailand, wo er mit Josephine das nahgelegene romantische Schloß Montebello bezog. Hier empfing er die Couriere von Paris, Wien, Turin, Parma, Florenz, Rom, Neapel, Venedig und Genua, um die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser zu betreiben, die Regierungen der venetianischen und lombardischen Staaten zu organisiren, und die Angelegenheiten in Deutschland, in der Schweiz, Neapel u. s. w. zu schlichten. Diese vielfachen Beschäftigungen hinderten ihn jedoch nicht, die ausgezeichnetsten Herren und elegantesten Damen von Mailand und der Umgegend in dem Salon seiner zauberischen Gemahlin am „Hofe zu Montebello" zu begrüßen, und mit ihnen Ausflüge nach dem Lago maggiore, dem Comersee und andern reizenden Punkten zu machen. Aller Orte wetteiferte die Einwohnerschaft, den berühmten Helden und Befreier Italiens zu feiern und höflich zu begrüßen.

Unter Anderem auch beruhigte er von Montebello aus die Ultraliberalen in Genua, welche den Adel von allen Aemtern ausschließen wollten. In seinem Schreiben an die Stände kommen folgende merkwür-

dige Worte vor: „Bürger! Ich will dem Vertrauen, welches Sie mir erwiesen, entsprechen: Um Ihr Volk nicht zu drücken, müssen Sie die Regierungskosten möglichst vereinfachen. Gegen die Religion muß man nicht nur Nichts unternehmen, man darf auch den Uebelgesinnten keine Waffen in die Hände geben, indem man ängstliche Gewissen beunruhigt. Den Adel von öffentlichen Aemtern ausschließen, heißt: dieselbe Ungerechtigkeit begehen, welche Sie von Ihrer alten Regierung erlitten u. s. w.“

Auch die Bewohner Veltlins (160,000 Einwohner), welche sich gegen die Bedrückung der Graubündner erhoben und die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hatten, sandten nach Montebello eine Deputation und ersuchten Napoleon um seine Vermittelung. Die Graubündner thaten dasselbe und baten ihn um seine Verwendung, damit die Veltliner wieder zur Ordnung zurückkehrten. Napoleon machte den Vorschlag, Veltlin als einen vierten grauen Bund anzuerkennen, und ihn mit den drei vorhandenen auf gleiche Weise zu berechtigen; die Graubündner aber verwarfen dieß, und er citirte beide Parteien nach Montebello. Die Veltliner sandten ihre Bevollmächtigten; die Grau-

bündner hingegen blieben aus; worauf Napoleon als erwählter Schiedsrichter und Kraft der ihm von seiner Regierung verliehenen Gewalt den Veltlinern die Freiheit zusprach und ihrem Wunsche gemäß sie mit der cisalpinischen Republik vereinigte. Die Graubündner wollten jetzt Abgeordnete senden; allein zu spät. Das Urtheil war gesprochen und bereits zur Ausführung gediehen. — —

Inzwischen gerieth das ungeschickte Directorium allen Parteien gegenüber in eine mehr und mehr critische Lage. Die verwegenen Jacobiner waren die natürlichen Feinde der Directoren, welche sich mit großem Glanz umgaben und mit ihren Familien den prächtigen Palast Luxembourg bewohnten. Sie verdarben es mit dem Volke, indem sie trotz der gesetzlich bestehenden Religionsfreiheit die Priester verfolgten, die Feier der Decaden *) aufrecht hielten, aufs Arbeiten an den ci-devant Sonntagen drangen, und durch Zwangsmaßregeln in ganz Frankreich einerlei Maaß und Gewicht einzuführen trachteten. Die Royalisten, denen sie bisher geschmeichelt, drängten sich in alle Aem-

*) Die Wochen der Revolution, welche 10 Tage hatten.

ter, beſetzten die erſten Stellen, die Emigranten kehrten ſchaarenweis zurück, und in den Provinzen kam es zu blutigen Exceſſen wider die Revolutionaire.

Mitten in dieſer Verlegenheit ließ das Directorium nicht ab von ſeiner kleinlichen Eiferſucht und Mißgunſt gegen Napoleon, und begünſtigte die ſogenannten Clychianer (von der Clychiſtraße, wo ſie ihre Zuſammenkunft hatten), welche die unbeſchränkte Freiheit der Tribune und Preſſe benutzten, um Napoleons Charakter zu läſtern, ſeine Verwaltung zu ſchmähen, und ſeine Siege zu verunglimpfen; ſie beſchuldigten ihn, die Ermordung der Franzoſen in Venedig vorausgewußt und veranſtaltet zu haben, um einen Vorwand zu gewinnen, den ſchwachen Freiſtaat zu bekriegen, und bemühten ſich, ſein Benehmen gegen Genua und die Graubündner als ein ſtrafbares darzuſtellen.

Napoleon war ſtets empfindlich für die Schmähungen der Preſſe. — Schon damals hatte er Macht genug in Händen, die Regierung an ſich zu reißen. Der Enthuſiasmus, den ſeine Eroberungen in Italien erregt hatten, und die völlige Ergebenheit ſeines ſiegtrunkenen Heeres würden — wie er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit ſich

ausdrückt, genügt haben, alle Hinderniſſe zu beſeitigen.

Wie es heißt, ſoll ihn eine anſehnliche Partei dazu aufgefodert haben, und er ſelbſt einmal Willens geweſen ſein, mit 25,000 Mann über Lyon nach Paris zu marſchiren.

Aber der einſichtsvolle Carnot ſchrieb ihm: „Sie müſſen Herr von Italien bleiben, bis der Friede mit Oeſterreich unterzeichnet iſt, dann werden die Segnungen eines Volkes, daß Sie als ſeinen Wohlthäter begrüßt, Ihnen zu Theil werden. Erwecken Sie dann das Staunen der Pariſer durch Ihre Mäßigung und Weisheit. Man mißt Ihnen tauſend Abſichten bei, die eine abgeſchmackter, als die andere; man kann nicht glauben, daß ein Mann, der ſo Großes ausgeführt, als ſchlichter Bürger leben könne. Ich, meines Theils, bin der Meinung, der Bürger Bonaparte wird den General Bonaparte erſt in ſeiner ganzen Größe zeigen.“

Napoleon begnügte ſich mit den Entſchuldigungen und Schmeicheleien, womit das Directorium auf ſeine Schmähungen antwortete. Was hätte es ihm auch geholfen, eine ſchwache Regierung zu ſtürzen, die

ohnehin einem baldigen Falle entgegenſah; er begnügte ſich, ſeinen Zorn und ſeine Drohungen wider die mächtigen Royaliſten zu kehren.

In einer Proclamation an ſeine Soldaten ſagte er: — „Sollte das Vaterland wirklich in Gefahr ſein? O nein! dieſelben Männer, welche über das verbündete Europa triumphirt haben, ſind noch vorhanden. Zwar trennen uns Gebirge von Frankreich; doch wie Adler werdet Ihr ſie überfliegen, wenn es gilt, die Conſtitution, die Freiheit, die Regierung und die Republikaner zu beſchützen. Sollten ſich Royaliſten zeigen, ſo haben ſie gelebt.“

In anderen Proclamationen kommen die Worte vor: „Winkt nur, Bürgerdirectoren, und die Armeen der Freiheit ſind da, die hartverletzte Republik zu rächen! — Zittert! Von der Etſch bis an den Rhein und von dem Rhein bis an die Seine iſt nur ein Schritt. Eure Frevel ſind gezählt, und den Lohn werdet Ihr von unſeren Bayonnetten empfangen.“

Das Directorium ſah ſich endlich genöthigt, zu einem Gewaltſtreich Zuflucht zu nehmen, um ſich ferner behaupten zu können. Der General Hoche

wurde von dem Director Barras durch glänzende Verſprechungen gewonnen, mit 20,000 Mann auf Paris zu marſchiren, um die Royaliſten, die ſich der Regierung zu bemächtigen drohten, im Zaum zu halten. Aber der Rath der Fünfhundert und Carnot veranlaßten ihn durch Vorwürfe, ſich wieder zurückzuziehen. Als das Directorium die ihm gemachten Verſprechungen nicht leiſtete, und Hoche von einer Anklage gegen Barras ſprach, ſtarb er plötzlich, wahrſcheinlich an Gift.

Ganz anders machte es Augereau, den Napoleon mit einer Diviſion der italiäniſchen Armee nach Paris ſandte, um ſich offen für das Directorium zu erklären. Der Rath der Fünfhundert erhob ſich gegen ſolche, der Freiheit der conſtitutionellen Berathung zuwiderlaufende Anſtalten, drang auf Entfernung des Militairs, und auf die Bildung von Nationalgarden durch ganz Frankreich. Aber am folgenden Morgen (den 4ten September) hatte Augereau mit 12,000 Mann und 40 Kanonen die Tuilerien (den Sitzungsſaal der Räthe) und alle Brücken beſetzt. Den Wachen, die unter's Gewehr traten, rief Augereau zu: „Seid Ihr Republikaner?“ Und mit dem Ruf: „Es lebe

Augereau! Es lebe das Directorium!" gingen sie zu ihm über. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und in Folge derselben fanden sich nicht weniger als 149 Stellen in der gesetzgebenden Versammlung erledigt, welche das Directorium mit ihm ergebenen Männern besetzte.

Als die Pariser am Morgen des 4ten Septembers erwachten, wunderten sie sich nicht wenig, das Militair patrouilliren und die Straßenecken voll Proclamationen zu sehen, worin sie zur Ruhe und Ordnung ermahnt, und vor einer ungeheuren Verschwörung gewarnt wurden. Aber durch solche Mittel war die Pariser Bevölkerung nicht mehr zu blenden, es hatte Erfahrungen genug gemacht, um jedes Wort, nach den Umständen die es eingaben, abzuwägen und auf die vorliegenden Thatsachen zu beziehen. — Jedermann sah ein, daß die Constitution verletzt war, weil die Vertreter derselben mit den Waffen verjagt und die neuen Wahlen aus Eigenmacht geschehen waren. Die „fünf Herren des Palastes Luxemburg" hatten sich durch die Armeen zu Königen gemacht, und suchten sich durch die Armeen zu behaupten.

Die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich zo-

gen ſich in die Länge, bis Napoleons Energie über die öſterreichiſche Langſamkeit triumphirte. Am 16ten October hatte er mit dem Grafen Cobenzl und Herrn v. Gallo eine Conferenz zu Udine. Es ſollte die letzte ſein, und man ſtritt ſich lebhaft, ohne ſich vereinigen zu können, bis Napoleon aufſtand, ein prächtiges Porzellan-Theebrett ergriff, welches Cobenzl von der Kaiſerin von Rußland zum Geſchenk erhalten hatte, und mit den Worten: „Sie wollen den Krieg: Sie ſollen ihn haben, und verlaſſen Sie ſich darauf, in drei Monaten zertrümmere ich Ihre Monarchie wie dieſes Theebrett," es dermaßen zu Boden warf, daß es in tauſend Trümmer zerflog. Cobenzl, der die erſten europäiſchen Geſandtſchaftspoſten bekleidet hatte, und durch die Würde ſeines Benehmens und ſeine vollkommene Kenntniß des Hoflebens dem jungen, aus revolutionairen Feldlagern hervorgegangenen Feldherrn zu imponiren gedachte, blieb wie erſtarrt ſtehen, während Gallo den republikaniſchen General an den Wagen begleitete und in der kläglichſten Stellung, indem er hundert Complimente mit ſeinem Hute machte, ihn zurückzuhalten ſuchte. — Am folgenden Tage (den 17ten October 1797) Abends fünf Uhr wurde

der Friede zu Campo Formio bei Udine unterzeichnet.

Napoleon kehrte nach Mailand zurück, um die Organisation der cisalpinischen Republik zu vollenden, und begab sich von da zum Congreß nach Rastatt. Seine Reise glich einem Triumphzuge; überall wurde er mit großen Feierlichkeiten empfangen. Im Waadtlande begrüßten ihn drei Züge junger Mädchen, die einen roth, die anderen weiß, die dritten blau gekleidet, und überreichten ihm einen Kranz mit der Inschrift: „Eine Nation kann der anderen nicht unterthan sein" — Worte deren er sich bedient, um den Veltlinern ihre Freiheit zuzusprechen.

In Rastatt fühlte er nur zu gut, daß er nicht an seinem Platze war; nur an der Spitze der Armee, oder zu Paris, im Mittelpunkte der politischen Bewegungen, konnte er einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis finden. Ein Schreiben des Directoriums berief ihn endlich, und er trat seine Reise dahin incognito an.

Sein Empfang in der Hauptstadt war ein glänzender. Am 10ten December fand auf dem Platze Luxemburg ein großes Nationalfest ihm zu Ehren Statt. Ein Altar des Vaterlands war errichtet und mit den

Statuen der Freiheit, Gleichheit und des Friedens geſchmückt, Reden wurden gehalten, die Freiheitshymne geſungen. Die Repräſentanten von Spanien, Neapel, Sardinien und Preußen, Dänemark, der Türkei, Toscana, Würtemberg, Baden, Frankfurt, Heſſen-Caſſel, der bataviſchen, ciſalpiniſchen, helvetiſchen und genueſiſchen Republik wohnten in ihren verſchiedenen Ornaten dem Feſte bei. Aber Aller Augen waren nur auf den kleinen Mann in der einfachen Uniform von Lodi und Arcole gerichtet, zum Verdruſſe der fünf Directoren, die in ihrem altrömiſchen, faſt theatraliſchen Coſtüm ſchon etwas Alltägliches geworden waren.

Wo er ſich zeigte, wurde er mit ſtürmiſchem Enthuſiasmus begrüßt. Das Volk in den Straßen rief: „Es lebe Bonaparte! der republikaniſche Held! der Friedensſtifter!“ Die Soldaten riefen: „Jagt die Advokaten (die Directoren und Räthe) fort, und macht Bonaparte zum König!“ Aber Napoleon liebte es nicht, den Gegenſtand der öffentlichen Neugier abzugeben. Waren die Zimmer vermiethet, wo er vorüber gehen ſollte, ſo ſchlug er einen andern Weg ein. Im Theater ſaß er in vergitterter Loge; erfuhr man aber, daß er dort ſei, ſo verlangten Parterre

und Logen mit lautem Geschrei ihn zu sehen und begrüßten sein Erscheinen mit stürmischem Beifall.

Als er einst eine komische Oper zu sehen verlangte, welche die Menge anzog, und in welcher berühmte Sängerinnen mitwirkten, ließ er um die Aufführung bitten, mit dem bescheidenen Zusatze: „Wenn es möglich wäre.“ Der Director des Theaters erwiederte ihm: Für den Eroberer von Italien sei Nichts „unmöglich,“ er habe dieses Wort in den französischen Wörterbüchern getilgt.

Die Directoren, Räthe, Minister und Gesandten luden ihn häufig zu Gastmählern ein; gewöhnlich erschien er aber nur auf kurze Zeit. Die berühmte Schriftstellerin Frau von Staël-Holstein fragte ihn einmal vor einer zahlreichen Gesellschaft: „wen er für die größte Frau halte?“ Er antwortete: „die, welche die meisten Kinder hat.“

Der Todestag Ludwigs des sechzehnten sollte gefeiert werden, und die Directoren waren in Verlegenheit, ob sie Napoleon dazu einladen sollten oder nicht. Im ersteren Falle besorgten sie, daß er alle Blicke auf sich ziehen würde, im anderen, daß das Fest unpopulär werden möchte. — Nach einer Berathung

entschieden sie sich, daß politische Gründe seine Gegenwart bei dieser Feier erfoderten, und sandten den Minister Sallé mit der Einladung zu ihm.

Napoleon erwiederte: „daß er nicht erscheinen werde, da er kein öffentliches Amt bekleide. Er sehe auch nicht ein, warum man einen Tag feiere, an welchem man, schon im Besitz aller vernunftgemäßen Rechte, einen Fürsten hingerichtet habe, der nach der Constitution für unverletzlich und unverantwortlich galt. Man feiere zwar Nationalfeste bei errungenen Siegen, beweine aber die gefallenen Opfer. Die Feier der Hinrichtung eines Menschen komme nicht einer Regierung, sondern einer Faction, einem blutdürstigen Clubb zu. Das Directorium aber, welches die Clubbs der Jacobiner und Anarchisten habe schließen lassen, und jetzt mit so vielen Fürsten in Unterhandlung stehe, müsse einsehen, daß solch eine Feier, statt näher zu bringen, abstoßen, statt zu versöhnen, erbittern, statt Freunde, Feinde erwecken müsse, und endlich der Regierung einer großen Nation unwürdig sei." Diesen Worten setzte man entgegen: „Alle Republiken hätten den Sturz der Tyrannen gefeiert: Athen den Tod des Pisistratus, Rom den Fall der Decem-

virn u. ſ. w. Die Feier ſei ein Geſetz für das ganze Land, weshalb man ſich derſelben nicht willkürlich entziehen könne, und der Einfluß des Generals von Italien auf die öffentliche Meinung ſei zu wichtig, als daß ſeine Abweſenheit der Sache nicht nachtheilig werden müſſe." – Napoleon würde dieſen Gründen kein Gehör gegeben haben; Talleyrand aber vermittelte dieſe Angelegenheit, indem er Napoleon aufmerkſam machte, daß er als Mitglied des Nationalinſtituts (Napoleon war kurz nach ſeiner Ankunft in die Abtheilung deſſelben für Künſte und Wiſſenſchaften eingetreten) mit der Körperſchaft auf dem Feſte erſcheinen müſſe, was ihm Niemand als eine freiwillige Handlung auslegen könne. — Dieß geſchah; aber auch was die Directoren vorhergeſehen hatten, blieb nicht aus. Als das Inſtitut in der Kirche St. Sulpice erſchien, ließ die Menge Napoleon nicht wieder aus den Augen, und nach dem Schluß der Ceremonie erhob ſich unausgeſetzt der Jubelruf: „Es lebe der General der italiäniſchen Armee!"

Weit entfernt ſich von dem ihm ſo verſchwenderiſch geſtreuten Weihrauch betäuben zu laſſen, beſorgte Napoleon vielmehr, daß ſeine Unthätigkeit der Er-

innerung an seine geleisteten Dienste und seinem Ruhme nachtheilig sein könnte. „Paris" sagt er „hat ein kurzes Gedächtniß; wenn ich lange hier weile, werde ich etwas Alltägliches. In diesem großen Babylon verdrängt eine Berühmtheit die andere; hat man mich dreimal im Theater gesehen, so werde ich nicht mehr beachtet."

Als man ihm einmal zu dem Enthusiasmus, den seine Anwesenheit erregte, Glück wünschte, wiederholt: er die Worte Cromwell's: „Man würde sich eben so drängen, wenn ich zum Schaffot geführt werden sollte."

Der Zug nach Egypten wurde daher beschlossen, und das Directorium, ohne zu bedenken, daß neue Triumphe die Popularität des Helden nur vermehren würden, ergriff diese Gelegenheit, um seiner alles Andere verdunkelnden Anwesenheit in Paris ein Ziel zu setzen.

Egypten ist nicht blos für den Geschichtsforscher merkwürdig; wegen der Fruchtbarkeit des Nilthales und als Mittelpunkt dreier Welttheile ist es von unabsehbarer politischer und merkantilischer Wichtigkeit. Dieses schöne Land, die Wiege der ersten Cultur,

zum Mittelpunkt eines großen europäiſchen Reichs zu machen, mußte von unabſehbarem Einfluß für den ganzen Orient ſein. Es wird von Arabern, Ottomanen und Mamelucken bewohnt. Letztere unterdrückten die beiden anderen Völkerſtämme. Und Napoleons Abſicht war, wie in Italien, die Völker von ihren Tyrannen zu befreien, und Cultur und Aufklärung dort zu verbreiten.

Im Anfange des Frühlings 1798 herrſchte an den verſchiedenſten Punkten Frankreichs große militairiſche Bewegung. Napoleon muſterte im Norden die Armee von England, im Süden drängten ſich die Heerſchaaren nach der Küſte. Außer dem Directorium, Talleyrand und Napoleon, kannte Niemand den Zweck der ungeheuren Rüſtung. England gerieth in Beſorgniß, verſtärkte ſeine Flotte, beſetzte ſeine Küſten mit 150,000 Mann Landtruppen und ſandte 30 Schiffe nach Gibraltar, um der Touloner Flotte den Durchgang durch die Meerenge zu verwehren.

Dritter Abſchnitt.

1.

Am 9ten Mai langte Napoleon in Toulon an; aber widrige Winde verhinderten das Auslaufen der Flotte. Am 14ten begab er ſich an Bord des Orient, ſeines Admiralſchiffes mit 120 Kanonen. 200 Schiffe, die im Hafen lagen, grüßten mit ihren Kanonen, die Ufer waren mit Menſchen gefüllt, die unaufhörlich jubelten: „Es lebe die Republik! Es lebe Bonaparte!“ Am 19ten ging die Flotte unter Segel, und langte am 10ten Juni vor Malta an, welches ohne Widerſtand beſetzt wurde. Nach wenig Tagen verließ Napoleon Malta, um auf Candia zu ſegeln, welches er am 25ſten Juni zu Geſichte bekam. Durch dieſen Umweg täuſchte er Nelſon, welcher die franzöſiſche Flotte mit 14 Linienſchiffen vor Alexandrien erwartete. Als ſie am 1ſten Juli daſelbſt anlangte,

hatte Nelson zwei Tage vorher den Hafen geräumt, in der Meinung, daß die Franzosen zu Alexandrette an der syrischen Küste landen würden. In der Proclamation Napoleons an seine Truppen, bevor er landete, kamen folgende in Europa nicht wenig Aufsehen machende Worte vor:

„Die Völker, unter denen wir leben werden, sind Mahomedaner. Ihr erster Glaubensartikel lautet: Es giebt nur einen Gott, und Mahomed ist sein Prophet. Widersprecht ihnen nicht! Handelt gegen sie, wie wir gegen die Juden und gegen die Italiäner gehandelt haben! Achtet ihre Muftis und Imans, wie Ihr die Rabbiner und Bischöfe geachtet habt! Hegt in Betreff der Ceremonien, welche der Koran für die Moscheen vorschreibt, dieselbe Duldung, welche Ihr den Synagogen und Klöstern der Religion Moses und Christus erwiesen habt! — Die römischen Legionen beschützten alle Religionen.“ — Diese und andere Proclamationen unterzeichnete er merkwürdiger Weise: Bonaparte, Mitglied des Nationalinstituts und Obergeneral der französischen Armee.

Bevor er seine Truppen ausschiffte, ließ er die in Alexandrien anwesenden Franken und den republi-

kanischen Consul an Bord des Admiralschiffes holen. Von diesen erfuhr er, daß Nelson mit 14 Linienschiffen sich vor Alexandrien nach der französischen Flotte umgesehen und in der Stadt Erkundigungen habe einziehen lassen; auch daß bei Erscheinen der Engländer das ganze Land unter Waffen getreten sei, um die festen Plätze gegen die Engländer wie gegen die Franzosen zu vertheidigen.

Es galt jetzt, keine Zeit zu verlieren, bevor Nelson zurückkehrte, denn von der überlegenen nautischen Tactik der Engländer war Alles zu befürchten. Trotz der hochgehenden See und dem klippenreichen Ufer wurde die Armee in der Nacht des 1sten bis 2ten Juli ausgeschifft, und ein egyptischer Lootse, den der Consul aus Alexandrien mitgebracht, führte die Schaluppen durch die Klippen.

Napoleon marschirte sogleich (den 2ten Juli Morgens 2½ Uhr) auf Alexandrien, nachdem er den Pascha von Egypten in einem Briefe benachrichtigt hatte, daß er nicht gegen ihn, sondern nur gegen seine Unterdrücker, die Bey's, Krieg führe. Bei Tagesanbruch erblickten die Franzosen unfern der Pompejussäule, der höchsten Säule in der Welt, ein

Trümmerſtück des ehemaligen Serapistempels, 300 arabiſche Reiter, die ſich vor ihnen her plänkelnd in die Stadt zurückzogen.

Alexandrien wird ſüdlich von einer kleinen Feſtung, die Araberſtadt, beſchützt. Die Mauern derſelben waren mit Bewaffneten beſetzt. Die Franzoſen aber erſtiegen in kurzer Zeit die Wälle und verloren bei dieſem Sturm nur 12 Mann. Napoleon ſandte einige Offiziere an die vornehmſten Bewohner der Stadt und an den Kapitain eines im Hafen liegenden türkiſchen Schiffes, um ſie in Kenntniß zu ſetzen, daß die Feindſeligkeiten nur den Mamelucken gälten, und bald zogen die Imans, Scheiks, Scherifs den Franzoſen entgegen. Auch die arabiſchen Reiter, welche am Morgen die Franzoſen beunruhigt hatten, brachten die wenigen Gefangenen, die ſie gemacht hatten, den Franzoſen zurück, mit dem Bedeuten, daß ſie vernommen, wie der Feldherr der Franzoſen nur die Mamelucken bekämpfen wolle, keineswegs aber als Feind des Volkes und des Propheten gekommen ſei, um ihnen ihre Weiber zu rauben. Sie wären daher erbötig, ihm auf alle Weiſe beizuſtehen, wofern er ihnen das ihnen ehemals gehörige Land nach der

Vertreibung der Mamelucken zurückgeben wolle. Dieſer Vorſchlag ward angenommen. — Napoleon ließ die Stadt befeſtigen, ſetzte eine proviſoriſche Regierung ein und erließ eine Proclamation an das Volk, in welcher es hieß: „Seht Ihr ein ſchönes Weib, ſo gehört es den Mamelucken; eine ſchöne Sklavin, ein ſchönes Pferd: Alles gehört den Mamelucken. Iſt Egypten ihr Pachtgut? Können ſie den Pachtbrief vorzeigen, den ihnen Gott darauf gegeben hat? — Einſt hattet Ihr große Städte, große Canäle, große Handelsverbindungen. Wo iſt das Alles geblieben? Die Habſucht und Ungerechtigkeit der Mamelucken hat es vernichtet. Kadis! Scheiks! Imans! ſagt dem Volke, daß wir die wahren Freunde der Muſelmänner ſind! Haben wir nicht den Papſt vernichtet, welcher uns zum Kriege gegen die Muſelmänner antreiben wollte? Haben wir nicht die Maltheſer vernichtet, welche in ihrer Verblendung glaubten, es ſei Gottes Wille, gegen die Muſelmänner zu kämpfen? Sind wir nicht in allen Jahrhunderten Freunde des Großherrn (deſſen Wünſche Gott erfüllen möge!) und Feinde ſeiner Feinde geweſen? Waren aber nicht die Mamelucken von jeher Feinde des

Großherrn, deſſen Macht ſie noch heute verhöhnen? — Heil denen, die es mit uns halten! Mit Gut und Ehren ſollen ſie überſchüttet werden. Heil denen, welche nicht gegen uns kämpfen! Sie werden uns kennen lernen und auf unſere Seite treten. Aber wehe, wehe denen, welche mit den Mamelucken gegen uns fechten! Sie ſind verloren!"

Napoleon übergab Kleber den Oberbefehl in Alexandrien, und brach nach Damanhur auf, durch die Wüſte, wo die erſtickende Hitze, Hunger und Durſt der Armee unſägliche Leiden bereiteten.

Bei Schebris traf er den mächtigen Murad-Bey, welcher faſt alle Gewalt in Egypten an ſich geriſſen, vernichtete ſeine Flottille auf dem Nil, und gegen ſeine glänzende, mit engliſchen Gewehren bewaffnete Reiterei ließ er Carrés bilden, die ſie vergebens zu ſprengen bemüht waren, und an denen ihre Macht ſcheiterte.

Je weiter Napoleon nach Cairo vorrückte, deſto niedergeſchlagener ward das Heer. Egypten, hatten die Offiziere geſagt, ſei das fruchtbarſte Land der Erde, und doch hatte es weder Brod noch Wein. Der Zwieback von Alexandrien war aufgezehrt. Es gab weder Wind- noch Waſſermühlen. Die Solda-

ten mußten das Getraide zwiſchen Steinen zerreiben und es röſten oder in Tiegeln kochen. Vergeblich theilte Napoleon die Entbehrungen mit den gemeinſten Soldaten. Er ſchlief ohne Zelt auf dem glühenden Boden und nahm mit Linſen vorlieb. Die Unzufriedenheit mehrte ſich. Die Soldaten beſchuldigten die Gelehrten, daß ſie dieſe beſchwerliche und unglückliche Expedition angegeben, und ſchalten auf ſie, was ſie konnten. Sie nannten ihre Packeſel nicht anders als hommes de lettres. Als einſt eine Wolke von Arabern gegen das auf dem Marſche begriffene Heer heranbrauſte, commandirte Napoleon: „Bataillons in Carré! Gelehrte und Eſel in die Mitte!“ Augenblicklich erhob ſich ein ſchallendes Gelächter in der ganzen Armee, und die Araber, in der Meinung, in eine Falle gerathen zu ſein, flohen eiligſt und beſtürzt in die Wüſte zurück.

Die Mamelucken unter Murad-Bey hatten ſich mit der Miliz von Cairo und einer großen Anzahl Araber, Janitſcharen und Spahis vereinigt, um zwiſchen dem Nil und den Pyramiden in einem verſchanzten Lager dem Vordringen der franzöſiſchen Armee Einhalt zu thun.

Von diesen Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte
auf euch nieder!

Am 21ſten Juli mit Tagesanbruch erblickte die Avantgarde der Franzoſen den Feind. Murad-Bey's zahlreiche und glänzende Reiterei machte den Angriff. Napoleon ließ wieder Carrés formiren, deutete auf die Pyramiden und rief ſeinen Truppen zu: „Soldaten! Ihr kämpft wider die Tyrannen. Von dieſen Pyramiden ſchauen vierzig Jahrhunderte auf Euch nieder!“ Die Mamelucken ſprengten mit verhängtem Zügel gegen die Bayonnette, oder ſuchten rückwärts mit ihren Pferden die eiſernen Carrés zu durchbrechen; aber Peloton- und Kartätſchenfeuer räumte fürchterlich unter ihnen auf. Sie flohen in's Lager zurück, mit einer Eile, daß ſie ihre Infanterie in Verwirrung brachten. Nach einem neunzehnſtündigen Gefecht war die 60,000 Mann ſtarke Armee der Afrikaner verſprengt, etwa 3000 Mamelucken und eben ſo viel Araber waren mit Murad-Bey entflohen. Ein Theil der Infanterie hatte ſich auf Kähne oder durch Schwimmen gerettet; 10,000 Mann waren getödtet, 1000 gefangen genommen, 40 Kanonen, 90 Kameele und 900 prächtige arabiſche Roſſe den Siegern in die Hände gefallen. 60 Fahrzeuge, welche die Mamelucken, mit ihren Schätzen beladen, auf dem Nil hatten, wurden

von den Fliehenden in Brand gesteckt. Die Flammen erhellten die ganze Nacht hindurch die Minarets von Cairo und Nekropolis und selbst die Pyramiden.

In dem feindlichen Lager wurden beträchtliche Vorräthe von Lebensmitteln und eine Menge Kostbarkeiten gefunden. Die Leichname der Mamelucken wurden geplündert, und man fand bei jedem 3, 4, 500 Louisd'or. Napoleon nahm Besitz von Murad-Bey's Landhaus. Die Offiziere konnten sich auf schwellende Divans und prächtige Teppiche lagern. Die Soldaten fanden Gärten voll wohlschmeckender Früchte. Während das Volk in der tiefsten Unwissenheit bei harter Arbeit und Entbehrung schmachtete, herrschte in den Palästen der Unterdrücker Ueppigkeit und aller Luxus der Industrie und Künste.

Am 26sten Juli Nachmittags 4 Uhr hielt Napoleon seinen Einzug in der egyptischen, von 250,000 Einwohnern bewohnten Hauptstadt, nachdem am 24sten eine Deputation von Scheiks den Abzug des dortigen Pascha's Ibrahim und die Unterwerfung der Janitscharen gemeldet, und am 28sten die Citadelle von den Franzosen besetzt worden war.

2.

Bei seiner Abreise von Alexandrien hatte Napoleon dem Admiral den wiederholten Befehl zukommen lassen, in den Hafen von Alexandrien einzulaufen; sollte dies aber nicht angehen, nach Corfu zu segeln und weitere Verhaltungsbefehle daselbst abzuwarten; blieben aber diese aus, nach Toulon zurückzukehren. Die türkischen Lootsen erklärten, daß Schiffe von 74—80 Kanonen in den Hafen von Abukir nicht einlaufen könnten. Dem aber widersprach der ausgezeichnete Seeoffizier Barré, welcher die Durchfahrt untersucht hatte. Der Admiral wagte nicht, die Flotte aufs Spiel zu setzen, und schrieb an den Oberfeldherrn, ob er nicht das Geschütz und die Munition der Armee, welche sich am Bord befanden, ausschiffen sollte.

Der Bericht kam nicht zeitig genug an, denn bis zur Einnahme von Cairo hatten die Araber jede Verbindung abgeschnitten. Erst am 27sten Juli erhielt Napoleon die Depesche des Admirals, dem er in einem Schreiben seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, weil er gegen die ersten Regeln des Seekriegs auf

einer offenen Rhede die Ankunft einer feindlichen Flotte erwartete. Der Adjutant ward unterwegs von einem Trupp Araber überfallen und trotz seiner tapferen Vertheidigung (er wußte, welche wichtige Depesche er bei sich hatte) getödtet. Der Admiral blieb inzwischen in seiner ungünstigen Stellung. Am 1sten August gegen 3 Uhr Nachmittags erschien die ganze englische Flotte mit vollen Segeln. Der französische Admiral speiste eben zu Mittag, ein großer Theil der Mannschaft war am Lande. Die feindliche Flotte nahte mit solcher Schnelligkeit, daß man kaum Zeit hatte, die Alarmsignale zu geben, welches nachlässig genug geschah. Auf dem Verdeck waren noch die Hütten der Offiziere nicht weggeräumt und die Schießscharten waren verpackt. Selbst die Engländer erstaunten, weil sie nicht feuern hörten, und suchten den Grund davon zu recognosciren, ehe sie weiter verfuhren. Nelson griff die Schiffe einzeln an. Das französische Admiralschiff gerieth in Brand und flog in die Luft. Der Admiral, der sich an Bord eines anderen Schiffes begeben hatte, blieb trotz seiner Wunde auf dem Verdecke, ohne sich verbinden zu lassen, bis die feindlichen Kugeln ihn tödteten. Der Contre-

Admiral Villeneuve blieb, ohne einen Schuß zu thun, mit fünf Schiffen vor Anker liegen und kappte die Taue erſt, nachdem die Schlacht ſchon 20 Stunden getobt hatte. Die Franzoſen verloren in dieſer unglücklichen Schlacht nicht bloß ihre Schiffe mit Munition und ſchwerem Geſchütz, ſondern auch 4000 Gefangene und 5000 Todte.

Die Nachricht dieſes unglückſeligen Ereigniſſes verbreitete Trauer und Niedergeſchlagenheit in der ganzen franzöſiſchen Armee. Selbſt Napoleon war tief erſchüttert, und als man, um ihn zu tröſten, äußerte: „das Directorium würde den Schaden zu erſetzen ſuchen," entgegnete er: „Gehen Sie mit dem Directorium! Es iſt ein Pack Schelme, das mich haſſet und beneidet und hier umkommen laſſen wird. — Sehen Sie dieſe Geſichter!" fuhr er fort, auf ſeinen Generalſtab deutend; „jeder wünſcht der erſte zu ſein, von hier fortzukommen. — Wohlan!" fügte er mit heldenmüthiger Ergebenheit hinzu: „Wir bleiben oder ſcheiden von hier groß wie die Römer."

Napoleon war bei den Muſelmännern bereits beliebt geworden. Sie nannten ihn den Schach Kebir (Feuerkönig), und luden ihn zu allen ihren Feſten

ein. Er wohnte dem Feste der Ueberschwemmung des Nils und der Geburtsfeier Mahomeds bei, und feierte seinerseits das siebenjährige Stiftungsfest der Republik mit orientalischer Pracht und französischem Geschmacke. Auf einem Triumphbogen zu Ehren des Sieges bei den Pyramiden prangte unter anderen eine arabische Inschrift: „Es ist nur ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet;" und in der großen Moschee zu Cairo ertönten Freudengesänge, in welchen unter Anderem vorkam: „Freuet Euch, Söhne der Menschen, daß Allah nicht mehr zürnt! Freuet Euch, daß seine Barmherzigkeit die tapferen Fremdlinge herüber führte, damit sie uns vom Joche der Mamelucken befreiten! Der große Allah nehme in seinen Schutz den herrlichen Sohn des Sieges, und segne die Armee der tapferen Fremdlinge."

In allem diesen wollte man eine Sympathie Napoleons für den Islam erblicken. Es war aber nur politische Toleranz, hervorgegangen aus der Religionsgleichgültigkeit der Revolution und dem französischen Skepticismus *).

*) Die Behauptung Walter Scotts, daß Napoleon an den

Beim Scheik El Rekri sah Napoleon am Tage der Geburtsfeier Mahomeds zwei junge Mamelucken, Ibrahim und Rustan. Er erbat sie sich zum Geschenk, und der Scheik trat sie ihm willig ab. Letzterer wurde sein Leibmameluck.

Wie sehr aber auch das gütige und herablassende Benehmen des Oberfeldherrn bezauberte, so verlor sich doch plötzlich alles Vertrauen, als er die nöthigsten Lieferungen für seine Arme begehrte. Die vertriebenen Beys, Murad und Ibrahim, benutzten die Unzufriedenheit, um eine Empörung anzustiften; inzwischen waren alle Bemühungen Napoleons, den Frieden mit der Pforte aufrecht zu erhalten, durch den mäch-

---

mahomedanischen gottesdienstlichen Ceremonien Theil genommen, ist völlig aus der Luft gegriffen, und nur das Wagniß eines Romanschreibers, der sich einmal auf historischem Felde versuchen will. Napoleon war eben so wenig Katholik, wie Türke, und hatte er eine Religion, so war es der Vernunftgottesdienst der Revolution, falls dieß eine Religion genannt werden kann, was er bescheiden vor jedem geschichtlichen Glauben verleugnete. Religion war nicht das Fach das Schach Kebir, dessen Reich von dieser Welt war; und nach Bourienne's Zeugniß wohnte er allen mahomedanischen Feierlichkeiten in europäischen Kleidern bei. Nur einmal legte er ein türkisches Kostüm an. Weil aber seine Umgebung ihm versicherte, daß es ihm schlecht stände, trug er es nie wieder.

tigen Einfluß der Engländer gescheitert, und der Großherr erließ ein Manifest, welches in allen Moscheen verlesen wurde, und in welchem die Franzosen eine Nation von verstockten Ungläubigen und zügellosen Verbrechern genannt wurden, welche sowohl den Koran, wie das alte und neue Testament für Erdichtungen halten; deren Land Gott von Grund aus zerstören und ihre Fahnen mit Schmach bedecken möge. — Ganz Egypten erhob die Waffen; in Cairo kam es zum offenen Aufruhr, und der Platz-Commandant General Dupuy und ein Adjutant Napoleons wurden ermordet.

Napoleon eilte sogleich aus Alt-Cairo herbei, säuberte mit seinen Colonnen die engen Straßen, besetzte die Vereinigungspunkte mit Artillerie, und jagte die Empörer in die festen Moscheen. Es war am 20sten October. Der vorher ganz heitere Himmel bedeckte sich plötzlich mit schwarzen Wetterwolken, das Ungewitter, eine für Egypten seltene Erscheinung, brach los, und die gewaltigen Donnerschläge begleiteten das Krachen der Flinten und Kanonen. Die eingeschüchterten Empörer öffneten die Thore der Moscheen und baten um Gnade. Napoleon erwiederte ihnen:

Die Zeit der Gnade sei vorüber, er könne nicht hemmen, was sie begonnen. An 4000 Menschen wurden in Cairo niedergemetzelt, und hierauf an das egyptische Volk eine Proclamation erlassen, in welcher es hieß: „Scherifs, Ulema's, Imans! bedeutet dem Volke, daß es gegen mich nicht bestehen wird! Wer ist so blind, nicht einzusehen, daß der Himmel alle meine Unternehmungen begünstigt? Sagt dem Volke, daß meine Sendung von Anbeginn geweissagt, und im heiligen Koran beschrieben steht!"

Kurz darauf begab sich Napoleon mit 300 Mann und den Gelehrten in seinem Gefolge nach Suez, um die Spuren des alten Canals aufzusuchen, welcher einst das mittelländische Meer mit dem rothen verband. Unterhalb Suez ist ein Furth, die man zur Zeit der Ebbe trockenen Fußes durchschreiten kann. Zur Fluthzeit steigt das Wasser wieder über sechs Fuß hoch. Fast wäre Napoleon ein Opfer dieser Forschungen geworden, als er einst Nachts zur Fluthzeit sich verirrte. Das Wasser brauste heran, und nur sein gutes Roß rettete ihn. „Wäre ich wie Pharao ertrunken!" sagte er bei dieser Gelegenheit, „so würde ich nicht ermangelt haben, allen Predigern der

Christenheit einen erbaulichen Text gegen mich zu liefern."

Als die Mönche auf dem Berge Sinai seine Anwesenheit vernahmen, sandten sie ihm eine Deputation, mit der Bitte, sich in ihr Klosterbuch neben Ali, Saladin, Ibrahim u. s. w. einzuschreiben. Willig gewährte Napoleon eine Gunst, die seiner Ruhmbegierde so schmeichelhaft war.

In Suez vernahm er auch, daß Djezzer, zum Pascha von Damask und Egypten ernannt, mit einem zahlreichen Heere dem Hafen von El Arisch sich nahte. Der früher erwähnte Ferman des Sultans fand hierdurch seine volle Bestätigung. Eiligst begab sich Napoleon nach Cairo zurück, um seine Truppen zu sammeln und dem Feinde entgegen zu ziehen, bevor derselbe seine furchtbaren Streitkräfte vereinen konnte.

Die nach Syrien bestimmte Armee zählte nur 12,000 Mann. Der übrige Theil des Heeres wurde in Ober-, Nieder-Egypten und Cairo, wo starke Besatzungen nöthig waren, zurückgelassen.

Napoleon, bevor er diesen Zug antrat, schrieb an Tippo Saib: „Du wirst von meiner Ankunft am

rothen Meere gehört haben, mit einem unermeßlichen, unbezwinglichen Heere, welches vor Begierde brennt, das eiserne Joch der Engländer von Dir abzuwälzen. Ich eile, Dich zu benachrichtigen, wie sehr ich wünsche, Auskunft von Dir über Deine politische Lage zu erhalten. Es wäre mir lieb, wenn Du mir einen gewandten Mann, der Dein Vertrauen besitzt, nach Suez oder Cairo sendetest, damit ich mich mit ihm bespreche." Dieß Schreiben (vom 25sten Januar 1797) kam zu spät, und das Reich des Tippo Saib ward kurz darauf gestürzt.

Am 9ten Februar langte Napoleon mit seinem Generalstabe vor El Arisch an, welches eine Besatzung von nur 2000 Mann hatte. Diese capitulirte am 16ten und zog mit Gepäck und Waffen nach Acre ab. Am 25sten erschien die Armee vor Gaza, welches sich ebenfalls nach kurzem Widerstande ergab, und den Siegern große Vorräthe von Lebensmitteln, Pulver, Bomben und Geschütz überließ. Am 1sten und 2ten März wurde auf dem Zuge nach Jaffa zu Eslud und Ramleh eine ansehnliche Menge Zwieback und Gerste und 1500 Wasserschläuche erbeutet. Wohlgepflegt und erquickt setzte die Armee ihren Marsch

fort, und langte am 3ten vor Jaffa an. Nach dreitägigem Beſchießen ſandte Napoleon einen Parlamentär in die Stadt, um ſie zur Uebergabe aufzufordern. Statt aller Antwort ſchnitt man dem unglücklichen Offizier den Kopf ab. Die über die Verletzung des Völkerrechts erbitterten Truppen erſtürmten die Stadt, plünderten und machten Alles nieder. Um die Wuth der Soldaten zu zügeln, ſandte Napoleon zwei Adjutanten ab, welche noch zur rechten Zeit kamen, um 4000 Arnauten und Albaneſer, die ſich in eine Karavanſerei geflüchtet hatten, zu retten. Aber beim Anblick der vielen Gefangenen rief Napoleon mit ergreifender Stimme: „Was ſoll ich damit beginnen? Habe ich Lebensmittel, ſie zu erhalten, oder Schiffe, ſie nach Egypten zu ſenden?“ Die Adjutanten erinnerten ihn an ihren Auftrag, das Blutvergießen zu hemmen. „Freilich,“ entgegnete er heftig, „was Weiber, Kinder, Greiſe betrifft, aber nicht Soldaten unter Waffen.“ Drei Tage lang berieth er ſich, was mit den Gefangenen geſchehen ſollte; am 10ten März wurden alle 4000 mit Kartätſchen erſchoſſen. Die Erhaltung der Armee machte dieſe ſchreckliche Maßregel nothwendig.

Am 14ten März verließ Napoleon Jaffa, um seinen Marsch auf St. Jean d'Acre anzutreten, welches er nach drei Tagen unter fortwährenden, aber glücklichen Gefechten wider feindliche Reiterei erreichte. Hier aber stellten sich dem Siegeslauf des Eroberers unübersteigliche Hindernisse entgegen. Dahin gehört zuerst, daß schon vor Jaffa Ausbrüche der Pest sich im französischen Heere gezeigt hatten. Die Seuche nahm mit jedem Tage an Heftigkeit zu. Ferner war die Festung von der Seeseite aus nicht zu blockiren, und mußte daher schleunigst genommen werden, ehe die Besatzung Verstärkung erhielt. Aber die ganze französische Artillerie bestand aus 4 Zwölfpfündern, 8 Haubitzen, einer zweiunddreißigpfündigen Karronade und 30 Vierpfündern. Pulver genug war aus Cairo mitgebracht und in Jaffa und Gaza erbeutet. Aber es fehlte an Kugeln. Man stellte daher absichtlich einige Reiter oder Karren bloß, um die englische Besatzung zu einem Batteriefeuer zu verleiten; die Soldaten aber, welche für jede Kugel fünf Sous bekamen, sammelten sie mitten unter der Kanonade unter schallendem Gelächter auf. Darüber war Zeit vergangen, und die Besatzung hatte sich

ansehnlich vermehrt. Die Festung wurde beschossen, und jede Bresche gestürmt; immer stieß man auf neue Schanzen und unerwartete Befestigungen, welche die Anstrengung vereitelten. Diese wurden unterminirt und in die Luft gesprengt. Aber inzwischen hatten sich die Belagerten dermaßen verstärkt, daß sie Gegenlaufgraben anlegen konnten, und ihre Arbeiten gingen um so rascher von Statten, weil die Engländer Brustwehren aus großen Säcken Baumwolle bildeten. In dem engen Raum zwischen den Werken der Belagerten und Belagerer kam es zu blutigen Gefechten, ohne daß etwas entschieden wurde. Nach 2 Monaten war die Besatzung von Acre auf 20,000 Mann gestiegen, und zuverlässigen Nachrichten zufolge erwartete sie noch bedeutende Verstärkungen von Rhodus aus; das französische Heer aber war durch Verluste, durch Besatzungen, die es an den genommenen Plätzen lassen mußte, und durch die in den Hospitälern ausgebrochene Pest um ein Drittel geschmolzen. Napoleon sah sich daher genöthigt, die Belagerung aufzuheben, und seinen Rückmarsch nach Egypten anzutreten. „Wäre St. Jean d'Acre gefallen," sagte er später, „so hätte die Welt eine an-

dere Gestalt gewonnen. Das Schicksal des Orients stäck in dem Reste."

Während dieser Belagerung erfuhr Napoleon, daß Kleber mit 3000 Mann von 12,000 Mann Reitern und 12,000 Mann Fußvolk am Berge Tabor angegriffen und umringt sei. Sogleich eilte er mit einer 3000 Mann starken Division ihm zu Hülfe. Auf dem Schlachtfelde angelangt, stellte er seine Truppen in zwei Carrés auf, welche mit dem Viereke Klebers ein gleichseitiges Dreieck bildeten, so daß der Feind in der Mitte war. Das schreckliche Feuer, das aus den Winkeln dieses Dreieckes ausging, zerschmetterte die Mamelucken; sie flohen und bedeckten die Ebenen mit ihren Leichen. Kleber, der sonst Napoleons Freund nicht war, umarmte ihn nach der Schlacht und sprach: „General! Sie sind groß wie die Welt, aber die Welt ist nicht groß genug für Sie."

Unter den Gefallenen von St. Jean d'Acre beklagte man auch den berühmten Cafarelli-Dufalga. In seinen letzten Augenblicken ließ er sich von einem Unteroffizier die Vorrede zu dem „Geist der Gesetze" vorlesen, und starb so eines seligen Republikaner- und Soldaten-

todes. — Also hat der Vernunftgottesdienst auch seine Schwärmer.

Unter anderen Nachrichten vernahm Napoleon aus Oberegypten, daß die „Italia" nach einem blutigen Kampfe an dem westlichen Ufer des Nils gescheitert sei. Ungeachtet seiner Freisinnigkeit glaubte er an Ahnungen. „Dieß bedeutet," sagte er traurig, „daß Italien für Frankreich verloren ist, meine Ahnungen täuschen mich niemals." — Letzteres bestätigte sich übrigens auch bei anderen Gelegenheiten.

3.

Am 20sten trat er den Rückzug an. Alles sollte zu Fuße gehen, um die Pferde für die Verwundeten und Pestkranken zu sparen. Als ihn sein Stallmeister fragte, welches Pferd er reiten würde, rief er heftig: „Haben Sie meinen Befehl nicht gehört? Alles geht zu Fuß. Ich vor Allem. Fort!"

Am 24sten langte man in Jaffa an; Napoleon besuchte die Spitäler und war tief erschüttert von

den Leiden der Unglücklichen. Er scheute sich aber nicht vor der Berührung der Pestkranken; mehreren derselben reichte er die Hand. Endlich wurde der Befehl ertheilt, die Spitäler zu räumen. Einige sechzig Pestkranke hatten kaum 24 Stunden zu leben; ihre Berührung konnte von den verderblichsten Folgen für die Armee sein. Mehrere verlangten augenblickliche Tödtung, und die Aerzte meinten: es hieße der Klugheit und Barmherzigkeit Gehör geben, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie erhielten einen Schlaftrunk, um nicht wieder zu erwachen *).

Um dem schädlichen Eindruck vorzubeugen, den der Ausgang des syrischen Feldzugs auf die Einwohner und Soldaten haben konnte, ließ Napoleon alle Anstalten treffen, einen feierlichen Triumpheinzug in Cairo zu halten.

Der Divan kam seinen Wünschen willfährig entgegen, ordnete Feste an, errichtete Ehrenpforten, und

*) Die Vergiftung der Pestkranken und das Erschießen der 4000 Gefangenen ist von den Freunden Napoleons lebhaft bestritten, und von seinen Feinden als eine entsetzliche Unthat ausgelegt worden. Aber ein Held der Geschichte ist kein Tugendheld, und wo die Nothwendigkeit gebietet, kann man der Moral kein Gehör geben.

erließ eine Kundmachung, in welcher es unter Anderem hieß:

„Er iſt nach Cairo zurückgekehrt, der Wohlbeſchützte, der Feldherr des franzöſiſchen Heeres, der General Bonaparte, welcher die Religion Mahomed's liebt. Durch die Pforte des Sieges iſt er in Cairo eingezogen; dieſer Tag iſt ein großer Tag; die Welt hat nicht ſeines Gleichen. Er war zu Gaza und Jaffa. Er hat die Einwohner von Gaza beſchützt, aber da ſich die von Jaffa in ihrer Bethörtheit nicht ergeben wollten, überlieferte er ſie in ſeinem Grimme ſämmtlich der Plünderung und dem Tode. Ihre Wälle hat er der Erde gleichgemacht und Alles vernichtet, was ſich innerhalb derſelben befand."

Während des ſyriſchen Feldzuges war Egypten zum größten Theil ruhig geblieben, nur in einigen Provinzen hatten ſich einige Aufrührer erhoben, die aber mit leichter Mühe verjagt wurden. Der merkwürdigſte von dieſen war ein Fanatiker, der ſich für den Engel Elmodi ausgab, den Mahomed den bedrängten Gläubigen zu ſenden verheißt. Er tauchte ſeine Fingerſpitzen in ein Gefäß mit Milch, benetzte die Lippen damit, und behauptete, dieß ſei ſeine ganze

Nahrung. Seine Anhänger erklärte er für feuer- und kugelfest. Er hatte vielen Zulauf, als aber bei der ersten Affaire viele seiner Anhänger getödtet und verwundet wurden, machte man ihm Vorwürfe, weil er behauptete, die Kugeln der Franzosen wären machtlos wider die Gläubigen. Er entschuldigte sich damit, daß er Stellen aus dem Koran anführte, welche besagten, daß nur die Schwachgläubigen und Feigen getödtet würden. Dadurch vermehrte sich sein Ansehen. In einem zweiten Treffen aber wurde der gute Engel Elmodi nebst 1500 seiner Anhänger erschossen. Die übrigen kehrten verdrießlich an ihren Heerd zurück.

Am 14ten Juli erfuhr Napoleon, daß Sidney Smith, der tapfere Vertheidiger von Acre, mit zwei englischen Linienschiffen, mehreren Fregatten, einigen türkischen Kriegsschiffen und an 150 Transportschiffen in Abukir gelandet sei, und die 400 Mann Besatzung, welche unter Marmont daselbst lagen, theils getödtet, theils gefangen genommen habe. Napoleon zog seine Streitkräfte zusammen, wozu ihm hinlängliche Zeit gelassen wurde, und eilte dem Feind entgegen, um die unglückliche Seeschlacht von Abukir

in Abukir ſelbſt zu rächen. Es gelang ihm vollkommen (am 24ſten Juli 1799). In ſeinem eigenen Berichte über dieſe Schlacht an das Directorium heißt es: „Die Geſtade, an welche die Wogen im verfloſſenen Jahre engliſche und franzöſiſche Leichen trugen, ſind heute mit denen unſerer Feinde bedeckt. Man zählt deren mehrere tauſend, kein einziger Mann dieſer Armee iſt entronnen.“ Der Verluſt der Türken betrug etwa 15,000 Mann. Muſtapha Paſcha, der Obergeneral, wurde mit ſeinem ganzen Stabe und etwa 1400 Mann gefangen genommen. Mit genauer Noth entkam Sidney Smith auf einer ſeiner Schaluppen.

Napoleon, beunruhigt über das hartnäckige Schweigen ſeiner Freunde in der Heimath, ſandte einen Parlamentär an Sidney Smith, und bat ihn um Nachrichten aus Europa. Dieſer überſandte ihm die franzöſiſche frankfurter Zeitung vom 10ten Juni 1799, aus welcher die traurige Lage Frankreichs und das Unglück, welches die Armeen betroffen, ſich erſehen ließ. „Meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht,“ rief Napoleon, „Italien iſt verloren! Die Elenden! Dahin ſind alle Früchte unſerer Siege. Ich muß hin!“

Von dieſem Augenblicke an ſtand ſein Entſchluß

fest, nach Frankreich zurück zu kehren. Er ernannte den General Kleber zu seinem Stellvertreter in Egypten, und nahm von seinem Heer in folgenden Worten Abschied:

„Nachrichten, die ich aus Europa erhalten, rufen mich dahin zurück. Die Armee soll bald von mir hören. Tief schmerzt mich die Trennung von Soldaten, die ich so sehr liebe. Sie wird nur von kurzer Dauer sein, und der General, den ich zurücklasse, besitzt das Vertrauen der Regierung und das meinige."

Am 23sten August 1799 ging Napoleon unter Segel. Die Generale Berthier, Marmont, Murat, Lannes, Andreossy, und Monge, Bartholet und andere Gelehrte begleiteten ihn. Er entging den englischen Kreuzern, welche die afrikanische Küste verlassen hatten, um in Cypern Proviant einzunehmen, und landete am 9ten October zu Frejus.

Am 20sten März 1800 wurde Kleber in seinem Garten von Soliman, einem Türken, der sich in einer Cisterne verborgen hatte, meuchlings erschossen. Sein Nachfolger war der General Menou, der einzige von allen Franzosen, welcher zum Islam übertrat, um sich mit einer reichen jungen Türkin zu

vermählen. Am 21ſten März 1801 wurde Abdallah Jacob Menou von den Engländern bei Ramanieh geſchlagen, und erhielt für die Uebergabe von Egypten freien Abzug nach Frankreich. — So endete die glorreich begonnene Unternehmung. Wie in Frankreich, ging auch in Egypten Alles verloren, nachdem Napoleon den Rücken gewendet hatte.

Vierter Abschnitt.

1.

Die Ueberfahrt des Feldherrn nach Frankreich wurde durch widrige Winde gehemmt, und der Admiral Ganthome, welcher die Flottille commandirte, hielt schon für gerathen, in den Hafen zurückzukehren. Das Umkehren aber war nicht Napoleons Art; er befahl ihm, an der afrikanischen Küste hin zu steuern, und im Falle man englischen Kreuzern begegnete, das Admiralschiff stranden zu lassen, um sich dann gelegentlich von Oran oder Tunis aus nach Frankreich übersetzen zu lassen. Am 1sten October lief die Flottille, von widrigen Stürmen gezwungen, in den Hafen von Ajaccio ein. Bis zum 7ten mußte man dort verweilen, und die wackeren Corsen benutzten diese Zeit, ihren berühmten Landsmann mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Auf der Ueberfahrt nach Frejus im Angesicht der französischen

Küste erblickte man plötzlich Segel am Horizont. Die französischen Schiffe waren von einer englischen Flotte entdeckt. Die Signale, Jagd auf die Franzosen zu machen, wurden gegeben. Ganthome wollte nach Ajaccio zurückkehren, aber Napoleon gebot ihm, alle Segel aufzusetzen, um die französische Küste zu erreichen. Es gelang im Schutze der Nacht. Die Engländer, hätte ihnen geahnet, wen die Flottille trug, würden unstreitig lebhafter sie verfolgt haben.

Am 9ten October früh 8 Uhr lief die Flottille in der Rhede von Frejus ein. Als man die Flagge des Obergenerals wehen sah, drängte sich Alles an's Ufer, und die See bedeckte sich mit Schiffen. Vergebens erinnerten die Quarantainebeamten, daß die Schiffe aus dem Lande der Pest kämen. „Lieber die Pest, als die Oesterreicher," gab man ihnen zur Antwort. An Sanitätsmaßregeln war nicht mehr zu denken. Der an der Küste commandirende General Pereymont mit allen Anwesenden Offizieren ging zuerst an Bord der Fregatten. — Um 6 Uhr Abends setzte Napoleon in Begleitung von Berthier seine Reise nach Paris fort.

Man hat es Napoleon zum Vorwurf gemacht,

daß er die Quarantaine brach, zumal er durch seine schleunige Weiterreise die Pest nach Paris hätte bringen können. Allein die Pest hatte in Egypten schon aufgehört, ehe er abreiste, und während der funfzigtägigen Ueberfahrt hatte sich auf den Schiffen nicht das geringste verdächtige Symptom gezeigt. In Frejus aber war die Communication mit dem Lande schon allgemein, ehe Napoleon daran denken konnte, sich einer Quarantaine zu unterwerfen.

Aller Orte, durch die er kam, zog ihm die Bevölkerung entgegen, Fahnen wehten und die Glocken läuteten.

Bei seiner Ankunft in Paris beeilten sich die Directoren, die Räthe, die Minister u. s. w., die Ankunft des Obergenerals durch festliche Mahle zu feiern. Napoleon wohnte einigen derselben auf kurze Zeit bei, dann zog er sich wieder in sein Haus zurück, war nur für einige Gelehrte und Generale sichtbar, besuchte das Nationalinstitut und in vergitterter Loge das Theater; gerade so wie bei seiner Rückkehr aus Italien.

Wie viele verschiedene Meinungen auch herrschen mögen, in welcher Absicht er Egypten verließ, um un-

gerufen nach Paris zurückzukehren, die Muthmaßung, daß er es lediglich that, um ſich der Regierung zu bemächtigen, bleibt immer die wahrſcheinlichſte.

Daſſelbe hätte er freilich ſchon am 4ten September 1797 vermocht. Allein Napoleon ſtrebte nach einer ungetheilten Herrſchaft, und wenn er auch dem Anſcheine nach ſeine Macht mit Mehreren theilte, ſo konnte er doch dem Republikanismus nicht ſolch einen Stoß verſetzen, ohne den Haß von Tauſenden auf ſich zu laden. Auch hatte der junge Sieger von Italien — wie Macbeth ſagt — goldene Meinungen aller Art geerndtet, welche getragen ſein wollen. Sein Ehrgeiz war damals noch ganz rein und edel. — Die egyptiſche Expedition hingegen war, wie ſehr ſie auch ſeinen Ruhm mehrte, immer eine ſchwärmeriſche, fruchtloſe, unglückliche. Jetzt kam er als Feldherr nach Paris, der ſeine Armee in keiner günſtigen Lage verlaſſen. Jetzt war ſein Ehrgeiz gekränkt und gereizt, und ſeine Erbitterung wider eine Regierung, deren Mißgunſt und Ungeſchicklichkeit ſeine großen Pläne hemmte und vereitelte, war zu einem vollkommenen Haſſe ausgeartet.

Zum Glück theilte Jedermann dieſen Haß mit ihm.

Man war es satt, zwischen Jacobinismus und Royalismus zu schwanken und die Rückkehr der Bourbonen oder der Pöbelherrschaft befürchten zu müssen. Man sehnte sich nach einem kräftigen Oberhaupt, welches im Innern Friede und Ordnung erhalten, und gegen das Ausland das Ansehen der Nation geltend machen konnte, und dieß wollte man in Napoleon erblicken. Alles drängte sich zu ihm, alle Männer von Ansehen und Talent, alle Generale von Ruf.

Das Directorium wollte sich seiner gefährlichen Anwesenheit sobald wie möglich entledigen, und ließ ihm die Wahl, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, wie es am besten ihm zusagte. Aber Napoleon fand für gut, sich mit seiner angegriffenen Gesundheit zu entschuldigen, und gab vor, daß er Zeit bedürfe, sich wieder an das feuchte europäische Klima zu gewöhnen, nachdem er so lange in den afrikanischen Wüsten zugebracht.

Es ist gewiß, daß Napoleon den entgegengesetzten Wünschen und Erwartungen, die man von ihm hegte, weder auf die eine noch auf die andere Weise entsprach. Aber er täuschte nur einen einzigen: Barras, den einzigen von den fünf Directoren,

der ſich bis jetzt zu behaupten vermocht hatte. Und auch aufrichtig war er nur gegen einen einzigen: den wackern und edlen Bernadotte.

2.

Der 18te Brumaire (3te November) brach an. Alle Generale um Napoleon waren in Uniform, nur Bernadotte kam in Civilkleidung. Napoleon zog ihn in ein Kabinet und ſprach: „Das Directorium wird verabſcheut, die Verfaſſung iſt abgenutzt. Ziehen Sie Ihre Uniform an, ich kann nicht länger auf Sie warten, und finden Sie ſich in den Tuilerien ein bei Ihren Kameraden! Zählen ſie weder auf Moreau noch auf Bernonville, noch auf irgend einen General Ihrer Parthei! Sie werden die Menſchen beſſer kennen lernen, und ſehen, daß ſie viel verſprechen und wenig halten." — Bernadotte antwortete: „Ich werde als Bürger ruhig bleiben; wenn mir aber das Directorium gebietet zu handeln, ſo werde ich gegen alle Friedensſtörer marſchiren."

Kurz darauf erhielt Napoleon ein Decret vom Senate der Alten, der ihm den Oberbefehl der Stadt und der Armee übertrug, um seine Maßregeln, welche er treffen würde, zu unterstützen.

Napoleon machte dieß Decret seinen Soldaten bekannt, welche mit dem Rufe antworteten: „Es lebe Bonaparte! Es lebe die Republik!"

Das Decret des Rathes wurde nun öffentlich bekannt gemacht und Generalmarsch in allen Vierteln von Paris geschlagen.

Napoleon erließ hierauf eine Proclamation an die Bürger, welche an allen Straßenecken angeschlagen wurde, in welcher er versprach, im Auftrage des Rathes der Alten, welcher ihm durch ein verfassungsmäßiges Decret den obersten Befehl in der Hauptstadt übertragen habe, alle Maßregeln zu treffen für die Sicherheit der Nationalrepräsentation, um sie der drohenden Gefahr zu entreißen, in welche die Zerrüttung aller Zweige der öffentlichen Verwaltung das Vaterland immer tiefer stürze.

Von den fünf Directoren waren zwei Theilhaber des Complots: Sieyes und Roger-Ducos.

Dieſe Beiden reichten verabredeter Maßen ihre Entlaſſung ein. Zu gleicher Zeit wurde die Abdankung der beiden Directoren Gohier und Moulins bekannt gemacht, wie lebhaft auch Beide ſich widerſetzten. Allein bei ſolchen Gelegenheiten dürfen keine Lügen geſpart werden. Bei Gohier bat Napoleon ſich zu Tiſche, und feſſelte ihn durch ſeine Unterhaltung im Speiſeſaale, damit er nicht merkte, was draußen vorging. Moulins ſchien ihm zu unbedeutend, — er ließ ihn in machtloſen Declamationen ſich erſchöpfen. Barras hatte er glauben gemacht, daß der beabſichtigte Staatsſtreich auch für ihn gute Früchte tragen würde, und hatte ihm verſprochen, ihn den Abend zuvor noch zu beſuchen, um das Nöthige mit ihm zu verabreden. Am Abende des 17ten Brumaire aber ſchickte er ihm, ſtatt ſelbſt zu kommen, ſeinen Secretair Bourienne, und ließ ſich damit entſchuldigen, daß er zu ſehr beſchäftigt ſei. Wie höflich auch Bourienne dieſe Entſchuldigung vorbrachte, ſo war doch Barras ſo empört darüber, daß er ausrief: „Bonaparte täuſcht mich, und er verdankt mir Alles *).“

*) Napoleon bezeichnet die drei aus der Revolution hervorgegangenen Parteien, welche ſich um die höchſte Gewalt ſtritten,

Der Rath der Alten schien mit Napoleon einverstanden, und im Rathe der Fünfhundert war sein Bruder Lucian Bonaparte Präsident.

Nachdem er am 12ten Brümaire alle wichtigen Posten von seinen Truppen unter seinen treuesten Generalen hatte besetzen lassen, begab er sich in die Versammlung des Rathes der Alten. Hier aber fand er unerwarteten Widerspruch, und die Kühnheit der republikanisch gesinnten Sprecher brachte den Feldherrn, der gewohnt war seinen Truppen zu befehlen und den Besiegten Gesetze vorzuschreiben, gänzlich außer Fassung. Er pochte auf die Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, schmähte die Schwäche und Ungeschicklichkeit der bisherigen Regierung, und sagte unter Anderm: Die Directoren Barras und Moulins hätten ihn aufgefordert, sich an die Spitze einer Partei zu stellen, um alle Liberalen zu stürzen. — Es ist nicht ganz unmöglich, daß Beide so verrätherische Absichten hatten. Als man aber in ihn drang, diese

folgendermaßen: Die Reitschule (wo die Jakobiner sich versammelten), an ihrer Spitze Bernadotte (der aber mäßig blieb), die Gemäßigten, unter Sieyes, und die Angefaulten, mit Barras an der Spitze.

Beſchuldigung näher zu beweiſen, was er vielleicht vermocht hätte, aber nicht ohne ſich ſelbſt zu compromittiren, verlor er mit einem Male alle Geduld, und enteilte der Verſammlung mit den Worten: „Wer mich lieb hat, der folge mir!“

Noch unruhiger ging es im Rathe der Fünfhundert zu, deren Mehrzahl republikaniſch geſinnt war. Als Napoleon mit entblößtem Haupte, ſeine Grenadiere an der Thüre zurücklaſſend, ſich der Tribune nahte, ſtürzten Mehrere mit Schmähungen ihm entgegen, nannten ihn einen Cromwell, einen Dictator, drohten mit Tod und Aechtung, und der Corſe Arèna rief: „Alſo gegen Dein Vaterland führſt Du Krieg, Verräther? Deshalb haſt Du geſiegt?“ — Napoleon kehrte aufgebracht zu ſeinen Grenadieren zurück und commandirte: „Vorwärts! Marſch!“ Aber die Republik, die Verfaſſung, die Repräſentation des Volkes waren noch zu heilige Begriffe, als daß man ſie ſo leicht zu verletzen wagte. Die Grenadiere nahmen Anſtand, ihrem angebeteten Feldherrn zu folgen, und Napoleon gerieth ganz außer Faſſung. Indeſſen hatte Lucian im Rathe der Fünfhundert ſeinen Vorſitz niedergelegt, um nicht über die Aechtung ſeines Bru-

ders abſtimmen laſſen zu müſſen. -- Er ſtieg zu Pferde, durchritt die Reihen der Soldaten, und ſprach in einem Tone, als ſchwebten die erhobenen Dolche der Meuchelmörder fort und fort vor ſeinen Augen:

„Bürger Soldaten! Als Präſident des Rathes der Fünfhundert erkläre ich Euch, daß die große Mehrheit derſelben in dieſem Augenblick unter der Schreckensherrſchaft einiger mit Dolchen bewaffneten Volksrepräſentanten ſteht, welche die Tribune umlagern, und ihren Collegen den Tod drohen, um ihre ſchrecklichen Anſchläge durchzuſetzen. Ich erkläre Euch, daß dieſe Räuber, ohne Zweifel von England gedungen, ſich gegen den Rath der Alten empören, und es wagen, einen General zu ächten, der mit Vollziehung eines Decrets des Rathes der Alten beauftragt iſt, — als lebten wir noch in den Zeiten der Schreckensherrſchaft, wo das Wort: «Außer dem Geſetz!» die Häupter, welche dem Vaterland am theuerſten waren, der Guillotine weihte. Im Namen des Volkes, welches ſeit ſo vielen Jahren das Spielwerk in den Händen der elenden Zöglinge des Schreckens iſt, fodere ich Euch auf, die Mehrheit der Repräſentanten mit Euren

Bajonetten von den Dolchen zu befreien. Banditen ſind keine Volksrepräſentanten mehr, ſondern Dolchrepräſentanten. Möge ihnen dieſer Name bleiben, möge er ihnen überall hinfolgen, möge man, ſo oft ſie ſich zeigen, mit Fingern auf ſie deuten und rufen: « Das ſind Dolchrepräſentanten. Es lebe die Republik! » —"

Als auch das noch nicht helfen wollte, und die Soldaten noch immer unentſchloſſen blieben, rief Lucian, indem er ſeinen Degen zog: „Ich ſchwöre, meinem eigenen Bruder, wenn er die Freiheit der Franzoſen anzutaſten wagt, die Bruſt zu durchbohren!"

Dieß wirkte. Die Grenadiere folgten Napoleon, und drängten die Volksrepräſentanten aus dem Saale. Lucian indeſſen ſammelte ihre Trümmer und führte etwa 30 wieder zurück. Mit dieſen wurde die Auflöſung des Directoriums und die Einſetzung eines aus drei Mitgliedern beſtehenden Conſulats beſchloſſen. Der Rath der Alten begnügte ſich mit der Erklärung Lucians, daß Nichts gegen die Form geſchehen ſei, und die Truppen nur ſeinem Befehle gehorcht hätten, die Meuchelmörder aus der Verſammlung zu vertreiben. Sieyes, Roger-Ducos und Napoleon wurden zu

Consuln gewählt, und um 9 Uhr Abends war die große Umwandlung vollendet.

Es ist überflüßig zu erwähnen, daß die officielle Hinweisung auf die Dolche nur eine Fabel war, um das Einschreiten der Bajonette zu rechtfertigen. Hatten sich etwa die Volksrepräsentanten begnügt, ihre Dolche zu zeigen? Es floß kein Blut; dieß wurde auch gar nicht behauptet, sondern es hieß nur, daß ein Grenadier Namens Zhome, der herzusprang, Napoleon zu retten, einen Stich in den Rock bekam.

Napoleon sagte auf St. Helena über diesen Staatsstreich: „Man hat metaphysisch erörtert und wird noch lange erörtern, ob wir nicht die Gesetze verletzten und Verbrecher waren. Aber die Thatsache ist, das Vaterland war ohne uns verloren, und wir haben es gerettet."

Gleich in der ersten Sitzung der Consularcommission fragte Sieyes: „Wer wird den Vorsitz führen?" Roger-Ducos antwortete sogleich: „Sehen Sie nicht, daß der General Bonaparte ihn führt?" Sieyes nämlich hatte gehofft, Napoleon würde sich nur mit militärischen Angelegenheiten beschäftigen, gewahrte aber mit Erstaunen, wie Napoleon über alle

Zweige der Verwaltung feste Ansichten habe, und unerschütterliche Grundsätze geltend mache.

Schon am ersten Tage als Talleyrand, der zum Minister des Auswärtigen ernannt war, mit dem ersten Consul arbeitete, sagte er zu ihm: „Bürger Consul! Sie haben mir das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut, und ich werde diesem Vertrauen entsprechen; aber ich glaube Ihnen schon heut erklären zu müssen, daß ich nur mit Ihnen arbeiten will. Dieß geschieht nicht aus eitlem Stolze, sondern lediglich zum Wohle Frankreichs. Damit es gut regiert werde, und Einheit der Regierung vorhanden sei, muß der erste Consul in seiner Hand Alles vereinigen, was unmittelbar die Politik betrifft: die Ministerien des Auswärtigen, des Inneren, der Polizei, des Kriegs und der Marine. Es würde daher vollkommen angemessen sein, daß diese 5 Minister nur mit Ihnen arbeiten. Wenn Sie mir erlauben, mein General, so füge ich hinzu, daß Sie dem zweiten Consul, der ein sehr geschickter Rechtsgelehrter ist, die Justiz, und dem dritten die Finanzen, worin er große Kenntnisse hat, überlassen könnten. Das wird Beide beschäftigen und vergnügen, und Sie, nein

General, der Sie alle Lebenstheile der Regierung zu Ihrer Verfügung haben, werden das große Ziel, nach dem Sie ſtreben, die Widergeburt Frankreichs, vollenden."

Als Talleyrand ging, ſagte Napoleon zu ſeinem Secretair Bourienne: „Talleyrand kann gut rathen. Er iſt ein Mann von großem Verſtande. Mich hat er begriffen." —

Um ſich eine Vorſtellung von der Unordnung des Directoriums zu machen, ehe Napoleon ihm ſeine Macht entriß, genügt Folgendes: Napoleon wollte einen Courier an Championet ſenden, welcher in Italien befehligte, aber in dem Schatze war nicht Geld genug vorhanden, die Reiſekoſten zu beſtreiten. Er wollte die Liſten des Armeebeſtandes haben, aber in den Kanzeleien des Kriegsminiſteriums waren ſie nicht aufzufinden. „Geben Sie mir wenigſtens die Soldliſte!" ſagte er zu dem Beamten; „dieſe müſſen Sie doch haben, und ſie genügt." Aber die Antwort war: „Wir bezahlen die Armee nicht."

Anfangs behielt Napoleon ganz die einfache Lebensweiſe bei, die in ſeiner Natur lag, und die er ſich als Krieger angeeignet hatte. Später aber meinte

er: „Bei der Armee iſt Einfachheit an ihrem Platze, aber in einer großen Stadt, in einem Pallaſte, muß die Regierung durch allen möglichen Pomp die Blicke auf ſich ziehen.“ Er vertauſchte daher den Palaſt Luxemburg mit den Tuilerien, und zog feierlich daſelbſt ein, in einer prächtigen Kutſche, beſpannt mit ſechs Schimmeln, welche der deutſche Kaiſer ihm zum Geſchenk gemacht hatte, während ſeine Truppen, die Feldmuſik an der Spitze jedes Corps, und die Generale, jeder von ſeinem Stabe umgeben, ihn geleiteten. Nach ſeiner Ankunft in den Tuilerien hielt er große Heerſchau, und als die von Pulver geſchwärzten und von Kugeln zerriſſenen Fahnen der 96ſten, 43ſten und 30ſten Halbbrigade vorüber zogen, nahm er jedesmal den Hut ab, um ihnen ſeine Achtung zu beweiſen.

Um es mit den Republikanern nicht zu verderben, ließ er die Säle der Tuilerien mit Gemälden und Büſten ſchmücken, welche Scenen und Helden der römiſchen Geſchichte darſtellten. Auch ließ er den Tod Waſhingtons, welcher ſich damals ereignete, in in der Armee feiern, und 12 Tage lang die Fahnen mit Trauerflören umwinden.

2.

Von Rom bis Mailand, vom Isonzo bis an die cottischen Alpen, war Italien wieder den Oesterreichern unterworfen, welche weder den Papst, noch den Großherzog von Toskana, noch den König von Sardinien in ihre Staaten zurückgelassen hatten. Auch stand eine Armee von 130,000 Mann bereit, durch Genua und Nizza über den Var vorzudringen, um sich bei Toulon, wo die Engländer zu landen drohten, mit diesen zu vereinigen und im Herzen Frankreichs die Winterquartiere zu beziehen.

Napoleon beabsichtigte, über den St. Bernhard zu gehen, um der österreichischen Armee in den Rücken zu fallen, ihre Magazine zu nehmen und ihr eine Schlacht zu bieten, eh sie sich's vermuthen konnte. Große Rüstungen wurden in aller Stille getroffen, und um die englischen und österreichischen Spione zu täuschen, wurde mit großer Prahlerei eine Revue in Dijon angesagt. Napoleon begab sich mit einem großen Generalstab dahin, und hielt eine Heerschau über 6000 Mann Rekruten und Invaliden. Allgemein verspottete man diese Revue; es erschienen Carrica-

turen, und alle möglichen Gerüchte und Anekdoten auf Kosten des ersten Consuls der französischen Republik kamen in Umlauf. Unterdessen hatten sich an verschiedenen Sammelplätzen die Brigaden organisirt und wurden mit Munition und Geschütz aus allen Festungen und Zeughäusern versehen.

Den 15ten Mai langte Napoleon am Fuße des St. Bernard an.

Der Uebergang wurde in drei Tagen bewerkstelligt. Die Patronen der Infanterie, die Munition, die Lafetten der Feldstücke und die Feldschmiede wurden auf Maulesel geladen, die Kanonenrohre in ausgehöhlten Baumstämmen befestigt, vor die sich jedesmal hundert Mann Soldaten spannten, um sie auf den steilen und schmalen Pfaden empor zu schleifen und wieder herunter zu lassen. Am 20sten Mai hatte die Armee das eisige Klima der Schneefelder und Gletscher hinter sich und befand sich auf den blühenden Gefilden des Dorathales. Allein das Fort Bard, bei der Stadt gleiches Namens, hemmte den Weitermarsch. Es war mit Geschützen wohl versehen, und liegt auf einer kegelförmigen Anhöhe zwischen zwei Felswänden, von wo aus seine Kartätschen das

ganze Thal beſtrichen. Ein Sturm auf das Fort wurde abgeſchlagen, die Stadt aber am 25ſten Mai eingenommen. Napoleon ließ Cavallerie und Infanterie über den Felſen Albaredo gehen. Nur einige Stücke Geſchütz wurden mit hinaufgenommen, um die Kanonen des Forts zum Schweigen zu bringen. Die ganze Artillerie mußte über die Straße, welche durch die Stadt geht, transportirt werden, ohne daß der Feind etwas merken durfte. Napoleon ließ die Straßen mit Miſt und Matratzen belegen, die Räder der Kanonen mit Stroh bewickeln und die Röhren mit Strauchwerk bedecken. Mit Einbruch der Nacht zogen die Soldaten in aller Stille ihre Kanonen auf Piſtolenſchußweite vor den Batterien des Forts vorüber; ſie wurden freilich von den Kugeln deſſelben ſehr beläſtigt und einige Kanoniere auch getödtet. Aber der Feind blieb in völliger Unkenntniß der ganzen Operation, und der Commandant des Forts meldete dem öſterreichiſchen Feldherrn Melas, daß über 30,000 Mann Franzoſen mit 4000 Pferden und einem groſſen Generalſtab über einen Paß des Albaredo gegangen wären, das Geſchütz aber hätten zurücklaſſen müſſen, und da das Fort

sich wenigstens noch einen Monat halten könne, werde die französische Armee ohne Geschütz sich nicht in die Ebene wagen dürfen.

Mit nicht geringer Bestürzung erfuhr aber Melas, daß Napoleon selbst an der Spitze des gemeldeten Heeres mit der ganzen Artillerie sich in Ivrea befand, welches Lannes nach einem kurzen Widerstand genommen hatte.

Von Ivrea aus marschirte Napoleon über die Sesia und den Ticino nach Mailand zu, und vereinigte sich mit dem 15,000 Mann starken Corps, welches Moncey über den St. Gotthardt geführt. Viele Magazine und Waffenplätze des Feindes waren in seine Hände gefallen. In Pavia allein hatte er außer dem beträchtlichen Magazin 200 Kanonen, worunter 30 Feldstücke waren, erbeutet. Am 2ten Juni hielt er seinen Einzug in Mailand. Er öffnete die Kerker, worin nach einer schnellen und grausamen Reaction die eifrigsten Patrioten Italiens schmachteten, und mußte sechs Tage lang damit zubringen, Deputationen aufzunehmen, oder sich dem jubelnden Volke zu zeigen, welches aus allen Gegenden herbeiströmte. Am 7ten Juni verließ er Mailand und

am 9ten ereignete sich das blutige Gefecht bei Montebello. Die Oesterreicher hatten den Angriff gemacht. Schon deckten Haufen von Leichen das Schlachtfeld, aber weder Franzosen noch Oesterreicher wollten nach einem dreistündigen Kampfe weichen. Gegen Mittag eilte Napoleon auf das Schlachtfeld und kam zur rechten Zeit, um Zeuge des vollständigen Sieges seiner Division zu sein. 3000 Oesterreicher lagen todt auf der Wahlstatt, 6000 waren gefangen, und die österreichische Armee, durch diese Schlacht von ihrer Operationslinie abgeschnitten, befand sich zwischen Napoleons und Suchets Armeen zusammengedrängt. Sie mußte Alles aufbieten, um sich durchzuschlagen. Zwei Tage lang blieb Melas müßig; die Franzosen, in einer vortheilhaften Stellung, erwarteten den Angriff der feindlichen Uebermacht. Am Abend des 13ten erhob sich der Ruf zu den Waffen im österreichischen Heer.

Mit Tagesanbruch überschritten die Oesterreicher auf drei Brücken den Fluß Bermida, und griffen mit großem Ungestüm das Dorf Marengo an. General Victor leistete Anfangs hartnäckigen Widerstand, aber immer von Neuem stürmten die Oesterreicher

heran; die Republikaner geriethen in Unordnung und flohen mit dem Rufe: „Alles iſt verloren!“ über die Ebene. Lannes ward rechts von Marengo mit dem Feinde handgemein und war ſchon von ihm umgangen; die Schlacht ſchien verloren. Couriere gingen mit dieſer für die Feinde Napoleons ſo erfreulichen Nachricht ſchon nach allen Theilen Europa's ab. Da erſchien der erſte Conſul auf dem Schlachtfelde; ſein Feldherrnauge überſchaute im Nu, auf welchen Punkten Gefahr drohte. Er gab ſeine Befehle und eilte in Perſon Lannes zu Hülfe. Die Armee erkannte den erſten Conſul an der Spitze ſeiner Grenadiers à cheval; dieſer Anblick belebte den Muth der Truppen wieder. „Kinder!“ rief ihnen Napoleon zu, „bedenkt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!“ — „Es lebe der erſte Conſul! es lebe die Republik!“ ertönte zur Antwort. Der General Deſair ward an der Spitze ſeiner Truppen von einer Kugel niedergeſchmettert. Dieſe ſtürmten um ſo wüthender auf das Centrum des Feindes. General Kellermann machte einen Angriff mit ſeiner ſchweren Cavalleriediviſion auf die öſterreichiſche Cavallerie, die in Siegestrunkenheit

schon ihre Reihen gelöst hatte. Er nahm den Chef des Generalstabes Zach und 6000 Grenadiere gefangen, tödtete mehrere feindliche Generale, und entschied die Schlacht. Die Oesterreicher hatten 25 Fahnen, 40 Kanonen, 16 bis 8000 Gefangene und 6000 Todte eingebüßt. Der Verlust auf Seiten der Franzosen war 600 Todte, 1500 Verwundete und 900 Gefangene.

Melas, von allen Seiten eingeschlossen, sah sich genöthigt, zu capituliren. Am 15ten wurde ein vorläufiger Waffenstillstand abgeschlossen; die österreichische Armee erhielt freien Abzug. Napoleon hatte Italien wieder. Er weilte nur kurze Zeit, und eilte, nachdem er die cisalpinische Republik wieder eingesetzt und Massena den Oberbefehl der Armee übertragen, nach Frankreich zurück.

Seine Ankunft in Paris wurde durch ein großes Nationalfest auf dem Marsfelde gefeiert. Vor zehn Jahren war auf eben diesem Felde der Jahrestag der Erstürmung der Bastille begangen worden, und man hatte auf dem errichteten Altare geschworen, für das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Der Schwur war erfüllt, das neue Frankreich hatte das

alte Europa beſiegt. Alle dem Feinde abgenommenen Fahnen wurden von Offizieren, die von der italiäniſchen wie von den beiden Rheinarmeen abgeſendet waren, vor den Conſuln entfaltet, und Napoleon ſprach zu ihnen: „Sagt den Soldaten, wenn Ihr in Euer Lager zurückkehrt, daß das franzöſiſche Volk zur Feier des nahen Stiftungstages der Republik entweder den Friedensſchluß erwartet, wo nicht aber, neue Fahnen, die Trophäen neuer Siege.“*)

Zum Beſchluß dieſes Feſtes gab der erſte Conſul den oberſten Behörden der Republik ein großes Feſt und brachte den Toaſt aus: „Dem 14ten Juli, und dem franzöſiſchen Volke, unſerem Souverain!“ (?).

Nicht minder prachtvoll ward das Stiftungsfeſt

*) Der Friede kam aber erſt am 9ten Februar 1801 zu Lüneville zu Stande. Während Napoleon in Paris feſtgehalten wurde, um die Stellung Frankreichs gegen alle auswärtigen Mächte zu ſichern, Handelstractate abzuſchließen, Friedensbedingungen vorzuſchlagen u. ſ. w., blieben freilich die Armeen nicht müßig. Es fehlte nicht an kriegeriſchem Enthuſiasmus und an talentvollen Feldherren, aber die Seele Frankreichs fehlte. Nach Napoleons Ausdruck wußten nicht viele Generale den Werth des Augenblicks und den Werth der Zeit zu ſchätzen. Oeſterreich hatte in dieſem Frieden Deutſchland und Italien Preis gegeben, um ſeine Erbſtaaten zu retten.

der Republik begangen, und an diesem Tage der Grundstein zur Nationalsäule gelegt, welche später Napoleonssäule, und nach der Rückkehr der Bourbonen Vendomesäule genannt wurde. Aber trotz dieser Feste und Reden gelang es Napoleon nicht, weder die Republikaner noch die Royalisten zu versöhnen. Zahlreiche Verschwörungen bildeten sich gegen ihn, welche Fouché durch seine wohlorganisirte geheime Polizei größtentheils vereitelte. Mehrere Patrioten, der Bildhauer Cerracchi, der Corse Arena u. s. w. hatten sich gegen sein Leben verschworen. Cerracchi hatte eben Napoleons Büste vollendet, und verlangte dringend, Napoleon möge ihm noch einmal sitzen, damit er etwas daran ändern könne. Napoleon hatte glücklicherweise keine Zeit dazu, und weil er Cerracchi's Bitten für einen Vorwand zum Erwerb hielt, gab er ihm 6000 Franken. Die Verschworenen verabredeten sich hierauf, den Consul im Theater zu ermorden. Aber Napoleon wußte schon Alles: Er ging in's Schauspiel, schritt mitten durch die Verschwornen, und ließ sie erst gegen Ende des Schauspiels festnehmen. Der Anschlag der Jacobiner Chevalier, Veycer u. s. w., Napoleon mittelst einer Höl-

lenmaſchine hinweg zu räumen, ſcheiterte ebenfalls durch Fouché's Spione. Die Royaliſten aber, die denſelben Plan aufnahmen, erreichten faſt ihren Zweck. Mehr als je war Napoleon bei dieſer Partei verhaßt, ſeit er Ludwigs des XVIII. ſchriftliche Aufforderung, ihn in ſeine Würden und Rechte einzuſetzen, verneint, und die ſchöne Herzogin von Guiche, welche durch ihre verführeriſche Perſönlichkeit den erſten Conſul zur Abtretung ſeiner Macht zu bewegen verſuchen wollte, des Landes verwieſen hatte.

Es war am 29ſten December. Im Opernhauſe wurde zum erſten Male Haydns Schöpfung aufgeführt. Mit der Ankunft des erſten Conſuls ſollte die Muſik beginnen. Ein franzöſiſches Publicum darf man nicht warten laſſen, oder es giebt laute Beweiſe ſeiner Ungeduld. Napoleon war zur gehörigen Zeit fertig, aber Joſephine, im Begriff einzuſteigen, hatte ihren Shawl vergeſſen; darüber vergingen einige Minuten; um ſie wieder einzubringen, befahl Napoleon ſeinem Kutſcher, raſcher zu fahren. Joſephine folgte auf einem anderen Wege in einem anderen Wagen. In der Straße Nicaiſe hatten zwei Chouanhäuptlinge, Carbon und St. Regent, einen

Karren mit der Höllenmaschine, welche einer Tonne glich, hingefahren. St. Regent zündete die Lunte zur rechten Zeit an; aber die Explosion erfolgte 10 Secunden zu spät, und verwundete nur das Pferd des letzten Mannes der Consulargarde. 8 Personen wurden auf der Stelle getödtet, 28 (und St. Regent unter ihnen) wurden schwer oder tödtlich verwundet. Napoleon verdankte dem zufälligen Umstande, der ihn bewog, rascher als gewöhnlich zu fahren, sein Leben.

Lannes, Berthier und Lauriston, die sich mit ihm im Wagen befanden, wollten ihn bewegen, nach den Tuilerien umzukehren. Als Napoleon aber vernommen hatte, daß Josephine auf einem anderen Wege nach dem Opernhause gefahren, begab er sich ebenfalls dahin. Er erschien in der Loge, setzte sich in den Vordergrund, und zeigte eine so ruhige, heitere Stirn, als herrschte der tiefste Friede in seiner Seele.

Während der Musik erfuhr das Publicum, was geschehen sei. Den Knall hatte man in einem Umkreis von zwei Stunden gehört. Um dem Jauchzen und dem Gedränge zu entgehen, kehrte Napoleon

in die Tuilerien zurück, wo die angesehensten Personen sich versammelt hatten, ihm ihre Theilnahme zu beweisen. In ihrer Mitte überließ er sich dem ganzen Ungestüm seines Charakters und maß die Unthat den Jacobinern bei, die er mit den heftigsten Schmähreden belegte, indem er schwur: „Frankreich von diesem ekelhaften Bodensatze zu reinigen.“ Fouché, um der Ungnade zu entgehen, weil er dieses Attentat hätte voraussehen und vereiteln sollen, beeilte sich, der Meinung des ersten Consuls zu sein, und zeigte sich als einer der eifrigsten Verfolger der angeblichen Schuldigen. Besondere Tribunale und Gerichtshöfe wurden eingesetzt, um solchen Verbrechen für die Zukunft vorzubeugen. Diese gefährlichen Mittel zur Beseitigung alles dessen, was der unumschränkten Macht des ersten Consuls sich widersetzte, fanden zwar lebhaften Widerspruch von Einzelnen; die Mehrzahl aber war schon darauf bedacht, die Wünsche des ersten Consuls in gesetzliche Verfügungen zu verwandeln.

Am 26sten December ertheilte man dem ersten Consul die gefährliche Macht: „verdächtig scheinende Subjecte aus Paris zu verbannen, oder nach den

Colonien deportiren zu lassen." Man war im Begriff, diese Beschlüsse zu verlesen, als die beiden andern Consuln eintraten. Napoleon unterbrach den Vorleser mit den Worten: „Die Strafe muß dem Verbrechen auf dem Fuße folgen. Blut muß fließen. Wenigstens müssen eben so viele von den Missethätern erschossen werden, als durch sie umgekommen sind (15—20). Frankreich muß von den Ungeheuern befreit, 200 müssen deportirt werden." Wider seine Ueberzeugung setzte der Polizeiminister eine Liste von 130 Demokraten auf, deren ehrenwerthe Namen nicht nur geächtet, sondern auch mit Schmach beladen wurden, indem man sie mit den verworfensten Mördern der Schreckenszeit gleichstellte. Einen Monat später entdeckte man, daß das Verbrechen von den Royalisten ausgegangen sei. Carbon und St. Regent wurden als überführte Urheber zum Tode verurtheilt und hingerichtet, aber die unschuldig Verbannten wurden nicht zurückgerufen.

3.

Am 9ten Februar endlich wurde in Folge der entscheidenden und glorreichen Schlacht bei Hohenlinde der Friede mit Oesterreich zu Luneville geschlossen, und am 9ten März auf dem deutschen Reichstage zu Regensburg bestätigt. Der Friede mit Neapel erfolgte am 28sten März zu Florenz; mit Spanien am 29sten September zu Madrid; mit der Türkei am 9ten October, und mit Algier am 17ten December. Nachdem Paul I. in der Nacht vom 23sten auf den 24sten März ermordet worden, bequemte sich sein Nachfolger Alexander am 6ten October ebenfalls zum Frieden mit Frankreich. Der ganze Continent war beruhigt; auch England widerstand nicht länger. Am 1sten October 1801 wurden Friedenspräliminarien festgestellt, welche am 27sten März 1802 von Frankreich, Spanien, Holland und England ratificirt wurden.

Frankreich, das man einst das gottlose, königsmörderische nannte, war durch diese Friedensschlüsse als junge Republik mit allen europäischen Monarchien versöhnt; und die Schöpfungen des ersten Con-

suls in Friedenszeiten waren nicht minder groß als seine Kriegesthaten. In Folge des Concordats mit dem Papste wurden Erzbischöfe und Bischöfe vom ersten Consul ernannt, und mußten ihm den Eid der Treue und des Gehorsams gegen die Regierung schwören. Die niedere Geistlichkeit mußte denselben Eid der betreffenden Civilbehörde leisten. Die geistlichen Güter blieben in Händen derer, die sie erworben, und der obere wie der niedere Clerus wurde von der Republik besoldet. — Die Heere bestanden aus den tapfersten Soldaten und den geschicktesten Feldherren; die Verwaltungsbehörden vereinigten in ihrem Schooße alle Talente, die sich in Führung öffentlicher Angelegenheiten ausgezeichnet hatten; die politischen Versammlungen enthielten die Blüthe der europäischen Redner und Publicisten; die Gelehrten des Instituts wurden zu Erfindungen und Entdeckungen aufgemuntert, und zu deren Verbesserung und Erweiterung unterstützt; die Dichter, Schriftsteller, Maler und Bildhauer, begünstigt durch eine glänzende, thatenreiche Gegenwart, gaben den Ton an im Gebiet der Künste und schönen Wissenschaften. Zur Beförderung des Handels und der Industrie ent-

ſtanden in unglaublich kurzer Zeit Straßen, Brücken und Kanäle. Die Ausſtellungen des Gewerbfleiſſes in den unermeßlichen Sälen des Louvre wetteiferten an nützlicher Pracht mit dem unfruchtbaren Pomp der alten Monarchie. Für die Jugend waren Schulen und Lyceen für alle Fächer des Wiſſens eröffnet; die Bildergallerieen, Muſeen und Bibliotheken waren in Folge der Siege und Eroberungen mit den ſeltenſten Koſtbarkeiten und Schätzen aus allen Theilen der Welt bereichert. Was fehlte der jungen Republik? welche Erneuerungswünſche der Revolution waren unerfüllt geblieben? Kriegeriſcher, politiſcher, artiſtiſcher Ruhm; Civiliſation, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Induſtrie, Macht, Anſehen, Friede von Außen, Ruhe im Innern, Alles war vorhanden, und Nichts blieb zu wünſchen übrig, als die Fortdauer dieſes glänzenden und beneidenswerthen Zuſtandes, der allerdings nur auf einem ſchwankenden Grunde ruhte.

Alles war das Werk der Einſicht, Größe, Willenskraft eines Einzigen, und ſchien nur durch das ſchöpferiſche Genie dieſes Einzigen, bei den mannigfachen und gewaltigen Umwandlungen, welche man

in so kurzer Zeit auf einander folgend erlebt hatte, erhalten werden zu können. Auf Antrag des Tribunals (ein merkwürdiger Beweis von Nationaldankbarkeit) schlug der Senat Napoleon eine Verlängerung des Consulats auf 10 Jahre vor. Aber Napoleon verschmähte diesen Antrag und berief sich auf das Volk mit der Anfrage um ein lebenslängliches Consulat, welches mit einem dreimillionenstimmigen „Ja" beantwortet wurde.

Der ängstliche Senat, um nicht hinter einem solchen Beweis der Volksgunst zurück zu bleiben, fügte der Abstimmung des Volkes ein neues Vorrecht bei und ermächtigte den ersten Consul, seinen Nachfolger zu ernennen.

In der Zwischenzeit des Senats- und des Volksbeschlusses stiftete Napoleon den Orden der Ehrenlegion, einen Orden, welcher den erworbenen Ruhm über den ererbten, und große Männer über die Nachkommen großer Männer setzen sollte. Diese Stiftung fand heftigen Widerspruch. Einige wollten, daß der Orden nur dem Militair-, nicht dem Civilverdienst ertheilt werde. Napoleon aber sagte: „Solch eine Idee mag zur Zeit des Feudalwesens und des

Rittertumes an ihrem Platze gewesen sein, wo die Nation Knecht, nur der Sieger frei, und der Soldat Alles war. Der Civilist, der Alles der freien Berathung, Wahrheit und Vernunft unterwirft, hat, wie ich auszusprechen keinen Anstand nehme, den Vorrang vor dem Militair. Ich selbst regiere nicht als General, der, so wie er nicht mehr in wirklichen Diensten fungirt, in den Civilstand zurücktritt, sondern weil die Nation die mir zum Regieren nothwendigen Civileigenschaften zutraut. Der wahrhafte Typus der Gleichheit ist, daß die Decoration der Ehrenlegion nicht gewisse Dienste lohnt, und einzelnen Ständen angehört, sondern allgemein jeglichem Verdienste ertheilt werden kann. Daher heißt sie Ehrenlegion."

Diese Sprache fand indeß keinen Eingang bei den Patrioten. Der erste Consul, welcher alle Staatsgewalt schon auf Lebenszeit in Händen hatte, der durch speciélle Gerichtshöfe sich derjenigen, die ihm im Wege waren, entledigen konnte, schien jetzt auch einen Orden gestiftet zu haben, um ihre geleisteten Dienste zu belohnen und seine Getreuen auszuzeichnen. Allein was half der Widerspruch! — diese Partei

war unschuldiger Weise nach der Explosion der Höllenmaschine für immer vernichtet.

Ebenfalls in die Zeit des Consulats fällt eine der wichtigsten, dauerndsten und dankenswerthesten Schöpfungen Napoleons: der Civilcoder. Er ist keineswegs ausschließlich das Werk großer Rechtsgelehrten, vielmehr ist weltbekannt, daß Napoleon die wichtigsten Streitfragen, aus welchen die Gelehrten sich nicht herausgefunden hätten, oft durch solche Lichtblitze, wie sie nur dem Genie eigen sind, entschied. Er war es, der dem Titel der Civilordnungen ein Capitel hinzufügen ließ über Feststellung des Civilstandes der außerhalb Landes befindlichen Soldaten. Als man ihm einwandte, daß die vom Militair im Auslande ausgestellten Urkunden der daselbst üblichen Form gemäß wären, entgegnete er: „Der Soldat unter der Fahne ist niemals im Auslande; wo seine Fahnen wehen, ist sein Vaterland.“

Der Friede mit England, welches die flüchtige Königsfamilie gastlich aufgenommen hatte, konnte, wie vorher zu sehen war, von nicht langer Dauer sein. Beide Regierungen begannen damit, in officiellen und unofficiellen Schriften einen Wort- und Federkrieg zu

führen. Die Bedingungen des zu Amiens geschlossenen Friedens wurden nicht gehalten; endlich am 18ten Mai 1803 erklärte England den Krieg, und bemächtigte sich aller französischen Schiffe, die in englischen Häfen lagen, deren Mannschaft auf Verbrecherschiffen zusammengesperrt wurde. Napoleon übte Vergeltungsrecht an allen in Frankreich anwesenden Engländern, besetzte Hannover, und die englisch-hannöversche Armee, von ihren Anführern verlassen, gerieth in Kriegsgefangenschaft.

Die Rüstungen wurden gegenseitig mit großem Eifer betrieben. Napoleon war ernstlich Willens, eine Landung in England zu machen. Zahlreiche Projecte und mitunter sehr abentheuerliche, die man ihm zu diesem Behufe vorlegte, machten diesen Plan am Ende lächerlich. Napoleon aber meinte: wenn sie auch in Paris lachen, Pitt in London lacht keineswegs.

Neben den ehernen Zurüstungen zum Kriege bediente sich England aber auch seines Geldes, um die blühende Republik zu vertilgen und die Bourbonen wieder auf den Thron zu erheben. Eine weitläufige Verschwörung wider die Regierung und das Leben des ersten Consuls wurde angezettelt, und bourbonische

Prinzen und berühmte Generale nahmen Theil an derselben. Napoleon war bereits von 60 Verschwornen umringt, neue Transporte von Emigranten wurden von England aus erwartet. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und von der französischen Regierung durch alle Mittel der Oeffentlichkeit an ganz Europa verkündet. Die Generale Pichegru und Moreau, der Sieger von Hohenlinden, waren darin verwickelt. Jener erdrosselte sich im Gefängnisse, dieser wurde zu zweijähriger Haft verurtheilt und später nach Amerika verwiesen. Napoleon sagte: „Wie durfte Moreau sich in solche Dinge einlassen? Er war der Einzige, der mir Besorgnisse einflößte. Der Einzige, der günstige Möglichkeiten gegen mich hatte, rennt auf so ungeschickte Weise in sein Verderben. Fürwahr, es muß ein Glücksstern über mir walten!"

Unter den Emigranten, welche beim ersten Zeichen des Mißlingens sich bereit hielten, über die Grenze zu fliehen, war auch der Herzog von Enghien, der letzte Sprößling des Hauses Condé. Er hatte schon 1789 Frankreich verlassen, mehrfach gegen die Republik gefochten, und hielt sich in Ettenheim auf, wo

ihn die Liebe zur Prinzessin Rohan-Rochefort fesselte. In der Nacht vom 14ten zum 15ten März 1804 gingen in aller Stille zwei Truppencorps von Straßburg aus über den Rhein. Das eine unter Caulaincourt nahm 15 Personen gefangen. Das andere unter Ordener bemächtigte sich des Herzogs von Enghien. Dieser ward nach Vinzennes gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und, ohne überführt zu sein, daß er an der Verschwörung Theil genommen, erschossen. Savary, der Chef der Gensd'armes, ließ ihm nicht Zeit, an Napoleon zu schreiben, so strenge Befehle hatte er. — Als Josephine dieß erfuhr, sagte sie mit Thränen in den Augen zu Napoleon: „Der Herzog von Enghien erschossen? Ach mein Freund, was hast du gethan!" Napoleon erblaßte und sprach: „Die Unglücklichen haben zu sehr geeilt!"

Als in einem Kreise von Freunden des ersten Consuls diese That ein Verbrechen genannt wurde, sagte Talleyrand: „Es ist mehr als ein Verbrechen, es ist sogar ein Fehler!" —

Noch auf St. Helena suchte sich Napoleon wegen dieser Hinrichtung zu vertheidigen. Er sagte: „Ja! die Sicherheit, das Wohl, die Ehre des fran-

zösischen Volkes machten sie nothwendig zu einer Zeit, wo Graf Artois, nach seinem eigenen Geständniß, 60 Meuchelmörder zu Paris besoldete. Wären die Landesgesetze nicht zu meinen Gunsten gewesen, so wäre mir das natürliche Recht der Nothwehr geblieben. Er und die Seinigen gingen täglich damit um, mir das Leben zu nehmen. Ich wurde von allen Seiten, zu jeder Stunde bedroht, von Windbüchsen, Höllenmaschinen, Complotten und Fallstricken aller Art. Endlich ging mir die Geduld aus; ich wollte auch einmal den Leuten in London Schrecken einflößen, und von der Zeit an — gab es keine Verschwörungen mehr. — Blut fordert Blut; man müßte thöricht oder wahnsinnig sein, zu glauben, daß eine Familie das seltsame Vorrecht habe, täglich mein Leben anzugreifen. Ich hatte persönlich Keinem von ihnen Leides zugefügt. Eine große Nation hatte mich zu ihrem Oberhaupt erhoben, Europa hatte die Wahl anerkannt, und mein Blut war eben so viel werth als das ihrige."

Der Prozeß gegen die übrigen Verschworenen wurde eifrig betrieben, und nach Beendigung bekannt gemacht. Am 26sten Juni ward George Cadoudal,

das Haupt der Verschworenen, mit 11 seiner Bundesgenossen hingerichtet.

4.

Wie die Höllenmaschine Anlaß gab, die Republikaner zu vernichten, so diente diese Verschwörung, die Parthei der Royalisten zu demüthigen, und bewirkte das Gegentheil von dem, was sie bezweckt hatte. Statt die Bourbonen zurückzuführen, verhalf sie Napoleon zur Krone. Die Königsfamilie, die mit Meuchelmördern gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, um den Mann aus dem Wege zu räumen, der allein im Stande war, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, wurde verhaßter als je, und die Verehrung, welche man dem ersten Consul erwies, steigerte sich bis zur Schwärmerei und Anbetung.

Von allen Seiten liefen Adressen ein, welche ihm antrugen, die ihm auf Lebenszeit anvertraute oberste Gewalt zu einer erblichen zu machen.

Die Adresse des Senats enthielt unter Anderem:

„Bürger erſter Conſul! Bei den ſchauderhaften Complotten, die ohne Ende angeſponnen worden, hält es der Senat für Pflicht, Ihnen bemerklich zu machen, daß, will man Ihr Verderben, man das Verderben Frankreichs will, denn die Engländer und Emigranten wiſſen, daß Ihr Schickſal das der franzöſiſchen Nation iſt. Bürger erſter Conſul! Bei der Wiedergeburt unſerer geſelligen Ordnung iſt Ihrem Geiſte Etwas entgangen. Dieſe Vergeſſenheit gereicht Ihrer Uneigennützigkeit zur Ehre, mehrt aber Ihre Gefahren, mithin auch unſere Sorgen. Bürger erſter Conſul! Sie ſind ſich dem Vaterlande ſchuldig! Es iſt Ihnen nicht freigegeben, über Ihre Exiſtenz nach Belieben zu ſchalten. Der Senat muß den geſelligen Vertrag von 30,000,000 Menſchen aufrecht halten, und das Geſetz muß ſich über die Erhaltung des Hauptgegenſtandes ausſprechen. Befeſtigen Sie das uns gegründete Gebäude auch für unſere Kinder. Der Senat ſpricht zu Ihnen im Namen aller Bürger! Es iſt die Stimme der Nation! (?) Großer Mann, machen Sie Ihr Werk unſterblich wie Ihren Ruhm! Sie entriſſen uns dem Chaos der Vergangenheit! Sie er-

freuen uns mit den Segnungen der Gegenwart! Sichern Sie unsere Zukunft" u. s. w.

Noch viel deutlicher lautete die Adresse der Bürgerschaft von Lyon. Es heißt darin: „Das einzige Mittel, das Oberhaupt der Republik vor Contrerevolutionen, Mördern, Giftmischern und selbst wider die Schläge des Schicksals zu schützen, wäre: Erblichkeit der höchsten obrigkeitlichen Würde in einer einzigen Familie, und zwar in der Familie dessen, der sie eben bekleidet, weil die Ermordung des ersten Beamten zu keinem Ziele führt, wenn seine Stelle nie erledigt werden kann."

Napoleon antwortete dem Senat, daß er das Schreiben desselben in reifliche Erwägung gezogen habe. Je tiefer er sich aber auf einen so hochwichtigen Gegenstand einlasse, um so mehr fühle er, daß er zur Befestigung seiner Ideen der Weisheit und der Rathschläge der Senatoren dringend bedürfe, weshalb er sie einlade, ihm ihre ganze Ansicht mitzutheilen.

Zwar fand die Adresse des Senats hartnäckigen, aber immer sehr vorsichtigen Widerspruch. Im Ganzen aber war man der Umwälzungen überdrüßig

und hatte Friede und Ordnung schätzen lernen. Die Worte Republik, Freiheit und Gleichheit hatten ihre frühere Kraft und Bedeutung verloren, man bediente sich ihrer wie veralteter Erinnerungen zum Schmuck an Gallatagen, und alle Männer von Geist waren für Napoleon. Er hatte die höchste Stufe der Macht erlangt, lediglich durch seinen Geist, und wer zu Etwas kommen wollte, mußte es mit ihm halten. Talente sind eitel, und der Orden der Ehrenlegion hatte sie gleichsam geadelt und stellte ihr Verdienst in einen Rang mit der ritterlichen Tapferkeit. —

Am 28sten Mai 1804 überbrachte der Senat in corpore dem ersten Consul den Beschluß, welcher ihn zum Throne berief und die kaiserliche Würde für erblich in seiner Familie erklärte.

Cambacérès, der damalige zweite Consul, welcher diese Urkunde seinem bisherigen Collegen feierlich zu Füßen legte, sprach dabei:

„Das französische Volk hat seit Jahrhunderten die mit der Erblichkeit der höchsten Gewalt verbundenen Vortheile genossen. Die Erfahrungen des entgegengesezten Systems waren kurz, aber schmerzlich. In Folge freier und reif-

licher Berathungen kehrt es in die verlaſſene, ſeinem Geiſte beſſer entſprechende Bahn zurück. Seine Rechte frei ausübend, überträgt es Eurer Kaiſerlichen Majeſtät eine Macht, welche ſelbſt auszuüben ſeinem Wohle Nachtheil bringen würde. Für alle kommenden Generationen ſorgend, vertraut es durch einen feierlichen Vertrag ſein zukünftiges Glück den Enkeln und Nachkommen Ihrer Dynaſtie an, welche Ihre Tugenden erben und unſere Liebe und Treue fortgenießen werden."

Napoleon, der eben ſo vorſichtig bei Staatsſtreichen, als kühn und unternehmend in Kriegsthaten war, antwortete: „Alles, was zum Wohl des Vaterlandes beiträgt, dient weſentlich zu meinem Glücke. Ich nehme den Titel an, welchen die Nation für nützlich erachtet mir zu geben. Allein das Geſetz der Erblichkeit unterwerfe ich der Sanction des Volkes. Ich hoffe, Frankreich wird es nie bereuen, meine Familie mit dieſer Ehre geſchmückt zu haben, und von dem Tage an, wo meine Nachkommen aufhören, die Liebe und das Vertrauen des franzöſiſchen Volkes zu beſitzen, wird mein Geiſt gewiß nicht mehr bei ihnen ſein.

Nach dieſer Audienz begab ſich Cambacérès mit dem Geſammtſenat zu Joſephinen und ſprach: „Das Gute, welches Sie unaufhörlich üben, indem Sie jedem Unglücklichen den Zutritt zu Ihnen geſtatten; Ihr Einfluß, den Sie bei dem Oberhaupt des Staates nur geltend machen, um Leiden zu mildern; Ihre Anmuth und Ihr Zartgefühl, welche die Dankbarkeit mehren und den Wohlthaten, die Sie üben, Werth verleihen, dieß Alles bürgt dafür, daß der Name der Kaiſerin Joſephine das Loſungswort des Troſtes und der Hoffnung ſein wird. Wir ſchätzen uns glücklich, die Erſten zu ſein, Ihre Kaiſerliche Majeſtät mit dieſem Titel zu begrüßen.“

Am Tage nach ſeiner Erhöhung berief Napoleon zwanzig ſeiner berühmteſten Waffengefährten und machte ſie zu Marſchällen des Reiches. Die wackren Generale, wie republikaniſch geſinnt ſie auch ſein mochten, fügten ſich willig den Umſtänden, denn ihr neuer Gebieter ſicherte der Stellung, die ſie errungen, eine dauernde Feſtigkeit.

Auch durch Gnadenacte bezeichnete Napoleon ſeine Erhebung. Unter den zum Tode verurtheilten Verſchwornen befanden ſich Männer von hoher Geburt,

z. B. die Herren von Rivière und Pollignac. Josephine übernahm es, die Bitten der bestürzten Familien zu unterstützen. Frau von Pollignac wurde vom Kaiser empfangen, um für ihren Gemahl und Herrn von Rivière Gnade zu erflehen. Napoleon ertheilte sie mit den Worten: „Da sie nur nach meinem Leben gestrebt haben, so kann ich verzeihen."

„Es ist gelungen!" erzählte Josephine einige Tage später. „Mein Gott, wie schön war sie! Bonaparte war gerührt, als er sie erblickte."

Nicht minder glücklich war ein junges Mädchen aus dem Volke, welches um das Leben ihres Bruders bat. Im Ganzen wurden 8 begnadigt.

Um den Republikanern zu schmeicheln, machte Napoleon den 14. Juli (die Erstürmung der Bastille) zu einem Ordensfeste, welches in der Invalidenkirche Statt fand.

Cardinal Belloy, Erzbischof von Paris, ging an der Spitze der Geistlichkeit bis an die Thüren der Kirche dem Kaiser entgegen, dem die Großwürdenträger und die höchsten Beamten des Reiches folgten.

Nach vollendetem Gottesdienste und nach einer Rede des Großkanzlers der Ehrenlegion bedeckte sich Napoleon

(eine Sitte der alten Könige von Frankreich) und sprach:

„Commandeurs! Offiziere! Legionäre! Bürger und Soldaten! Schwört bei Eurer Ehre, Euch dem Wohle des Reiches, der Erhaltung der Integrität seines Gebiets, der Vertheidigung des Kaisers, der Gesetze der Republik und des durch sie geheiligten Eigenthums zu weihen, schwört, durch alle Mittel, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Gesetze billigen, jede Wiedererhebung des Feudalwesens zu bekämpfen und aus allen Kräften die Freiheit und Gleichheit, die Urgrundlagen unserer Verfassung, aufrecht zu erhalten! Schwört!"

Alle schwuren und riefen: „Es lebe der Kaiser!" Eine feierliche religiöse Stimmung herrschte. Bourienne sagt: „Es ist unmöglich, den Enthusiasmus der Anwesenden zu beschreiben."

Am 15ten August, seinem Geburtstage, welcher in ganz Frankreich als ein Nationalfest gefeiert wurde, vertheilte Napoleon die Kreuze der Ehrenlegion in der Armee. Am Hafen von Boulogne standen 80,000 Mann auf einem natürlichen Amphitheater in einem Halbkreis; diesem gegenüber, auf einer viereckigen Anhöhe, war eine Tribune errichtet. Auf derselben be-

fand ſich der eiſerne Stuhl des Königs Dagobert, umgeben von eroberten Fahnen und goldenen Lorbeerzweigen. Ringsumher ſtanden die Großwürdenträger des Reichs. Unter Trommelwirbel und dem Donner der Geſchütze beſtieg Napoleon den Thron, und hielt dieſelbe Anrede wie in der Invalidenkirche, unter dem Jubel der Armee, welcher ihn dermaßen erfreute, daß der General Rapp, ſein Adjutant, behauptete, Napoleon niemals zufriedener geſehen zu haben, als an dieſem Tage.

Am 26. Auguſt verließ Napoleon die Küſten, um ſich nach Belgien und dem Rhein zu begeben. Am 1ſten traf er in Aachen ein, um die Inſignien Karls des Großen mit nach Paris zu nehmen. Einer Sage nach, ließ er ſich das Grab des alten Kaiſers öffnen und fand den 1000jährigen Leichnam aufrecht auf einem ſteinernen Seſſel ſitzend.

Inzwiſchen hatte Pius VII., auf Napoleons eigenhändiges Schreiben, ſich endlich bereitwillig finden laſſen, die Krönung des erſten Kaiſers der Franzoſen zu heiligen — in Betracht der Dienſte, welche derſelbe als General und Conſul der Sache der Religion geleiſtet hatte.

Anfangs November verließ er Rom. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie, ging ihm Napoleon bis Nemours entgegen. Kaiser und Papst trafen sich am 24sten November und umarmten sich. Napoleon setzte sich zur Rechten des Papstes, und unter dem Donner der Kanonen erreichten sie Fontainebleau.

Seit länger als einem Monat waren die Zurüstungen zur Krönung der kaiserlichen Paares mit verschwenderischer Pracht betrieben worden. Die ungeheure Cathedrale Notre-Dame war prachtvoll ausgeschmückt; um den Platz vor derselben zu erweitern, wurden die sie umgebenden Häuser niedergerissen. Inland und Ausland strömte nach Paris, und Alles wurde aufgeboten zu einem Feste, wie noch kein ähnliches je stattgefunden.

Am 2ten December, früh um 6 Uhr, verkündete Kanonendonner die Krönung eines Kaisers durch den Willen des souverainen Volkes *). Die Großen des Reiches, in den vorgeschriebenen prachtvollen Kleidern und mit den Zeichen ihrer Würde, verfügten sich

*) 3,572,025 Stimmen waren gesammelt worden, um den Senatsbeschluß zu bestätigen.

nach der Cathedrale, während alle Straßen wiederhallten von dem Rufe: „Es lebe der Kaiſer!“ Um 9 Uhr langte der Papſt an, und wurde von der zahlreich anweſenden hohen Geiſtlichkeit mit einer Hymne begrüßt. Was der Feierlichkeit des päpſtlichen Zuges ſehr ſchadete, war, daß ein Eſel voranſchritt. Dieß gab den Pariſern viel zu lachen. Erſt um 10 Uhr verkündete Kanonendonner die Ankunft des Kaiſers. Den ganzen Morgen war es ſchlechtes Wetter geweſen. Als aber der prachtvolle Zug des kaiſerlichen Paares ſich nach der Cathedrale in Bewegung ſetzte, klärte ſich der Himmel plötzlich auf. Fünf Marſchälle und ein Generalobriſt trugen die Krone, das Scepter, den Reichsapfel, die Halskette, den Ring und das Schwert Karls des Großen; die Kardinäle und Erzbiſchöfe empfingen das kaiſerliche Paar am Eingange der Kirche, reichten ihm Weihwaſſer, und geleiteten daſſelbe bis zu den Sitzen im Allerheiligſten. Da verließ der Papſt ſeinen Thron und ſang am Altar eine Hymne. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſchritten langſam und feierlich an den Altar und ließen ſich auf ein Knie nieder. Der Papſt ſalbte ſie mit dem heiligen Oel; dann ſegnete er die Reichskleinodien ein.

Napoleon wartete nicht bis der Statthalter Christi ihm die Krone aufsetzte; er nahm sie dem Papste aus der Hand und setzte selbst sie auf sein Haupt, dann ließ er Josephine niederknien und krönte sie ebenfalls. Der Papst küßte jetzt den Kaiser auf die Wange und sprach mit lauter Stimme: „Vivat imperator in aeternum! (der Kaiser lebe in Ewigkeit!") Die Präsidenten des Senats, des Tribunats, und des gesetzgebenden Körpers überreichten dem Kaiser die Eidesformel, welcher sie, die Krone auf dem Haupte, die Hand auf dem Evangelium, beschwor. Ein Tedeum unter Kanonensalven beschloß diese denkwürdige Feierlichkeit. Die Feste aber dauerten noch mehrere Wochen ununterbrochen fort.

Der Papst blieb während derselben in Paris, in der Hoffnung, seine Nachgiebigkeit werde nicht bloß der Religion, sondern auch seiner weltlichen Souverainität Nutzen bringen. Aber nicht ohne Besorgnisse sah er die Abgeordneten der Wahlcollegien und constitutionellen Körperschaften der römischen Republik anlangen, um zu Füßen des Kaisers die Wünsche der Nation niederzulegen, daß er als König von Italien über sie herrschen möge. Allein er verheimlichte seine

Unruhe darüber, daß Napoleons Herrschergewalt sich bis dicht vor die Thore Roms ausdehnte, und war nachziebig genug, noch einmal sein höchstes Kirchenamt zu Gunsten der kaiserlichen Familie auszuüben.

Am 24sten März 1805 taufte er im Schlosse St. Cloud den Sohn Ludwig Bonaparte's, welcher den Namen Napoleon Ludwig, einen Kaiser- und Königsnamen, erhielt und nach dem Reichsgrundgesetz Anwartschaft auf die Krone hatte.

Am 1sten April verließ Napoleon mit der Kaiserin Paris, um sich nach Mailand zu begeben. Auf diesem Wege besuchte er das Schlachtfeld von Marengo, wo alle französischen Truppen, die sich in Italien befanden, zu einer Revue versammelt waren. Napoleon musterte seine Truppen in denselben Kleidern, welche er an jenem Tage der Schlacht getragen, obschon, wie Bourienne erzählt, diese Kleider von Würmern fast zerfressen waren. Nachdem er den Grundstein zu einem Monument für die gefallenen Tapferen von Marengo gelegt, setzte er seine Reise nach Mailand fort, wo er am selben Tage (am 8ten Mai) anlangte.

Sein Empfang in allen italiänischen Städten

war, ſelbſt nach dem Zeugniß der ihm feindſelig geſinnten Geſchichtſchreiber, über alle Erwartung glänzend. Der Enthuſiasmus der Italiäner hatte den höchſten Gipfel erreicht.

Der Doge von Genua erſchien vor dem Kaiſer mit der Bitte, die liguriſche Republik mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche zu vereinigen. Napoleon gewährte mit den Worten: „Wo ein Handel treibendes Volk die Unabhängigkeit zur See vermißt, da wünſcht es ſich unter eine mächtige Flagge zu begeben. Ich gewähre dieſen Wunſch, indem ich Sie mit meinem großen Volke vereinige.“ — Der Doge von Genua wurde franzöſiſcher Senator.

Am 26ſten Mai fand die Krönung im Dome zu Mailand ſtatt. Der Erzbiſchof Cardinal Caprara verrichtete dabei die kirchliche Feier. Was Napoleon ſchon in Paris gethan, wiederholte er auch hier. Er nahm dem Erzbiſchof die eiſerne Krone aus der Hand, ſetzte ſie ſich auf und ſprach: „Gott hat ſie mir gegeben! Wehe dem, der ſie antaſtet!“ Dieſe Worte laufen als Inſchrift um den Reif dieſer Krone.

5.

Als Napoleon zum erſten Conſul erwählt wurde, hatte er einen eigenhändigen Brief an Georg III., König von England, geſchrieben, worin er ihm den Frieden anbot. Die Antwort darauf war: Es ſollte Alles abgethan ſein, wenn ein Königsgeſchlecht, unter welchem Frankreich ſo viele Jahrhunderte glücklich geweſen, wieder auf den Thron erhoben würde. Nach ſeiner Erhebung zum Kaiſer der Franzoſen (am 2ten Januar) wiederholte er denſelben hoffnungsloſen Verſuch. Die Antwort lautete: Seine Majeſtät könne auf die ihm gethane Eröffnung nicht eher eingehen, als bis er mit den Continentalmächten Rückſprache genommen habe, namentlich mit dem Kaiſer von Rußland, welcher ſo augenſcheinliche Beweiſe von ſeiner Weisheit, guten Geſinnung, und ſeinen lebhaften Wünſchen für die europäiſche Ruhe und Sicherheit gegeben. —

Napoleon gab dieſer Correſpondenz die möglichſt größte Oeffentlichkeit, damit die gewaltigen Zurüſtungen zu einem Land- und Seekrieg gerechtfertigt und keinesfalls ihm zur Laſt gelegt werden ſollten.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Napoleon, bevor er die Krone von Italien annahm, eine Landung in England beabſichtigte. Sie unterblieb vielleicht nur, weil die Krönung zu Mailand Oeſterreichs ganze Wuth von Neuem erregte. Am 12ten September erhielt der Kaiſer der Franzoſen vom Wiener Kabinet eine Note, in welcher es unter Anderem hieß: „Da ein Artikel des Friedensvertrags von Lüneville die Unabhängigkeit der italiäniſchen Republiken ſichere, ſo müſſe ſeine Majeſtät die Aufhebung der politiſchen Unabhängigkeit dieſer Staaten als einen Friedensbruch anſehen; doch aus Friedensliebe wollten ihre kaiſerlichen Majeſtäten von Oeſterreich und Rußland den Weg der Unterhandlungen noch offen laſſen u. ſ. w.

In der That hatten England und Rußland längſt ſchon auf jede Weiſe verſucht, ſich mit allen europäiſchen Mächten gegen Frankreich zu verbinden. Dieſe Coalition, die dritte und dem Anſcheine nach die furchtbarſte von allen, war endlich zu Stande gekommen. Oeſterreich hatte alle ſeine Armeen auf den Kriegsfuß geſtellt, Rußland ein ungeheures Obſervations- und Reſervecorps an ſeinen Grenzen geſam-

melt, und England und Schweden wollten Subsidien geben.

Was aber gegen Napoleon geschah, diente nur, seine Macht zu vermehren und zu befestigen. Auf seinen Aufruf an die Nation, sich unter die Fahnen des Kaisers und seiner Armee zu sammeln, votirte der Senat eine Conscription von 80,000 Mann und Wiedereinsetzung der Nationalgarde. Die Tribunen schmähten auf's Bitterste das Benehmen Oesterreichs und Rußlands, und die Pariser Behörden, um es in einem so hochwichtigen Augenblicke nicht an Beweisen des Patriotismus fehlen zu lassen, überreichten dem Kaiser die Schlüssel der Hauptstadt mit den Worten: „Wenn man Ihrer Person, der Freiheit und den Nationalverordnungen zu nahe tritt, so gebieten Sie, und unsere Vertheidigung wird einer so wichtigen Angelegenheit entsprechen; Alles wird bereit sein, Ihnen zu folgen, Ihnen zu dienen, Sie zu rächen.“

Während das ganze Volk, noch geblendet von den pomphaften Krönungsfeierlichkeiten zu Paris und Mailand, zu den Waffen griff, suchten die französischen und englischen Flotten sich auf dem Meere,

um ſich zu vernichten, und während der Feſte und der Regierungsſorgen hatte Napoleon in keinem Augenblicke unterlaſſen, den Seekrieg gegen England bis in die geringſten Einzelheiten zu leiten; die Telegraphen waren beſtändig in Bewegung, Couriere gingen und kamen.

Oeſterreich eröffnete endlich die Feindſeligkeiten auf dem Continente, indem es in Baiern eindrang, um den Churfürſten Maximilian Joſeph zu zwingen, der Coalition beizutreten.

Am 30ſten September überſchritt Napoleon den Rhein, nachdem er dem deutſchen Reiche völlige Unverletzlichkeit verbürgt hatte. Mit dem Churfürſten von Würtemberg ſchloß er ein Bündniß, und erhielt von ihm 8000 Mann Hülfstruppen. Baden und Heſſen-Darmſtadt waren ebenfalls zu ihm getreten. Sein Heer war 220,000 Mann ſtark.

Am 6ten October fand das erſte Gefecht bei Donauwörth ſtatt. Allein es blieb in dieſem Feldzuge bei einzelnen Gefechten. Die Oeſterreicher zogen ſich überall zurück, und wurden in allen ihren Vereinigungspunkten abgeſchnitten. Schon befand ſich Mack vor Ulm faſt in der Lage wie Melas vor Marengo.

Es war ein heftiges Schneegestöber; die Franzosen versanken bis an die Kniee in Schlamm und waren starr vor Kälte. Aber Napoleon ließ sie Halt machen, schilderte ihnen die Lage des Feindes, und versprach ihnen eine Hauptschlacht. — Er konnte sein Versprechen nicht erfüllen. Nach einem kurzen Gefechte verließ Mack die Anhöhen von Ulm und zog sich in die Stadt zurück. Napoleon ließ einige Granaten hineinwerfen und ihn zur Capitulation auffordern. Mack antwortete, er werde lieber die 3000 Pferde, welche er in der Stadt habe, verzehren lassen, als die Stadt übergeben, da ein russisches Entsatzheer im Anzuge sei. Aber das russische Heer war noch weit entfernt, und Napoleon, der München schon genommen hatte, zog alle seine Streitkräfte auf Ulm zusammen. Mack kam einem Sturm zuvor, indem er capitulirte. Am Morgen des 19ten Mai zogen 16 Generale mit 30,000 Mann an dem Hügel vorüber, auf welchem Napoleon sich befand, legten ihre Waffen und Fahnen nieder, fuhren ihre 60 Kanonen auf und führten ihre 3000 Pferde vor. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu fechten, entlas-

ſen, die Unteroffiziere und Soldaten aber nach Frankreich transportirt, „um," wie Napoleon ſagte, „die Conſcribirten bei der Feldarbeit zu erſetzen."

Während Napoleon die Gefangenen vorüberziehen ſah, hatten ſich die öſterreichiſchen Generale um ihn verſammelt. Er beklagte ſie ihres gegenwärtigen Mißgeſchicks halber und ſuchte ſie zu tröſten. „Aber," fügte er hinzu, „ich geſtehe Ihnen offen, meine Herren, daß Ihr Kaiſer einen ungerechten Krieg gegen mich führt. Ich begreife nicht, weswegen wir uns ſchlagen, ich begreife nicht, was man von mir will." — Mack erwiederte, daß ſein Kaiſer den Krieg nicht gewollt, Rußland aber ihn dazu gezwungen habe. Napoleon antwortete: „In dieſem Falle iſt Oeſterreich keine Macht mehr."

In der Proclamation an ſeine Armee, welche Napoleon am 21ſten October erließ, heißt es unter Anderem:

„In vierzehn Tagen iſt wieder ein Feldzug vollendet. Wir haben unſer Ziel erreicht. Die Oeſterreicher ſind aus Baiern vertrieben, und unſer Verbündeter, der Churfürſt, wieder eingeſetzt. — Von 100,000 Mann, aus denen die Armee unſerer Feinde beſtand,

ſind nur 15,000 entkommen; 60,000 Gefangene und 200 Kanonen (der ganze Park) befinden ſich in unſerer Gewalt. Soldaten! Ich habe eine große Schlacht angekündigt, aber Dank ſei es den ſchlechten Combinationen des Feindes, welche uns dieſe Gefahren erſpart haben. — Es iſt beiſpiellos in der Geſchichte der Völker, daß bei Erfolgen, wie wir ſie errungen, nur 1500 Mann eingebüßt worden ſind.“

Die Trümmer des öſterreichiſchen Heeres wurden von Murat verfolgt, während die franzöſiſche Armee unabläſſig vorwärts drang. Bei Lambach, Amſtetten, Meerfeld und Dürenſtein ſtießen ruſſiſche Diviſionen zu den Oeſterreichern, es kam zu blutigen Gefechten, in welchen die Franzoſen jedoch immer das Schlachtfeld behaupteten. Am 13ten October endlich zogen Sebaſtiani, Murat, Lannes und Bertrand in Wien ein. Napoleon hatte ſein Hauptquartier nach Schönbrunn verlegt, dem von Maria Thereſia erbauten Luſtſchloß. Vor der Marmorſtatue dieſer Kaiſerin ſagte er: „Wenn ſie noch lebte, ſo wären jetzt keine Koſacken und Moskoviter in Oeſterreich, und Colloredo's, Cobenzls und Anderer Rathſchläge wären unbeachtet geblieben. — Die Behörden von

Wien verfügten ſich nach Schönbrunn, um dem Sieger ihre Huldigungen darzubringen. Napoleon nahm ſie gütig auf, und machte in einem Tagesbefehl ſeinen Truppen die ſtrengſte Mannszucht und Schonung des Eigenthums und der Perſonen zur Pflicht. — Lannes und Murat verfolgten inzwiſchen die Oeſterreicher nach Mähren und ſchlugen ſie noch zweimal bei Hollabrunn, und Guntersdorf. Ney, der beauftragt war, Tyrol zu nehmen, zog am 16ten November in Innsbruck ein und fand dort, außer einem ungeheuren Pulvervorrath und 16,000 Flinten, im Zeughauſe auch zwei Fahnen des 76ſten Regiments, welche es im Laufe des Krieges verloren hatte. Eben dieſes Regiment war mit in Innsbruck eingezogen, und begrüßte mit unbeſchreiblichem Jubel ſeine wiedereroberten Kleinode. Die alten Soldaten weinten, die jungen Conſcribirten waren ſtolz darauf, den Unglimpf ihres Corps getilgt zu haben. Der Kaiſer ließ von dieſer ergreifenden militäriſchen Scene ein Bild anfertigen.

Napoleon verlegte ſein Hauptquartier nach Brünn, welches die Ruſſen, obſchon ihre ganze Hauptmacht von 80,000 Mann und 25,000 Oeſterreicher hier ver-

ſammelt waren, mit immerwährenden Verluſten ihm geräumt hatten. — Immer blieb es bei kleinen Gefechten. Um den Feind endlich dahin zu bringen, daß er eine Schlacht annahm, ließ Napoleon ſeine ganze Armee eine rückgängige Bewegung machen, eine feſte Stellung einnehmen und Batterieen und Schanzen aufwerfen. Der Kaiſer von Rußland war ſelbſt in ſein Lager angekommen, und Napoleon ließ ihn um eine Unterredung bitten, gleichſam als ſehe er ſich genöthigt, den erſten Schritt zum Frieden zu thun. Der Kaiſer ſchlug es aus, in Perſon zu erſcheinen, doch ſandte er Napoleon ſeinen Adjutanten, den Fürſten Dolgorucki, einen eitlen, höchſt eingebildeten jungen Menſchen. Napoleon, welcher ſonſt niemals mit großer Vorſicht Parlamentaire empfing, ging ihm bis an die Vorpoſten entgegen. Die Aufſtellung der Feldwachen, die Verſchanzungen, die Eil, mit der Alles getrieben wurde, ließen den jungen Fürſten in der franzöſiſchen Armee eine halbgeſchlagene erblicken. Er behandelte Napoleon mit dem größten Hochmuth, ſchlug ihm vor, Belgien abzutreten und die italiäniſche Krone dem Kaiſer von Oeſterreich zu überlaſſen; und wie viel es ihm auch koſten mochte, Na-

poleon hörte ihm ruhig zu. Der junge Fürſt verließ endlich das Lager in dem Glauben, die Franzoſen verdankten alle ihre Siege nur der Muthloſigkeit der Oeſterreicher, vor den tapferen Ruſſen aber fürchteten ſie ſich. Die Nachrichten, welche Dolgorucki in ſein Lager zurückbrachte, waren viel zu ſchmeichelhaft, um nicht unbedingten Glauben zu erwecken. Vergebens erinnerten die alten öſterreichiſchen Generale daran, daß alle bisherigen Gefechte zum Nachtheil der Ruſſen ausgefallen ſeien; die Ruſſen pochten auf ihre 80,000 Mann, auf die auserleſene ruſſiſche Garde, und endlich auf die begeiſternde Anweſenheit des Kaiſers. Es war keine Rede mehr davon, die franzöſiſche Armee zu ſchlagen, ſondern ſie zu umgehen und zu vernichten.

Am 1ſten December ſah Napoleon von den Höhen ſeines Bivouacs aus, wie die ruſſiſche Armee ſich in Bewegung ſetzte, ihn zu umzingeln. Die Franzoſen, wie nahe ihnen auch der Feind kam, ſchienen ſich aus ihrer feſten Stellung nicht heraus zu wagen. Murat ließ ein kleines Corps in die Ebene vorrücken, welches aber plötzlich wie beſtürzt über die feindlichen Streitkräfte wieder umkehrte.

Abends beſuchte Napoleon die Bivouacs. Es war

der Vorabend des erſten Jahrestages ſeiner Krönung. Um ihn zu feiern, wurden zahlloſe Strohkränze angezündet und auf Stangen emporgehalten. Einer der älteſten Grenadiere nahte ſich dem Kaiſer und ſprach: „Sire! Um den Jahrestag Deiner Krönung zu feiern, bringen wir Dir morgen die Fahnen und Kanonen der Ruſſen.“

Am 2ten December Morgens 4 Uhr ritt Napoleon längs ſeiner Linie. Ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Aber mit Tagesanbruch fiel er, und Napoleon gewahrte, daß der Feind die Hochebenen verlaſſen und ſein Centrum Preis gegeben. Er ließ die Schlacht beginnen und ſprach im Vorüberreiten zu ſeinen Truppen: „Soldaten! Ein Schlag beende dieſen Feldzug und zerſchmettere den Uebermuth der Feinde.“ Mit dem Geſchrei: „Es lebe der Kaiſer!“ ſtürzten die Truppen auf das feindliche Centrum los.

Dieſe Schlacht, welche die Soldaten beharrlich die Dreikaiſerſchlacht, Andere die Krönungsſchlacht, Napoleon aber die Schlacht bei Auſterlitz nannte, und welche hinſichtlich ihrer politiſchen Folgen von unabſehbarer Wichtigkeit blieb, ward ebenfalls wider alle damaligen Regeln der Kriegskunſt gewonnen.

Die verbündeten Russen und Oesterreicher hatten sicher darauf gerechnet, daß die Franzosen hinter einem Defilee bleiben müßten. Napoleon aber, obschon es seine Feinde für unmöglich hielten, durchschritt es und befand sich mit einem Male in einer ganz anderen Stellung, als die, in welcher man ihn angreifen wollte. Die russisch-österreichischen Schlachtreihen waren fast schon durchbrochen, ehe der Kampf begann und ihre Niederlage eine mathematisch gewisse Folge. Sie büßten 120 Kanonen und 20,000 Todte ein, ungerechnet die Gefangenen und Verwundeten, welche die Zahl der Todten bei Weitem überstieg. Es war die erste große Schlacht, die Napoleon als Kaiser gewann, und zwar an seinem Krönungstage, und die einen neuen Frieden herbeiführte. Am 4ten December kam der Kaiser von Oesterreich in Begleitung der Fürsten von Schwarzenberg und Johann und Moritz von Lichtenstein in Napoleons Bivouac zu Saroschütz. Napoleon ging ihm entgegen, umarmte ihn, führte ihn in die Scheune, welche er bewohnte, und sprach: „Dieß ist mein Palast nun schon seit zwei Monaten.“ Franz der Zweite antwortete lächelnd: „Sie verstehen Ihre Wohnungen

ſo gut zu benutzen, daß ſie Ihnen ſchon gefallen müſſen.“ Im Laufe des Geſpräches äußerte ſich der Kaiſer von Oeſterreich: „Die Engländer ſind Kaufleute, um ihres Handels willen ſetzen ſie die ganze Welt in Feuer und Flammen. Frankreich hat wider ſie ohne Zweifel völlig recht.“ Auf die Bitte des Kaiſers Franz, den Waffenſtillſtand auch auf die Trümmer der ruſſiſchen Armee auszudehnen, antwortete Napoleon: Er wolle die ruſſiſche Armee abziehen laſſen, wofern Kaiſer Franz ſich verbürge, daß ſie in's Innere von Rußland zurückkehre. Dieß geſchah. Napoleon fuhr fort: „Ew. Majeſtät verſprechen mir alſo, keinen Krieg mehr gegen mich zu führen?“ „Ja!“ antwortete Franz: „Ich ſchwöre es und werde mein Wort halten.“ Als der öſterreichiſche Kaiſer fort war, ſagte Napoleon: „Der Kaiſer hat mich zu einem Fehler verleitet. Ich ſollte meinen Sieg verfolgen und die ganze ruſſiſche und öſterreichiſche Armee gefangen nehmen. — Immerhin! Es werden einige Thränen weniger fließen!“

Der General Savary begleitete den deutſchen Kaiſer, um ſich zu überzeugen, ob Alexander auch die in ſeinem Namen eingegangenen Verpflichtungen

genehmigen werde. Alexander fragte ihn: „Sie haben weniger Truppen gehabt als ich, wie kommt es, daß Sie mir auf allen Angriffspunkten überlegen waren?“ „Sire!“ erwiederte Savary, „es iſt die Kriegskunſt, die Frucht von 15 ruhmvollen Jahren. Es iſt die 40ſte Schlacht, die der Kaiſer geliefert.“ „Ja!“ verſetzte Alexander, „er iſt ein großer Feldherr. Was mich betrifft, ſo iſt es das erſte Mal, daß ich Feuer ſehe. Ich habe niemals Anſpruch gemacht, mich mit ihm zu meſſen. Ich kehre in meine Hauptſtadt zurück. Ich bin dem deutſchen Kaiſer zu Hülfe gekommen; er hat mir ſagen laſſen, daß er zufrieden ſei, darum bin ich es auch.“

Die Friedensunterhandlungen wurden mit dem größten Eifer betrieben, und führten den Tractat von Preßburg herbei (den 26ſten December), in Folge deſſen die venetianiſchen Staaten mit dem Königreich Italien vereinigt, und die Churfürſten von Baiern und Würtemberg zu Königen erhoben wurden. Napoleon verließ Wien, und als Achtungsbeweis gegen die Bewohner der Hauptſtadt ſchenkte er ihnen das Zeughaus wieder, welches nach Kriegesbrauch ſein Eigenthum war. Es befanden ſich in demſelben 2000 Ka-

nonen jeglichen Kalibers, 100,000 Gewehre, 160,000 Bomben und 600,000 Kanonenkugeln.

Auf seiner Rückkehr nach Paris vermählte er seinen Stiefsohn Eugen mit der Prinzessin Auguste von Baiern, adoptirte ihn, und sicherte ihm die Herrschaft über Italien zu, in Ermangelung rechtmäßiger Leibeserben.

6.

Mitten in diesen Triumphen hatte Napoleon die Nachricht von der unglücklichen Seeschlacht bei Trafalgar erhalten. Villeneuve, welcher dem erfahrenen Admiral Nelson alle seine Bewegungen errathen ließ, zog sich darüber häufige Vorwürfe von seinem Kaiser zu. Um dessen Achtung durch einen kühnen Schritt wieder zu gewinnen, stellte er sich am 22sten October 1805 mit 31 Linienschiffen dem englischen Admiral entgegen. Villeneuve behauptete die alt hergebrachte Paralleleordnung und hatte allen Commandeurs eingeschärft, mit ihren Schiffen zugleich am Kampfe Theil zu nehmen (was er freilich vor Abukir unterlassen

hatte). Nelson griff bei günstigem Winde mit 14 Schiffen an. Sein Schiff durchbrach das Centrum, während die übrigen 13 sich über den linken Flügel der französischen Flotte hermachten. Nach dreistündigem Kampfe waren 18 Schiffe vernichtet. Nelson, der stets commandirend auf dem Verdeck stand, fiel von einer französischen Flintenkugel getroffen; Collingwood übernahm das Commando und vollendete den Sieg. Villeneuve gerieth in englische Gefangenschaft. Napoleon war tief betrübt über diesen Verlust, der seinen Lieblingsplan, in England zu landen, für immer vereitelte. Er hatte viele Anstrengungen gemacht, die französische Marine zu heben, aber, wie er sagte, keiner von allen seinen Admiralen entsprach seinen Wünschen. Es waren nur Routiniers, die von dem Althergebrachten nicht abgingen, keiner von allen war erfinderisch und selbstschöpferisch.

Doch alle Schläge von Menschen- oder Schicksalshand vermehrten nur Napoleons Ehrgeiz. Den Engländern war nunmehr die Seeherrschaft gesichert, er suchte sich zum Herrn des Continents zu machen.

Schon im November 1805 war in Neapel eine englisch-russische Armee von 20,000 Mann gelandet, um

ſich mit 40,000 Neapolitanern zu vereinigen. Joſeph Bonaparte, Eugen Beauharnais, Maſſena und andere Generale waren an den Grenzen des Kirchenſtaates mit Organiſirung eines Corps beſchäftigt, um Neapel zu erobern, als in Folge des Preßburger Friedens die Ruſſen und mit ihnen auch die Engländer abzogen. Der beſtürzte König beider Sicilien ſandte Friedensboten an Napoleon und ſeine Generale, erhielt aber keine Antwort. Er entfloh mit ſeinen Schätzen nach Palermo. Die Königin raffte an Truppen zuſammen, was ſich irgend fand, der Kronprinz ſtellte ſich an die Spitze der Lazzaroni, eine Bürgergarde ward ſchleunigſt gebildet. Allein dieſe widerſetzte ſich der Königin und zwang ſie ebenfalls zur Flucht nach Palermo. Die franzöſiſche Armee zog ohne Widerſtand in Neapel ein, und Maſſena vertrieb Sidney Smith und Lord Stuart aus Calabrien. Napoleon ernannte ſeinen Bruder Joſeph zum König von Neapel. Dieſer zog ein und ließ ſich krönen, hob die geiſtlichen Orden auf, zog ihre Güter ein, ſchaffte das Feudalweſen ab, ordnete die Finanzen, und gewann auf dieſe Weiſe die Liebe und Achtung ſeiner Unterthanen. Ludwig Bonaparte, der Gemahl Hortenſia's, der

Stieftochter Napoleons, wurde zum König von Holland ernannt, und gewann durch ſeine Güte und Gerechtigkeitsliebe ſich alle Herzen. In Deutſchland ſtiftete Napoleon den Rheinbund, zu deſſen Protector er ſich erklärte. Die in den Staaten der Rheinbundfürſten befindlichen Reichsſtädte und Reichsgrafſchaften wurden mediatiſirt, und am 6ten Auguſt 1806 legte Franz II. die deutſche Krone nieder, nachdem er ſchon 1804 unter dem Namen Franz I. ſich zum Erbkaiſer von Oeſterreich erklärt hatte. —

Auch der König von Preußen hatte, obſchon er Beſchützer des deutſchen Reiches war, den Rheinbund anerkannt, in der Hoffnung, durch Napoleons Garantie Kaiſer der übrigen deutſchen Länder zu werden und auf dieſe Weiſe das Protectorat über Deutſchland mit Frankreich zu theilen. Unmöglich war es Napoleon mit dieſem Verſprechen Ernſt. Er durfte Preußen eine Macht nicht gönnen, wie ſie ihm aus einem Bündniß mit den norddeutſchen Ländern hätte erwachſen müſſen. Der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland hatten ſchon 1805 zu Potsdam einen Vertrag geſchloſſen, und am Sarge Friedrichs des Großen geſchworen, alle ihre Kräfte

wider Frankreich zu vereinigen. Auch Oesterreich, England, Schweden, Sachsen und Hessen-Cassel wurden eingeladen, diesem Bündniß beizutreten. Der Kaiser von Oesterreich versprach, wenn die neue Coalition glücklich wäre, ihr beizutreten. Englische Truppen stellten sich zu Plymouth, schwedische im Lauenburgischen auf, aber ohne an dem Kampfe Theil zu nehmen. Rußland versprach 70,000 Mann, und Sachsen wurde zum Beitritt gezwungen.

Der König von Preußen hatte ein furchtbares Heer zusammengebracht, aber Zopfsoldaten, die den größten Theil des Tages mit Putzen, Bürsten, Pudern zubrachten, und Nachts im Sitzen schlafen mußten, um die Frisur nicht zu zerstören, was sonst mit Stockschlägen hart bestraft wurde. Alte Generale, welche im 7jährigen Kriege die Franzosen geschlagen hatten, verbreiteten die Meinung, man brauche nur die erste Hitze jener Schwächlinge auszuhalten, um sie sodann in die Pfanne zu hauen. Die schöne Königin von Preußen zeigte sich in Amazonenkleidern, und in der Uniform ihres Dragonerregiments an der Spitze desselben, und Prinz Louis Ferdinand, der alte Herzog von Braunschweig, die Generale

Schmettau und Blücher ſuchten überall den kriegeriſchen Eifer anzufachen. Man hörte von Nichts als vom Maſſakriren der Franzoſen.

Der König von Preußen eröffnete die Feindſeligkeiten, indem er in Sachſen eindrang und den Churfürſten zum Beitritt nöthigte. Napoleon hatte ſchon Mitte Juli Paris verlaſſen. Auf dieſe Nachricht überſchritt er den Rhein. Das Jahr zuvor, als er gegen die Oeſterreicher zog, hatte er vorhergeſagt: „Ziehen mir die Oeſterreicher entgegen, ſo ſchlage ich ſie, eh ſie die Donau erreichen. Erwarten ſie mich, ſo zerdrücke ich ſie zwiſchen Augsburg und Ulm.“ Dießmal ſagte er, indem er die Landkarten weglegte: „Am 8ten kann die Armee an Ort und Stelle ſein. Am 10ten werde ich den Feind bei Saalfeld ſchlagen; er zieht ſich entweder nach Jena oder nach Weimar, wo ich ihn wieder ſchlage; am 14ten oder 15ten iſt die preußiſche Armee vernichtet, und noch vor Ablauf des Mondes können wir unſern ſiegreichen Adler in Berlin aufpflanzen.“

Daß dieſer Ausſpruch wörtlich in Erfüllung ging, macht nicht etwa der Divinationsgabe, ſondern lediglich dem Feldherrnblick und der Kriegserfahrenheit

Napoleons Ehre. Auch fehlte es ihm nicht an ausgezeichneten Spionen, und selbst höhere Offiziere gaben sich dazu her, die feindlichen Länder zu bereisen, Karten zu entwerfen, und das Exercitium und die Manöver der Truppen auszukundschaften. Die deutschen Armeen waren außerdem, daß sie schlecht commandirt wurden, schon verrathen, ehe sie in's Feld rückten.

Am 9ten October wurde Tauenzien bei Schleiz angegriffen, und mußte mit Verlust weichen. Am 10ten October warf sich Lannes mit Uebermacht auf den Prinzen Louis bei Saalfeld, welcher ein Opfer seiner Tapferkeit wurde. Es war dem heldenmüthigen Prinzen unerträglich, vor einem noch so überlegenen Feind zu weichen. Inmitten der feindlichen Husaren vertheidigte er sich mit Löwenmuth; seine beiden Adjutanten fielen an seiner Seite. Der Quartiermeister Guindet bot ihm Pardon, aber die Antwort war ein Säbelhieb, worauf jener, der ihn parirte, ihm seinen Säbel durch die Brust stieß.

Am 14ten lieferte Napoleon die blutige Schlacht von Jena. Als er um 9 Uhr an der Fronte der Division Suchet und Gazan hinritt, redete er seine Grenadiere an: „Die preußische Armee ist eingeschlossen

wie die des Generals Mack bei Ulm, ſie kämpft nur noch um einen Ausweg. Schmach dem Corps, welches ſie durchläßt!"

In der That war die Armee ſchon umgangen; aber der Fürſt von Hohenlohe, der die Kanonade hörte, dachte noch an nichts Arges. Die franzöſiſche Armee war des Nachts hindurch marſchirt, hatte Defileen durchſchritten, um ſich auszubreiten, und dieß war gegen alle damaligen Kriegsregeln. Ja, die Defileen galten für ein ſo ungünſtiges Terrain, daß, als Hohenlohe wenig Tage zuvor (am 11ten October) ſich in den Defileen des Mühlthals befand, um nach Jena zu ziehen, ein blinder Lärm: „die Franzoſen ſind da!" einen ſolchen paniſchen Schrecken zur Folge hatte, daß die Soldaten die Gewehre wegwarfen, den Trainpferden die Stränge zerſchnitten, und die Kanonen umwarfen und vernagelten. Demungeachtet gab es keine beſſeren und tapferern Krieger, als die preußiſche Infanterie und die ſächſiſchen und preußiſchen Reuter. Dieſe warfen die franzöſiſche Cavallerie bei jedem Zuſammenſtoß jene ſtürmten in einer Haltung wie bei einer Parade, und lieferten die ſchönſten Bajonettgefechte. Aber die Schnelligkeit, mit welcher die fran-

zösischen Corps ihre Manövers ausführten, raubten den Offizieren den Kopf, und die gutbediente französische Artillerie lös'te die Reihen der Soldaten. Als sie erst in Unordnung gerathen waren, flüchteten sie mit eben der Energie, mit der sie gefochten hatten, die Infanterie eben so schnell wie die Reuter.

Während dieser Schlacht ritt Napoleon an einer Colonne von jungen Conscribirten vorüber, welche nicht erwarten konnten, in's Feuer zu kommen, und ihm zuriefen: „Es lebe der Kaiser! Vorwärts!" Er wandte sich um und sprach: „Was soll das heißen? Ich bin schon 25 Jahre Feldherr, ich muß wissen, was zu thun ist, und wenigstens 30 Feldschlachten muß man mitgemacht haben, eh' man sich erdreisten darf, mir einen Rath zu geben."

Am selben Tage der Schlacht bei Jena wurde auch das Groß der preußischen Armee bei Auerstädt angegriffen. Der Herzog von Braunschweig, der Herzog von Weimar, der König von Preußen und die Generale Schmettau und Blücher glaubten auch nur, es mit einem fliegenden Corps zu thun zu haben. Selbst die Königin befand sich noch im preußischen Lager. Dem Könige ward ein Pferd unter

dem Leibe erschossen, ingleichen dem Prinzen Heinrich. Der General Schmettau und der Herzog von Braunschweig wurden tödtlich verwundet. Die französischen Tirailleurs waren in Graben und Hecken, auf Bäumen und Hügeln verborgen, und erschossen die feindlichen Offiziere, während die preußische Infanterie keine Tirailleure hatte. Die Soldaten ohne Feldherrn und Offiziere begegneten auf ihrer Flucht überall den französischen Kolonnen. Beide Armeecorps erhielten die Nachricht von ihrer beiderseitigen Niederlage erst als die Massen der Flüchtlinge auf einander stießen.

Die Schlacht bei Jena und Auerstädt kostete den Preußen 30,000 Todte und Verwundete, 25,000 Gefangene, 15,000 Versprengte, welche nie wieder zu ihren Fahnen zurückkehrten, 60 Fahnen und 300 Kanonen. Die Franzosen zählten an Todten und Verwundeten nur 12,000 Mann. Schon 2 Tage darauf, am 16ten October, capitulirte Erfurt. Der 82jährige General Möllendorf, welcher so manche siegreiche Schlacht unter Friedrich dem Großen mitgemacht, mußte der Widerspenstigkeit und Erschöpfung der Besatzung nachgeben.

Am 18ten October ließ Napoleon das Monument zu Roßbach, welches den Sieg Friedrichs des Großen über den Prinzen von Soubiſe verherrlichte, hinwegnehmen und nach Paris ſenden. Am ſelben Tage confiscirte Davouſt zu Leipzig ſo viel engliſche Waare, daß jeder franzöſiſche Offizier einen vollſtändigen Anzug, jeder Soldat einen neuen Rock erhielt, und den Reſt verkaufte er der Stadt für 7,000,000 Franken wieder.

6000 Sachſen nebſt 200 ſächſiſchen Offizieren, welche in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen waren, ließ Napoleon unter der Bedingung frei, nicht wieder gegen Frankreich zu fechten.

Blücher hielt ſich am längſten von allen preußiſchen Generalen. Nachdem er weder Mundvorrath noch Pulver mehr hatte, und Bernadotte und Murat ihm vorgeſtellt, daß er genug gethan für ſeine Ehre, ſtreckte er am 7ten November bei Lübeck die Waffen. Am 29ſten October fiel die Feſtung Stettin. Am 2ten November ergab ſich Cüſtrin. Am 8ten ging Magdeburg auf beiſpielloſe Weiſe, nach einem zweiſtündigen Bombardement, über. Dieſe für uneinnehmbar geltende Feſtung hatte noch eine Beſatzung von

22,000 Mann, 800 Kanonen, 1 Million Pfund Pulver und die reichlichſten Vorräthe aller Art.

Am 25ſten October hielt Marſchall Davouſt ſeinen feierlichen Einzug in Berlin. Ein Herold zog vor ihm her und machte mit lauter Stimme den Tagesbefehl bekannt. Der Kaiſer habe Urſache, mit allen Corps der Armee zufrieden zu ſein, hauptſächlich aber mit dem dritten Corps, welches ſich unter der Leitung des Marſchalls Davouſt bei Auerſtädt ausgezeichnet, weßhalb er, um ſeine Zufriedenheit durch eine außerordentliche Belohnung zu erkennen zu geben, befohlen habe, daß dieſes Corps zuerſt in Berlin einrücken ſolle. Davouſt war beauftragt, die ſtrengſte Mannszucht zu halten, und von der Behörde ſich die Schlüſſel der Stadt geben zu laſſen. Davouſt aber begnügte ſich damit, ſie ſich anbieten zu laſſen, ohne ſie anzunehmen, weil dieſe Ehre nur dem Kaiſer gebühre.

Napoleon befand ſich inzwiſchen zu Potsdam und bewohnte dieſelben Zimmer, in welchem der Kaiſer Alexander den Krieg gegen ihn entzündet hatte. Der Hof war mit ſolcher Eil entflohen, daß in Sansſouci Alles noch ſtand und lag, ganz ſo, wie nach

dem Tode Friedrichs des Großen. Selbſt der Degen, die Schärpe, das Großkreuz des ſchwarzen Adlerordens wurden gefunden. Napoleon ſandte dieſe glorreichen Reliquien dem Invalidenhaus zu Paris.

8.

Preußen war gedemüthigt, ja für den Augenblick vernichtet. Aber England, der Urheber des Krieges, hatte Nichts gelitten, und geradezu war ihm nicht beizukommen. Napoleon entwarf das Syſtem der Continentalſperre, um den engliſchen Handel zu vernichten. Hierdurch war allerdings das Inſelvolk in ſeinen empfindlichſten Intereſſen gekränkt. Aber durfte ein Kaiſer, dem ein großes Volk freiwillig ſeine Souverainität übertragen, zu ſolchen Maßregeln ſchreiten, wie man ſie allenfalls von einem Kaiſer von China erwartet? — Nur allzuhäufig wird in der Weltgeſchichte Recht und Billigkeit verletzt, und man muß zufrieden ſein, wenn der Zweck die Mittel rechtfertigt. Allein die Continentalſperre, die Confiscation der engliſchen Waaren ſchienen Gewaltſtreiche, welche das

civiliſirte Europa nicht vergeben konnte, wodurch Napoleon ſeine Beliebtheit, und die franzöſiſche Nation den Ruhm verlor, daß ihre Waffen die Freiheit brächten.

Am 27ſten October war Napoleon in Berlin eingezogen; er verließ es am 25ſten November, und langte den 28ſten in Poſen an, wo die Polen ihn als ihren Erretter begrüßten; ſelbſt die Juden, als Türken verkleidet, zogen ihm feierlich entgegen. Murat und Davouſt rückten in Warſchau ein, und die Polen baten ſich, ihre Söhne und ihr Eigenthum den Franzoſen an, 12,000 Volhynier und Lithauer traten zu den Polen und verbürgten den Aufſtand aller altpolniſchen Provinzen jenſeit des Niemen. Als Napoleon in Warſchau anlangte, lieſen die dringendſten Bitten bei ihm ein, das Königreich wieder herzuſtellen, welche er aber ſo ausweichend beantwortete, daß wenig Hoffnung gefaßt werden konnte.

Der Feldmarſchall Kaminski rückte indeſſen den Franzoſen entgegen, und weil auch die Generale Benningſen und Burhövden zu ihm ſtießen, glaubte er ſich ſeines Sieges gewiß, und gab Feſte und Bankette im Schloſſe Seerack, daß man von den Thürmen von Warſchau den Glanz des Lichtes ſehen konnte. Am

23ſten December griff Napoleon ihn an, ſchlug ihn bei Czarnowo, und verfolgte ihn bis zum 26ſten, indem er ihm in fünf Gefechten 80 Kanonen, 1200 Wagen und 10—12,000 Mann abnahm. Bis zum 7ten Februar blieb es bei einzelnen Gefechten. Napoleon hatte mit ſeiner Armee Bewegungen vorgenommen, um die Ruſſen in eine Falle wie bei Auſterlitz zu locken. Aber Benningſen fing einen an Bernadotte abgeſandten Courier auf, mit Depeſchen, die ihm den ganzen Plan verriethen. Am 7ten fand die mörderiſche Schlacht von Eilau ſtatt, welche den Franzoſen 3000 Todte und 15,000 Verwundete koſtete, den Ruſſen 7000 Todte und 20,000 Verwundete. Die Franzoſen hatten zwar das Schlachtfeld behauptet, und trotz der Anſtrengung und den Verluſten beider Heere kam es ſchon am 16ten Februar bei Oſtrolenka zu einem Treffen, aber entſchieden war die Schlacht keineswegs dermaßen, daß ſie zu einem Frieden hätte führen können. Napoleon zog ſich wieder in ſeine Kantonirungen zurück. In Frankreich herrſchte große Beſtürzung, und als neue Conſcriptionen veranſtaltet wurden, hieß es daſelbſt: „Jeder Sieg habe Conſcriptionen zu Folge.“

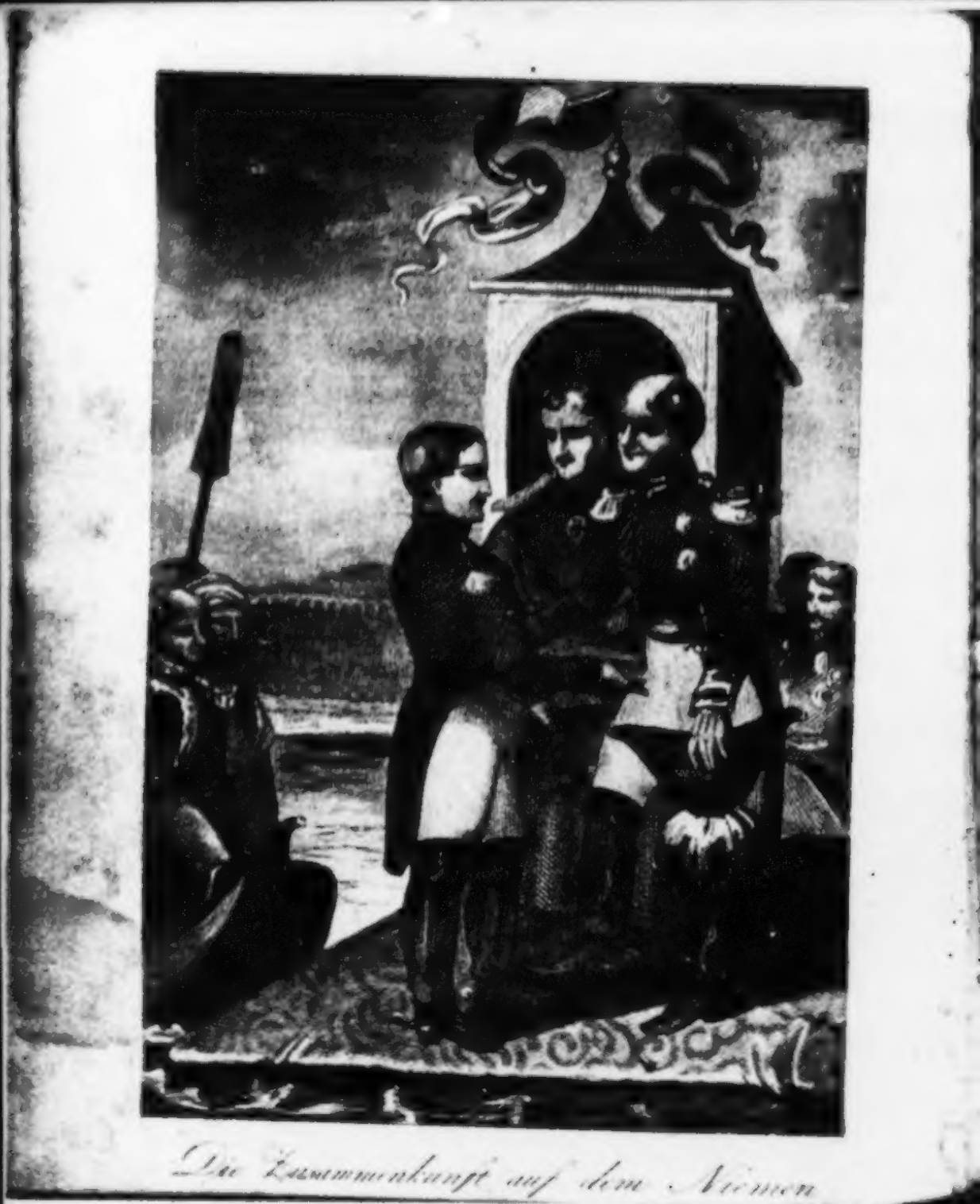
Am 21ſten Mai erfolgte die Uebergabe von Danzig, der letzten Stütze der preußiſchen Monarchie. Napoleon feierte dieß Ereigniß, vielleicht um demſelben eine größere Wichtigkeit beizulegen, als es an ſich hatte, durch öffentliche Dankgebete, und erhob den Marſchall Lefèbre, (welcher Danzig keineswegs erſtürmt, ſondern nur zur Capitulation genöthigt hatte) zum Herzog von Danzig.

Man war es an Napoleon nicht gewohnt, daß er von einem Sieg zum andern große Zeit verſtreichen ließ, und ſeine letzte Schlacht war mehr eine blutige als glänzende geweſen. Geſchehen mußte etwas, wenn man an ihm nicht irre werden ſollte. Mehrere glückliche Gefechte, z. B. zu Altkirchen und Deppen, waren, wie ſehr ſie auch den franzöſiſchen Waffen zum Ruhme gereichten, nicht entſcheidend genug. Am 14ten endlich ſtießen beide Heere zu Friedland auf einander. Um drei Uhr des Morgens begann die Kanonade, und Napoleon ſprach zu ſeinen Truppen: „Dieß iſt ein glücklicher Tag, der Jahrestag der Schlacht von Marengo.“

Wie bei Marengo tobte die Schlacht 12 Stunden, ohne daß der Sieg ſich auf eine oder die andere

Seite neigte. Erſt um 5 Uhr Abends war Napoleon im Stande, von der Stellung der ganzen feindlichen Armee Kenntniß zu nehmen. Unverzüglich nahm er eine Veränderung ſeiner Fronte vor, welche die Einnahme der Stadt Friedland bezwecken ſollte. Der Marſchall Ney, der unaufhaltſam vordrang, ward unerwartet von der ganzen Kaiſergarde zu Fuß und zu Pferde angegriffen. Nicht lange hätte er ſich halten können, aber Napoleon ſandte augenblicklich eine Diviſion mit Artillerie zu Hülfe. Benningſen ließ alle ſeine Reſerven anrücken, aber die franzöſiſchen Kartätſchen ſchmetterten Alles nieder, und als die Glieder wankten und zum Rückzuge ſich entſchloſſen, ſtießen ſie wieder von allen Seiten auf franzöſiſche Diviſionen. Die Flucht ward allgemein, und die Ruſſen ließen 20,000 Mann (15,000 Todte und 5000 Verwundete, unter ihnen 30 Generale) auf dem Schlachtfelde.

In Folge dieſes Sieges zogen Ruſſen und Preußen von Königsberg ab, wo die Engländer mit einer anſehnlichen Flotte zu landen in Begriff waren, und beträchtliche Vorräthe von Lebensmitteln, Pulver und Waffen fielen in die Hände der Franzoſen. Napoleon verlegte ſein Hauptquartier nach



Die Zusammenkunft auf dem Neimen

Tilsit, von wo aus er am 2ten Juni mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland einen Waffenstillstand abschloß.

Mitten auf dem Nimen war ein Pavillon auf einem Floß errichtet, der zur Zusammenkunft des französischen und russischen Kaisers dienen sollte. Beide Kaiser verließen zu gleicher Zeit die entgegengesetzten Ufer, erreichten zu gleicher Zeit das Floß und bestiegen es.

Napoleon wußte, wieviel Alexander sich auf seine vortheilhafte Gestalt zu Gute that. Als er daher den Kaiser von Rußland hier zum ersten Male erblickte, sprach er halb laut, doch so, daß dieser es hören mußte, zu Berthier, der nebst Murat, Duroc und Caulaincourt ihn begleitete: „Ah! qu'il est beau!“*) Worauf Alexander auf ihn zueilte und ihn in die Arme schloß.

Am folgenden Tage fand ebendaselbst eine zweite Unterredung statt, welcher auch der König von Preußen beiwohnte. Napoleon war ebenso bemüht, den Kaiser von Rußland bei dieser Gelegenheit auszu-

*) Ach! wie schön ist er!

zeichnen, als den wackren Preußenkönig zurückzusetzen und zu demüthigen.

Am 6ten Juli langte auch die Königin von Preußen in Tilsit an. Von ihrer Schönheit war Napoleon ernstlich überrascht. Wie rücksichtslos er sich früher über sie geäußert hatte, so daß Josephine einmal in ihren Briefen ihm Vorwürfe darüber machte, so konnte er doch jetzt nicht umhin, als Huldigung ihr eine schöne frische Rose anzubieten, welche er aus einem Wasserglase nahm.

Die Königin empfing sie mit den Worten: „Sire! ich nehme Ihr Geschenk an, aber fügen Sie noch Magdeburg hinzu!" Napoleon erwiederte: „Verzeihung, Madame, ich habe schon soviel für Ihren Mann gethan, daß ich mehr nicht zu verantworten vermag. Der König von Preußen wechselte die Farbe über diese neue Demüthigung.

Am 8ten Juli wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet, in welchen die Continentalsperre und die Anerkennung der Königreiche Sachsen, Holland, und Westphalen, so wie das Herzogthum Warschau, welches auch dem Rheinbunde unter Napoleons Protectorat beitrat, Frankreich zugesagt wurden.

Am 9ten Juli trennten ſich beide Kaiſer nach einem dreiſtündigen Beiſammenſein. Alexander trug die große Decoration der Ehrenlegion, Napoleon das große Band des St. Andreasordens. Er blickte dem ruſſiſchen Kaiſer nach bis dieſer das jenſeitige Ufer erreicht.

Ganz anders benahm er ſich gegen das preußiſche Königspaar. Als er die Königin verbindlich zu ihrem Wagen geleitete, ſprach dieſe: „Ich habe das Glück gehabt, dem Helden des Jahrhunderts und der Weltgeſchichte nahe zu ſein. Ach! warum kann ich nicht ſagen, daß er mich zur lebenslänglichen Dankbarkeit verpflichtet hat?“ — „Madame!“ antwortete Napoleon, „das iſt mein böſer Stern, beklagen Sie mich!“ Die Königin deutete nach dem Palaſte zurück und ſprach im Bewußtſein ihrer Zaubermacht: „In dieſem Hauſe iſt meine Hoffnung grauſam getäuſcht worden.“

In Folge dieſes Friedensſchluſſes fand Ende Septembers ein Congreß in Erfurt ſtatt. Alle Fürſten des Rheinbundes waren gegenwärtig, z. B. die Könige von Sachſen, Baiern, Würtemberg u. ſ. w. Auch Prinz Wilhelm von Preußen hatte ſich einge-

funden. Nur der Kaiser von Oesterreich war ausgeschlossen, den es nicht wenig beunruhigte, daß man bei Regulirung der europäischen Angelegenheiten ihn so ganz außer Acht ließ.

Von Erfurt aus wandten sich beide Kaiser mit einer Adresse an den König von England, in welcher sie demselben ihr aufrichtiges Verlangen nach Frieden ausdrückten, da der lange blutige Krieg, welcher das Festland zerfleischte, für immer beendigt sei.

Während des Congresses sah man beide Kaiser stets beisammen. Sie frühstückten allein mit einander und besuchten sich zu jeder Tageszeit. Alexander, noch vor Kurzem der Verfechter des göttlichen in der Geschichte begründeten Rechtes, schien mit einem Male der Bewunderer des Helden der Revolution und der Neuzeit geworden zu sein.

Napoleon hatte die besten Schauspieler des Théâtre-Français (unter anderen Talma) nach Erfurt kommen lassen, um dem Kaiser von Rußland Gelegenheit zu geben, die dramatische Kunst und Poesie Frankreichs kennen zu lernen. Beide Monarchen saßen alle Abende dicht bei einander in Einer Loge. Bei der Vorstellung des Oedipus, als Philoctet in der ersten Scene sagte: La-

mitié d'un grand homme est un bienfait des Dieux *), bezog Alexander dieſe Worte auf ſeinen kaiſerlichen Freund und fing laut vor dem ganzen Publicum zu applaudiren an.

Konnte Napoleon eine größere Huldigung wünſchen, als dieſe, die ihm von dem Erſten nach ihm zu Theil wurde? Aber ſelbſt wo Napoleon ſich vergaß und zu Rückſichtsloſigkeiten verleiten ließ, war Alexander ſein Bewunderer und enthuſiaſtiſcher Lobredner.

Als ſämmtliche anweſende Fürſten einſt mit einander ſpeiſten, ſprach der Fürſt Primas von der goldenen Bulle und gab das Jahr 1409 als das ihrer Entſtehung an. Napoleon corrigirte ihn und nannte das Jahr 1356. Der Fürſt Primas ſah ſeinen Irrthum ein und fragte verwundert: „Wie kommt es, daß Eure Majeſtät mit dieſen Dingen ſo vertraut ſind?“

Napoleon begann: „Als ich in Valence noch Unterlieutenannt der 2ten Artillerie-Compagnie war, hatte ich Zutritt in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft. Allein ich zog die Einſamkeit und ernſte Beſchäfti-

*) Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt ein Gottesſegen.

gung vor. Ich wohnte bei einem sehr freundlichen und sehr gebildeten Buchhändler, der mir die drei Jahre lang, wo ich in Valence lag, seine ganze Bibliothek zu Dienste stellte. Damals las ich von der goldenen Bulle, und mein Gedächtniß ist sehr treu. Wenn ich mit meinen Ministern arbeite, sage ich ihnen oft die geringsten Einzelheiten und das Facit der ältesten Rechnungen aus dem Kopfe."

So sprach Napoleon in Anwesenheit sämmtlicher Fürsten. Das leiseste Lächeln hätte ihn beschämen müssen. Aber Niemand wagte zu lächeln, die peinlichste Verlegenheit herrschte rings. Alexander unterbrach endlich das Schweigen, denn ihm allein kam dieß zu; und wie hingerissen von Napoleons Größe, behauptete er: „Alle Erblichkeit der Monarchie sei Mißbrauch." — War das Schwäche oder Falschheit? —

Fünfter Abschnitt.

1.

England allein trotzte noch ungestraft dem siegreichen Kaiser, und um es zu demüthigen, wurde die unselige Continentalsperre allen Mächten zur Vorschrift gemacht. Es handelte sich nicht mehr um die Anerkennung Napoleons, sondern um die Sperrung der Seehäfen für englische Schiffe.

Das erste Opfer dieser Zwangsmaßregeln war der unglückliche König Christian der VII. von Dänemark. Unter dem seltsamen Vorwande, Napoleon würde ihn zwingen, wider England zu agiren, wurde ihm seine Flotte abverlangt. Als ob man aus Befürchtung vor der Zukunft einen Staat entwaffnen dürfte. Aber eine Seemacht ist stets wilder und grausamer als eine Landmacht. In Folge der Weigerung des Königs zerstörten die Engländer seine Flotte und

bombardirten Copenhagen, so daß über ein Drittel der Stadt eingeäschert wurde. Der unglückliche, halb wahnsinnige König starb bald darauf in Schleswig, wohin er sich geflüchtet hatte.

Gustav IV., seit 1796 König von Schweden, war ein abgesagter Feind Napoleons, welchen er stets den verabscheuungswürdigen Mörder des Prinzen von Enghien nannte. Dem König von Preußen schickte er den schwarzen Adlerorden, und dem Kaiser von Rußland den St. Andreasorden zurück, um mit „dem verabscheuungswürdigen Mörder" nicht dieselbe Decoration zu tragen. — Nachdem er vom 15ten bis 20sten August vom Marschall Brune aus Stralsund vertrieben war und Schwedisch-Pommern nebst den Inseln Dähnholm und Rügen (am 9ten September) verloren hatte, begehrte der Kaiser von Rußland, in Folge des Tilsiter Friedens, daß er sich mit ihm gegen England verbinden sollte. Weil er sich weigerte, fielen 50,000 Russen mit 100 Kanonen in Finnland ein und nahmen es in Besitz.

Ebenso verfuhr Napoleon mit Portugal, welches sich weigerte, dem Continentalsystem beizutreten. 28,000 Mann Franzosen und eben so viel Spanier waren

bestimmt, das Land zu besetzen, während 40,000 Mann sich bei Bayonne sammelten.

Am 13ten November erklärte Napoleon: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren.“ Am 1sten December zog Junot in Lissabon ein; die königliche Familie hatte sich bereits nach Brasilien eingeschifft. Am 13ten Januar 1808 rückte Murat mit 40,000 Mann in Spanien ein.

Napoleon beabsichtigte, alle Provinzen zwischen den Pyrenäen und dem Ebro in Besitz zu nehmen, zur Entschädigung dafür aber Portugal an Spanien zu bringen. Allein der zur Regierung unfähige Carl IV., welcher, ein ächter Bourbone, seinen Hof zum Schauplatz zügelloser Ausschweifungen machte und seine Unterthanen dem heiligen Officium und der Inquisition preis gab, befand sich ganz in den Händen des beim Volke verhaßten Friedensfürsten Godoy, erklärten und begünstigten Anbeters der Königin. Dieser unverschämte Günstling entzweite den König mit dem Infanten, dem Prinzen von Asturien, auf welchem, wie gewöhnlich bei schlechten Regierungen, die Hoffnungen des Volkes beruhten. Das Volk war schon stutzig geworden, weil den französischen Heeren der

Durchzug durch Spanien gestattet worden war, um Portugal zu besetzen. Als der König aber, auf Anrathen Godoy's, den Infanten verhaften ließ, fing es laut an zu murren. Murat nahte sich der Hauptstadt, und Godoy rieth dem Könige, gl·ich den Braganza's nach Amerika zu flüchten. Als der König die Hauptstadt verließ, um sich nach Sevilla zu begeben, brach die Empörung in lichten Flammen aus. Der Palast des Friedensfürsten wurde zerstört. Das Volk bestand auf dessen Tod, bewaffnete sich, und zog, revolutionaire Lieder singend, nach Aranjuez. Das Militair trat auf die Seite des Volkes. Am 19ten März endlich legte der König die Krone nieder zu Gunsten des Prinzen von Asturien, welcher zur Freude des Volkes unter dem Namen Ferdinand VII. die Regierung antrat.

Am 23sten März rückte Murat in Madrid ein. Schweigend und finster empfingen ihn die Bewohner. Allein ihr Mißtrauen wich einer ausgelassenen Freude, als am folgenden Tage der junge König seinen Einzug hielt. Jubelnd zog ihm die ganze Bevölkerung entgegen, und das ganze Diplomatische Corps begrüßte ihn als König, mit Ausnahme des französi-

ſchen Geſandten, der es vermied, ſich zu erklären, vielleicht im Einverſtändniß mit Murat, der ſelbſt nach dieſem Throne lüſtern war.

Der alte König dachte nur daran, ſeinen Günſtling zu retten. „Was hat er begangen," ſagte er finſter, „daß er mir treu war? Sein Tod wird den meinigen nach ſich ziehen." Um ihn zu beruhigen, gab man ihm ſeinen Günſtling zurück.

Aber kaum war Godoy frei, als er, im Verein mit der Königin, den König bewog, gegen ſeine Abdankung zu proteſtiren und ſie als gezwungen darzuſtellen. Der König ſo wie der Prinz von Aſturien wandten ſich an Napoleon, der ſich endlich dazu verſtand, den Schiedsrichter abzugeben.

Am 15ten April langte Napoleon und die Kaiſerin in Bayonne an. Der König Carl, nebſt der Königin und Godoy, und endlich Ferdinand VII. trafen bald darauf eben daſelbſt ein.

2.

Napoleon fand, daß dieſe ganze Familie zum Regieren nicht taugte; Ferdinand wurde bewogen*), die Regierung in die Hände ſeines Vaters zurückzugeben, und König Carl übertrug gegen eine Jahresrente von 30 Millionen Realen die Krone auf Napoleon. Dieſer ließ eine Nationaljunta zuſammenkommen, und alle Behörden des Reiches auffordern, zu erklären, welcher von ſeinen Brüdern König von Spanien ſein ſollte. Eine aus 150 Mitgliedern beſtehende Nationaljunta proclamirte am 6ten Juli zu Bayonne Joſeph Napoleon zum König.

Ferdinand VII. war durch die Liebe und den Willen des Volks zu einem Throne gelangt, auf den er nach Ableben ſeines Vaters ein unbeſtreitbares Recht hatte. Mit größerem Rechte war er König von Spanien, als Napoleon Kaiſer der Franzoſen, und welch ein ſeltſamer Grund, gegen den Willen eines Volks ihm ſeinen König zu nehmen, weil er zum Regieren nicht tauge!

*) Wie es heißt, wurde er gefangen gehalten und mit dem Tode bedroht, bis er unterzeichnete.

Napoleons Benehmen in Bayonne iſt nicht zu rechtfertigen; dieß fühlte er ſelbſt, indem er ſagte: „Ich wollte handeln wie die Vorſehung, welche durch Mittel aus eigner Wahl den Uebeln der Sterblichen abhilft, ohne ſich irgend um ein Urtheil zu kümmern.“

Aber ganz Spanien erhob ſich gegen den Ausſpruch der Junta von Bayonne. Die Prieſter ſteigerten die Wuth des Volkes zum Fanatismus. Ueberall bildeten ſich Haufen, welche Ferdinand VII. zum König ausriefen. Die Spanier benahmen ſich in Maſſe, nach Napoleons eignem Ausdrucke, „wie ein Mann von Ehre.“

Murat ließ die Inſurgenten zu Madrid mit Kartätſchen vernichten, und jeden Spanier, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilen. 3000 Aufrührer wurden an einem Tage getödtet. In Madrid ward es ſtille. Aber das ganze Land war unter Waffen. Dem 70,000 Mann ſtarken Heere ſtanden 130,000 Spanier gegenüber, ungerechnet die bewaffneten Bürger und Bauern. Die Franzoſen wurden überall vertrieben, und Joſeph, der kaum ſeinen

Thron in Beſitz genommen, mußte ſich über den Ebro zurückziehen. War der Sieg auch hin und wieder auf Seiten der Franzoſen, ſo erfuhr doch Europa zum erſten Male, daß auch franzöſiſche Heere geſchlagen werden können, und zu ſpät erkannten die Generale, daß Waffenmacht und wohlgeübte Truppen über ein fanatiſch erregtes aufrühreriſches Volk wenig ausrichten. — Dupont unter Andern, der ſich bei Friedland ausgezeichnet hatte, dieß mal aber zu unvorſichtig in Andaluſien eindrang, wurde umringt, und mußte mit 14,000 Mann capituliren, welche nach Frankreich geſchafft werden ſollten, aber meiſtens in Kerkern und auf Pontonſchiffen umkamen.

Als Napoleon dieß erfuhr, ſagte er: „Daß eine Armee geſchlagen wird, hat Nichts auf ſich. Das Glück der Waffen iſt wandelbar, und eine Niederlage läßt ſich gut machen. Daß aber eine Armee ſchimpflich capitulirt, iſt ein Flecken für den franzöſiſchen Namen und Waffenruhm. Wunden, die der Ehre geſchlagen werden, heilen niemals. Die moraliſchen Folgen ſind ſchrecklich. Wie! ein Franzoſe konnte die Niederträchtigkeit begehen, einzuwilligen, daß die Torniſter unſerer Soldaten unterſucht wurden, als wä-

ren es Räuber. Und das that Dupont, auf den ich mein Auge gerichtet, den ich erzogen habe, den ich zum Marschall machen wollte! Und hätte es kein anderes Mittel gegeben, die Armee zu retten, und die Niedermetzelung zu verhüten: besser, Alle wären, die Waffen in der Hand, gefallen. Wir hätten sie gerächt. — Soldaten finden sich wieder, aber die Ehre bleibt ewig verloren." —

Nicht besser ging es demungeachtet Junot (Herzog von Abrantes in Portugal). Auch hier erhob sich das Volk in Masse. Wellington landete mit 14,000 Engländern, und später langte Dalrymple an. Nach der unglücklichen Schlacht bei Vimeyra (am 21sten August) sah Junot sich genöthigt, in Cintra zu capituliren. Mit Waffen, Bagage und Geschütz wurden die Truppen auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht.

Mit Recht durfte Napoleon sagen: „daß in Spanien sein Unstern aufgegangen war, und alle seine Unfälle an diesen Krieg sich knüpften." Er sagte: „Meine Moralität für Europa ging in Spanien verloren." Sein moralisches Ansehen, nämlich der Glaube an die Unbesiegbarkeit seiner Heere, war dort allerdings wankend geworden.

Von Neuem ließ er Truppen ausheben; aber nicht mit den jungen Rekruten wagte er die Niederlagen in Spanien und Portugal zu rächen, sondern mit den alten Kerntruppen von Italien, Egypten, Austerlitz, Jena und Friedland.

Nachdem er sich auf dem Congreß zu Erfurt von der Fortdauer des Friedens überzeugt zu haben glaubte, eilte er seinem bedrängten Bruder zu Hülfe.

Am 5ten November langte Napoleon in Victoria an. Am 10ten schon hatte Soult einen bedeutenden Sieg über die Armee von Estremadura unter Belvedere erfochten, und am selben Tage schlug Victor die Armee von Gallicien unter Blake, die er fast vernichtete. Indessen zog Lannes und Ney gegen die Armee von Andalusien und Aragonien, unter Castanos, dem Sieger von Baylen, und Palafox. Am 23sten traf er sie zwischen Tudela und Cascante. Es waren 45,000 Mann in einer guten Stellung; aber schon der erste Angriff durchbrach ihre Reihen, und ihr Rückzug ward endlich zu einer wilden Flucht. Als Napoleon von diesem Siege höre, marschirte er auf Madrid. Aber die unermüdliche Kampflust der Spanier hatte schon wieder eine Armee von 20,000

Mann gesammelt, welche ihm die Engpässe von Semmo Sierra streitig machten. Vergebens suchte die Infanterie der Franzosen die Bergrücken zu erklimmen. Kartätschen schmettern Alles nieder. Aber die polnischen Gardeuhlanen und die Chasseurs-à-cheval stürmen in Galopp die Berge hinauf, und säbelten die Kanoniere auf den Stücken nieder; dann sprangen sie auf die Infanterie, welche die Gewehre von sich warf und die Flucht ergriff.

Madrid schien hartnäckig widerstehen zu wollen; 80,000 Mann Linientruppen, 40,000 bewaffnete Bauern, ungerechnet die Milizen, hatten sich mit 100 Kanonen darin verschanzt und verbarricadirt. Alle Dächer waren abgedeckt und mit Schießscharten versehen. Vor allen Fenstern lagen Wollsäcke und Matrazzen. Die Aufforderungen des Kaisers zur Uebergabe wurden mit wüthendem Geschrei und dem Geläute aller Glocken von 200 Kirchen beantwortet. Der Palast Buen Retiro, welcher die Stadt beherrscht, wurde beschossen. Mit blutigen Anstrengungen stürmte Marschall Victor die Bresche. Noch einmal wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert, oder mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Das wirkte. Das Li-

nienmilitair verließ Madrid, die Milizen und Bauern zerstreuten sich, und die Behörden unterzeichneten die Capitulation.

In der Proclamation, welche Napoleon bei seinem Einzug erließ, heißt es unter Anderem: „Ich habe den Rechten, welche Eure Königsfamilie mir abgetreten, auch das des Eroberers hinzugefügt. Ihr habt es so gewollt, und ich will das Hochherzige, was in Eurem Widerstande liegt, loben und anerkennen. Aber werft von Euch das Gift, welches die Engländer unter Euch verbreiten, oder ich sehe mich genöthigt, Euch wie eine eroberte Provinz zu behandeln, und meinem Bruder einen anderen Thron zu geben. Dann setze ich die Krone von Spanien auf mein Haupt, und werde die Böswilligen schon dahin bringen, sie zu achten. Gott hat mir die gehörige Macht und den nöthigen Willen verliehen, alle Hindernisse zu überwältigen."

Am Tage der Capitulation von Madrid schaffte Napoleon die Inquisition ab, und ließ eine bedeutende Verminderung der Klöster eintreten. Zu jeder anderen Zeit hätte ihm dieß die Herzen der Spanier gewonnen, welche jetzt aber unempfindlich für Wohl-

hatten und unempfänglich für Drohungen wie für Verſprechungen waren.

Indeſſen rückte Moore mit 18,000, Baird mit 10,000 Engländern, und La Romagna mit 16,000 neuangeworbenen Spaniern von Portugal aus dem Marſchall Soult entgegen. Am 30ſten December wurde La Romagna von den Engländern abgeſchnitten. Moore zog ſich zurück, um ſich in Coruña einzuſchiffen, wurde aber ſtets ſiegreich verfolgt, und ließ nach einer dreitägigen Vertheidigung der Stadt ſein Leben. Baird verlor einen Arm, und noch zwei engliſche Generale wurden tödtlich, drei andere leicht verwundet. Am 27ſten Januar fiel Coruna und Ferrol mit ſieben Linienſchiffen und 3 Fregatten dem Marſchall Soult in die Hände.

Dieß Alles hatte Napoleons zweimonatliche Anweſenheit bewirkt. Allein der Fanatismus der Spanier und Portugieſen fragte wenig nach Verheerungen und Niederlagen. Die ganze Bevölkerung war unter Waffen und führte einen ſogenannten Guerillakrieg (in einzelnen Banden), die Prieſter feuerten ſie an, und verhießen das ewige Leben denen, die in dieſem heiligen Kampfe fielen. Nur mit dem Untergange

beider Völker schien dieser Krieg zu Ende gebracht werden zu können.

Demungeachtet hätte Napoleons längere Anwesenheit unstreitig die Unterwerfung der Halbinsel vollendet. Aber wichtige Ereignisse erforderten seine Gegenwart in Deutschland. Mit seiner Entfernung gingen alle Eroberungen, alle errungenen Vortheile wieder verloren.

3.

Auf Anlaß und im Verein mit England, und in Betracht, daß Napoleon selbst in dem für ihn glücklichsten Falle wenigstens 200,000 Mann in Spanien gebrauche, während seine Heere in Deutschland unansehnlich und zerstreut waren, hatte Oesterreich seit dem Jahre 1808 neue, und bei weitem furchtbarere Rüstungen als je zuvor unternommen. Es hatte im Februar 1809, 290,000 Mann Infanterie, 30,000 Reiter, 22,000 Mann Landwehr und Reserve-Trup-

pen auf den Beinen, unterſtützt durch 800 Kanonen und 130 Mörſer.

So oft Napoleon ſich nach dem Zwecke dieſer Rüſtungen erkundigte, da Oeſterreich nirgend bedroht war, erhielt er die feſteſten Verſicherungen der fortdauernden Freundſchaft, und fuhr ſeinerſeits ebenfalls mit Truppenaushebungen fort, als wollte er ſie für Spanien verwenden.

Aber am 17ten März nahmen die Oeſterreicher einem nach Paris beſtimmten Courier die Depeſchen ab; kurz darauf ließ Napoleon einem von Nancy nach Wien beſtimmten Courier die ſeinigen abnehmen, und jetzt wußten beide Kaiſer woran ſie waren. Am 10ten April rückte der Erzherzog Carl ohne vorausgehende Kriegserklärung über den Inn vor gegen München und Regensburg, und vertrieb den König von Baiern.

Durch telegraphiſche Nachricht erfuhr dieß Napoleon am 12ten, und reiſte ſogleich von Paris ab. Am 16ten langte er zu Dillingen an, woſelbſt er den König von Baiern traf, dem er verſprach, ihn binnen 14 Tagen in ſeine Hauptſtadt zurückzuführen.

Aber nur zehn Tage bedurfte Napoleon, um dieß

Verſprechen zu erfüllen, und durch bewundernswürdige Manöver erfocht er in ſechs Tagen über den bei weitem zahlreicheren Feind ſechs Siege. Am 19ten bei Pfaffenhofen, Thann und Preiſing, am 20ſten bei Abensberg, am 21ſten bei Landshut, am 22ſten bei Eckmühl, am 23ſten vor Regensburg, und endlich am 24ſten bei Neumark. In dem Treffen bei Preiſing hatte das 27ſte Regiment, genannt das Schreckliche, ganz allein ſechs öſterreichiſche Regimenter nach einander angegriffen und geſchlagen. Vor Regensburg erhielt der Kaiſer eine Flintenkugel in den Fuß; augenblicklich ließ er ſich verbinden, während die Soldaten voll Unruhe herbeieilten, aber in lauten Jubel ausbrachen, als er wieder zu Pferde ſtieg. 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50,000 Gefangene, drei Brückenequipagen und 3000 Gepäckwagen waren das Ergebniß dieſer ſiegreichen Tage.

In einer Proclamation, die er am 24ſten an ſeine Truppen erließ, verſprach er, daß ſie binnen einem Monat in Wien ſein ſollten.

Vorſichtig nahte er ſich der öſterreichiſchen Hauptſtadt. Bei Ebersberg hatten ſich am 3ten Mai 30,000 Mann Oeſterreicher geſammelt und eine vor-

theilhafte Stellung eingenommen. Ein französisches Bulletin meldet von 7000 Mann, welche 35,000 Oesterreicher aus einer herrlichen Stellung hinter einer langen Brücke, geschützt durch ein wohlbefestigtes Schloß, vertrieben haben. Es ist jedoch zu bemerken, daß die 7000 Mann starke Division unter Claparède zu Oudinots Corps gehörte, welches von dem Corps Bessière's und Massena's unterstützt wurde. Das Treffen von Ebersberg kostete den Oesterreichern 12,000 Mann, darunter 7500 Gefangene. Am 6ten befand sich Napoleon in der Abtei Mölk, deren Keller der Armee mehrere Millionen Flaschen Wein lieferte. Als er an den Ruinen des Schlosses Dürstein vorüberkam, sagte er zu Lannes: „Siehe das Gefängniß Richards Löwenherz! Gleich uns zog er nach Syrien und Palästina. Er war tapfer wie Du, mein wackerer Lannes, und zu St. Jean d'Acre glücklicher als ich. Ein Herzog von Oesterreich verkaufte ihn dem deutschen Kaiser, welcher ihn dort gefangen hielt. Es waren Zeiten der Barbarei. Welcher Unterschied gegen unsere Civilisation. Ich hätte den Kaiser von Oesterreich auch gefangen nehmen können; aber wie habe ich ihn behandelt! Ich werde ihn dieß-

mal ebenso behandeln. So will's die Zeit, nicht ich."

Am 10ten Mai Morgens 9 Uhr langte Napoleon vor Wien an. Der Erzherzog Maximilian (Bruder der Kaiserin) wollte Nichts von Uebergabe wissen, und der abgesendete Parlamentär wurde widervölkerrechtlich vom Pöbel mißhandelt und verwundet. — Napoleon machte sich hierauf zum Herrn der Vorstädte und ließ eine Bürgergarde und die Municipalitäten zusammentreten, welche den Erzherzog baten, das Feuer von den Wällen einzustellen, um ihrer Häuser zu schonen. Weil dieß aber nicht geschah, ließ Napoleon endlich am 11ten Abends 9 Uhr seine Geschütze spielen. In Zeit von 4 Stunden wurden 1800 Haubitzgranaten in die Stadt geworfen. Wien fing an, an allen Ecken zu brennen. Der Erzherzog entfloh und übertrug die Sorge der Capitulation dem General O'Reilly. Am 12ten erschien eine Deputation, der Erzbischof von Wien an ihrer Spitze, vor Napoleon im Parke zu Schönbrunn, und am 13ten Morgens 6 Uhr nahm Oudinot an der Spitze seiner Grenadiere Besitz von der Stadt.

Napoleon hatte es aber dießmal nicht allein mit dem englischen Golde und den österreichischen Waffen

zu thun, auch der Geist der unterdrückten Völker erhob sich drohend wider ihn. Die Freisinnigen in deutschen und italiänischen mit ihm verbündeten Ländern hatten sich häufig mit Bitten um eine Repräsentativ-Verfassung an ihn gewendet, und er hatte mit heroischem Leichtsinn jedesmal zur Antwort gegeben: „Geduldet Euch bis zum Frieden! Ich habe Euch seit 15 Jahren als Vertreter der Volksinteressen doch wohl hinreichende Bürgschaft gegeben, daß man mir trauen könne?"

Aber welche Bürgschaften? Es war wenig Aussicht zum Frieden vorhanden, während die Conscriptionen die Länder entvölkerten, und die Contributionen und Requisitionen sie systematischer ruinirten als eine Plünderung. Preßfreiheit gab es nicht, man durfte kaum laut reden, und die Franzosen übten namentlich in Deutschland eine ganz eigene Art der Censur aus. Nicht Federstriche tilgten die kühnen Gedanken, sondern Musketenkugeln die kühnen Denker, und wer das volle Herz nicht wahren konnte, der lernte es in fernen, schmählichen Kerkern, in die man ihn sperrte.

Hierzu kam, daß die Continentalsperre nirgend

ſtrenger ausgeübt wurde, als in Deutſchland. Der König von Holland, Louis Napoleon, Murat, Napoleons Schwager und König von Neapel, und ſpäter Bernadotte, als Kronprinz von Schweden, reſpectirten ſie nicht ſehr, und es war auch unmöglich. Seit vier Jahrhunderten war Amerika entdeckt, und Oſt- und Weſtindien ſollte für das civiliſirte Europa nicht exiſtiren? Läßt ſich durch Regie und Douanen die Welt aus ihrem Zuſammenhange reißen? der Zwang machte ſich im Alltagsleben wie in der Wirthſchaft fühlbar. Der Handel ſtockte; Tauſende von Menſchen waren brodlos. Niemand ſollte eine Priſe Taback nehmen, eine Pfeife rauchen, eine Taſſe Kaffee trinken, Zucker genießen, als bis es ſeine kaiſerliche Majeſtät erlaubte, die doch ſelber ſo gern Kaffee trank und ſo ſtark ſchnupfte. Napoleon theilte häufig alle Entbehrungen mit ſeinen Soldaten, mit ſeinen Völkern nie; er behandelte hin und wieder Kaiſer und Könige milde, aber die Völker niemals.

Während Napoleon, Siege auf Siege häufend, gen Wien zog, gab ſich der Unwille des deutſchen Volkes in bedenklichen Zeichen kund; doch überſtrahlt von dem Ruhme des großen Mannes geriethen wackere

Männer, wie Schill und Andreas Hofer, welche kühn dem Weltbezwinger trotzten, bald nach ihrem Falle in Vergessenheit. —

Ein preußischer Offizier, Namens Katt, hatte einige hundert Mann zusammengebracht, und zog sich, mit einigen Kanonen versehen, nachdem sich sein Häuflein bei jedem Schritte verstärkt hatte, gen Magdeburg. Er nahm Cassen, unterbrach Communicationen, und die westphälischen Truppen hatten nicht wenig Mühe, ihn über die Elbe zu werfen.

Er rettete sich zum Herzog von Braunschweig-Oels, der mit dem Erzherzog Ferdinand in Böhmen stand, um gegen Poniatowsky zu marschiren, der Polen und Galicien in Aufruhr brachte. In Hessen-Cassel hatte der Flügeladjutant des Königs von Westphalen, Obrist Dörnberg, einen Aufstand erregt. Aber der liebenswürdige und freigebige Hieronymus war in der Hauptstadt selbst zu beliebt; die Empörer fanden die Thore von Cassel verschlossen und wurden mit Kanonenkugeln empfangen. Auch Dörnberg rettete sich nach Böhmen.

Der Major Schill mit seinem Husarenregimente verließ Berlin, angeblich um zu manövriren, warb

aber in Deſſau, Halle und Halberſtadt, und marſchirte auf das unbezwingliche Magdeburg. Schon hieß es, Preußen habe Napoleon den Krieg erklärt, wogegen ſich das vorſichtige Berliner Kabinet jedoch in einer ausdrücklichen Erklärung verwahrte, als General Michaud einrückte und Schill nöthigte, ſich bis zur Niederelbe zurückzuziehen. Da erſchien der Herzog von Braunſchweig in der Lauſitz und rückte auf Wittenberg. General Tielemann hinderte die Vereinigung beider Corps. Schill zog nach Mecklenburg und bemächtigte ſich Stralſunds. Der ganze Norden gerieth in Aufruhr. 6000 Mann Dänen und Holländer erſchienen vor Stralſund und erſtürmten die Stadt nach der hartnäckigſten Gegenwehr; das Schilliſche Corps machte jedes Haus zur Feſtung. Schiffe lagen im Hafen, um die Flüchtigen nach England zu bringen. Der Major ſtand im Begriff, ſich einzuſchiffen, als er däniſche Reiter auf das Ufer zu anſprengen ſah. Der Anblick des Feindes ließ ihn alles Anderen vergeſſen, er ſprengte ihnen entgegen. Da fuhr eine Piſtolenkugel ihm durch die Bruſt, er ſank, und die däniſchen Huſaren warfen ſich mit ihren Säbeln auf ihn, um ihn zu zerfetzen. So ver-

lor Deutschland einen Helden, der seinen Namen in den späteren Kriegen zweifelsohne sehr berühmt gemacht haben würde. Kein französisches Blut floß bei dieser Affaire, außer das des französischen Generals, den Schill tödtlich verwundet vom Pferde hieb. — Wenige seiner Anhänger retteten sich nach England; die meisten unterlagen. Einige wurden zu Wesel erschossen, unter diesen junge Leute von 16 bis 19 Jahren; andere kamen unter dem Namen: „Räuber der Schill'schen Bande" und unter den schimpflichsten Behandlungen auf die Galeeren von Toulon und Marseille.

Auch in Tyrol riefen Anfangs April die Signalfeuer zu den Waffen. Unter Anführung des Andreas Hofer, bekannt unter dem Namen: „der Sandwirth", bildete sich zu Gunsten Oesterreichs ein Aufstand, der größte und hartnäckigste von allen. Jeder Schuß der Tyroler traf seinen Mann; mehrere bairische und französische Corps wurden aufgerieben, und die Scharfschützen verbreiteten sich in den Ebenen von Baiern und Mailand. Der Marschall Lefebvre mußte unter unaufhörlichen Gefechten und mit großen Verlusten Ort für Ort erstürmen, bevor er Innsbruck einnahm

und hiermit den Aufruhr gedämpft zu haben glaubte. Die öſterreichiſche Armee hatte ſich über die Donau zurückgezogen und die Brücken hinter ſich abgebrochen. Napoleon ließ die Inſel Loeben beſetzen und ſchlug eine Brücke von 54 großen Schiffen über den Fluß. Da es an Ankern fehlte, mußten Kiſten voll Kanonenkugeln die Dienſte derſelben verrichten. Am 20ſten Mai war die Brücke vollendet. Maſſena's Diviſion ging darüber und beſetzte Aſpern und Eßlingen; Lannes und St. Hilaire folgten. Inzwiſchen hatte der Erzherzog Carl bedeutende Verſtärkung an ſich gezogen. Er griff mit überlegener Macht die Franzoſen an. Zwei Tage dauerte die blutige Schlacht. Aſpern ward bald von den Oeſterreichern bald von den Franzoſen erſtürmt. Die Oeſterreicher hatten 90,000 Mann und 228 Kanonen. Die Franzoſen waren erſt 50,000 Mann ſtark; ihre Reſerven und Munition befanden ſich noch am jenſeitigen Donauufer. Aber die Stellung der Oeſterreicher ſchien ihnen einladend, die Offenſive zu ergreifen. Trotz der mörderiſchen Gegenwehr wurden die Reihen der Oeſterreicher bei Breitenlau geſprengt. Der heldenmüthige Erzherzog ſieht es, ergreift eine Fahne, ſam-

melt die Fliehenden und führt sie in die Schlacht zurück. Aber neue Truppen drängen an. Von Neuem weichen die österreichischen Grenadiere.

Da vernimmt Napoleon, daß die große Donaubrücke in seinem Rücken zerstört ist. Die Oesterreicher hatten mit Steinen beladene Schiffe und brennende Schiffsmühlen auf dem hochangeschwollenen Strom herabgesendet, welche die Brücke zersprengten, daß der hochgehende Fluß ihre Trümmer weithin fortführte. Abgeschnitten von allen Verstärkungen, durfte Napoleon seinen Sieg nicht fortsetzen. Es galt nur, die Stellung zu behaupten, bis die Brücke wieder hergestellt war. Der 22ste Mai war der blutigste der Schlachttage. Die Oesterreicher ergriffen auf allen Punkten die Offensive. Aspern und Eßlingen wurden sechsmal erstürmt und gingen wieder verloren, bis endlich der Erzherzog, erschreckt über den Menschenverlust, den die Franzosen ihm beibrachten, sich überzeugte, daß ein weiteres Verfolgen seines Sieges ihm sein ganzes Heer kosten würde. Er begnügte sich, ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen die Franzosen zu unterhalten, was diese nur schwach erwidern konnten, indem sie sich auf die Insel Loebau zurückzogen. Lannes

fiel von einer Kanonenkugel, die ihm beide Beine zerſtmetterte, und ſtarb in Napoleons Armen, welcher mit Thränen zu ihm ſprach: „Lannes, kennſt Du mich noch? ich bin Dein Kaiſer, Dein Bonaparte, Dein Freund. Ich kann nicht glauben, daß Du mich verlaſſen willſt.“ — Lannes ſchlug noch einmal die Augen auf und ſagte mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft: — „Ich wünſche zu leben, um Ihnen und Frankreich noch ferner zu nützen, aber ich glaube, eh' eine Stunde vergeht, wird Ihr beſter Freund nicht mehr ſein.“ Auch der franzöſiſche General St. Hilaire verlor an dieſem Tage das Leben. 20,000 Mann Franzoſen und Oeſterreicher deckten das Schlachtfeld. Der Verluſt war gleich groß auf beiden Seiten.

Napoleons Niederlage bei Eßlingen machte auf Freund und Feind den lebhafteſten Eindruck. Englands Schiffe verkündeten auf allen Meeren, daß bald ihr Handel wieder frei ſein werde. Preußen machte ſich fertig, auf die erſte Nachricht von der Flucht des Kaiſers über den Rhein, die erlittene Schmach zu rächen. Spanien erhob ſich in Maſſe. Rußland, welches 100,000 Mann an der Grenze ſtehen hatte, angeblich, um Poniatowsky in Schach

zu halten, rückte vor, um sich mit dem Erzherzog Ferdinand zu vereinen. Der Herzog von Braunschweig-Oels fiel mit einigen tausend Mann in Sachsen ein, und nöthigte den König von Sachsen, nach Frankfurt zu fliehen. Der General Radivoyewitsch zog zu Baireuth ein, steckte die preußischen Adler auf und bewaffnete die Einwohner. Die Tyroler verjagten aus ihrem Lande, was nicht Tyroler war, und selbst in Paris fehlte es nicht an hochgestellten Leuten, welche den schlimmen Gerüchten, die die Engländer verbreiteten, Nachdruck gaben. Aus allem diesem konnte Napoleon erkennen, was er zu befürchten haben würde, wenn er nur ein einziges Mal unterlag, und daß er bisher nur für seinen Ruhm, nicht aber für die Dauer gearbeitet habe.

Indessen ließ er eiligst die Brücken herstellen und zog seine Verstärkungen an sich. — Eugen, der Vicekönig von Neapel, hatte am 10ten April die österreichische Kriegserklärung erhalten, der unmittelbar darauf die Eröffnung der Feindseligkeiten folgte. Obschon er bei Sacile von der Uebermacht des Feindes eine empfindliche Niederlage erlitt, bewährte er sich doch zum ersten Male als commandirender Ge-

neral, der Schule seines Adoptivvaters würdig. Ueberall verdrängte er durch rasche Angriffe den Herzog Johann, um sich mit Napoleon bei Wien zu vereinigen. Drei Tage nach der Schlacht bei Eßlingen schlug er das österreichische Corps des Generals Jellalich auf's Haupt, und bewerkstelligte auf dem Sömmering seine Vereinigung mit der deutschen Armee. Am 14ten Juni (dem Jahrestag der Schlacht bei Marengo und Friedland) schlug er noch einmal den Erzherzog Johann bei Raab auf's Haupt, welcher 22,000 Mann Oesterreicher und 18,000 Mann ungarische Milizen befehligte, von denen 4000 gefangen genommen, 3000 verwundet und getödtet wurden.

Erschreckt über diese unerwarteten, fast ohne Anstrengung erlangten Vortheile der Franzosen, ließ der Erzherzog Carl alle seine Truppen marschiren. Napoleon, welcher einsah, daß die Besetzung Wagrams den Feind in allen seinen Unternehmungen hindern würde, ließ einen Angriff auf das Dorf machen; aber eine Colonne von Sachsen und eine Colonne von Franzosen hielten sich in der Dunkelheit für Feinde, und die Operation scheiterte. Vom 5ten bis 7ten Juli fand die furchtbare Schlacht bei Wagram statt,

wo 3—400,000 Menſchen mit 12—1500 Kanonen auf einem Schlachtfelde ſich trafen, welches die Oeſterreicher ſeit Monaten unterſucht, ſtudirt und befeſtigt hatten, wo ſie aber dennoch 10 Fahnen, 40 Kanonen, 20,000 Gefangene (worunter 3—400 Offiziere, einige Generale, Obriſten und Majore) den ſiegreichen, von ihrem Kaiſer wohl angeführten Franzoſen überlaſſen mußten. Was die Schlacht von Friedland auf die Niederlage bei Eilau bewirkte, war Wagram nach den Unfällen von Eßlingen. Zum dritten Male war Napoleon Herr von Oeſterreich. Der Kaiſer bat um einen Waffenſtillſtand, den Napoleon gewährte, und der am 10ten Juli zu Znaim unterzeichnet wurde. Drei Monate vergingen bis zum Friedensſchluß; dieſe verbrachte Napoleon auf dem Schloſſe Schönbrunn.

Während dem ſchlug ſich der Herzog von Braunſchweig-Oels mit 3000 Mann durch Sachſen, Braunſchweig und Hannover, bemächtigte ſich bei Elsfleth einiger Weſerſchiffe, und gelangte damit glücklich nach England.

Die öſterreichiſchen Truppen wurden aus Tyrol abgerufen; aber die Tyroler wollten die Waffen

nicht niederlegen. Es bedurfte großer Anstrengungen und langer Kämpfe von Seiten der Franzosen und Bayern, diese ungeregelten Bergvölker zu überwältigen. Viele Tyroler bezahlten mit ihrem Leben ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich; unter ihnen Andreas Hofer, welcher am 20sten Februar zu Mantua erschossen wurde.

Einen ähnlichen Tod fand ein junger Mensch von 19 Jahren, Namens Staps, welcher von Erfurt nach Wien gekommen war, um Napoleon zu ermorden. General Rapp ergriff ihn auf der Parade in dem Augenblicke, wo er sein Vorhaben auszuführen gedachte. Napoleon ließ ihn vor sich kommen, befragte ihn über sein Vaterland, seine Familie, seine Verbindungen und andere Umstände; und endlich, warum er nicht schon in Erfurt, wo er ihn gesehen, versucht habe, ihn zu tödten. „Sie ließen mein Vaterland," antwortete der Jüngling, „wieder aufathmen, ich hielt den Frieden für gesichert." Aus diesen Worten konnte Napoleon ersehen, daß seine immerwährenden Betheuerungen, er sei nicht der Urheber des Krieges in Deutschland, wenig Glauben fanden. Der Jüngling ging zum Tode, ohne die geringste

Reue blicken zu lassen, indem er nur bedauerte, seinen Anschlag verfehlt zu haben. Er starb mit den Worten: „Es lebe der Friede! Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland!"

Gleichsam als komisches Nachspiel zu diesen ernsten Zeichen der Volksantipathie muß auch erwähnt werden, daß Napoleon, als er nach den Siegen von Eckmühl und Regensburg nach Wien kam, dort eine päpstliche Bannbulle traf. Er nannte dieß einen tausendjährigen Anachronismus*).

Der Papst nämlich hatte sich hartnäckig geweigert, den vom Kaiser ernannten Bischöfen seine kanonische Einsegnung zu geben, wozu er sich im Concordat verpflichtet hatte, und den Engländern die Häfen zu verschließen. Eine Folge dieser Weigerung war die militärische Besetzung des Kirchenstaates, und eine nur geringe Truppenanzahl reichte hin zur Besetzung einer Stadt, welche zweimal die Welt beherrscht.

Nach Empfang der Bulle beschloß Napoleon, vom Papste die Abtretung des Kirchenstaates an

*) Irrthum in der Zeitrechnung.

Frankreich zu verlangen, und im Weigerungsfalle ihn wegzuführen. General Radet erhielt diesen Auftrag, dessen er sich in der Nacht vom 5ten auf den 6ten Juli entledigte, also zu Anbeginn der für Napoleon so glücklichen Schlacht bei Wagram, welche als Beweis dienen kann, daß die Vorsehung wenigstens augenblicklich nicht die Entführung des Oberhauptes der Kirche rächte.

Am 14ten October 1809 wurde der Friede zu Wien abgeschlossen. Napoleon verließ Schönbrunn, und langte am 26ten October in Fontainebleau an.

4.

Es war in Fontainebleau am 30sten November 1809. Der Kaiser und die Kaiserin hatten mit einander gespeist. Er düster und in sich gekehrt, Josephine traurig und schweigsam. Nach der Tafel wurden alle Anwesenden entlassen, und Napoleon erklärte der Kaiserin, daß gebieterische politische Rücksichten die Trennung ihrer Ehe erforderten. — Jo-

sephine war durch ihre Tochter Hortensia, die Königin von Holland, auf das Vorhaben des Kaisers schon vorbereitet. Aber dennoch ergriff sie dieser Augenblick dermaßen, daß sie in Ohnmacht sank. Als sie in den Armen ihrer Tochter erwachte, erklärte sie sich mit Fassung zu Allem bereit, was man von ihr verlangte.

Am 15ten December, in Gegenwart der Könige und Königinnen von Holland, Westphalen und Neapel, der Königin von Spanien, des Vicekönigs von Neapel, der Prinzessin Pauline, und vor einer glänzenden und zahlreichen Versammlung wiederholte der Kaiser, daß er die zarteste Neigung seines Herzens dem Wohl des Staates zu opfern bereit sei. „Ich kann mich nicht enthalten, öffentlich zu erklären," fuhr er fort, „daß ich mich jetzt so wenig als je über meine geliebte Josephine zu beklagen habe, vielmehr muß ich ihre Zärtlichkeit und Treue über Alles loben; funfzehn Jahre meines Lebens hat sie mir verschönert. Ich habe sie mit eigner Hand gekrönt, sie wird mich stets für ihren besten und theuersten Freund halten!"

Die Kaiserin sprach: „Mit Genehmigung meines

erlauchten und theuren Gemahls erkläre ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu erhalten, wie die Politik und das Wohl Frankreichs begehren; daß ich ihm freudig den größten Beweis meiner Dankbarkeit und Liebe gebe, der je auf Erden gegeben wurde. Ich verdanke seiner Güte Alles, seine Hand hat mich gekrönt, und auf der Höhe des Thrones habe ich nur Beweise der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes erhalten. Solche Gesinnungen dankbar anerkennend, willige ich in Trennung einer Ehe, die mit dem künftigen Wohle Frankreichs nicht übereinstimmt, welches des Glückes beraubt bliebe, von den Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, den die Vorsehung auserkor, die Uebel einer großen Revolution zu tilgen, und Thron, Altar und gesellige Ordnung wieder herzustellen. Die Gefühle meines Herzens bleiben nach unserer Trennung von meinem Gemahl dieselben; stets wird der Kaiser seine beste Freundin an mir haben. Auch sein Herz ist tief verwundet von einer Handlung, welche Politik und große Interessen ihm gebieten, und Beide rühmen wir uns in gleichem Grade eines Opfers, welches wir dem Vaterlande darbringen."

Alle Anwesenden waren zu Thränen gerührt über diese einstudirte Rede, bei deren Abfassung jedes Wort auf die Wage gelegt worden. Aber die unglückliche Kaiserin, entsagte sie nicht auch für ihren Sohn? Welch einen würdigeren Nachfolger Napoleons hätte Frankreich finden können, als Eugen, den Vicekönig von Italien? Napoleon war nicht durch Geburt, sondern durch Genie zur Kaiserkrone gelangt. Warum setzte er dießmal Talent und Verdienst der Geburt nach?

Kaum wußte man, daß Napoleon mit der Wahl einer zweiten Gattin umging, als die mächtigsten Souveraine um seine Verwandtschaft intriguirten. Anfangs war nur von einer sächsischen Prinzessin die Rede; aber der Kaiser von Rußland gab dem französischen Gesandten zu Petersburg seine Geneigtheit zu erkennen, seine Schwester, die Großfürstin Anna, mit dem Kaiser der Franzosen zu vermählen. Es wurden deßhalb Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft, die sich aber bald wieder zerschlugen. Napoleon wollte die österreichische Erzherzogin Maria Louise. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß das Wiener Cabinet sehr bereitwillig dazu war, die Nichte

der hingerichteten Maria Antoinette mit jenem ahnenlosen Soldaten zu vermählen, welcher am 18ten Fructidor die Royalisten geächtet, und sie am 13ten Vendemiaire mit Kartätschen niedergeschmettert hatte.

Es war ein großes Opfer, was der Kaiser Franz der Erhaltung des Friedens brachte. Ganz Oesterreich war in tiefe Trauer versunken und beweinte Maria Louise als Opfer einer traurigen Staatsnothwendigkeit.

Dieß war zugleich der Anfang des Zerwürfnisses zwischen Alexander und Napoleon. In Tilsit wie in Erfurt war zwischen beiden Kaisern häufig die Rede gewesen, daß Europa eigentlich in zwei Hälften zerfiele, in eine nordöstliche und eine südwestliche; jene lag Rußland, diese Frankreich nahe. Napoleon, der schon die Hand nach Spanien und Portugal ausgestreckt, war schon im Besitz seiner Hälfte. Der Kaiser von Rußland aber hatte nur Finnland besetzt, und nach dem Friedensschluß bei Znaim einen Landstrich von Alt-Galizien mit 400,000 Einwohnern erhalten. Rußland litt viel unter der Continentalsperre; Oesterreich fast Nichts, vielmehr begünstigte sie seine Industrie. Sollte Rußland fortfahren, für

fremde Interessen seine Häfen den englischen Schiffen zu versperren?

Wie häufig sich auch Napoleon auf die persönliche Freundschaft für ihn berief, so hat er ihn doch im Ganzen sehr getäuscht.

Marschall Berthier reiste nach Wien, um die öffentliche Brautwerbung zu verrichten. Am 11ten März fand die Vermählungsfeier zu Wien statt, und am 13ten reisete die junge Kaiserin nach Frankreich. Am 20sten langte sie zu Compiegne an. Ein pomphaftes Ceremoniel sollte dort die erste Zusammenkunft des kaiserlichen Brautpaares feiern. Aber Napoleon vermochte seine Ungeduld nicht zu zügeln. Begleitet von Murat, verließ er, allen seinen feierlichen Anstalten zuwider, bei regnigtem Wetter Compiegne, und erwartete die Ankunft der Kaiserin unter der Halle einer Dorfkirche. Als sie anlangte, sprang er zu ihr in den Wagen, und so zogen Beide in Compiegne ein.

Am 2ten April fand die Trauung in einer Kapelle des Louvre, welche zu dieser Feierlichkeit großartig aufgeschmückt war, mit aller Pracht des katholischen Gottesdienstes statt. In der Nacht des 22sten erhob sich ein fürchterlicher Sturm über Pa-

ris, zertrümmerte Schornsteine und deckte die Dächer ab. — Allein wer achtete in einer glänzenden Zeit großartiger Feste, auf welchen man die doppelte Pracht des kaiserlich-österreichischen und französischen Hofstaates erblickte, auf ein böses Omen? Napoleon schien sehr glücklich, und sagte am andern Morgen zu seinem Kammerdiener: „Constant, Du mußt eine Deutsche heirathen. Sie sind keusch und zärtlich. Es geht Nichts über die Blondinen.“

Einen neuen Beweis seiner Zuneigung empfing Maria Louise auf dem Feste des Fürsten von Schwarzenberg am 1sten Juli. So lange währten die Lustbarkeiten und Feierlichkeiten. Der österreichische Botschafter hatte, um seine ganze diplomatische Pracht zur Schau zu stellen, in seinem Garten einen ungeheuern Saal von Holz erbaut, aber ein Vorhang der während des Balles Feuer fing, setzte bald das ganze Gebäude in Flammen. Es entstand eine fürchterliche Verwirrung; die Fürstin von Schwarzenberg und viele andere Personen kamen ums Leben, während Napoleon keiner fremden Hand die Sorge und Ehre, die Kaiserin zu retten, gönnte, die er auf seinen Armen aus den brennenden Gemächern trug.

Bald darauf wurde die Schwangerſchaft der Kaiſerin bekannt. Faſt bis zum Augenblick ihrer Entbindung luſtwandelte ſie unter den Augen des Volkes im Garten der Tuilerien. Am 19ten März Abends 10 Uhr ſtellten ſich die erſten Wehen ein und dauerten bis gegen Morgen. Die Kaiſerin litt ſehr. Der Arzt eilte endlich zum Kaiſer. „Ich bin troſtlos," ſagte er, „das Kind hat eine unrichtige Lage; unter tauſend Fällen trifft das kaum einmal, und gerade jetzt bei der Kaiſerin."

Napoleon fiel ihm in's Wort: „Wer ſein Fach verſteht, verliert den Kopf nicht. Die Natur hat nur einerlei Geſetze. Bilden Sie ſich ein, die Frau eines Schuhflickers zu entbinden."

„Wenn mir aber die Wahl bleibt," fragte der Arzt, „die Mutter oder das Kind zu retten?"

„So retten Sie die Mutter!" antwortete der Kaiſer," ſie hat ein Recht dazu; ſie kann mir mehr Kinder ſchenken."

Dubois und Corviſart bereiteten hierauf die Zangen. Die Kaiſerin ſchrie beim Anblick derſelben laut auf und fragte: „Ach, muß ich hingeopfert werden?" — Napoleon umarmte ſie und ſprach ihr Muth ein.

Der Morgen des 20sten löſte alle Beſorgniſſe. Die Kaiſerin war entbunden, und Napoleon nahm ſogleich den Knaben auf den Arm und zeigte ihn den Hausoffizieren mit den Worten: „Ein König von Rom.“

Es war bekannt gemacht worden, daß für eine Prinzeſſin 21 Kanonen, für einen Prinzen 101 Kanonen gelöſt werden ſollten. Beim erſten Kanonenſchuß liefen die Pariſer aus den Häuſern und zählten. Beim zweiundzwanzigſten hallte die ganze Stadt von Jubel wieder; öffentliche Freudenfeſte bewieſen den Antheil, welchen das Volk an dieſem Ereigniß nahm. Neapel, Mailand, alle Städte, wohin die franzöſiſche Herrſchaft gedrungen war, folgten dem Beiſpiel der Hauptſtadt. Die großen Staatskörperſchaften, die fremden Geſandten beeiferten ſich, ihre Glückwünſche darzubringen.

Die Taufe des Königs von Rom fand am 9ten Juni in der Kirche Notre-Dame ſtatt. Könige und Königinnen, Fürſten und Fürſtinnen begleiteten den kaiſerlichen Säugling dahin, und das Lächeln, ſonſt eine ſeltene Erſcheinung auf Napoleons ſtrengem, unwandelbarem Antlitz, war an dieſem Tage häufig darauf zu erblicken.

In der That befand Napoleon sich jetzt auf dem Gipfel seines Glückes. Aber schon war der Boden, den er beschritt, unterhöhlt. Die Geistlichkeit war seit der Entführung des Papstes gegen ihn aufgebracht, und führte mit Breven und Bullen einen heimlichen Krieg, der sich nicht gewaltsam unterdrücken ließ; und während das stolze Paris von blendenden Festen und glänzenden Aufzügen strahlte, seufzten die bedrückten Provinzen und Länder; die Generale verloren ihren Heldenmuth im Luxus der Höfe und in den festlichen Schwelgereien, und die Könige, die er selbst geschaffen, wurden der Plagen des Krieges und der Continentalsperre satt, und wollten in Frieden ihre Staaten regieren. Das war noch nicht Alles.

Die Macht des Königs Joseph in Spanien war auf allen Punkten der Monarchie militairisch begründet. Aber die Generale wurden unaufhörlich von den Guerillas geneckt, und hatten auch häufig mit regelmäßigen Truppen zu kämpfen.

Soults Fortschritte in Portugal waren Anfangs reißend. Aber Wellingtons Ausdauer entriß ihm einen Vortheil nach dem anderen wieder, und trieb ihn nach Spanien zurück.

In Schweden war der wunderliche Gustav der Vierte, in Folge eines Volksaufstandes, mit seinen Nachkommen der Krone für verlustig erklärt und der alte Herzog von Südermanland unter dem Namen Carl III. zum König erwählt worden. Um die Ausschließung des Hauses Wasa aufrecht zu erhalten, wurde, nach dem Tode des Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der französische Prinz von Pontecorvo, Bernadotte, Schwager des Königs Joseph von Spanien, zum Kronprinzen erwählt, und vom Reichsrath bestätigt. Auch Napoleon hatte seine Bewilligung dazu gegeben, denn gegen Wiederbesetzung von Stralsund hatte sich der neue König verpflichtet, die Continentalsperre anzunehmen. Aber Carl Johann, der neue Kronprinz, kam dieser Verpflichtung wenig nach, und Napoleon, der in jedem König, den er eingesetzt, immer noch einen Franzosen erblicken wollte, und den Gehorsam eines Unterthans von ihm verlangte, drohte zu wiederholten Malen, wofern in Schweden nicht die englischen Waaren verbrannt, und die Häfen den englischen Schiffen versperrt würden, mit einer Kriegserklärung. Demungeachtet blieb Carl Johann dabei:

„Schweden kann die Colonialwaaren nicht entbehren.“

Fast zur selben Zeit, als einer der berühmtesten Marschälle Napoleons nach Stockholm eilte, um einen Thron zu besteigen, entsagte ein Bruder Napoleons dem seinigen. Ludwig, der Gemahl der Stieftochter des Kaisers, Hortensia, beobachtete in seinem Königreiche eben so wenig die Continentalsperre. Sie war vielleicht nirgend schwieriger auszuführen als in Holland, das seit Jahrhunderten in so enger Handelsverbindung mit England steht. Der unaufhörlichen Vorwürfe und des ungleichen Kampfes mit seinem mächtigen Bruder müde, verließ König Ludwig plötzlich Amsterdam, flüchtete nach Deutschland, und sandte von da aus eine förmliche Abdankungsurkunde nach Paris.

Napoleon ließ sich nicht irre machen, selbst wenn seine eigenen Brüder als Ankläger öffentlich gegen ihn auftraten. Mit 22,000 Mann ließ er Holland besetzen, und verwandelte es hierauf in eine französische Provinz. Diese Maßregel wäre aber unvollkommen gewesen, so lange von Helgoland aus die übrige Nordseeküste mit englischen Waaren versorgt werden konnte. Die Hansestädte Bremen und Hamburg, Oldenburg und ein Theil von Westphalen

(Hannover) wurden deßhalb eben einſtweilen (?) in Beſitz genommen, bis England ſeinen Ton herabſtimmen würde.

Der Großherzog von Oldenburg war ein Schwager des ruſſiſchen Kaiſers, und Napoleons Anerbieten, ihn durch Frankfurt zu entſchädigen, wurde nicht angenommen. Die Freundſchaft zwiſchen Alexander und Napolon hatte ſchon lange aufgehört. Aber dieß war ſogar eine Beleidigung für Alexander.

Sechster Abschnitt.

1.

Schon zur Zeit der Unterhandlungen in Betreff einer Vermählung Napoleons mit der Großfürstin Anna, herrschte zwischen beiden Kaisern eine Uebereinkunft, daß die Nationalität Polens nie wieder hergestellt werden sollte. Es war nicht unbillig von Alexander, wenn er, erschrocken über die immerwährenden Gebietsvergrößerungen Frankreichs, eine so gefährliche Nachbarschaft meiden wollte und auf eine Bestätigung dieses Versprechens bestand. Caulaincourt, ein persönlicher Freund Alexanders, hatte noch von jener Zeit her Auftrag, eine ähnliche Erklärung zu geben, und gab sie.

Aber die Zeiten hatten sich inzwischen geändert. Napoleon verweigerte seine Zustimmung zu diesem von seinem Botschafter unterzeichneten Vertrag, indem er folgende allerdings schöne Gesinnungen bei

dieſer Gelegenheit äußerte: „Ich werde mich entehren durch ſolch eine Erklärung, ich werde mich nicht lächerlich machen, indem ich die Sprache der Gottheit führe, und mein Andenken nicht durch macchiavelliſtiſche Politik beflecken. — Ich werde nicht zu den Franzoſen ſagen: Euer Blut muß fließen, um Polen in ruſſiſche Ketten zu ſchmieden. Gebe ich dieß Verſprechen, ſo thäte ich es, um Polen herzuſtellen, und die Schmach dieſer Erklärung würde, durch die That widerlegt, bald getilgt ſein.“ Aber ſchöne Geſinnungen müſſen nicht einer einzelnen Gelegenheit angehören, wo es gilt, ein geleiſtetes Verſprechen zu widerrufen. Auch hat Napoleon keineswegs durch die widerlegende That die Schmach des Verſprechens aufgehoben, welches er doch unleugbar gegeben. Er machte es mit den Polen wie mit allen anderen Völkern, er vertröſtete ſie auf die Zukunft. Von ihm haben die Fürſten gelernt, meineidig ſein.

Wie erbittert Alexander über dieſe Antwort war, läßt ſich abnehmen aus der Ukaſe vom 15ten Januar 1811, in welcher er die Einfuhr franzöſiſcher Producte verbot, dagegen die Einfuhr von Colonialwaaren durch niedrige Zölle begünſtigte; ja, im Fall

einer Zolldefraudation ſollten engliſche Waaren nur confiscirt, franzöſiſche aber verbrannt werden.

So hatte noch Niemand Napoleon zu trotzen gewagt. Es lag in dieſer Maßregel offenbar eine Verhöhnung der Continentalſperre. Auch zeigte ſich Napoleon ſehr erbittert gegen den ruſſiſchen Geſandten, dem er ſagte: „Nur der Haß hat dieſe Ukaſe eingegeben; denkt man, wir hätten kein Ehrgefühl? Die franzöſiſche Nation iſt reizbar, feurig, ſie wird ſich für entehrt halten. Ich ſcheue mich nicht, Ihnen zu erklären, mein Herr Geſandter, daß ich lieber eine Ohrfeige hinnehmen will, als die Erzeugniſſe der Kunſt und des Gewerbfleißes meiner Unterthanen verbrennen ſehen. Was kann Rußland Frankreich mehr thun? Da es unſer Gebiet nicht überziehen kann, greift es unſern Handel und Gewerbfleiß an.“

Aber alle Proteſtationen gegen Aufhebung der Ukaſe halfen nichts und Alexander, eben ſo überſchwänglich in ſeiner Freundſchaft, wie in ſeinem Zorn, verlangte jetzt, zur Entſchädigung für die in dem Großherzog von Oldenburg ihm widerfahrene Schmach, die Räumung Danzigs und des Großherzogthums Warſchau.

2.

An der Spitze der furchtbarsten Armee, die jemals zu Kampf und Sieg ausgezogen, bewegte sich Napoleon durch Deutschland, dessen Fürsten ihm gehorchten, den Grenzen des russischen Reiches zu.

Am 23sten December waren durch Senatsbeschluß 120,000 Mann ausgehoben worden. Am 13ten März 1812 wurde eine Nationalgarde organisirt und in drei Aufgebote getheilt, am 17ten März endlich 60,000 Mann zur Bildung einer Armee des Innern gestellt. Außerdem schloß Napoleon am 24sten Februar mit Preußen und am 14ten März mit Oestreich ein Bündniß, dem von Berlin und Wien aus keine Hindernisse entgegengestellt wurden, da noch kein Verrath des Glückes den Helden zu bedrohen schien.

Am 9ten März 1812 reiste er mit der Kaiserin von Paris ab und langte am 17ten zu Dresden an. Alle gekrönte Häupter schienen sich hier versammelt zu haben. Der Stolz der alten Geschlechter, die Eitelkeit der neuen Familien neigte sich in gleichem Grade vor dem König der Könige. Wie gewöhnlich hielt er sein Lever um 9 Uhr. Dann drängten sich

alle Fürſten zu ihm, und im Kreiſe der Höflinge ſah man zwei große Monarchen mit ihren Staatskanzlern auf ſein Erſcheinen warten. Auf allen Geſichtern lag die Spannung auf die bvorſtehenden Ereigniſſe. Alle ſchienen einen unerſchütterlichen Glauben in den Helden des Jahrhunderts zu ſetzen, als ſei ſein Glück und ſeine Macht unvergänglich wie ſein Name.

Aber nicht lange verweilte er in Dresden, ſondern begab ſich über Prag, wo er von der Kaiſerin ſich trennte, nach den Ufern des Niemen. Vor Beginn des Feldzuges beſuchte er Königsberg und Danzig. In letzterer Stadt commandirte Rapp, den er mit Berthier und Murat eines Abends zur Tafel behielt. Er bemerkte an allen dreien eine gewiſſe Befangenheit, ein Verhalten ihrer Meinung über den bevorſtehenden Krieg. „Ich verſtehe Euch wohl!“ ſagte er. „Ihr habt keine Luſt mehr zum Kriege. Der König von Neapel ſehnt ſich nach dem milden Klima ſeiner Hauptſtadt. Berthier mögte am liebſten jagen auf ſeinem Gute Grosbois und Rapp ſich in ſeinem Palaſte zu Paris beluſtigen. Berthier und Murat waren verlegen. Rapp war ſo kühn zu ſagen:

„Ja so ist es! Aber" fügte er hinzu, „der alte Rapp reitet sein Pferd, und führt seinen Säbel noch gut genug, um nicht als Invalide zurückzubleiben, wenn Sie zu Felde ziehen. Erlauben Sie mir, den Dienst um Ihre Person als Adjutant wieder anzutreten."

3.

Bei Annäherung der furchtbaren 300,000 Mann starken Armee zogen sich die Russen vom Niemen zurück nach dem Dniepr und der Twina. Napoleon folgte ihnen auf dem Fuße. Am 23ten Juni um 2 Uhr Morgens war er bei den Vorposten in der Nähe von Kowno, wo er, bedeckt mit Mütze und Mantel eines polnischen Chevaurleger, in dieser Verkleidung nur von einem einzigen General begleitet, die Ufer des Niemen recognoscirte, um den besten Uebergangspunkt zu finden. Noch am selben Tage setzte sich die Armee in Bewegung. In zwei Stunden waren drei Brücken geschlagen. In drei Colonnen marschirte die ganze Armee hinüber, und be-

fand ſich mit Tagesanbruch am jenſeitigen Ufer *).

Ohne auf den geringſten Widerſtand zu ſtoßen, langte die Armee vor den Mauern von Wilna an. Auch hier zogen ſich die Ruſſen zurück, nachdem ſie die Brücke über die Vilia in die Luft geſprengt und ihre Vorräthe den Flammen überliefert. Am 28ſten Juni zu Mittag hielt Napoleon unter dem Jubelruf der Bevölkerung, die ihn als Befreier begrüßte, ſeinen Einzug in die Hauptſtadt von Lithauen. Seine erſte Sorge war, dieſer Provinz eine proviſoriſche Regierung zu geben. Eine Deputation aus Warſchau, Fürſt Adam Czartoryski an ihrer Spitze, bat ihn hier um Wiederherſtellung der polniſchen Nationalität. Napoleon antwortete: daß, hätte er zur Zeit der erſten, zweiten oder dritten Theilung Polens regiert, ſo würde er Alles aufgeboten haben, ihre Rechte zu ſchützen. Jetzt aber hätten ſie Alles nur von ihrer Einmüthigkeit zu hoffen.

*) Welches Schauſpiel! heißt es im Manuſcript von 1812. Von den Höhen von Alexiston ſah man ganz Europa durch die Auswahl ſeiner bewaffneten Truppen repräſentirt, auf das Land der Ruſſen ſtürzen, indem Napoleon mit dem Finger darauf deutete.

Dieſe Einmüthigkeit aber war vorhanden. Im ſechſten Bulletin hieß es von Wilna unterm 12ten Juli: Das polniſche Volk erhebt ſich von allen Seiten; der weiße Adler wird überall aufgepflanzt; Prieſter, Adel, Bauern, Weiber, Alle verlangen ihre Nationalunabhängigkeit."

Spätere Jahre haben gelehrt, welch ein Damm wider die ruſſiſchen Einfälle das Königreich Polen für ganz Europa hätte ſein können. Frankreichs Ehre wäre Genugthuung geſchehen und Rußland hinreichend gedemüthigt, indem ſeine Anſprüche auf Warſchau und Danzig mit dem Verluſt von Lithauen beſtraft worden wären. Napoleon ſagte freilich ſpäter, die Wiederherſtellung Polens ſei dem Intereſſe Preußens und Oeſterreichs, deren er jetzt bedürfte, zuwider geweſen. Dieß ſtimmt aber durchaus nicht mit ſeiner ſonſtigen Politik überein. —

Am 16ten Juli verließ Napoleon Wilna und drang in Altrußland ein. Die Ruſſen zogen ſich fortwährend zurück. Der König von Weſtphalen war beauftragt, Bagration mit der größten Schnelligkeit zu verfolgen, bevor dieſer das verſchanzte Lager von Driſſa erreichte, wo Alexander ſelbſt ſich

befand. Hieronymus aber gewährte durch ſeine Langſamkeit Bagration einen Vorſprung von drei Tagen. Napoleon ſchrieb in kräftigen Ausdrücken an ſeinen Bruder, ſich zu beeilen. Umſonſt, der ruſſiſche General konnte ſeine Bewegung ſo ruhig vollziehen, als wäre Niemand mit ſeiner Verfolgung beauftragt. „Es iſt nicht möglich, ungeſchickter zu manövriren," ſchrieb Napoleon dem König von Weſtphalen, „Sie rauben mir die Frucht der beſten Combination und der günſtigſten Gelegenheit im ganzen Feldzuge." Er ließ es aber nicht bei Vorwürfen bewenden, ſondern, um ſich der thätigen Mitwirkung des weſtphäliſchen Corps zu verſichern, ſtellte er ſeinen Bruder unter den Befehl des Marſchalls Davouſt. Hieronymus glaubte ſich dadurch in eine Königswürde verletzt und verließ augenblicklich die Armee. Seine Abreiſe war ein Gewinn. Davouſt erreichte Bagration bei Mohilew und ſchlug ihn. Murat und Eugen ſchlugen das Barclay'ſche Corps am 25ſten und 26ſten Juli bei Oſtrowna. Am 30ſten erfocht Legrand bei Jakubawa einen Sieg; am erſten Auguſt Oudinot bei Obojarzina über Wittgenſtein. Am 12ten deſſelben Monats erfuhren die Ruſſen in ziemlicher Entfernung von

einander drei Niederlagen. Bei Crasnoi ſchlug Ney Barclay, Schwarzenberg, Tormaſſoff bei Gorodeczna, und Oudinot Wittgenſtein noch einmal bei Polozk. Am 17ten Auguſt fand ein allgemeines Treffen unter den Mauern von Smolensk ſtatt. 200,000 Mann kämpften gegen einander. Die Verſchanzungen, die Vorſtädte, die Feſtungswerke wurden von den Franzoſen erſtürmt, die fliehenden Ruſſen ſteckten die Stadt in Brand, zogen über den Dniepr und zerſtörten die Brücke hinter ſich. — Ney erreichte die Fliehenden bei Velutina, wo ſie eine feſte Stellung eingenommen hatten. Viermal trieb er ſie aus derſelben, dreimal nahmen ſie ſie wieder, endlich ſahen ſie ſich zum Rückzug genöthigt, und wäre Junot, nachdem er über den Dniepr gegangen, nicht plötzlich, trotz den Bitten Murats und den entſchiedenen Vorſtellungen des Generals Gourgaud, ſtehen geblieben, ſtatt Bagration und Barclay de Tolly zu trennen, die ganze ruſſiſche Armee hätte ſchwerlich ihrem Verderben entgehen können.

Ein neuer Sieg, der von Entſcheidung hätte ſein können, und deſſen Folgen unbenutzt blieben. Junot litt bereits, in Folge früher erhaltener Kopf-

wunden an ſtillem Wahnſinn, woran er ſpäter ſtarb. Hier zeigte ſich die erſte Spur davon.

4.

Das Glück war nicht mehr mit Napoleon. Er hatte auf Schwedens Mitwirkung gerechnet, welches aber mit Alexander einen Tractat abſchloß und ſich zur Neutralität verpflichtete. Rußland war mit der Türkei im Krieg begriffen und der Sultan, beſtürmt von den Engländern, bequemte ſich ebenfalls zum Frieden mit dem Czaar. So waren zwei zänkiſche Nachbaren einſtweilen beſchwichtigt, bis man mit dem Gefährlichſten der Gefährlichen fertig geworden. Allein man bot ihm nicht etwa die Spitze. Die Ruſſen zogen ſich überall zurück, je weiter die franzöſiſche Armee vordrang; verheerten Alles, und verbrannten Städte, Brücken und Magazine, bis Napoleon ſich der alten Czaarenſtadt nahte, der größten Handelsſtadt im weiten Rußland, wo die Reichthümer zweier Welttheile aufgehäuft lagen. Aber

Moskau durfte ohne Schwertſtreich nicht Preis gegeben werden. Bei Borodino ſammelten die Ruſſen alle ihre Kräfte, um eine Schlacht anzunehmen. Statt Barclay de Tolly erhielt der alte Kutuſow, welcher zu Ruſtſchuck die Türken geſchlagen und den Frieden mit dem Sultan abgeſchloſſen, den Oberbefehl.

Alexander befand ſich in Moskau. Der Gouverneur Roſtopſchin bot Alles auf, den Fanatismus des Volkes zu entflammen. Auf dem Kreml ſprach er zu den verſammelten Einwohnern, um ſie zu neuen Opfern aufzufordern. Er ſchilderte Napoleon als einen Geiſt der Hölle, nannte ihn den größten Moloch, welcher gekommen war, das Land zu verheeren, die Altäre umzuſtürzen und die Nationalunabhängigkeit zu zerſtören. Da erſchien Alexander plötzlich neben ihm und behauptete mit eben ſo feurigen Worten, daß kein Opfer zu groß ſei, um das Verderben des Feindes herbeizuführen. Der Czaar verbindet mit der unumſchränkten Herrſchermacht auch die Würde eines Hohenprieſters, ſeine Worte ſteigerten den Fanatismus der Zuhörer zur Wuth, zum Wahnſinn. Sie waren zu jeglichem Opfer be-

reit. Es war der Augenblick, welcher die unermäßliche Stadt dem Verderben weihte.

Am 6ten September ſtanden 130,000 Mann Franzoſen 130,000 Ruſſen gegenüber. Napoleon traf ſogleich ſeine Anſtalten zur Schlacht. Aber am folgenden Tage empfing er eine neue Unglücksbotſchaft; der Obriſt Fabvier meldete ihm den Verluſt der Schlacht von Salamanka und die Niederlage des Generals Marmont, durch welche Madrid den Händen des Lord Wellington überliefert wurde. Zugleich erhielt er auch von Maria Louiſe ein Schreiben, nebſt dem Portrait des Königs von Rom.

Letzteres ließ er auf einen Feldſtuhl vor dem Zelte ausſtellen, und die Soldaten durften näher treten, um es zu betrachten, dann verſchloß er es mit den Worten: „Es wäre zu früh für ihn, jetzt ſchon ein Schlachtfeld zu erblicken.“

Am 7ten Morgens redeten beide Feldherren ihre Heere an. Kutuſow ſprach von einem ſchrecklichen Tyrannen, der alle Häuſer verbrennen, alle Altäre umſtürzen und Heiligthümer ſchänden würde, während Napoleons Rede lautete:

„Soldaten! Da habt ihr die erſehnte Schlacht.

Der Sieg schafft uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und baldige Rückkehr in die Heimath. Fechtet wie bei Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk. Die späte Nachwelt rede noch davon. Von jedem unter Euch rühme man: er war mit bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Um 6 Uhr Morgens begann eine Kanonade, wie die ältesten Soldaten sie noch nicht gehört hatten. 800 Kanonen auf beiden Seiten sprühten Kartätschen und spieen Tod und Verderben aus. Schon wüthete der Kampf auf der ganzen Linie, Sieg und Niederlage wechselten auf beiden Seiten, als Napoleon eine heftige Kanonade auf die große Batterie der Russen im Centrum begann. Der Kanonade folgte ein eben so heftiger Cavalerie- und Bajonett-Angriff, der aber zweimal zurückgeschlagen wurde. Beidemal fielen der commandirende General an der Spitze seiner Colonne. Da stellt sich Eugen an die Spitze der Stürmenden, bringt ein in die Schanze, woselbst er den russischen General Lichatschew gefangen nimmt, und entschied die Schlacht. Die Russen zogen sich unter dem Schutze einer heftigen Kanonade zurück. Der Kanonendonner dauerte bis in die späte Nacht.

Die Schlacht von Borodino (auch von Mosaisk oder an der Moskwa) war die blutigste, welche Napoleon jemals geliefert. Die Franzosen zählten über 9000 Todte und 13,000 Verwundete, die Russen mindestens 15,000 Todte, 2000 Gefangene und 30,000 Verwundete, worunter Generale, Prinzen und Fürsten.

Aber wie groß auch der Erfolg dieses Tages war, so war es abermals ein Sieg, der in seinen Folgen unbenutzt blieb. Hätte Napoleon, als der Feind zu weichen begann, mit seinen Garden angegriffen und verfolgt, so wäre aus dem Rückzug der Russen eine wilde unordentliche Flucht, eine völlige Niederlage geworden. Dieser Fehler wurde im Hauptquartier bitter getadelt. Ney sagte: „Da er den Krieg nicht selbst mehr führt und überall nur den Kaiser spielen will, so mag er nach den Tuilerien zurückkehren, wir wollen hier schon commandiren." Murat meinte, daß die erste rauhe Aequinoctialwitterung Napoleons Gesundheit erschüttert hatte und daß seine physischen und moralischen Kräfte vom Fieber, von Beschwerden u. s. w. niedergedrückt waren.

Am 14ten September erblickte die französische

Armee die in aſiatiſcher Pracht vergoldeten Thürme von Moskau! Die Freude war unbeſchreiblich. Beſchwerden, Gefahren, Leiden, Alles war vergeſſen, der Zweck des Feldzuges ſchien erreicht. Die ungeheure Hauptſtadt verſprach der Armee Schutz gegen den ruſſiſchen Winter, und den Rücken deckten 260,000 Mann. Napoleon ſelbſt glaubte, von Moskau aus Alexander zum Frieden nöthigen zu können.

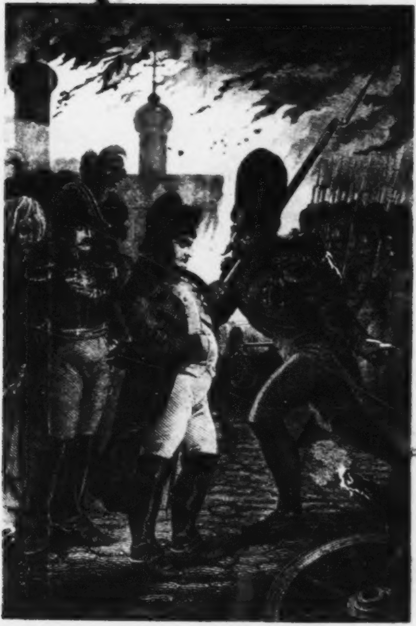
Murat, ſtets voran bei jeglicher Gefahr und in jedem Gefecht, war der erſte in den Straßen von Moskau, und warf ſich auf die Koſacken der Nachhut Kutuſows. Aber die Koſacken, die ihn von Tilſit, Eylau und Friedland her kannten, parlamentirten, und er, freigebig wie immer, beſchenkte den Anführer mit ſeiner Uhr und verfügte über die Uhren und Kleinode ſeiner Offiziere, die Uebrigen zu beſchenken.

Bald darauf langte Napoleon mit der Avantgarde vor den Thoren an. Zögernd nahm er die Stadt in Beſitz, gleichſam als ahne er, daß ſich ein Abgrund ihm öffnen würde. Zuvörderſt ließ er ſie von allen Seiten recognosciren, dann ritt er durch's Thor und nahm ſeine Wohnung im nächſten Gaſthof. — In der That, die unermeßliche Stadt von 350,000

Einwohnern war mit einem Male menschenleer. Statt der erwarteten Volksmenge waren alle Häuser verschlossen. Alle Getraidemagazine standen in Flammen, mehrere Waarenlager und selbst die Börse brannten. Aber man achtete nicht darauf. Man war es gewohnt, daß die Russen alle Vorräthe verbrannten, ehe sie abzogen, und als am folgenden Tage (den 15ten) Alles ruhig blieb, schlug Napoleon sein Hauptquartier im Kreml auf. An diesem Tage brach zwar an verschiedenen Orten wieder Feuer aus, aber die ganze französische Armee legte Hand an, um es zu dämpfen. Aber in der Nacht vom 15ten auf den 16ten brach es an hundert Orten zugleich aus. Ein beträchtlicher Theil der Stadt war von Holz gebaut und enthielt große Lager von Branntwein, Oel und anderen Brennstoffen. Der Wind fing an mit Heftigkeit zu wehen, und alle Feuerspritzen und anderweitige Löschapparate waren verschwunden. Schwarze Rauchwolken, die sich erheben, verbreiten einen entsetzlichen Geruch von Pech und Schwefel. Die Flamme folgt ihnen mit rasender Schnelligkeit, springt von Haus zu Haus und fließt in einem Feuermeere von einem Ende der Stadt bis

zum anderen zusammen. Neue Brandherde thun sich, von anderen Richtungen her, auf; neue Feuerströme ergießen sich; man hätte denken mögen, die Erde thue sich auf, um Flammen zu speien, die wüthen, brüllen, wogen und zum Himmel hoch auflodern. —

Aus den Fenstern des Kremls betrachtete Napoleon den Flammenocean, das Ziel seiner Wünsche. Seine größte Eroberung, die Frucht seiner unerhörten Anstrengungen und kühnen Combinationen: das Alles lodert vor ihm in feuriger Lohe gen Himmel. Inzwischen naht sich die Flamme dem Kreml. Napoleon selbst geräth in Gefahr. Ein ganzer Artillerypark hält in den geräumigen Höfen des Schlosses und brennende Wergbällchen fallen zwischen die Pulverkarren. Murat, Eugen, Lefèbre, Bessières erschöpfen sich in Bitten: der Kaiser möge den Kreml verlassen. Er zögert. Ueber hundert Tausenden von Leichen tapferer Krieger ist er bisher gedrungen; soll er vor einer Bande Mordbrenner weichen? Es ist der erste Schritt, den er rückwärts thun soll, und jeder erste Schritt ist schwer. — Plötzlich ertönt der Ruf: „Es brennt im Kreml!“ Alles geräth in Schrecken



Der Brand von Moskau

und Bestürzung. Der Kaiser ging, um selbst nach der Gefahr zu sehen. Zweimal war Feuer unter den Zimmern, welche er bewohnte, angelegt und wieder gelöscht. Man führt den Brandstifter, einen russischen Polizeisoldaten, vor den Kaiser, der ihn verhört. Er hat auf das ihm von seinem Chef gegebene Zeichen das Feuer angelegt. Napoleon ließ ein Zeichen der Verachtung und des Unwillens blicken. Der Elende wurde in den Hof des Schlosses geführt, wo die Grenadiere ihn mit ihren Bajonnets durchbohrten. Erst als Berthier, der auf die Terrasse des Kreml's gestiegen war, hereinstürzte und meldete, es sei kein Augenblick zu verlieren, da die Feuersbrunst bereits die ganze Burg umzingelt habe, gab Napoleon den Bitten seiner Umgebung nach. Durch einen engen Gang, der an die Moskwa führte, entkam der Kaiser mit seinen Offizieren und Garden. Nur noch eine enge krumme Straße, schon im Feuer stehend, war offen. Unter dem Knistern der Flamme, dem Prasseln aus der Glut herabfallender Dächer, Sparren und Balken, schritt Napoleon weiter; glühende Luft, glimmende Asche und sprühende Funken erschwerten den Athem. Man mußte brennende Trümmer über-

schreiten, und mit einem Male blieb der Führer stehen, er hatte sich verirrt in den Schutt- und Trümmerhaufen. Glücklicherweise erkannten die Plänkerer des ersten Corps den Kaiser, und der verwundete Davoust ließ sich mitten durch die Flamme zu ihm tragen und umarmte ihn. Noch mußte Napoleon an einem langen, der Brandstätte entfliehenden Pulvertransport vorüber, ehe er, ohne weitere Gefahren, Petrowskei erreichte.

Hier entschloß sich Napoleon, auf Petersburg zu marschiren und dort den Frieden zu erzwingen, der ihm in Moskau versagt worden. Eugen, in welchem der Muth und Geist seines Pflegevaters sich verjüngt zu haben schien, wollte sogleich mit der Avantgarde aufbrechen. Aber die übrigen Generale widersprachen, und Napoleon gab zum ersten Male dem Willen seiner Untergebenen Gehör. Uebrigens war auch die Jahreszeit zu weit vorgerückt, um in diesen unermeßlichen Steppen einen zweiten Feldzug zu unternehmen.

Nach zwei Tagen war es endlich der vereinten Anstrengung der Armee gelungen, des Brandes Herr zu werden, und Napoleon begab sich in den Kreml

zurück. Von dem großen Moskau ſtanden nur noch einzelne Häuſer. Eingeſtürzte Pfeiler, Mauerſtücke, Aſchenhaufen waren die Spuren der ehemaligen Straßen. In den Vorſtädten liefen Männer und Weiber mit halbverbrannten Kleidern wie Geſpenſter umher. Einige kratzten die Erde in den Gärten auf, um etwas Gemüſe zu finden, Andere machten die Reſte todter Thiere den Raben ſtreitig. Noch Andere ſprangen in die Moskwa, um das Getraide herauszuholen, welches Roſtopſchin hatte hineinwerfen laſſen, und verſchlangen es, ſo ſauer es war. Die Soldaten plünderten; überall ſaßen ſie auf Waarenballen, unter Haufen von Kaffe, Zucker, Liqueuren und feinen Weinen, die ihnen aber kein Stück Brod aufwogen. Die Berauſchten wurden häufig ein Opfer der Flammen.

Am 21ſten war endlich das Feuer völlig gelöſcht. Ungern entſchloß ſich Napoleon zu einem Rückzug, der auf Freund und Feind nachtheilig wirken und jenes Uebergewicht zerſtören mußte, welches er vermöge ſeines Glückes wie ſeines Genies über Fürſten und Völker bisher geltend gemacht hatte. Er knüpfte daher Friedensunterhaltungen mit Alexander an,

obschon er voraus wußte, daß sie zu keinem Ziele führen würden. Sie blieben sogar unbeantwortet. So verstrich ein ganzer Monat; da waren alle Vorräthe aufgezehrt und der nahende Winter gab rauhe Warnungen. Den 13ten October fiel der erste Schnee, was meistens erst Mitte Novembers zu geschehen pflegt. Napoleon hielt es für die höchste Zeit aufzubrechen.

5.

Auf dem Rückzuge hatte die französische Armee, obschon anfangs durchaus nichts Unheilverkündendes sich zeigte, ein anderes Ansehen als irgend vorher. Jede Compagnie hatte ihre Kaleschen, ihre Wagen. Alle Transportmittel von Moskau und der Umgegend waren benutzt; jeder Soldat hatte seine Lebensmittel und Kleidervorrath und Weiber und Kinder saßen mitten auf dem Gepäck. Nicht blos Französinnen und Deutsche, auch Russinnen wollten lieber mit den Franzosen weiter ziehen, als die Rückkehr der

Koſacken abwarten, die ihnen geraubt haben würden, was Brand und Krieg ihnen noch gelaſſen.

Die letzten Colonnen der franzöſiſchen Armee verließen Moskau am 23ſten October um 2 Uhr Morgens. Eine Stunde ſpäter flog der Kreml in die Luft, welcher durch 180 Centner Pulver von dem Marineartillerie-Bataillonschef Ottone geſprengt wurde.

Als Kutuſow den Aufbruch der franzöſiſchen Armee aus Moskau erfuhr, eilte er nach Marojaroslawetz, ihr den Weg zu verſperren. Hier aber hatte Eugen ſchon Stellung genommen. Es entſpann ſich ein heftiger Kampf. Marojaroslawetz wurde ſiebenmal genommen und wiedergenommen. Von der Stadt blieben nur rauchende Trümmerhaufen. Eugen und Davouſt, der ihm zu Hülfe gekommen, bivouakirten zwiſchen Leichenhaufen. Napoleon fand den jungen Helden am andern Morgen noch ganz bewegt von den grauſamen Verluſten, welche dieſer Sieg ihm koſtete. Er drückte ihm die Hand und ſprach: „Eugen, dieß iſt deine ſchönſte Waffenthat.“

Einen zweiten Sieg erfocht Eugen bei Wiasma. Die franzöſiſche Armee zog in Colonnen, voraus der

Kaiser mit den Garden, dann Ney, hinter ihm Eugen und zuletzt Davouſt. Am 1ſten November bekam Miloradowitſch die franzöſiſche Nachhut zu Geſichte und ging von der Straße ab, um ſie von den vorausziehenden Corps zu trennen. Er hatte aber ſein Manöver kaum halb vollendet, als Eugen ſich wandte und Davouſt befreite.

Obſchon die Armee bisher immer ſiegreich gefochten, gelangten von 80,000 Kampffähigen, welche Moskau verließen, nur 45,000 Waffentragende nach Smolensk; die Pferde, denen das Schilf und Stroh der Dächer als Futter vorgeworfen wurde, fielen ſchaarenweiſe hin.

Die Reſerven, unter Victor und St. Cyr, welche Napoleon in Smolensk, um den Rückzug der Armee zu decken, erwartete, waren ausgeblieben. Eben ſo die Lebensmitteltransporte. Die Magazine waren leer, die Häuſer voll Sterbender und Verwundeter. Jeder Augenblick brachte neue Verluſte, neue Unglücksbotſchaften. Eugen koſtete der Uebergang über die Woop 1200 Pferde, 60 Kanonen und ſein ganzes Gepäck.

Am 11ten September ſtellte ſich auch der Winter

ein, ein treuer Bundesgenosse der Russen, auf den sie lange gehofft. Die Kälte steigt von 6 – 8 auf 16 – 18 Grad, die Wege durch Glatteis ungangbar und eisiger Wind verbreitete Tod und Verderben. Die Cavalerie marschirte zu Fuß. Wagen und Geschütz mußten größtentheils vernichtet und zurückgelassen werden.

Eingehüllt in Schlaf- oder Weiberröcken, in Pelzen oder Pferdedecken, die Füße mit Filz, Fellen oder Lumpen umwunden, taumeln die Soldaten vorwärts. Die Kälte und der Hunger lähmten die Muskelkräfte, daß es Mühe kostete, in gerader Richtung fortzuschreiten. Fiel ein Pferd auf der Straße nieder, so warfen sich Hunderte darüber her, rissen das zappelnde Thier in Stücke und nach wenig Augenblicken lag nur das blutige Gerippe noch da. Jeder Soldat hatte einen Sack, um sich rohes Getraide zu sammeln und einen Topf, um Pferdefleisch zu kochen, welches er statt des Salzes mit Schießpulver würzte.

Glücklich, wer im Bivuak ein Plätzchen beim Feuer hatte. Er trat es keinem Generale ab. Es giebt keine Generale mehr, wir sind alle Generale,

hörte man die Soldaten sagen. Mancher, der beim Feuer einschlief, erwachte nicht wieder; mancher erfror die vom Feuer abgewendeten Glieder, oder verbrannte, ohne es zu fühlen, die erfrornen Glieder. Wer liegen blieb, ward von den Bauern getödtet oder von Wölfen zerrissen.

Indessen hatten Ordnung und Gehorsam nicht gänzlich aufgehört. Die Garde behauptete noch völlig ihre militärische Geltung, und ward die Trommel gerührt, erklang die Trompete, so erwachte der alte Kriegergeist wieder; Hunger und mörderisches Klima ward vergessen, und die noch unter Waffen waren, thaten Wunder der Tapferkeit.

Vom 15ten bis 17ten schlugen sich alle verschiedene Armeecorps nach einander bei Krasnoi durch die russischen Colonnen. Nur Ney mit 8000 Bewaffneten und 9000 einzeln daher Ziehenden und 20 Geschützen war am 16ten noch 5 Stunden von Krasnoi, wo Kutusow mit seiner ganzen Macht sich quer über die Straße gestellt hatte. Mit kaum 3000 Mann zog Ney sich zurück, ging über das Eis des Dnieprs. Es brach, als die letzten Bataillone mit Geschütz und Gepäck darüber gingen, und mehrere

100 Mann ertranken. Ney hatte jetzt kaum 2500 Mann, welche nur auf ihre Bajonette sich verließen, und mit diesen schlug er sich in einem unbekannten Lande, auf den schwimmenden Eisschollen des Dnieprs, durch eine fast hunderttausend Mann starke feindliche Armee. Diese glänzende Waffenthat ist bekannt unter dem Namen: „Die Schlacht der Helden," und von daher heißt Ney „Der Tapferste der Tapfern." Als Napoleon die Ankunft Ney's erfuhr, den er schon für verloren glaubte, rief er in seiner Freude aus: „Ich habe zweihundert Millionen in den Kellern der Tuilerien, ich würde sie für den Marschall Ney gegeben haben."

Inzwischen hatten die Russen alle Uebergänge über die 40 Toisen breite Beresina besetzt, deren Ufer auf einer Strecke von 300 Toisen mit Sümpfen bedeckt sind. Bei fortdauernder Kälte wären diese Hindernisse zu überwinden gewesen; als aber die französische Armee den Fluß erreichte, trat Thauwetter ein, das Eis brach und Moräste öffneten sich wieder. Das Schlagen einer Brücke, im Angesicht eines an das Klima gewöhnten und mit Reiterei wohl versehenen Feindes schien mißlich; indeß

galt es, denselben über den Uebergangspunkt zu täuschen. Die Colonnen manövrirten stromauf- stromabwärts, während Napoleon in der Nacht vom 25sten auf den 26sten zwei Brücken bei Studianka schlagen ließ. Dieß geschah im Angesicht einer kleinen Division, welche jedoch von einiger Reiterei und einem Schützenbataillon, welche auf Flößen übergegangen waren, im Zaum gehalten wurde.

Napoleon mit seinen Garden und Ney mit seinen zweitausend Mann setzten Nachmittags über, und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Unterdessen aber griffen die russischen Generale zu beiden Seiten der Ufer an. Die von den Russen gedrängten Nachzügler stürzten sich mit immer größerer Hast auf die Brücken. Umgeworfene Wagen sperrten den Weg. Die Kräftigsten versuchten hinüber zu klettern, wurden aber von den Nachfolgenden wieder heruntergerissen. Einige versuchten, mit Säbelhieben sich Bahn zu machen. Hunderte wurden in die Wellen gedrängt, und die abschüssigen Ufer vereitelten alle Rettungsversuche; das eisige Wasser betäubte meistentheils augenblicklich. Die russischen Batterien endlich vollendeten die Gräuelscene.

Paßkugeln und Granaten zerschmetterten ganze Reihen von Unglücklichen. Der Fluß war mit Leichen bedeckt, Pulverwagen flogen auf, ein Zetergeschrei der Angst und des Schmerzes erfüllte die Lüfte. Da achtete Victor, mit 10,000 Mann kampfmüder und größtentheils verwundeter Krieger es für Zeit, sich und seine Leute in Sicherheit zu bringen und dem mörderischen Feuer der Russen zu entziehen. Mit gefälltem Bajonett wurde die Brücke von den jammernden Flüchtlingen gesäubert und kaum hatte Victor, ohne Geschütz, ohne Gepäck das jenseitige Ufer erreicht, als die Brücke in Brand gerieth und unter den nachdringenden Flüchtlingen zusammenstürzte. Der Uebergang über die Beresina kostete Napoleon wenigstens 20,000 Mann, alle noch vorhandenen Pferde, Wagen und Kanonen und den Rest der Beute aus Moskau, worunter auch das heilige Kreuz vom Thurm der Ivankirche im Kreml. — Ney und Oudinot hatten mit kaum 9000 halb erfrorener, verhungerter und todtmüder Soldaten Tschitschakow mit 25,000 Mann, und Victor mit 6000 Wittgenstein mit 20,000 Mann zurückgedrängt. 30,000 Bewaffnete und 20,000 Unbewaffnete waren gerettet, und

wurden von fünf russischen Corps unter Platow, Miloradowitsch, Wittgenstein, Tschitschakow und Kutusow lebhafter als je verfolgt. — Die Kälte stieg bis auf 32 Grad. Viele Russen erfroren. Die Südländer vollends waren wie blödsinnig vom Frost. Stumm und gefühllos irrten sie zu Tausenden auf den unermäßlichen Schneesteppen umher, oder setzten sich auf den Schnee und weinten überlaut, große bittere Thränen vergießend, wie kleine Kinder. So nahmen die Kosacken sie zu Hunderten gefangen.

Am 5ten December berief Napoleon seine Marschälle, um ihnen zu verkünden, daß er die Armee verlassen würde, um neue 300,000 Soldaten herbeizuholen. „Ich muß wohl Maßregeln zu einem zweiten Feldzug treffen," sagte er, „da ein Feldzug den Frieden nicht herbeigeführt, der 14 Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten in Wilna hätte geschlossen werden müssen. Aber woran lag das? — Sie wissen, wer daran schuld war, daß Bagration mit 40,000 Mann unseren Händen entging. Smolensk wäre umgangen und überrumpelt worden, aber da muß den russischen Generalen Zeit gelassen werden,

Verſtärkung von der Hauptarmee an ſich zu ziehen. Wollte Barclay de Tolly Moskau erreichen, ſo mußte er beinahe der langen Reihe unſerer Kanonen vorüber ziehen. Aber der Herzog von Abrantes wird von einem unerklärlichen Schwindel befallen und will ſeine Stellung nicht verlaſſen. Petersburg war Preis gegeben und der ſchlechteſten ſchwediſchen Patrouille ausgeſetzt; aber Bernadotte träumt ſich an meiner Stelle zum Kaiſer. Endlich fällt Moskau in unſere Hände, aber die engliſchen Lunten verwandeln es in einen Aſchenhaufen."

So fuhr Napoleon fort, die Unglücksfälle aufzuzählen, die im Verein mit der Kälte ſeine Armee vernichtet, denn nicht die Ruſſen etwa hatten ihn beſiegt. Doch eine der verderblichſten Umſtände erwähnte er nicht. York und Schwarzenberg, die preußiſchen und öſterreichiſchen Feldherren fochten wie laue Bundesgenoſſen, und beſchränkten ſich unter allen Umſtänden nur auf die Vertheidigung, die vortheilhafteſten Gelegenheiten eines Angriffs ſtets vorüber laſſend.

Napoleon übertrug den Oberbefehl dem König

von Neapel und reiste am folgenden Tag über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris, wo er den 29sten December eintraf.

9.

20,000 Mann Rekruten waren zu den 50,000 Mann gestoßen, welchen es gelungen war, über die Beresina zu kommen. Nur 45,000 von diesen kamen nach der wohlerhaltenen Stadt Wilna, wo sich noch treffliche Magazine befanden. Aber hier ging es fast wie auf jener verderblichen Beresina-Brücke. Ungestüm drängte sich Alles in die Thore, mehrere Hunderte wurden zerdrückt und zertreten. Tausende starben im Angesicht der Quartiere und der Magazine während des 10stündigen Harrens; viele auch noch vor den Thüren der Magazine, und kaum war Alles unter Dach und Fach, als Plato mit seinen Kosacken vor den Thoren erschien. Ney mit seinen ermüdeten Truppen konnte nicht lange widerstehen und mußte mit Zurücklassung von 5000 Kranken

und Verwundeten, 9000 Ermatteten, und 7000, die im Lazaret gestorben waren, Wilna wieder verlassen. Am 10ten zog Platow ein und metzelte Alles nieder. Zwei Stunden hinter Wilna, bei Ponari, warfen die Franzosen die Gewehre weg, und dem Marschall Ney blieb Nichts übrig, als den ungeregelten Haufen nach der Grenze zu führen, da Murat schon weit voraus war. Am 13ten December erreichte Ney Kowno, wo er, während sich seine Truppen in den Wäldern zerstreuten, eine Artilleriecompagnie nebst 300 Mann Sachsen und 400 Mann des Generals Marchand unter seine Befehle nahm, um die Russen noch einmal aufzuhalten. Am 14ten erschienen die Russen. Ney vertheidigte sich hartnäckig, bis der Bataillonschef der Artillerie fiel; da warfen auch die Sachsen die Gewehre weg. Endlich, als nur 30 Mann ihm noch übrig bleiben, und die Russen über das Eis des Niemen vordringen, sucht er fechtend die Wälder zu erreichen, in denen er verschwindet. Wegen der allzuheftigen Kälte konnten selbst die Russen an ein lebhaftestes Verfolgen nicht denken. Es retteten sich daher die Garden nach Königsberg, und andere Abtheilungen nach Marienburg, Thorn, Danzig, Plozk,

Warschau u. s. w. Von dem stolzen Heere, welches mit dem Troß 555,000 Mann betrug, erreichten nur 45,000, die in Moskau gewesen, und 45,000, die in Volhynien and Riga gelegen, den heimathlichen Boden wieder. Ueber 300,000 waren in Rußland geblieben. Aber fast nicht minder groß war der Verlust der Russen: von 400,000 Mann, die gegen Napoleon fochten, waren keine 200,000 Mann mehr kampffähig, und diese mußte Kutosow in und um Wilna cantoniren lassen, um ihnen die nöthige Erholung zu gönnen.

7.

Am 19ten October, an eben dem Tage, wo Napoleon Moskau verließ, fand in Paris ein Ereigniß statt, welches hinreichend darthun konnte, auf welch' schwankendem Grunde seine Macht und Dynastie, welche er für die Ewigkeit gesichert wähnte, errichtet war. Ein gewisser General Mallet, ein Offizier ohne

Ruf, ohne Verbindungen, ohne Familie und ohne andere Hülfsmittel als ſeine Schlauheit und Verwegenheit, ſaß wegen Theilnahme an einer obſcuren republicaniſchen Verbindung als Staatsgefangener im Krankenhauſe unter polizeilicher Aufſicht. Es gelang ihm zu entweichen, und wenige Minuten ſpäter erſchien er bei dem Obriſt der Nationalgarde Soulier, gab ſich für einen General La Motte aus, verkündete den Tod Napoleons und die Einſetzung einer neuen Regierung, und verlangte, der Obriſt ſolle ihm den Befehl über ſein Corps abtreten. Es war Mitternacht, der Obriſt lag krank im Bette, doch befahl er ſeinem Adjudanten, das Corps zu verſammeln und es unter den Befehl des Generals La Motte zu ſtellen. Es geſchah. Mallet las bei Fackelſchein den noch halbſchlaftrunkenen Soldaten die Zeitungen, Proclamationen und Decrete vor, die er ſelbſt angefertigt hatte, und willig folgte ihm das 1200 Mann ſtarke Corps. Zuerſt verfügt er ſich damit nach dem Gefängniſſe La Force, befreit ſeine beiden Mitſchuldigen Laborie und Guidal, und beauftragt ſie, den Polizeipräfect Pasquier und den Polizeiminiſter Savary gefangen zu nehmen. Der Polizeipräfect ſetzt

den Befehlen beider, welche so eben noch seine Gefangenen waren, nicht den geringsten Widerstand entgegen; der Polizeiminister eben so wenig. Beide lassen sich geduldig in dieselben Kerker sperren, welche jene so eben verlassen haben. Frochet, Präfect der Seine, erweist sich eben so leichtgläubig und gefügig, und läßt den Saal bereiten, der zur Einsetzung einer neuen Regierung benutzt werden soll.

Indeß wollte Mallet selbst den Commandanten von Paris, General Hulin, gefangen nehmen. Als dieser sich widersetzte und den Verhaftsbefehl zu sehen verlangte, schoß er ihm eine Pistolenkugel ins Gesicht; Hulin fiel, aber ohne getödtet zu sein. Ein Capitain der Nationalgarde war Zeuge dieser That, und faßte dennoch keinen Argwohn. Bei dem Generaladjudanten Doucet endlich traf Mallet einen Polizeiinspector, der ihn erkannte, ihn hart anredete und verhaften wollte. Als er sich verloren sah, wollte er mit einem zweiten Pistol sich erschießen; aber die Nationalgarden fielen über ihn her und entrissen ihm die Waffe. Der von ihm ernannte neue Polizeiminister wurde verhaftet, als er eben im Begriff war, sich das Maas zu seiner neuen Uniform nehmen zu lassen.

Erſt am andern Morgen, als die Sicherheit wieder hergeſtellt war, erfuhr Paris durch den Moniteur die nächtliche Orgie. Mehrere raſche Hinrichtungen folgten. Vierzehn Perſonen wurden erſchoſſen.

Napoleon empfing die Depeſche über dieſen Vorfall in Smolensk, und ſprach: „O wie ſchwach iſt meine Macht begründet, wenn ein Abentheurer, ein Gefangener ſie gefährden kann. Nach 18 Jahren meiner glorreichen Regierung, nach meiner Vermählung, nach der Geburt meines Sohnes, nach ſo vielen Eidſchwüren bleibt mein Tod immer noch das Zeichen zur Revolution. — An Napoleon den Zweiten dachte Niemand.“ —

Wie bald und wie ſchrecklich ſollten alle dieſe trüben Ahnungen ſich erfüllen!

Siebenter Abschnitt.

1.

Napoleon ließ nach seiner Ankunft in Paris vom Senat 300,000 Conscribirte fordern. Es wurden ihm 350,000 zugestanden.

Der preußische General York hatte auf eigne Hand mit dem General Diebitsch auf der Mühle zu Poschereau eine Capitulation geschlossen, und ihm alle preußischen Truppen zugeführt. Der König von Preußen mißbilligte anfangs zum Schein das Benehmen seines Feldherren, denn noch hatte die französische Armee Deutschland inne, und alle Festungen von Magdeburg bis Danzig hatten starke Besatzungen. Nicht lange darauf aber ging er in offene Feindseligkeiten über. Napoleon erklärte ihm den Krieg, worauf zu den 350,000 Mann Rekruten noch 30,000 Mann Nationalgarden, 90,000 Conscribirte von 1814, und 10,000 freiwillige Ehrengarden hinzukamen. Außer-

dem ſtanden noch 10,000 Mann Sachſen in Torgau; Baiern, Würtemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt rüſteten ſich auf's Neue. Die Schweiz lieferte 3000, und Italien 8000 Mann, die freilich als Obſervationscorps größtentheils in ihrer Heimath blieben.

Nach der Kapitulation Yorks (am 30ſten December 1812) berief auch Murat die Chefs der verſchiedenen Corps zu ſich und ſprach zu ihnen: „Meine Herren! Napoleons Sache iſt verloren. Man kann dem Unſinnigen nicht länger dienen, die europäiſchen Fürſten ſchenken ſeinen Verträgen keinen Glauben mehr. Ich bereue ernſtlich, die Anträge der Engländer zurückgewieſen zu haben; ich wäre auch noch ein großer König wie der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen."

Wüthend unterbrach ihn Davouſt: „Sie reden von den Königen von Gottes Gnaden, aber Sie vergeſſen, daß Sie ein König von Napoleons Gnaden ſind."

Murat war anfangs ein wenig betreten, übergab aber dennoch bald darauf ſein Commando dem Vicekönig von Italien, und reiſte in ſein Königreich heim.

Napoleon ſchrieb ſeiner Schweſter Caroline, der

Königin von Neapel: „Dein Mann ist sehr tapfer auf dem Schlachtfelde; aber wenn er den Feind nicht sieht, schwächer als ein Weib. Sein Muth ist kein moralischer.“ An Murat selbst schrieb er: „Hoffentlich werden Sie den Löwen noch nicht für todt halten; Sie würden sonst sehr falsch rechnen. Seit meiner Abreise von Wilna haben Sie mir Böses zugefügt, soviel Sie irgend konnten. Der Königstitel hat Ihnen den Kopf verdreht.“ Murat sandte hierauf, trotz seinem gespannten Verhältnisse, Napoleon 8000 Mann.

Aber auch Schweden erklärte Napoleon den Krieg, nachdem Bernadotte in verschiedenen Noten seinen ehemaligen Gebieter mit Schmähungen überhäuft hatte. Wie man sagt, hatte Alexander ihm den französischen Thron versprochen, und deßhalb überlieferte er, wie sich das Memorial von St. Helena darüber ausdrückt, den Feinden Frankreichs den Schlüssel der Politik Napoleons und der Tactik der Armeen, um ihnen den Weg nach dem heiligen Boden zu zeigen. Allein diese und andere Vorwürfe der napoleonisch Gesinnten sind im höchsten Grade übertrieben. Bernadotte that in den Feldzügen 1813

und 14 so wenig wie möglich. Er schonte seine Schweden, daß man laut und allgemein darüber spottete.

Am 15ten April verließ Napoleon Paris, nachdem er, gewarnt durch das Mallet'sche Ereigniß, Maria Louise die höchste Gewalt anvertraut und ihr einen Regentschaftsrath beigegeben hatte.

Inzwischen hatten sich die deutschen Großmächte an ihre Völker gewandt, sie zum Kampfe aufrufend.

Wie hatten sich die Zeiten geändert! Anno 1792 waren Freiheit und Vaterland verpönte französische revolutionaire Losungsworte, die mit allen politischen und religiösen Vorurtheilen bekämpft wurden. Anno 1813 wurden die Völker im Namen der Freiheit und des Vaterlandes aufgefordert, für ihre ersten unveräußerlichen Rechte aufzustehen, und ihnen eine aus ihrem ureignen Geiste hervorgehende, auf Einheit gegründete Verfassung verheißen, wofern der Universaltyrann gestürzt würde, der die Völkerrechte mit Füßen trete und die Religion wie die Muttersprache zu tilgen beschlossen.

In ganz Deutschland grollte das Gewitter. Aus den Hanseestädten wurden die Franzosen vom Volke

verjagt. Ueberall bildeten sich Freikorps; die Gelehrten und Professoren riefen zu den Waffen!

Eugen mit den Trümmern der französischen Armee stand an der Saale. Dresden und Leipzig war von den Russen besetzt. Der König von Sachsen war geflüchtet. Ney, der den vorjährigen Feldzug unter großen Unglücksfällen beschlossen hatte, eröffnete den dießjährigen, indem er sich Weißenfels' bemächtigte und dadurch die Vereinigung seiner Armee mit den Truppen Eugens erwirkte. Napoleon langte am 25sten April in Erfurt an und nahm sein Hauptquartier sogleich in Weißenfels.

Am 1sten Mai setzte Ney seine Operationen unter den Augen des Kaisers fort; aber schon der erste feindliche Kanonenschuß verursachte Napoleon einen schweren, schmerzlichen Verlust. Der tapfere und entschlossene Marschall Bessières, Herzog von Istrien, welcher seit 1796 Chef der Guiden war, (so lange diese Leibwache Napoleons existirte), ritt zu einer Recognoscirung vor, und ward von einer Kanonenkugel augenblicklich todt niedergestreckt. Sein Leichnam wurde zu Weißenfels einbalsamirt, und nach Paris geschafft.

In der Nacht vom 1sten zum 2ten Mai war

Napoleons Hauptquartier zu Lützen. Am folgenden Morgen um 2 Uhr begann die Schlacht in jenen, durch den Sieg und Tod Gustav Adolphs berühmten Ebenen. Die Zahl der Truppen war ziemlich gleich auf beiden Seiten. Aber die Russen und Preußen hatten eine überlegene Cavallerie, und die französische Infanterie bestand aus ganz jungen Rekruten. Demungeachtet mußten die preußischen und russischen Corps, unter den Augen des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland, sich wieder nach dem rechten Ufer der Elbe zurückziehen, wohin Napoleon sie ungesäumt verfolgte. Dieser Sieg belebte seine Hoffnungen. „Wenn die Souveraine und Minister," sagte er, „auf dem Schlachtfelde hätten sein können, so würden sie auf die Hoffnung Verzicht leisten, den Stern Frankreichs sich verdunkeln zu sehen." Am 11ten Mai nahm Napoleon Dresden; am 12ten zog der König von Sachsen unter Glockenklang, Kanonendonner und Jubel der Bevölkerung wieder in seine Hauptstadt ein. Der Kaiser war ihm entgegen geritten, blieb zu Pferde beständig an seiner Seite, und geleitete ihn in seinen Palast.

Von Dresden aus übersandte Napoleon dem

König von Preußen und Kaiser von Rußland den Vorschlag zu einem Congreß in Prag. Aber die Antwort Alexanders, daß er ohne Oesterreich Nichts abschließen könne, ließ ihn errathen, was er von seinem Schwiegervater zu erwarten habe. Auf alle Fälle sandte er den Vicekönig Eugen nach Italien, um eine Vertheidigungsarmee zu organisiren, falls Oesterreich sich gegen ihn erklären sollte. Am 18ten verließ er Dresden, um nach der Lausitz zu marschiren. Am 19ten wurde York bei Weißig von Lauriston geschlagen. Am 20sten und 21sten gewann Napoleon in Person die Schlacht bei Bautzen. Am 22sten erreichte der General Reynier die Arrièregarde der Russen bei Reichenbach und schlug sie. Aber ein neuer, für Napoleon höchst schmerzlicher Verlust bezeichnete das Ende dieses Tages. In einer ziemlichen Entfernung von der Affaire standen die Marschälle Mortier und Duroc mit dem General Kirchner auf einer Anhöhe, als eine Paßkugel dicht vor Mortier vorbeipfiff, Duroc tödtlich verwundete und Kirchner augenblicklich tödtete.

Napoleon eilte sogleich zu seinem alten Waffengefährten, ergriff seine Hand, und blieb wohl eine Vier-

telſtunde über ihm gebeugt ſitzen, ohne ein Wort reden zu können. Duroc brach zuerſt das Schweigen: „Verlaſſen Sie mich, Sire! mein Tod betrübt Sie zu ſehr.“ — Napoleon erhob ſich und ſprach tief bewegt: „So leb' auch Du denn wohl, mein alter Waffenbruder!“ — Duroc, Herzog von Friaul, focht in den Revolutionskriegen und in Egypten, war Geſandter in Berlin, Stockholm und Petersburg geweſen, und hatte ſeit 1806 ſeinen Kaiſer auf allen Feldzügen begleitet.

Unaufhaltſam drang die franzöſiſche Armee jetzt vorwärts, jeden Tag bezeichnete ein neuer Sieg. Berlin war hart bedroht, Breslau wurde am 1ſten Juni von Lauriſton eingenommen. Da fühlten die verbündeten Souveraine, daß es Zeit ſei, ſich von den täglich erlittenen Niederlagen zu erholen. Sie erklärten ſich bereit, den vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand anzunehmen, und weil Napoleon einen Congreß zu Prag vorgeſchlagen hatte, um wegen eines allgemeinen Friedens zu unterhandeln, ſo willigten ſie auch darein.

Der Waffenſtillſtand ſollte anfangs nur bis zum 20ſten Juni dauern. Durch Metternichs Verwen-

dung, und aus Rückſicht auf ſeinen Schwiegervater willigte Napoleon in eine Verlängerung deſſelben bis zum 10ten Auguſt.

Der Congreß zu Prag führte zu keinem Reſultate, wie vorher zu ſehen war. Die verbündeten Monarchen ſtellten ihre Forderungen immer höher, ſuchten aber inzwiſchen alle möglichen Verſtärkungen an ſich zu ziehen, während Oeſterreich ſeine Heere organiſirte. Unterdeſſen langte auch Bernadotte mit ſeinen Schweden und die engliſchen Subſidien an, und nachdem auf dieſe Weiſe die Wirkungen der franzöſiſchen Siege hinreichend neutraliſirt waren, kündigten am Mittag des 11ten Auguſt die Generale Alexanders und Friedrich Wilhelms den Waffenſtillſtand auf, zugleich ließ der Kaiſer von Oeſterreich dem franzöſiſchen Botſchafter Grafen von Narbonne die Kriegserklärung übergeben.

Zu ſpät erkannte Napoleon, daß er grauſam hintergangen worden. Am grauſamſten aber wohl hinſichtlich der Vortheile, welche er ſich von der Verbindung mit Einer öſterreichiſchen Prinzeſſin verſprochen.

2.

Am 25sten August vereinigten sich 200,000 Mann Preußen, Russen, Oesterreicher unter den Augen der Monarchen von Preußen und Rußland und unter Anführung des Fürsten Schwarzenberg vor Dresden, wohin St. Cyr bei Gießhübel und Pirna von Wittgenstein verdrängt, sich zurückgezogen hatte.

Auch Moreau war wieder auf den Schauplatz getreten. Er hatte seinen Zufluchtsort, Washington, verlassen, um unter russischen Fahnen gegen sein Vaterland zu fechten. Dafür hatte sich Murat mit Napoleon wieder ausgesöhnt. Der russische Winter hatte ihm eine unbesiegbare Sehnsucht nach seinem Reiche eingeflößt. Nun es wieder Krieg gab, schämte er sich, in seiner Hauptstadt stille zu sitzen. Er hatte, wie Napoleon treffend sagte, keinen moralischen Muth. Er war höchst inconsequent.

Unter Blücher und Sacken manövrirten 100,000 Mann in Schlesien, und von Hamburg bis Berlin rückten 110,000 Mann, meistentheils Freiwillige, den Franzosen entgegen. Eine furchtbare Uebermacht!

Napoleon hatte in Böhmen Fortschritte gemacht, war nach Schlesien geeilt, und hatte dort ein Armeekorps von 25,000 Mann zerstreut. Jetzt eilte er mit Ney Dresden zu Hülfe.

Die Alliirten hatten ihren Generalen auf's strengste eingeschärft, keine Schlacht anzunehmen, wo Napoleon in Person kommandirte. Aber wer konnte wissen, ob Napoleon anwesend war oder nicht, da er bald hier bald dort, kurz überall war, wo es Noth that.

Am 26sten um 10 Uhr Vormittags sprengte Napoleon plötzlich über die Dresdener Elbbrücke; seine Truppen folgen im Sturmschritt. Zuvörderst untersucht er die von St. Cyr getroffenen Vertheidigungsanstalten, denen er seinen Beifall zollt. Dann besucht er den König, aber nur auf einen Augenblick. Rasch sprengt er wieder den Stadtthoren zu, um sich in Person von der Zahl, Bewegung und Stellung des Feindes zu überzeugen.

Um drei Uhr griffen die Verbündeten von allen Seiten an. Murat mit der Cavallerie und Mortier mit seinem Corps eilen ihnen sogleich entgegen, und Ney mit vier Divisionen der jungen Garde in

zwei Colonnen wirft sich mit solchem Nachdruck auf den Feind, daß Alles vor ihm weicht.

„Napoleon ist in Dresden!“ rief der Fürst von Schwarzenberg. „Der günstige Augenblick, die Stadt zu nehmen, ist vorüber.“

Am folgenden Tage (d. 27sten) setzte sich Napoleon, trotz des heftigen Regens, früh sechs Uhr zu Pferde, um noch einmal zu recognosciren. Auf der Höhe vor sich bemerkt er alsobald eine Lücke. Kleinau ist noch nicht eingetroffen. Augenblicklich müssen Murat und Victor auf diesen Punkt zurücken, um ihn einzunehmen. Um 9 Uhr sind die Franzosen Herren dieser Stellung, um 11 Uhr werfen sie den linken Flügel des Feindes, den sie fast vernichten. Eben so glücklich ist die junge Garde gegen den rechten Flügel; zwei Bataillone der alten Garde, die einzigen dieses Corps, welche zum Angriff kamen, fochten nur mit dem Bajonett, denn die Flinten gingen nicht los bei dem Regen, und warfen Alles vor sich nieder. Um drei Uhr Nachmittags war die Schlacht entschieden gewonnen. Die Alliirten, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden, zogen sich zurück, und ließen 25,000 Gefangene, 40 Fah-

nen und 60 Geschütze in den Händen der Sieger.

Moreau hatte den Alliirten gerathen, ihren Angriff auf Dresden am 27sten aufzugeben, da Napoleon bedeutende Verstärkung an sich gezogen; diese aber fürchteten durch einen voreiligen Rückzug den guten Muth ihrer Krieger herabzustimmen. Während der Schlacht bemerkte Moreau, daß Napoleon den linken Flügel der Verbündeten umgehen wollte. Er eilte zum Kaiser Alexander, der im Centrum hinter einer preußischen Batterie hielt, um ihm dieß zu melden. Napoleon gewahrte die Gruppe, welche seine Bewegungen zu beobachten schien, und befahl einem Artilleriecapitain, ein Dutzend Kugeln nach dem Punkte zu werfen, um die Beobachtung zu stören. Eben war Moreau im Begriff, das Manöver der Franzosen dem Kaiser von Rußland auseinander zu setzen, als eine dieser Kugeln ihm beide Beine wegnahm. Moreau ertrug mit Gelassenheit die Amputation. Er rauchte dabei eine Cigarre. Am 2ten September starb er zu Laun in Böhmen.

Napoleon ließ die Verbündeten, welche eilten, die böhmischen Pässe zu gewinnen, lebhaft verfolgen. Aber das Glück, das ihm bei Dresden noch einmal gelächelt,

schien plötzlich ihm den Rücken zu wenden. Vendamme, der mit einer schwachen Heeresabtheilung der ganzen verbündeten Armee den Rückzug abzuschneiden gedachte, wurde bei Culm von deren Uebermacht erdrückt, und gerieth in Gefangenschaft. Auch Macdonald, der in Schlesien commandirte, mußte nach dem Verlust der Schlacht bei der Katzbach auf einen Rückzug bedacht sein. Oudinot ward am 23sten August bei Großbeeren geschlagen, und am 6ten September bei Jüterbock fast vernichtet.

Napoleon machte jetzt Dresden zum Mittelpunkt seiner Operationen, und brachte den September und die Hälfte des Octobers damit zu, bald gegen Schwarzenberg, bald gegen Blücher und Sacken, und bald gegen Bernadotte zu marschiren. Er schlug sie Einen nach dem Andern; aber seine Siege schwächten nur sein Heer, während die unerschöpflichen Hülfsquellen der Alliirten jede Niederlage ausglichen.

Hierzu kam der Abfall Baierns und der Völkeraufstand im Rücken der französischen Armee. In Sachsen und Westphalen bildeten sich Freicorps, welche den König von Westphalen verjagten, der nach Frankreich flüchten mußte.

An der Elbe konnte Napoleon sich länger nicht halten. Er mußte sich nach Leipzig zurückziehen, wohin der König von Sachsen und die Königin sich schon begeben hatten.

3.

Am 14ten October langte Napoleon daselbst an. Die Corps von Victor, Augereau und Lauriston waren dort schon vereinigt; die Alliirten mit ihrer ganzen Macht folgten ihm auf dem Fuße.

Am 16ten Morgens 9 Uhr eröffnete Schwarzenberg den Kampf. Bald wurde der Angriff allgemein. Wachau und Liebertwolkwitz wurden hartnäckig angegriffen und vertheidigt. Aber auch von der Parthe und von Lindenau her erscholl Kanonendonner. Von beiden Seiten ward mit äußerster Erbitterung, aber mit schwankendem Glücke gefochten. Bei Wachau würde Napoleon vollständig gesiegt haben, hätte nicht

Alexander mit Gefahr des eigenen Lebens sich an der Spitze seiner Gardekosacken der französischen Reiterei entgegengeworfen. Es war ein hochherziger aber tollkühner Entschluß, der jedoch die Armee der Verbündeten von einer Niederlage rettete.

Am 17ten hinderten der Regen und die schlechten Wege die Erneuerung der Schlacht. Am 18ten jedoch mit Tagesanbruch setzten sich die Verbündeten in Bewegung. Napoleon hatte indessen für Alles gesorgt. Er hatte die Nacht benutzt, um seine Anordnungen zu treffen. Aus seinem Bivouak war er in die Zelte seiner Generale geeilt, hatte Ney zu Reudnitz geweckt, und Bertrand zu Lindenau besucht, und allenthalben seine Befehle hinterlassen.

Um 10 Uhr begann die Kanonade auf der ganzen Linie. Bis drei Uhr stand die Schlacht für die Franzosen noch günstig. Allein der Uebergang der Sachsen und der würtembergischen Reiterei verursachte eine Lücke im linken Flügel, welche der preußische General Bülow benutzte, indem er fast bis Reudnitz vordrang. Doch Napoleon selbst warf sich mit einer Division seiner Garde ihm entgegen und drängte ihn wieder zurück. Abends waren die Fran-

losen noch Meister aller ihrer Stellungen; aber eine nochmalige Schlacht stand ihnen bevor, deren glücklicher Ausgang ihnen höchstens einen ehrenvollen Rückzug verschaffte.

Schon wollte Napoleon Alles wieder, wie am Abende vorher, anordnen, als die Generale Sorbier und Dulauloy ihm meldeten, daß die Schießvorräthe erschöpft wären, so daß sie kaum zwei Stunden noch die Schlacht unterhalten könnten. Seit fünf Tagen hatte die Armee mehr denn 220,000 Kanonenschüsse gethan, und neuen Vorrath konnte man nur zu Magdeburg oder Erfurt einnehmen.

Napoleon entschied sich für Erfurt. Am 19ten mit Tagesanbruch hatte der größte Theil der Armee den Rückzug schon angetreten. Macdonald und Poniatowski sollten mit der Nachhut die Vorstädte vertheidigen, bis auch die Corps von Ney und Marmont über die Elster wären.

Als die Alliirten die rückgängige Bewegung gewahrten, rückten sie mit allen ihren Colonnen auf Leipzig an, fanden aber den hartnäckigsten Widerstand von Macdonald und Poniatowski. Der Obrist Montfort hatte den Befehl, die Elsterbrücke zu

sprengen, sobald die letzte französische Colonne hinüber sei. Da man ihm aber die falsche Nachricht brachte, der Kaiser wolle ihn sprechen, so verließ er seinen Posten, und vertraute seine Lunte einem Sapeur-Corporal an. Dieser hört in der Nähe schießen. Er glaubt, die französische Armee sei schon hinüber, brennt an, die Brücke fliegt in die Luft, und vier Armeecorps sind abgeschnitten. Macdonald rettete sich glücklich durch die Elster; der verwundete Poniatowski geräth auf eine tiefe Stelle und kommt nicht wieder zum Vorschein; auch Reynier und Lauriston verschwinden. 15,000 Mann fanden durch dieß traurige Ereigniß ihren Tod in den Fluten. Der größte Theil des Geschützes und des Gepäckes fiel in die Hände der Verbündeten.

Am 23sten langte die französische Armee in Erfurt an. Am 25sten setzte sie ihren Marsch nach dem Rheine fort. Bei Hanau stößt sie auf 60,000 Mann Oesterreicher und Baiern unter Anführung des Generals Wrede, und schlägt sie. Am 1sten langte Napoleon in Frankfurt an, von wo aus er an Maria Louise schrieb und ihr 20 bei Wachau, Leipzig und Hanau eroberte Fahnen sandte — theuer erkaufte

Triumphen! In Mainz verweilte Napoleon noch einige Tage, um seine Armee, die sich auf der Rheinlinie aufstellen sollte, zu reorganisiren. Am 9ten verließ er Mainz und langte Abends um 9 Uhr in Paris an, das, seit langer Zeit an Triumphzüge und Siegeshymnen gewöhnt, jetzt zum zweiten Male binnen Jahresfrist den Kaiser, verlassen vom Glücke, verrathen von seinen Bundesgenossen, und verfolgt von allen europäischen Heeren, in seinen Mauern empfängt.

4.

Am 15ten December rief ein neuer Senatsbeschluß 300,000 Mann unter die Waffen, und ein kaiserliches Decret machte 180,000 Mann Nationalgarden mobil; aber was vermochten sie gegen eine Million heranziehender Feinde.

Hierzu kam, daß die Armee in Spanien gezwungen worden war, die Halbinsel zu räumen. Die

Engländer und Spanier hatten schon die Pyrenäen überschritten und standen auf französischem Boden. Der Vicekönig von Italien hielt sich nur mühsam jenseits der Alpen. Murat war von Neuem abgefallen, und hatte unter dem Schutz der Engländer ein Bündniß mit Oesterreich geschlossen. Alle Festungen an der Elbe oder Oder, mit Ausnahme von Magdeburg und Hamburg, capitulirten, und die Bourbonen überschwemmten die südlichen Provinzen mit ihren Proclamationen*).

Allein ein kriegerisch begeistertes Volk stand dem Kaiser zur Seite und half ihm bis an's Ende in seiner ganzen Größe über die Schlachtfelder schreiten. Ja, vielleicht war Napolton niemals größer, als in den Tagen seines Untergangs.

Nur zögernd wagten die Alliirten den Rhein zu überschreiten. Die Franzosen von 1814 waren nicht mehr die von 1792. Blücher und Wittgenstein hatten anfangs fast nur gegen bewaffnete Bauern zu kämpfen. Umsonst wurde die Todesstrafe gegen

*) Sie nannten sich in denselben die Wiederhersteller der Freiheit, so wie Napoleon sich häufig rühmte, der Wiederherstiller des Altars und des Thrones zu sein.

Bauern und Handwerker verkündet, welche die Waffen in der Hand ergriffen würden. Umsonst drohte man mit Niederbrennung der Dörfer, welche sich Widersetzlichkeiten erlauben sollten. Zu dem freiwilligen Landsturm des Elsaß und der Vogesen gesellte sich auch der der Champagne, Franche-Comté und Burgunds. —

Am 23sten Januar übertrug Napoleon noch einmal der Kaiserin die Regentschaft, am 25sten umarmte er sie und seinen Sohn — zum letzten Male — und reiste um 3 Uhr des Morgens von Paris ab, dem dreifach überlegenen Feind entgegen. Am 26sten war sein Hauptquartier zu Vitri, am 27sten vertrieb er den Feind aus St. Diziers, wo er sich allen Arten von Ausschweifungen überlassen. Zwei Tage darauf entriß er Blücher Stadt und Schloß Brienne, und brachte ihm einen Verlust von 4000 Mann bei. Ja, Blücher, der sich eben zur Ruhe begeben wollte, wäre beinahe gefangen worden, und rettete sich nur mit genauer Noth an der Spitze seines Generalstabes. Um 10 Uhr, als Napoleon im Begriff war, sein Hauptquartier nach Brienne zu verlegen, welches der fliehende Feind in Brand gesteckt, stürzte ein Haufen

Kosacken gegen seine Colonne. Ein Kosack mit seiner Lanze stürmte gerade auf den Kaiser los; noch zur rechten Zeit streckte ihn ein Pistolenschuß des General Gourgaud zu Boden.

Am Nachmittag des 1sten Februar griffen Blücher und Schwarzenberg mit 130,000 Mann bei Brienne an. Napoleon konnte ihnen nicht die Hälfte der Mannschaft entgegensetzen, und zog sich nach Troyes zurück, um nicht von Paris abgeschnitten zu werden. Am 10ten Februar schlug er Olsufieff bei Champ-Aubert, nahm ihn selbst gefangen, tödtete ihm 3000 Mann, und eroberte 15 Kanonen. Am 11ten ward Sacken bei Montmirail auf's Haupt geschlagen; er verlor über 7000 Mann und 13 Kanonen. Am 14ten hatte Blücher bei Vauxchamp dasselbe Schicksal; die schlesische Armee hatte binnen 4 Tagen 16,000 Mann und 4 Kanonen eingebüßt. Pahlen, der bei Nogent aufgelöst und über die Seine geworfen wurde, verlor 2000 Mann und 9 Kanonen.

Um diese Siege zu erfechten, hatte Napoleon Victor und Oudinot Schwarzenberg gegenüber in derselben Stellung gelassen. Schwarzenberg aber merkte, wie dünn der Feind sei und rückte vor; Victor und

Dadinot zogen sich zurück. Aber schon erschien Napoleon mit Blitzesschnelle wieder. Zu einem entscheidenden Schlag auf Schwarzenbergs Hauptheer sollte Victor am 17ten die Brücke von Montereau stürmen; aber böse Wege verhindern den Marschall, zur rechten Zeit einzutreffen. Chateau allein greift an, aber die Streitkräfte sind zu ungleich. Chateau wird geworfen und fällt an der Spitze seiner Krieger. Der Angriff aber war mit solchem Nachdruck geschehen, daß Gerard Zeit gewann, nachzukommen. Bald darauf langte Napoleon ebenfalls an, und richtete mitten im Kugelregen selbst die Kanonen. Zu seinen Kriegern, die ihn baten, seine Person nicht auszusetzen, sprach er wie in Aegypten: „Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!“ Montereau ward jetzt so schnell erstürmt, daß der Feind nicht Zeit hatte, die Brücke hinter sich zu sprengen. Die Bewohner von Montereau nahmen an dem Siege Theil, und schossen aus den Fenstern auf die Oesterreicher und Würtemberger. Die Garden waren nicht einmal in's Feuer gekommen. Bey ihrer Ankunft war die Flucht schon allgemein; aber die Nationalgarde der Bretagne hatte mit gefochten und sich der Meluner Vor-

ſtadt bemächtigt, denn Napoleon hatte bei der Revue zu ihnen geſagt: „Zeigt, weſſen die Männer des Weſtens fähig ſind! Sie waren zu allen Zeiten die treuen Vertheidiger des Vaterlandes und die feſten Stützen der Monarchie.“

Gegen den Marſchall Victor aber ließ Napoleon ſeinen ganzen Zorn aus. Er beſchränkte ſich nicht, ihm in dem officiellen Berichte feierliche Vorwürfe zu machen, ſondern nahm ihm auch das Commando und übergab ſein Corps dem General Gerard.

Victor, ſchon durch den Tod ſeines Schwiegerſohnes, des muthigen Chateau hart getroffen, entſchuldigte ſeine Verſäumniß hauptſächlich durch die Ermüdung ſeiner Truppen, und fügte hinzu, daß, wofern er einen Fehler begangen, das ſeiner Familie widerfahrene Unglück denſelben hart genug beſtrafe. Als auch dieß Napoleon milder ſtimmte, fuhr Victor fort: „Wohlan, Sire, ſo werde ich eine Flinte nehmen und wieder in den Reihen Ihrer Garde kämpfen. Der alte Victor hat ſein Handwerk nicht verlernt.“ — Da reichte Napoleon ihm die Hand. „Wohlan, Victor,“ ſagte er, „bleiben Sie! Ihr Armeecorps kann ich Ihnen nicht wieder geben, allein Sie ſollen zwei

Divisionen meiner Garde haben, und fortan sei Alles zwischen uns vergessen."

Das Treffen von Marmont und Montereau hatte für Schwarzenberg die Folgen, wie die von Montmirail, Vaurchamp u. s. w. für Blücher. Die Oesterreicher, auf ihrem Zug nach Paris eben so unglücklich wie die Preußen und Russen, mußten sich durch eine erbitterte, wuthentflammte Bevölkerung zurückziehen.

Während dieser Zeit waren Versuche zu einem Waffenstillstand, und wo möglich zu einem dauernden Frieden gemacht worden. Napoleon war bereit, Viel zu opfern; die Alliirten aber suchten ihn nur von seinen raschen Operationen zurückzuhalten, um sich sammeln und verstärken zu können. Oesterreich ließ zwar durch den Fürsten Wenzel von Lichtenstein Napoleon versichern, daß gegen seine Dynastie Nichts unternommen werden solle; aber unter dem Emigrantenhaufen im Gefolge der alliirten Heere, welche auf Paris losrückten, befanden sich alle Glieder der alten Königsfamilie, während Wellington im Süden in jeder eroberten Stadt die weiße Fahne aufpflanzte.

5.

Zehn Tage waren seit der Niederlage der Preußen verstrichen, aber schon war ihr Verlust ersetzt, so daß sie wieder die Offensive ergreifen konnten.

Napoleon wiederholte hier das bewundernswürdige Kriegsschauspiel des Feldzugs der fünf Tage, nur daß es diesesmal einen Monat lang dauerte. Wie in Italien, schien er sich vervielfältigt zu haben, und überall zu sein, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Aber das Glück hatte ihm den Rücken gewandt. Die Witterung hinderte seine Feldherren, seine Befehle auszuführen, seine Couriere wurden aufgefangen, und beispiellose Verräthereien vernichteten seine glänzendsten Erfolge.

Noch einmal verließ er Troyes und marschirte in Eilmärschen gegen Blücher. Aber Schwarzenberg, abermals die Abwesenheit des Kaisers wahrnehmend, wirft sich mit Uebermacht auf die geschwächten Truppen, und nimmt nach einem furchtbar blutigen Gefechte Troyes, um von da aus gegen Lyon, die zweite Stadt des Reiches zu operiren, während der kühne Blücher wieder gerade auf Paris losstürmt.

Blücher indeß konnte nicht so schnell vorrücken, als er erwartet. Marmont und Mortier machten ihm jeden Schritt streitig. Als gar Napoleon zu ihnen stieß, zog er sich zurück bis unter die Mauern von Soissons, welches in gutem Vertheidigungszustand war und eine Besatzung von 1400 Polen hatte. Hier konnte er nicht weiter, und, von allen Seiten eingeschlossen, blieb ihm, um nicht aufgerieben zu werden, Nichts übrig, als zu capituliren.

Aber ein General Moreau (ein ominöser Name, sagte Napoleon), Befehlshaber der Besatzung von Soissons, kapitulirte statt seiner in derselben Nacht mit Winzingerode und Bülow. Am andern Morgen wurden Blücher die Thore von Soissons geöffnet. Moreau wurde zwar vom Kaiser vor ein Kriegsgericht gestellt; der Prozeß verzögerte sich jedoch bis zum Sturze des Letzteren.

Am 7ten März schlug Napoleon Woronzoff bei Craonne; der Sieg bahnte ihm den Weg nach Rheims und Laon, obschon er theuer erkauft war. Ney schwebte in Todesgefahr, und Victor ward verwundet. Doch im Begriff, am 10ten Blücher in Laon anzugreifen, vernahm Napoleon, daß Marmont ge-

ſchlagen, und 25,000 Gefangene und 40 Kanonen verloren habe. Indeß griff Blücher an. Napoleon zog ſich zurück, warf ſich aber auf Rheims, welches St. Prieſt, ein Franzoſe in ruſſiſchen Dienſten, dem General Corbineau abgenommen hatte. Er ſtürmte die Stadt, St. Prieſt fiel bei der Vertheidigung derſelben, und in der Nacht vom 13ten auf den 14ten nahm Napoleon Beſitz von Rheims.

Alexander beſorgte, daß dieſe Siege Napoleons dennoch am Ende bei den Heeren nachtheilig wirken dürften, und beſtand auf eine Vereinigung aller Streitkräfte der Alliirten, um auf Paris zu marſchiren.

Nach verſchiedenen Märſchen und Gefahren kam Napoleon am 20ſten nach Arcis, wo er auf die ganze Armee von Schwarzenberg ſtieß, welche nach Chalons wollte, zur Vereinigung mit der ruſſiſchen und preußiſchen Armee. Vergebens ſuchte Napoleon ſie aufzuhalten. Er ſtürzte ſich in den dichteſten Kugelregen. Eine Granate platzte zu den Füßen ſeines Arabers. Er verſchwand in einer Wolke von Staub und Rauch. Man hält ihn für verloren. Allein er erhebt ſich wieder, fodert ein anderes Pferd, und ſetzt ſich von Neuem dem Feuer der Batterien aus.

Doch alle Anstrengungen sind vergebens. Schwarzenberg erkämpfte die Straße, und an eben dem Tage überließ Augereau Lyon den Generalen Bianchi und Bubna.

Napoleon macht die letzte Anstrengung, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, den Sieg an seine Adler zu fesseln. Während Marmont und Mortier mit allen Verstärkungen, die sie an sich ziehen können, schleunigst Paris zu Hülfe eilen sollten, macht er eine Bewegung im Rücken des feindlichen Heeres, um dessen Communication abzuschneiden, sich mit den Besatzungen in Elsaß und Lothringen zu vereinigen und den Volksaufstand zu organisiren.

Joseph Bonaparte, der Commandant von Paris, erhielt Befehl, die Seinfahrzeuge wegzunehmen, die Brücken abzubrechen, die Straßen zu verbarricadiren, und die Stadt bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Von Havre werden 10 Feuerschlünde auf die Wälle von Paris geschafft. Noch 20,000 Mann sind bereit, in die Linie einzutreten.

Die Alliirten stutzen. Beträchtliche Streitkräfte haben sie in der Front, im Rücken, ihre Verbindungslinie mit der Grenze ist bedroht, und bewaffnet sich

die zur Wuth gereizte kriegerisch begeisterte Bevölkerung, so ist Alles für sie zu befürchten. Wo aber ist der Schreckliche selbst, der, wenn man ihn besiegt zu haben glaubt, am gefährlichsten droht. Ist er in Paris oder an der Grenze? Wohin soll man sich wenden, um ihm nicht in die Hände zu eilen? — Es wird Kriegsrath gehalten. Aber die Monarchen sind verschiedener Meinung. Ihre Uneinigkeit vermehrt sich noch dadurch, daß Castlereagh erklärt, daß seine Regierung keine Subsidien mehr zahlen würde, wenn dieser Krieg nicht zu einem baldigen glorreichen Ende käme.

In diesem Augenblick aber trat Blücher mit freudestrahlendem Antlitz ein; er hatte einen Courier Napoleons aufgefangen mit wichtigen Depeschen, mit Verhaltungsmaßregeln für Maria Louise und Joseph. Jetzt wußte man, wo Napoleon war. Nun galt es vorwärts auf Paris zu stürmen.

Marmont und Mortier, statt sich auf Paris zurückzuziehen, rückten vor, bis Fère Champenoise, wo die Alliirten am 25sten März sie angriffen und mit Uebermacht erdrückten.

Als Napoleon, der inzwischen einige glückliche Gefechte gegen die Arrièregarden der Alliirten geliefert,

diese Niederlage erfuhr, eilte er sogleich der Hauptstadt zu Hülfe. Am 30sten des Abends war er nur noch fünf Stunden weit von Paris; er wechselte zu Frömenteau die Pferde, um den kleinen Raum in gewohnter Schnelligkeit zu durchfliegen; — aber schon war es zu spät.

Joseph hatte bei Annäherung des Feindes, auf Napoleons Befehl sich stützend, die schleunige Abreise der Kaiserin und des Königs von Rom verlangt. Der Regentschaftsrath widersprach einstimmig. Die Königin von Holland warnte prophetisch: „Wenn Ihre Majestät jetzt die Tuilerien verlassen, so sehen Sie sie nie wieder.“ Auch der kleine König von Rom sträubte sich hartnäckig, weinte und schrie: „Sein Vater habe ihm verboten, von hier zu gehen.“ Er mußte mit Gewalt fortgebracht werden.

Durch die Flucht der Kaiserin, der Regentin, war die Hauptstadt den Ränkespinnern und Verschwörern Preis gegeben. Talleyrand, der in dem Rathe ebenfalls gegen die Abreise protestirt hatte, sagte beim Herausgehen: „Jetzt rette sich, wer kann!“

Vergebens bot die Nationalgarde Alles auf zur Vertheidigung der Hauptstadt. Eine unsichtbare Hand

hintertreibt die Vertheidigungsanstalten und begünstigt die Fortschritte der Feinde. Der Kriegsminister Herzog von Feltre beobachtete ein so befremdendes Benehmen, daß er schweren Verdacht auf sich lud. Die Zöglinge von Alfort, der Kaisergarde und der polytechnischen Schule wetteifern mit der Nationalgarde und bedienen das Geschütz. Der ehrwürdige Moncey und sein Sohn vertheidigen die Barrière von Clichy, umgeben von den berühmtesten Künstlern und Gelehrten. Aber Marmont, der Marschall von Frankreich, Napoleons Zeitgenosse und Waffenbruder, capitulirte. Man hatte ihn überredet, daß die Hauptstadt nur dadurch zu retten sei, und er, um die Hauptstadt zu retten, überlieferte Frankreich den Feinden und zertrümmerte den Thron seines Kaisers.

6.

Am 31sten Mai 1814 zogen die Alliirten in Paris ein. Kaiser Alexander trieb den Schein von

Großmuth und Siegermäßigung so weit, das französische Volk aufzufordern, sich selber diejenige Regierung zu geben, die ihm am besten gefalle. Eine Deputation entspricht dieser Aufforderung und begehrt die Bourbonen wieder. Die Alliirten hatten, schon den ganzen Vorrath derselben im Lager mit sich geführt; demungeachtet machte Alexander Einwendungen, und meinte, bei der freien Souverainetät Frankreichs sei die Rückkehr der Bourbonen unmöglich. Aber Talleyrands dringende Vorstellungen erweisen ihm nicht nur die Möglichkeit; er selbst übernimmt es, den Senat dahin zu bringen, Napoleon abzusetzen, und Ludwig XVIII. die Krone zu überliefern.

Napoleon befand sich indessen zu Fontainebleau, inmitten seiner treuen Garde, welche vor Begierde brannte, die Schmach der Capitulation von Paris zu rächen.

Als Caulincourt im Auftrage Alexanders Napoleon auffordern ließ, abzudanken, wollte dieser im ersten Augenblick noch einmal das Glück der Waffen versuchen; aber seine Marschälle blieben finster und schweigen.

„Ueberhäufe Jemanden mit Wohlthaten," sagt

Montesquieu, „und sein erster Gedanke ist, das Empfangene zu behalten.“

Napoleon wollte zu Gunsten seines Sohnes verzichten; inzwischen aber hatten die Alliirten in der Hauptstadt des Reiches schon festeren Fuß gefaßt, und erklärten unumwunden, daß Ludwig XVIII. ein Prinzip sei, welches der Bund der Könige und Fürsten heilige, und daß sie nicht gesonnen wären, auf dem Gipfel des Sieges es fallen zu lassen.

Mit Entrüstung wies Napoleon diese neue Demüthigung von sich. Er zählte seine Hülfsquellen auf. „Wohlan!“ spricht er, „Frankreich sei für uns verloren, aber Italien bleibt uns. Noch einmal über die Alpen, wer folgt mir?“ Aber seine Berechnungen, Hoffnungen, Entschlüsse fanden keinen Anklang. Nicht mehr der Generalstab von Lodi und Arcole umgiebt ihn; die erblichen Herzöge der kaiserlichen Monarchie haben die Süßigkeit des Hoflebens gekostet und scheuen die Kriegsbeschwerden. Warum wandte sich Napoleon nicht, statt an die goldenen, an die wollenen Epaulettes? Mit Jubel wäre er begrüßt worden. Der Enthusiasmus seiner Krieger hätte seine trauernde Seele neu belebt.

Aber auch er erlag seinen kaiserlichen Gewohnheiten. Ohne die Großoffiziere seiner Krone glaubte er nicht mehr Kaiser zu sein. Die Republik hatte ihn mit einem Gefolge von Helden umgeben. Das Kaiserreich hatte große Herren daraus gemacht, ohne Kraft und guten Willen, seinen Sturz zu hindern. Nach dem bekannten Worte hatte Napoleon den Bourbonen wieder das Bett gemacht; nun sie kamen, mußte er gehen. — Er ergriff die Feder und verabreichte nach wenig Minuten Caulincourt die Urkunde, welche die Alliirten verlangten, und welche lautete:

„Da die verbündeten Mächte verkündet, daß der Kaiser das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des europäischen Friedens sei, so erklärt der Kaiser, treu seinem Eide, daß er den Thronen Frankreichs und Italiens für sich und seine Kinder entsage, und daß es kein Opfer gebe, sein Leben nicht ausgenommen, welches er dem Wohle Frankreichs nicht zu bringen bereit sei.

Fontainebleau, am 11ten April 1814.

Napoleon."

Maria Louise empfing zu Rambouillet den Besuch des Kaisers von Oesterreich und des Kaisers von Ruß-

Napoleon en Fontainebleau

land. Man hatte es [illegible], nach Fontainebleau zu gehen zu ihrem kaiserlichen [illegible] und sie, getreu der passiven Rolle, die sie [illegible] Drama spielte, ging mit ihrem jungen Prinzen, [illegible] Schicksal zu zertrümmern ihr erlauchter Vater, der Kaiser Franz, sich hatte angelegen sein lassen, [illegible] zurück.

In der Nacht des 12ten auf den 13ten April, nachdem Napoleon erfahren, daß man auch Gemahlin und Sohn von ihm trennen wollte, herrschte große Unruhe und Bestürzung auf Fontainebleau. Die Diener eilten unruhig hin und her; Aerzte wurden gerufen; Napoleons Freunde geweckt. Man hielt den Kaiser für vergiftet, und er soll den Versuch des Selbstmordes eingestanden haben mit den Worten: „Gott will es nicht.“

Dem widerspricht jedoch seine sämmtliche nächste Umgebung. Nur heftige Gemüthsbewegung, moralische Leiden sollen ihm jenen Zustand zugezogen haben, aus welchem die erste Arznei ihn befreite, indem sie ihm heilsamen Schlummer gewährte.

Das Geheimniß dieser Nacht ist demnach völlig unenthüllt.

Am 20sten April begab sich der Kaiser in den Schloßhof (des weißen Pferdes), wo die Garden ein Spalier bildeten. Er gab ein Zeichen, daß er reden wollte, und Todtenstille herrschte. „Soldaten!“ begann er: „Ich sage Euch Lebewohl. 20 Jahr waren wir beisammen; ich war stets mit Euch zufrieden. Stets folgtet Ihr mir treu auf der Bahn des Ruhmes. Alle Mächte Europa's bewaffnen sich gegen mich. Meine Generale verrathen ihre Pflicht und Frankreich. Ja Frankreich selbst will ein anderes Schicksal. Ich könnte mit Euch und den Tapfern, die mir treu geblieben, einen Bürgerkrieg beginnen; aber das würde Frankreichs Unglück vollenden. Seid dem neuen König, den sich Frankreich gewählt, treu, wie Ihr mir wart! Liebt es immer, liebt es heiß, das theure Vaterland! Ich kann Euch nicht Alle an mein Herz drücken, aber Euern Obersten will ich umarmen. Euren Adler will ich küssen. Mag dieser Kuß in Euren tapfern Herzen widerhallen. Lebt wohl, meine Kinder! bewahrt mich in Eurem Andenken!“

Bei diesen Worten fangen die bärtigen Gardisten an zu schluchzen, Alles zerfließt in Thränen. Napo-

leon wirft sich in den Wagen, der seiner wartet, und in welchem sich der General Bertrand befindet. Er folgt der von den Verbündeten ernannten Commission, die ihn nach der Insel Elba geleiten soll. Constant, sein Kammerdiener, und Rustan, sein Mameluck, folgten dem Beispiel der Großwürdenträger des Reichs und verließen ihn die Nacht zuvor.

7.

Am 3ten Mai, dem Einzugstage Ludwigs des Achtzehnten, ging Napoleon auf der Rhede von Porto-Ferrajo vor Anker. Die Behörden der Insel Elba beeilten sich, ihren neuen Souverain am Bord der englischen Fregatte zu bewillkommnen. Am 4ten stieg der Kaiser, begrüßt von 101 Kanonenschüssen, an's Land. Die ganze Bevölkerung, die Municipalität und Geistlichkeit war ihm entgegengezogen.

Napoleon beschäftigte sich mit der Verwaltung der

7½ □M. umfassenden Insel, als ob er sich vorgenommen, daselbst ernstlich und lange zu regieren. Auf derselben prangen bald herrliche Anpflanzungen; Straßen erleichtern den innern Verkehr, nützliche Häuser und Paläste erheben sich. Die schon seit der Römerzeit berühmten Eisenwerke kommen in Flor, und die Erde muß ihr Silber und Kupfer hergeben. Am 26sten Mai langte Cambronne mit den Tapferen der alten Garde an, welche das Exil ihres Feldherrn theilen wollten. Auch die schöne Prinzessin Pauline und die Mutter Napoleons langten an, um ihn nie wieder zu verlassen.

Ludwig XVIII. indessen, obschon er eine allgemeine Amnestie verheißen, sowie Beibehaltung aller Gesetze und Einrichtungen, ja aller Beamten, nahm die vom Senate entworfene, und vom gesetzgebenden Körper angenommene neue Constitution nicht an, unter dem Vorwande: „sie trage das Gepräge der Eile an sich.“ Dagegen legte er dem gesetzgebenden Körper eine vom 19ten Jahre*) seiner Regierung datirte Charte vor, wodurch er aus eignem

*) Seit dem Tode Ludwigs XVII. im Kerker.

freien Willen und Ermessen der ihm von Gott und seinen Vorfahren verliehenen Machtvollkommenheit einige Schranken setzte. Cadoudal und seine Höllenmaschine wurden geadelt, Moreau gepriesen, Pichegrü durch eine Ehrensäule verherrlicht, und die treuen Krieger Frankreichs gedemüthigt, unterdrückt und auf halben Sold gesetzt. Trotz der Charte war die Presse geknebelt, die Censur strenger als je; die Zeit vom 1789 sollte wieder herbeigeführt werden. Die Nationalgüter wurden zurückgefordert, die hohe Geistlichkeit verfolgte die Protestanten, der Orden der Ehrenlegion wurde an obscure Chuans und Vendéeoffiziere vertheilt, und die drückendsten Abgaben dauerten fort.

Sagte man 1814 von Napoleon, er habe den Bourbonen das Bett wieder gemacht, so öffneten sie ihrerseits ihm wieder den Weg zum Thron; nur 3 bis 4 Monate hätte er noch verstreichen lassen sollen. Man hat viel von seinen Einverständnissen in Frankreich und Italien, seinen Emissären, Correspondenten, Mitschuldigen gesprochen, und wollte seine Rückkehr von Elba durchaus ein Complott taufen. Jetzt ist es gewiß, daß die ganze Verschwörung nur in

seinem Kopfe bestand. Niemand wußte darum, außer etwa Bertrand und Drouot am Tage seiner Abreise.

Am 1sten November wurde der Congreß zu Wien eröffnet. Aber weder über die deutschen, noch über die europäischen Angelegenheiten konnte man einig werden. Nicht etwa, weil es sich um die Rechte der Völker handelte: darüber war man einig. Aber Rußland, Oesterreich, Preußen wollten entschädigt sein, alle mediatisirten Fürsten ihre Länder wiederhaben. Selbst Napoleons Asyl wurde vom Fürsten Ludovisa in Anspruch genommen, und Talleyrand meinte, man könnte ihn ja nach Helena schaffen. Rußland bestand auf Warschau, Preußen auf Sachsen, ja Alexander sandte schon Constantin nach Polen, um seinen Willen mit Gewalt der Waffen durchzusetzen, worauf auch England, Frankreich und Oesterreich sich rüsteten und ein Schutz und Trutzbündniß schlossen.

Am 26sten Februar 1815 Nachmittags 1 Uhr kündigte Napoleon seiner Garde*) an, sie solle sich zur

*) 400 Mann von der alten Garde, 100 polnische Reiter und 500 andere Soldaten befanden sich auf Elba.

Abfahrt bereit halten. Seine Truppen offenbarten den freudigsten Enthusiasmus, zumal als sich Napoleons Mutter und Schwester an den Fenstern des Palastes zeigten; einstimmig riefen sie: „Paris oder den Tod!“

Um 4 Uhr Nachmittags befanden sich die 400 Mann der alten Garde am Bord des Inconstant. Die übrigen Truppen nahmen fünf andere kleine Fahrzeuge auf. Abends 8 Uhr bestieg der Kaiser, Bertrand und Drouot den Inconstant, und ein Kanonenschuß gab das Zeichen zur Abfahrt.

Glücklich entging das kleine Geschwader den Stürmen und englischen Kreuzern, und erreichte am 1sten März um 3 Uhr den Golf von St. Juan.

Auf der Rhede von Cannes ging die Ausschiffung unverzüglich vor sich. Der Kaiser stieg zuerst an's Land. Gegen 1 Uhr brach er an der Spitze seiner Getreuen, in der Richtung nach Grasse, auf, und gelangte am 7ten Mai unter den unaufhörlichen Freudenbezeugungen der Bewohner nach Gap. Als er durch St. Bonnet kam, wollten die Einwohner die Sturmglocke ziehen und sich in Masse für ihn bewaffnen, was er jedoch nicht zugab.

In der Nähe von Grenoble befand sich Marchand mit einem Bataillon des 5ten Linienregiments, um Napoleon die Straße von Lemure zu versperren. Die Avantgarde konnte die Mannschaft nicht bewegen, ihre Reihen zu öffnen und sich mit den Fahnen der alten Armee zu vereinigen*); da sprengte Napoleon zur Avantgarde, saß ab und stellte sich vor die Front des Bataillons. Die Garde folgte mit gesenktem Gewehr. „Wie, meine Freunde," rief der Kaiser, „kennt Ihr mich nicht mehr? ich bin Euer Kaiser. Will Jemand unter Euch seinen General, seinen Kaiser tödten, so möge er es thun, hier ist meine Brust!" Er entblößte seine Brust, und der Ordonnanzoffizier wollte Feuer commandiren. Aber die Soldaten riefen: „Es lebe der Kaiser!" und umarmten die Sapeurs und Minirer der Insal Elba. Die Bauern, welche die Straße und Anhöhen erfüllten, wiederholten den Ruf, und der Ordonnanzoffizier mußte fliehen, und hatte es seinem guten Pferde zu verdanken, daß er den polnischen Lanziers entkam. Aber am selben

*) Ein Ordonnanzoffizier des Generals Marchand hielt sie in Zaum.

Abend zog der Obriſt Labedoyère mit dem 7ten Regiment entgegen. Auf den Wällen von Grenoble ſtand die ganze Einwohnerſchaft nebſt der Beſatzung. Sie ſehen mit Bewunderung den Kaiſer und ſeine Mannſchaft mit geſenktem Gewehr ſich nahen. Die Ankommenden rufen: „Es lebe Grenoble! es lebe Frankreich! es lebe der Kaiſer!“, und trotz allen Mahnungen des Generals Marchand ertönt auf den Wällen: „Es lebe der Kaiſer!“ Die Einwohner erbrechen die Thore und ſprengen die Ketten der Zugbrücke, um ihren Kaiſer innerhalb ihrer Mauern zu empfangen.

Am 9ten März verließ Napoleon Grenoble, und langte am 10ten zu Lyon an, in dem Augenblick, wo Graf Artois, nach vergeblicher Mühe, die Soldaten den Bourbons treu zu erhalten, völlig verlaſſen und nur von einem einzigen königlichen Freiwilligen begleitet, die Stadt verläßt. Macdonald hatte Barricaden errichten und Sperrketten über die Brücken ziehen laſſen. Aber die Einwohner zerſtörten ſie und warfen die Ketten ſammt der weißen Fahne in's Waſſer.

In Burgund, wohin Napoleon jezt ſeinen Weg

sichtlich bewies sich die Bevölkerung nicht minder enthusiastisch. Die Bourbonen setzten einen Preis von 2,000,000 Franken auf seinen Kopf und sandten ihm Ney mit einem ansehnlichen Corps entgegen. Aber in Auxerre weigern die Truppen ihm den Gehorsam, wollen nicht gegen den Adler marschiren und auf ihren Kaiser schießen. Ney folgte ebenfalls seinem Herzen, ging zum Kaiser über und gab dadurch der ganzen Armee das Zeichen zum Abfall.

Ludwig XVIII. hatte die Kammern einberufen und eröffnete sie mit einer Rede, in welcher er versicherte, daß er bei Vertheidigung des Vaterlandes zu sterben wisse. Der Herzog von Berry führte ein Armeecorps gegen Napoleon. Die Soldaten gehorchten dem Commando, aber feuerten nicht. Endlich nahm ihn der General Gilly gefangen, aber Napoleon gab ihm freies Geleit bis an die spanische Grenze, sowie er auch einem einzigen Nationalgardisten, welcher in Lyon den Bourbonen treu geblieben, das Kreuz der Ehrenlegion gab.

Am 20sten um 4 Uhr Morgens langte Napoleon in Fontainebleau an; gegen Abend war er vor den Thoren von Paris; die dreifarbige Fahne

wehte schon seit 2 Uhr auf den Tuilerien. Die Nacht vorher war der König geflüchtet. Napoleon hatte, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, in nicht zwei Monaten einen legitimen König verjagt und einen großen Thron in Besitz genommen. Ein Ereigniß, was ohne Beispiel in der Geschichte ist.

8.

Welche geringe Hoffnung auch vorhanden war, Oesterreich zu gewinnen, so erneute doch der Kaiser seine offiziellen Versuche, um auf jeden Fall die Verantwortlichkeit eines Krieges von sich abzuwälzen.

Aber mitten in den Unterhandlungen erhob sich Murat plötzlich wider Oesterreich, statt, wie Napoleon ihn beauftragt, sich in Frankreich mit ihm zu vereinen. Napoleon sagt darüber in seinen Memoiren: Der König von Neapel war zweimal von einem seltsamen Schwindel beherrscht, zweimal die Ursache unseres Unglücks. Im Jahre 1814, als er

sich gegen mich, und im Jahre 1816, als er sich für mich erklärte.

Aber bei diesem einzigen Unglücksfall blieb es nicht. Durch unglaubliche Thätigkeit hatte Napoleon bis zum 12ten Juni 350,000 Mann Linientruppen und 600,000 Mann Nationalgarden unter die Waffen gerufen. Mit 123,000 Mann und 330 Kanonen zog er Wellington und Blücher entgegen, bevor Beide ihre Heere bei Quatre-Bras vereinigten. Am 14ten war er in Avesne, als Bourmont und mehrere hohe Offiziere zum Feinde übergingen. „Nun, Herr Marschall!" fragte der Kaiser Ney, „was sagen Sie zu Ihrem Schützling?" — „Sire, antwortete dieser, „ich habe auf Bourmont wie auf mich selbst gerechnet." — „Nun," versetzte Napoleon, „die Blauen bleiben stets blau, und die Weißen weiß."

Uebrigens waren die meisten der Napoleonischen Marschälle theils gefallen, theils in Unthätigkeit, theils auch um den geflüchteten König.

Am 5ten Juni eröffnete Napoleon den Feldzug mit der Schlacht bei Fleurus. Die Preußen wurden zurückgedrängt und verloren 2000 Mann. Am 16ten wurde Blücher noch einmal angegriffen, die Franzo-

sen zogen sich bis Fleurus zurück. Blücher verfolgte sie eifrig; indessen hatte Napoleon Signy nehmen lassen und griff mit seiner Garde an, welche das preußische Centrum durchbrach und Alles über den Haufen warf. Blücher versuchte noch einen Cavallerieangriff, ward aber geworfen; er selbst stürzte mit dem Pferde, die französischen Kürassiere setzten über ihn hinweg, und ohne die Geistesgegenwart des Grafen Nostiz wäre er in Gefangenschaft gerathen. Die Franzosen verloren an diesem Tage den tapferen General Gerard. Die Verbündeten hatten den Tod des wackern Herzogs von Braunschweig-Oels zu beklagen, der bei Quatre-Bras an der Spitze seiner siegreichen Braunschweiger hielt.

Obschon Blücher fast vernichtet war, bedurfte Napoleon doch einem so zahlreichen Feinde mit gewaltigen Reserven gegenüber, noch kräftigerer Erfolge. Auch Wellington mußte überfallen und erdrückt werden, und die Verhaltungsbefehle, die Napoleon nach allen Richtungen entsendete, hatten dieß trefflich vorbereitet. Aber neue Mißgeschicke vereitelten die Berechnungen seines Genies. Nach zwei glänzenden Schlachttagen, aus denen er als Sieger hervorging,

[illegible] seiner eine abermalige — seine letzte Kata-
strophe — bei Waterloo.

Es war am 8ten Juni. Nach 8stündigem Feuer, 8stündigen Infanterie- und Cavalerie-Angriffen sah die ganze Armee mit Freuden die Schlacht auf allen Punkten gewonnen, und das ganze Schlachtfeld in ihrer Gewalt. Um 8 Uhr marschirten 4 Bataillone der mittleren Garde auf der Hochebene jenseits des Pont St. Jean, um die Kürassiere zu unterstützen, mit dem Bajonett zum Angriff gegen die Batterien vor, welche Kartätschen sprühten. Der Tag [illegible] sich. Der Angriff mehrerer englischen Schwadronen in ihren Flanken brachte sie in Unordnung. Sie flohen über die Schlucht zurück. Danebenstehende Regimenter glaubten, es sei die alte Garde und riefen: „Alles ist verloren, die Garde flieht!“ Ein panischer Schreck durchflog allenthalben das Schlachtfeld. Alles stürzte in der größten Unordnung auf die Communicationslinie. Soldaten, Kanoniere, Pulverwawagen drängen sich, auf ihr anzulangen, selbst die alte Garde, die noch in Reserve stand, wurde von ihnen angefallen und fortgerissen. In einem Augenblick war die ganze Armee eine verworrene Masse,

alle Waffen durcheinander gemengt. Selbst die an der Seite dienstthuenden Schwadronen werden über den Haufen geworfen oder in Verwirrung gebracht. Der Feind, mit Staunen diese Unordnung gewahrend, läßt Cavalleriecolonnen vorrücken; diese vollenden die Unordnung und die einbrechende Nacht hindert jede Rettung, indem sie es unmöglich macht, die Truppen zu sammeln und ihnen den Irrthum zu zeigen, [illegible] der tapfersten Armee wird, wenn sie in Unordnung geräth und ihre Organisation aufhört. So ging eine Schlacht verloren, welche Napoleon eine neue Fortdauer seiner Macht zu versprechen schien, aber plötzlich, auf unbegreifliche Weise, sein Verderben entschied.

Seine Sendung war vorüber, der Mann des Volkes hatte die Völker an die Monarchie verrathen. Sein Volk konnte ihn nicht mehr halten, die Monarchen stürzten ihn und die Geschichte ließ ihn fallen.

9.

Am 20sten Juni 9 Uhr Abends langte Napoleon zu Paris an. Er ließ sogleich seine Brüder Joseph und Lucian, Cambacérès und die Minister zu sich kommen, um sich mit ihnen zu berathen, wie er den feindlichen Gesinnungen der Kammer der Repräsentanten zu begegnen habe. Aber diese Kammer trat zusammen, erklärte sich für permanent und denjenigen für einen Verräther des Vaterlandes, der es wagen würde, sie aufzulösen. Die Pairskammer beeilte sich, der Kammer der Repräsentanten nachzuahmen, und eine Commission von fünf Mitgliedern wurde ernannt, Napoleon zu einer nochmaligen Abdankung zu bewegen.

Napoleon hatte die Wahl, sich durch einen Bürgerkrieg zu behaupten, aber noch einmal als Vaterlandsfeind über die Alliirten herzufallen, oder sich zur Abdankung zu entschließen. Er ergreift den letzteren Ausweg und entsagt zu Gunsten des Königs von Rom. Auf diese Bedingungen achteten die Kammern wenig. Ein Commission von 5 Mitgliedern wurde zuvörderst als provisorische Regierung eingesetzt

Indeß gab es eine Menge Patrioten, welche nur von der Vertheidigung des Landes wissen wollten, welche ohne den Geist, den Arm, den Namen des Kaisers unmöglich schien. Die Krieger riefen laut: „Mehr Soldaten und den Kaiser wieder!“ Das Volk häufte sich um den Palast Elisée-Bourbon, den Napoleon bewohnte, und jauchzte: „Es lebe der Kaiser!“ Die monarchische Regierung und die Kammern fingen an, Besorgnisse zu hegen vor Volkstumulten wie vor den Alliirten, die Napoleons Abdankung vielleicht für ein bloßes Spiel betrachten dürften. Napoleon wurde daher gebeten, Paris zu verlassen und willigte drein. Er ging nach Malmaison.

Aber auch hier war Napoleon Paris noch viel zu nahe, um nicht seinen Feinden Besorgnisse einzuflößen. Ein General Becker wurde ihm beigegeben, um unter dem Vorwand, für seine Sicherheit zu sorgen, ihn zu überwachen.

Die Alliirten nahten inzwischen Paris, und Becker erhielt Befehl, Napoleon nach Rochefort zu begleiten und ihn nicht eher zu verlassen, bis er am Bord eines Schiffes nach den Vereinigten Staaten sich begeben.

Am 8ten Juli langte er in Rochefort an, am Tage der zweiten Capitulation von Paris durch Davoust, und aller Protestationen des Ministeriums.

Bis zum 8ten wartete Napoleon auf die von der Regierung ihm versprochenen Pässe, er zweifelte nicht, daß die Alliirten sie ihm ohne Umstände ertheilen würden. Als sie ausblieben, sandte er Las-Cases an den Capitain Maitland, welcher den englischen Kreuzer Bellerophon commandirte, mit der Anfrage, ob er Befehl erhalten habe, sich seiner Abreise zu widersetzen. Maitland hatte noch keine Antwort, versprach aber an den Admiral darüber zu berichten. Bis zum 14ten war immer noch keine Antwort angelangt. Napoleon ward ungeduldig und Maitland erbot sich, ihn am Bord seines Schiffes aufzunehmen und nach England zu fahren, wo man ihn mit jener Rücksicht, die er nur wünschen könnte, behandeln würde.

Napoleon, der vor sich einen englischen Kreuzer hatte, den er nicht zu bezwingen hoffen konnte, im Rücken aber ein Land von den verbündeten Heeren überschwemmt, beherrscht von den feindseligen Bourbonen, glaubte nichts Besseres thun zu können, als

ſich dem Edelmuth des engliſchen Volkes anzuvertrauen und ſich feierlich als Gaſt deſſelben zu erklären. Er ſchrieb an den Prinzen Regenten:

„Königliche Hoheit! Als Zielſcheibe der Partheien, die mein Vaterland zerſpalten, und in Feindſchaft mit den europäiſchen Großmächten, habe ich meine Laufbahn beſchloſſen. Wie Themiſtocles komme ich, mich an Herd des brittiſchen Volks niederzulaſſen. Ich flehe [illegible] den Schutz der Geſetze, welche ich von Euer königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, dem ſtandhafteſten, dem edelmüthigſten meiner Feinde, in Anſpruch nehme."

Am 15ten begab ſich Napoleon an Bord des Bellerophon, und redete den Capitain an: „Ich komme an Bord Ihres Schiffs auch unter den Schutz der [illegible] Geſetze." Worauf dieſer ihm ſeine Cajüte übergab.

Am 24ſten Juli kam der Bellerophon auf der Rhede von Torbay an, und Maitland ließ den Admiral Keith um Verhaltungsbefehle bitten. Die ganze Rhede bedeckte ſich mit Booten. Alles war begierig, den Kaiſer zu ſehen. Der Beſitzer eines nahen Landhauſes überſandte ihm ſeine feinſten Früchte.

Den Admiralen zugleich Befehl, nach Plymouth zu segeln, und als der Bellerophon dort landete, wurde er mit bewaffneten Booten umringt, um die Neugierde, die Bewunderung und den Eifer des Volkes im Zaum zu halten. Demungeachtet bedeckte sich das Meer immerwährend mit Schiffen eingzum dasjenige, was dem Helden Frankreichs zum Kerker dienen sollte. Am 29sten erschien der Admiral Keith in Begleitung des Ministers Banbury auf dem Bellerophon mit Depeschen, einer officiellen Note, welche dem „General Bonaparte" die Insel Helena als künftigen Aufenthaltsort anwies. Dieß war ein Deportationsbefehl, den das mörderische Klima der Insel in ein Todesurtheil umwandelte.

Napoleon protestirte gegen diese Verletzung des Völkerrechts. „Ich bin ein Gast Englands," sagte er, „nicht sein Gefangener; freiwillig habe ich mich unter den Schutz seiner Gesetze gestellt. Gutwillig kann ich den Schimpf, den man mir anthut, nicht ertragen, ich weiche nur der Gewalt."

Allein, um die Deportation noch grausamer zu machen, beschränkte man die Zahl der treuen Diener, die ihren Kaiser in's Elend folgten, und die er, mit

Ausnahme der Generale Savary und Lallemand, welche von Ludwig XVIII. in der Ordonnanz vom 24sten Juli mit geächtet waren, wählen durfte.

Welch ein Loos für den Helden, zu dessen Vorfahren noch vor wenig Jahren die stolzesten Souveraine sich drängten. — Er las Las-Cases vor, und fragte ihn, ob es möglich sei, auf St. Helena zu leben, worauf er sich entschloß. „Ist es aber [illegible] ich hingehe? Welcher Mensch ist von seines Gleichen abhängig, wenn er dem Leben entfliehen will? Theurer, bisweilen spüre ich Lust, Euch zu verlassen. Es wird mir nicht schwer."

Las-Cases suchte ihn zu trösten, verwies ihn auf die Zukunft und fragte: „wer kennt die Geheimnisse der Zeit?"

„Aber die Langeweile?" fragte Napoleon.

„Kann man nicht auch von der Vergangenheit leben?"

„Sie haben Recht," sagte Napoleon, „wir wollen unsere Memoiren schreiben. Man muß arbeiten. Arbeit ist eine Würze der Zeit. Jeder muß sein Schicksal erfüllen, das ist auch mein Glaube. Wohlan! Auch ich will das meinige vollenden.

Am [illegible]ten August verließ der Kaiser den Belle[illegible], und wurde auf den Northumberland geführt, [illegible] vom Admiral Cockburn. Man benutzte diesen Augenblick, alle Personen seines Gefolges zu [illegible], aber aus einem Rest von [illegible] ließ man ihm seinen Degen. Seine Effekten wurden von dem Admiral selbst mit Hülfe eines Zollbeamten untersucht. Man nahm ihm 4000 Louis'dor und ließ ihm nur 1500, um die Ausgaben seines Dienstes zu bestreiten. [illegible], Las-Cases und Montholon begleiteten den Kaiser. Der wackere Gourgaud [illegible] so lange mit den Engländern, bis sie ihn als Civilperson mitgehen ließen.

Am 9ten August ging der Northumberland unter Segel. Auf der Höhe des Cap Hogue erkannte Napoleon die französische Küste. „Lebe wohl, mein Frankreich!" sprach er mit lauter Stimme, „Vaterland der Tapferkeit, lebe wohl! Einige Verräther weniger und du beherrschtest noch die Welt."

Am 15ten October ging der Northumberland auf der Rhede von St. Helena vor Anker, und am 16ten stieg der Kaiser an's Land.

10.

Anfangs bewohnte Napoleon auf St. Helena Briars, ein Gartenhaus des Kaufmanns Balcombe. Später (am 10. December) bezog er Longwood, wo er für sich, sein Gefolge, ein Schlafzimmerchen, ein Arbeitszimmer und ein Vorzimmer mit einem Bade in Anspruch nahm.

Der neue Gouverneur Lord Lowe ließ den Kaiser ohne die lästige Begleitung eines englischen Offiziers bis 9 Uhr Abends spazieren gehen oder reiten. Nach 9 Uhr mußte ein Offizier ihn begleiten, auch waren alle Landungspunkte mit Truppen besetzt und 2 Schiffe kreuzten um die Insel.

Die Zeitungen brachten nacheinander die Nachrichten von der Hinrichtung Ney's, Labedoyère's und Murats nach Helena; auch das Klima zögerte nicht, seine Wirkung auszuüben. Napoleons Gesundheit verschlimmerte sich zusehends. Der englische Arzt O'Meara besuchte ihn und erwarb sich in der Folge sein ganzes Vertrauen.

Aber eine neue Periode des Unglücks begann für Napoleon mit der Ankunft des Generalleute-

[illegible] Keith und Cockburn hatten Napoleon [illegible] mit Rücksichten behandelt; Hudson-Lowe hingegen verstand die Absicht derjenigen besser, die den Furchtbaren nach Helena gesandt. Er wußte, was ihre Rache, ja ihre Furcht vom Besiegten wünschte und begehrte, und mehr als Kerkermeister, ein Quälgeist, ein Folterknecht kam in dem [illegible] zu Hülfe.

Er sandte Napoleon alle Schriften, in welchen [illegible] geschmäht war, beschränkte seine Spaziergänge nur auf einen geringen Umfang, ließ es in Longwood am Nöthigsten fehlen und die Dienerschaft im strengsten Sinne des Wortes hungern. Napoleon ließ monatlich etwas aus seinem Silberzeug verkaufen, um diesem Mangel abzuhelfen, und da die Käufer um ein Andenken des großen Mannes sich rissen, ja in Folge davon 100 Guineen für einen Teller boten, verlangte er, daß das Silberzeug nur durch ihn verkauft würde. Er entfernte unter allen erdenklichen Vorwänden, selbst durch Hinterlist, seinen treuesten Diener. Dieses Schicksal traf auch Las-Cases. Hudson-Lowe ließ ihn nach dem Cap senden, von wo aus er

die größte Mühe hatte, nach Europa zurückzukehren.

Am kräftigsten charakterisirte Napoleon selbst seinen Kerkermeister. Hobhouse hatte sein Werk über die hundert Tage Napoleon dedicirt, und ihm es übersandt mit der Inschrift: „Napoleon dem Großen," in goldenen Buchstaben. Hudson-Lowe hielt es zurück unter dem Vorwand, Lord Castlereagh sei zu arg darin mitgenommen. Dennoch suchte er Napoleon [illegible] sich ließ, zu sprechen, und lauerte ihm im Garten auf, um ihm zu sagen: er würde ihn minder streng beurtheilen, wenn er ihn besser kennen sollte.

Napoleon antwortete: „Ich kenne die Namen aller englischen Generale; Sie aber haben nie etwas anderes als Vagabunden und korsikanische Deserteure befehligt. Ich habe nie anders von Ihnen reden hören, als von einem Marodeur, einem Räuberhauptmann. Männer von Ehre haben Sie weder jemals commandirt, noch sind Sie gewohnt, mit solchen zu leben."

Sir Hudson antwortete: „Ich habe die Stelle, die ich bekleide, nicht nachgesucht."

„Solche Stellen," versetzte Napoleon, „werden

Ehrenkampf nicht nachgesucht, die Regierung giebt sie Menschen, die sich entehrt haben."

Hudson berief sich auf seine Instructionen.

„Eine Regierung," sagte Napoleon, befiehlt nicht solche Niederträchtigkeiten, wie Sie begehen.

Hudson kündigte hierauf an, daß seine Regierung die Ausgaben, welche Longwood verursache, beschränken wolle.

„Wenn Sie wollen," entgegnete Napoleon, „so schicken Sie mir zu meiner Nahrung gar nichts. Ich werde an den Tisch der hiesigen englischen Officiere gehen, die sich glücklich schätzen werden, einem alten Krieger einen Platz zu gönnen. Doch was wissen Sie davon. Sie sind kein Engländer, sondern ein sicilianischer Sbirre; kommen Sie mir nie wieder vor Augen."

Sir Hudson wußte, um sich zu rächen, nichts besseres zu thun, als daß er den Doctor O' Meara kommen ließ, um durch ihn Napoleon sagen zu lassen, er habe das Leben von mehreren Millionen Menschen geopfert, und Ali-Pascha sei in seinen Augen ein achtungswertherer Böswicht, als er.

Ein andermal schickte er Napoleon ein Buch:

„Abenteurer, die aus dem Nichts zu den höchsten Würden emporfliegen," und ließ ihn fragen ob er nicht einige Charaktere fände, die ihm glichen.

Bald darauf mußten Gourgaud und die Gräfin Montholon die Insel verlassen. Am unverantwortlichsten jedoch war die Entfernung des Arztes O'Meara. Hudson verlangte von ihm, den Inhalt aller seiner Unterredungen mit Napoleon zu wissen. Als O'Meara sich aber weigerte, den Spion zu machen, gerieth der Gouverneur in Wuth und ertheilte ihm Befehl, augenblicklich die Insel zu verlassen. O'Meara besuchte indeß noch einmal den Kaiser, (am 25sten Juli 1818) schrieb ihm die nöthige Diät vor und bereitete ihm Arzneimittel für eine ziemliche Zeit.

Aber ein Jahr verging, bis die Mutter Napoleons durch Verwendung des Cardinal Fesch beim Lord Bathurst für Napoleon einen andern Arzt erwirken konnte. Der Doctor Antomarchi in Begleitung eines Almoseniers und zweier anderer Personen langte am 18ten September 1819 auf St. Helena an. Inzwischen war Hudsons Benehmen fast bis zur Gewaltthätigkeit ausgeartet.

Sollte man glauben, erzählte Napoleon selbst, daß seine Gewaltversuche offen geschahen und lange fortdauerten! Montholon war krank und [illegible] auch wollte er nicht verkehren; statt dessen sandte er mir zweimal des Tages seine Creaturen Reade und Maynard, welche diese elende Hütte umlagerten und bis in mein Gemach dringen wollten. Ich ließ die Thür verrammeln, und meine Flinten und Pistolen und drohte, den Ersten, der mein Asyl verletzte, nieder zu schießen. Sie entfernten sich mit dem Geschrei: Sie wollten Napoleon Bonaparte [illegible], Bonaparte solle sich zeigen, sie würden Napoleon Bonaparte schon zwingen, herauszukommen. Täglich erneute sich dieser schmähliche Auftritt. Täglich Ueberfälle, Drohungen, Geschrei, Schmähbriefe. Wir waren am 15ten August, die Saturnalien dauerten schon seit dem 11ten. Da ließ ich dem Gouverneur meinen Entschluß wissen, daß ich den ersten seiner Satelliten, der über meine Schwelle treten würde, mit einem Pistolenschuß niederstrecken würde. Das ließ er sich gesagt sein und stellte seine Mißhandlungen ein."

11.

Achtzehn Monate bekämpfte Automarchi mit seiner ganzen Kunst ein Uebel, was im Verein mit dem Klima, den Mißhandlungen Hudsons und dem Kummer nur allzu reißende Fortschritte machte.

Vom 17ten März 1821 an verließ Napoleon sein Zimmer nicht mehr. Da der Offizier, welcher den Auftrag hatte, die Anwesenheit Napoleons zu Longwood täglich zu rapportiren, meldete er es dem Gouverneur. Hudson-Lowe drohte, wenn binnen 24 Stunden der Gefangene sich nicht zeige, so würde er mit seinem Generalstab kommen, um sich von dessen Anwesenheit zu überzeugen. Montholon schilderte ihm den hinfälligen Zustand Napoleons. Hudson meinte, lebendig oder todt, sei gleichviel, seine Pflicht sei, sich der Person des Gefangenen zu versichern. Aber Automarchi gerieth in Zorn und rief: „Man muß eine Seele von Themseschlamm haben, um den letzten Lebenshauch eines Sterbenden noch zu beunruhigen. Dauert Ihnen sein Todeskampf zu lange? Wollen Sie ihn durchaus beschleunigen und sich an dem Anblick weiden? Die Cimbrer, da sie Marius

[illegible] schaudern zurück, [illegible] — Möge die Schmach, die Ihr auf Euch ladet, dem Verbrechen gleich kommen. Dieß sei die Rache!"

Weiter wollte Hudson nicht hören; er entfernte sich voll Aerger. Dennoch würde er seine Drohung erfüllt haben, aber auf Anrathen Bertrands und Montholons Bitten wurde ein berathender Arzt Dr. Arnolt zugezogen, welcher dem Gouverneur das Dasein des Gefangenen regelmäßig bescheinigte.

Aber das Werk des Kerkermeisters sollte bald vollendet sein. Am 19ten April kündete Napoleon selbst seinen Freunden, welche glaubten, daß es ihm besser ginge, sein baldiges Ende an. „Täuschet Euch nicht," sagte er, „heute geht es wohl besser, aber ich fühle dennoch meine Ende nah. Dann wird jeder von Euch den süßen Trost haben, nach Europa zurückzukehren. Ihr werdet Eure Freunde, Eure Verwandte wiedersehen, und ich finde in den elisäischen Feldern meine Tapferen wieder. Kleber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Berthier, Alle werden mir entgegen kommen, wir werden von unseren Thaten plaudern, und ich die letzten Ereignisse meines Lebens ihnen erzählen. Wenn sie mich

erblicken, werden sie wieder trunken von Ruhm und Freude sein. Und mit Hannibal, den Scipionen, mit Cäsar, mit Friedrich zu sprechen, welche Wonne! — Wenigstens dort wird man sich nicht fürchten, so viele Helden bei einander zu sehen."

Inzwischen langte der Doctor Arnolt an. Napoleon, nachdem er von seinen Leiden und Schmerzenszuständen mit ihm gesprochen, begann mit einem Male feierlich:

„Es ist geschehen. Der Streich ist gefallen, ich nahe meinem Ende und gebe der Erde meinen Leib zurück." Nachdem er Bertrand aufgefordert, was er jetzt sagen würde, dem Doctor treulich zu übersetzen, fuhr er fort:

„Ich kam, mich an den Heerd des brittischen Volkes niederzulassen. Ich forderte ehrliche Gastfreundschaft und mit Ketten hat man mir geantwortet. Von Alexander wäre mir ein anderer Empfang geworden. Kaiser Franz hätte mich mit Rücksicht behandelt, selbst der König von Preußen wäre edelmüthig gewesen. England nur sollte mich überlisten und die Könige mitbewegen, der Welt die unerhörte That zu zeigen, daß vier Mächte gegen einen einzel-

nen Menschen wüthen. Euer Ministerium hat diesen schrecklichen Felsen gewählt, auf welchem sich das Leben des Menschen in drei Jahren vergehrt. Was keine Unwürdigkeit, keine Abscheulichkeit giebt es, die Ihr mir nicht zufügtet. Die einfachsten Familiennachrichten, die noch Niemanden vorenthalten worden, werden mir verweigert. Keine Nachricht, nichts Schriftliches kam von Europa aus zu mir. Meine Gattin, mein Sohn waren für mich nicht mehr. Sechs Jahre habt Ihr mich in enger Haft gehalten; habt auf dieser unwirthbaren Insel gerade die Wohnung mir gegeben, wo das mörderische Klima sich am fühlbarsten macht. In ungesunder Luft zwischen engen Wänden habt Ihr mich eingeschlossen, mich, der zu Roß ganz Europa durchflog. Langsam, gliedweis habt Ihr mich mit Vorbedacht gemordet und der elende Hudson ist der Henker Eurer Minister. Aber gebt Acht, Ihr werdet enden, wie die stolze Republik Venedig, und ich, auf diesem schrecklichen Felsen sterbend, getrennt von den Meinen, an Allem Mangel leidend, vermache die Schmach und den Greuel Eurer That der regierenden Familie von England."

Am 21sten April ließ er den Abbé Vignali zu

sich rufen und redete ihn an: „Wissen Sie, was ein Leichenzimmer ist?“ — „Ja!“ — „Haben Sie schon einen solchen Dienst verrichtet?“ — „Nein.“ — „Wohlan, Sie werden ihn bei mir verrichten.“ Er erklärte hierauf dem Anatomiker bis in die kleinsten Einzelheiten, was er zu thun habe. Mit einem Male entdeckte er in Antomarchi's Zügen etwas Befremdendes, was ihm auffiel. „Wenn scheint,“ sagte er zu ihm, „sind Sie über diese Schwachheiten erhaben, aber ich bin weder Philosoph noch Arzt; ich glaube an Gott, denn nicht Jeder ist nach Gefallen Atheist.“ Hierauf wandte er sich wieder an den Abbé und sprach: „Ich bin in der katholischen Religion geboren und will die Pflichten erfüllen, die sie auferlegt, und die Tröstungen empfangen, die sie gewährt.“ Der Abbé ging und Napoleon wandte sich wieder an Antomarchi. „Alles verkündet das Dasein eines Gottes,“ sagte er, „und die größten Geister haben an ihn geglaubt.“ Antomarchi antwortete: „Ich habe das Dasein Gottes nie in Zweifel gezogen.“ Napoleon lächelte. „Sie sind Arzt, Ihr Herren habt es nur mit der Materie zu thun, und glaubt an Nichts.“

Mitten in den heftigsten Fieberanfällen sagte er

[illegible] vor Kurzem einen Traum, der [illegible] jetzt beständig verfolgt. Ich sah Josephine*) in [illegible] Herrlichkeit. Sie sprach zu mir: „Dein Platz ist jetzt wieder bei mir, in Monatsfrist sind wir wieder vereint.“

Am dritten Mai nahm Napoleon das [illegible]. In der Nacht darauf wüthete ein furchtbarer Sturm auf St. Helena, zerstörte alle Pflanzungen, entwurzelte die wenigen Bäume der unwirthbaren Insel [illegible] auch die Lieblingsweide des Kaisers nicht, der einzige Baum, der ihm Schatten und Kühlung gewährte. Am 4ten trat der Todeskampf ein und dauerte den ganzen Tag. Am 5ten trug sein Körper schon das volle Gepräge des Todes und war eiskalt. Allein er athmet noch, und man hört ihn die Worte sagen: „Tête-armée.“

Bertrands Gemahlin, obschon selbst krank, hatte ihre Leiden vergessen, um an dem Sterbelager des Helden zu weilen; auch ihre Töchter, ihre drei Söhne ließ sie rufen, welche auf das Bett des Kaisers zu-

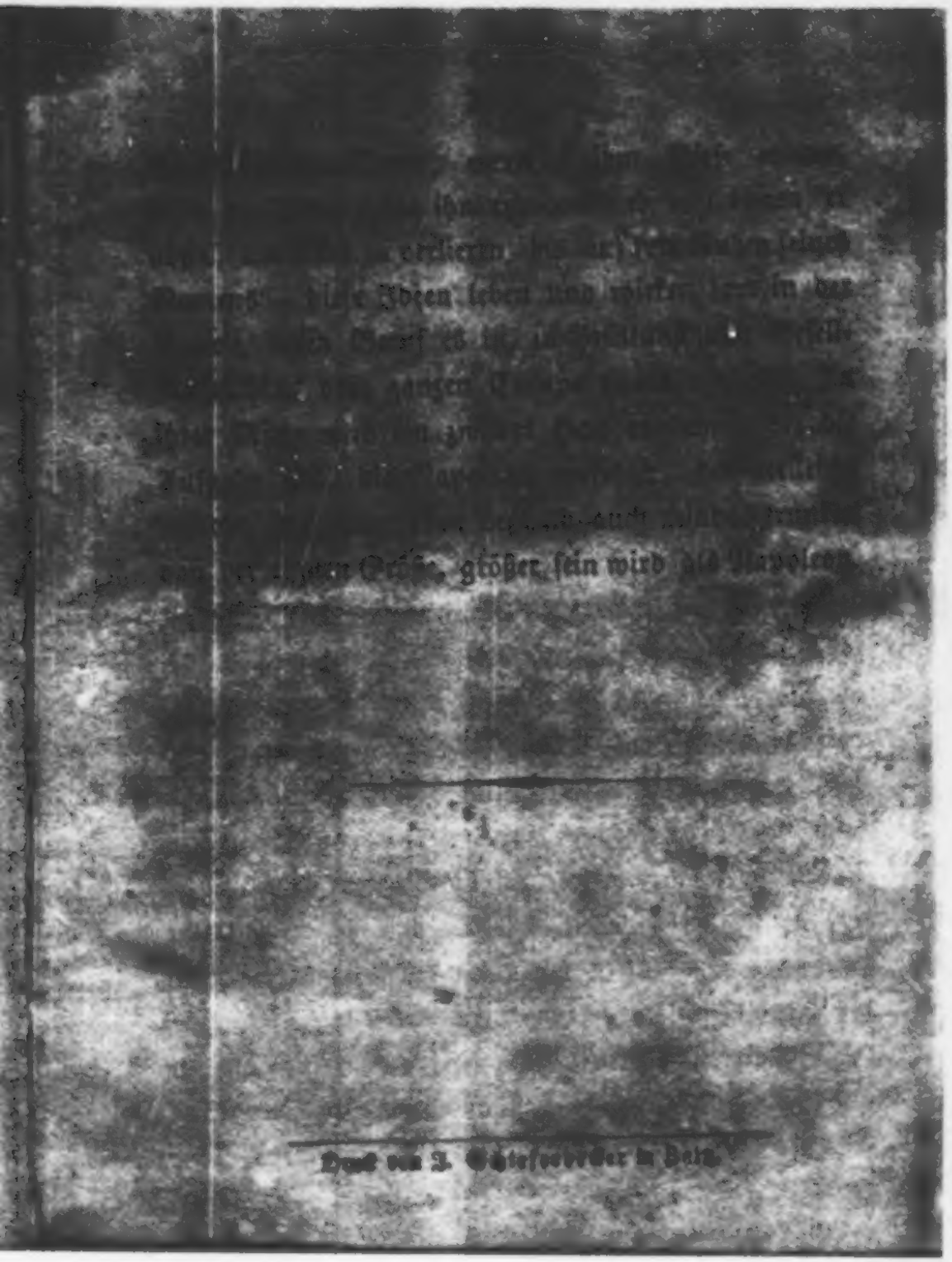
*) Diese Dame voll Sanftmuth, Reiz und Herzensgüte starb am 30sten Mai 1814, ohne Napoleons zweiten Sturz zu erleben.

[illegible] seine kalten Hände mit Küssen und Thränen bedecken. Der kleine Napoleon Bertrand fiel vor Schmerz überwältigt in Ohnmacht. — Um sechs Uhr weniger elf Minuten starb Napoleon.

Seine Leiche wurde auf einem Feldbett ausgestreckt, bedeckt mit dem blauen Mantel, den er bei Marengo getragen. Die Einwohner begaben sich zwei Tage lang, um diesen einfachen und doch so ehrwürdigen [illegible] Man [illegible] und stritt sich um Kleinigkeiten, die ihm gehört, die er berührt hatte, wie um Reliquien. Am 3ten Mai fand sein Leichenbegräbniß Statt, eine Stunde von Langwood wurde er zur Erde gebracht.

Sein Grab war [illegible] Augenblick an ein Gegenstand der Verehrung, ein Wallfahrtsort, dem die Ehrfurcht und Bewunderung, welche man dem Genie zollt, eine Art religiöse Weihe giebt. Vergebens stellte Hudson eine Schildwache davor, um den Andrang abzuwehren, welche für ewige Zeiten dort ihren Standort haben sollte. Trotz dieser Vorsicht wird die letzte Wohnung des Helden von zahlreichen Reisenden besucht.

Indessen hatte Napoleon in einem Codicille vom



15, 16

Almanach für Frauen

auf das Jahr

1851.

Von Dr. Hermann Schiff.

Almanach für Frauen

auf das Jahr

1851.

Herausgegeben

von

Dr. Hermann Schiff.

Hannover.

Druck von August Grimpe

(1851)

Inhalt.

Die beiden Königstochter. Von Seite 1 bis 174.

Tuonelda Von Seite 175 bis 212.

Stahlstiche.

A. Zum Text.

1) Weinte aber die Schatten ihrer Ahnen stumm.

2) Edmund und Isolde.

B. Berühmte Kunstwerke.

1) Altholländischer Haushalt von W. Dow.

2) Niederländische Bauernstube von Mieris.

Die beiden Königstöchter.

Auf dem Gipfel des Heiligenberges ſtand eine uralte Kapelle, den Wallfahrern ſchon aus weiter Ferne ſichtbar. Neben derſelben hatte ein frommer Klausner ſich ſeine Hütte erbaut und theilte ſeine Einſamkeit mit einem ſchönen kleinen Mädchen, welches er für einen Findling ausgab. Melita, ſo nannte ſich das ſchöne Kind, hatte ganz goldgelbes Haar, und Augen ſo blau und klar wie Vergißmeinnicht am hellen Bache. Um die Arzneien auszutragen, welche der Klausner zu bereiten wußte und die in der ganzen Gegend für wunderthätig galten; oder um Lebensmittel und andere Spenden, die man in Hülle und Fülle dafür gab, in Empfang zu nehmen, ritt ſie, wenn ſie in den Thälern ſich zeigte, einen bunt aufgezäumten Hirſch, der zwar wild und ſcheu Jedermann die Hörner wies, ihr aber ſo zahm und zugethan war, daß er auf ihren Ruf herbeikam, ungeleitet ihren Schritten folgte und faſt ihren Winken und Worten gehorchte.

Um die Spenden zu ſammeln, hingen zu beiden Seiten ihres Sattels große Körbe. Doch nur Weniges, was für karge Eremitenkoſt ſich ſchickte, brachte ſie heim. Das Meiſte vertheilte ſie ſogleich wieder an Nothleidende, und verweilte nirgends länger als nöthig war, um die Befehle und Vorſchriften des Eremiten auszurichten. Selten hörte man mehr von ihr als den Gruß: „Gott mit euch!“ und den Abſchied: „Gott behüte euch!“ Dieſe wenigen Worte aber ſprach ſie mit ſo zarter ſilberheller Stimme, daß Manchem gelüſtete, ihr eine weitere Rede abzugewinnen. Doch alle Mühe blieb vergebens. Kaum hatte ſie ihre Botſchaft beſtellt, ſo ſchwang ſie ſich leicht und anmuthig wieder in den Sattel, verzichtete auf jede Gabe, mit der man zögerte, und ſprengte, ehe man ſich's verſah, mit ihrem muntern jungen Hirſch davon.

Auf ihre Pflege und Erziehung verwendete der Klausner alle Zeit, die ſeine frommen Uebungen ihm ließen. Vor allem aber bemühete er ſich, zu Ehren Gottes, ihre herrliche Stimme zu entwickeln. „Muſik“, ſagte er,

oft ein Wunder, darin sich die Allmacht noch täglich offenbart. Die Gottesliebe lebt in Tönen und verkörpert sich im Gesang. Wo die Geheimnisse der Liebe beginnen und die Menschenweisheit ihre Ohnmacht fühlt, da öffnet sich das Reich der Töne, und die süßen Schauer der Andacht, die Zerknirschung, die scheu am Boden schwebt, wurden Geheimnisse bleiben in der Brust des Frommen, gäbe es nicht eine Sprache der Seele zu ihrem Schöpfer, gäbe es nicht eine Offenbarung in Tönen, um auch die Herzen ungläubiger Hörer zu erschüttern. Darum Heil dem Begabten! Und in seiner Stimme erblickt er das Sinnbild seiner Seele, wie im Gesang ihr Gebet. Du bemühst dich, deine Kehle stets geläufig und rein zu erhalten und meidest jede Nahrung, die sie rauh macht. Mit eben der Sorgfalt wache über dich, damit dein Geist stets kräftig und aufgelegt zu jedem guten Willen sei. Du hassest jeden Mißton und die germane Unvollkommenheit der Stimme. Die irdischen Launen und Grillen aber sind die Mißklänge der Seele und widrig tönt sie in unlauteren Regungen. Du ringst nach Meisterschaft im Gesange und willst jeden Ton deiner Brust klangreich, rein und sinnvoll stets zur Hand haben. Eben so übe die Seele täglich im Bewußtsein ihrer Gottähnlichkeit und bete empor zu ihrem himmlischen Ziel und Urquell, damit sie dereinst in Prüfungen und Nöthen ihre Meisterschaft erweise. Denn die Tugend ist nicht minder eine Kunst, wie die Musik. Der Anfang nur ist schwer, so lange man in seiner Unbeholfenheit sich selbst mißfällt und durch seine Unvollkommenheit sich beleidigt. Allein die Übung vervollkommnet, wir fangen an, uns zu genügen und enden mit dem Vertrauen zu unserer Meisterschaft. — Wäre es nun nicht thöricht um des Sinnbilds willen, eine Wahrheit zu vernachlässigen? Denn im Sinnbilde lebt die Wahrheit, wie im Leibe die Seele! — Meiner Gesänge muß daher aus reiner Seele kommen. Es genügt nicht, thörichte Menschen zu begeistern und zu entzücken; wagst du nicht auch Gott wohlgefällig zu sein und die Liebe der Heiligen und Engel zu gewinnen."

Kein Plätzchen wohl eignete sich besser, einem jungen Herzen erhabene Empfindungen einzuflößen, als der Gipfel des Heiligenberges. Hier dehnte sich eine unbegrenzte Ebene aus und Dörfer und Ortschaften lagen zwischen üppigen Fluren und Feldern, die sich immer blässer über einander erhoben, bis sie endlich mit Luft und Wolken sich vermählten. Dort krönten dunkle Forste die Felsen und säumten die Abhänge, Burgen mit mächtigen Zinnen lagen festgeklemmt in Gestein, Bergströme schossen nieder, Kirchthürme guckten aus den Felskesseln und ihr festliches Geläut hallte zu dem Gipfel empor. Morgens lagerte sich oft ein Nebel über diese und jene Gegend,

plötzlich aber riß der Schleier und mitten in den Wolken lagen Dörfer oder Burgen, bleich und duftig wie Luftbilder. Abends sah man die Sonne noch lange in blutigfarbiger Glut sich neigen, während der Kern des Felsens längst schon die Nacht ausgeboren, die langsam emporstieg und endlich ihre Riesenschatten vereinte. In den Thälern flimmerten schon längst kleine Lichter; allmählig aber nahm die Nacht auch den Himmel ein und tausend und aber tausend Lichter funkelten und wetteiferten mit einander droben am dunkeln Zelte.

Von den Lebensmitteln, womit die Heilkünste des Eremiten reichlich belohnt wurden, bekamen auch die Thiere des Waldes und die Vögel unter dem Himmel ihren Theil. Zumal Winters kamen früh Morgens schon die Rehe aus den Wäldern, wühlten im Schnee nach ausgestreuten Brocken und pochten als ungestüme Mahner an die Thür. Und die leichtfertigen Vögel waren so befreundet mit Melita, daß, wenn sie frühstückend vor der Klause saß, sie auf Dächern und Sträuchen zwitscherni um den Abfall bettelten, oder auch wohl die Krumen ihr aus dem Schnabel pickten. Dem Eremiten ergötzte stets dieses Schauspiel und er sprach: „Die Unschuld lebt mit aller Welt in Frieden und den Heiligen und Reinen ist die ganze Schöpfung unterthan. Das scheue Wild vergißt seine Schüchternheit und reißende Thiere legen die angeborne Gier und den Blutdurst ab, um in der Nähe des Begabten sich wohlzufühlen."

So ging die Zeit hin und ein Tag glich dem andern an stiller Feier und Frieden. Melita erblühte zur Jungfrau und ihre Schönheit entfaltete sich täglich reicher. Ihr ganzes Wesen gewann etwas Helles und Schimmerndes, Luft und Sonnenstrahlen zum Trotz, denen sie zwanglos sich aussetzte; und zeigte sie sich jetzt in den Thälern, so begrüßten sie die Bewohner mit Segenswünschen und Jubel. Sie aber hatte die kindliche Wildheit abgelegt und würdigte nun Jeden eines liebreich ermahnenden Wortes, wie sie es von dem Eremiten gelernt, und wie es Sitte frommer Geistlicher ist. Hülfreich und rathend mischte sie sich in alle Angelegenheiten, tröstete Leidende, ermahnte zur Gottesfurcht, hielt auch wohl eine Buß- und Strafpredigt und jederzeit hörte man gern ihr zu. Den Kindern schenkte sie selbstgemalte Heiligenbilder und ließ sich auch hie und da bewegen, eine Legende zu erzählen oder ein frommes Lied zu singen. Ein Lied besonders konnte man nicht oft genug von ihr hören. Es galt der Schutzheiligen dieser Gegend, welche in der Kapelle des Heiligenberges, den Märtyrertod erleidend, auf dem Altarblatte abconterfeit war, und welches lautete:

Webet Frieden, Himmelspalmen!
Engel, mit den Lilienhalmen,
Laßt ertönen fromme Psalmen.

Irdisch verlorene,
Himmelsgeborene,
Sei lichtvoll gegrüßet,
Weil unverschuldet
Schwer du geduldet,
Christi Blut dir fließet.

Heilige weiden
Sich an den Leiden,
Die du gebüßet.
Engelein neiden
Dich um die Freuden,
Die ein Dulder genießet.

Dein Leichenbette
Ist Heil'genstätte,
Der Wunder entsprießen.
Fort wird dargebracht
Innige Andacht,
Und helle Wonnethränen fließen.

Und die schlichten Bergbirten, die ihre wunderbare Stimme hörten, waren geneigt, ein überirdisches Wesen, vielleicht die Schutzheilige der Gegend selbst, in ihr zu erblicken.

Melitta's jugendlicher Sinn freuete sich dieser kleinen Triumphe. Der Gremit hingegen blickte finster dazu, und erzählte sie ihm ein gelungenes Wort, womit sie einen Unglücklichen getröstet, oder wiederholte sie ihm eine glänzende Stelle aus einer Strafpredigt, so verwies er streng ihr solche Selbstgefälligkeit und rief mürrisch: „Still, sündiges Mädchen, du liebst nur dich selbst; nicht die Worte, so du mir abgelauschet. Gieb wohl Acht, wie du bestehen kannst, wenn der Himmel je dich einer Prüfung würdigt.“ Und täglich ward er rauher und störriger. Sie hatte von seiner Härte viel zu leiden, allein sie war in Geduld und Gehorsam geübt.

Eines Tages war er unmuthiger und finsterer als je, und was Melitta irgend that und sprach, schien ihm mißfällig und zuwider. Sie

gehorchte und duldete bis zur Vesper, und als sie nun ihr Abendgebet anstimmen wollte, hieß er sie schweigen und still beten. Denn, meinte er, sie sänge nicht mit Andacht, sondern voll Eitelkeit und Selbstsucht. Melita weinte, und als sie ihre Andacht vollendet, bot sie ihm freundlich den Nachtgruß. — Er zögerte, ihr die Hand zu reichen; allein sie wartete. Er wollte finster blicken; doch unwillkürlich wich sein Zorn, seine Augen glänzten und plötzlich erhob er sich, schloß die Jungfrau in seine Arme und preßte sie heftig an seine Brust.

„Mädchen," rief er, „geh' noch nicht schlafen, ich habe dir viel zu sagen. Zürne mir nicht," fuhr er zögernd fort, „wenn ich dir gestehe, daß wir nicht mehr für einander taugen, daß wir uns trennen müssen."

Betroffen schaute sie ihn an. Was er ihr sagte, vermochte sie in ihrer Unschuld kaum zu fassen.

„So ist's, Melita. Du bist kein Kind mehr, sondern zur Jungfrau schon erblüht. Ich aber, der ich mein ganzes Leben der einsamen Betrachtung und Gottesliebe weihte, der ich in dieser ganzen Gegend einem Heiligen gleich geachtet wurde, ich bin doch nur ein sehr sündiger Mensch, dem mehr als Andern Gottes Gnade Noth thut. Sieh! ich liebte dich mit reiner Christenliebe; ich pflanzte Tugend und Gottesfurcht in dein junges Herz, und was mein fleißiges Leben Gutes, Edles, Wahres gesammelt, übertrug ich dir. Und mein Werk ist gelungen. Du bist schön geworden, schön an Leib und Seele. Mir aber, der ich dieses vollbracht, mir droht mein Werk Verderben. Du verstehst mich wohl nicht, meine Tochter! Wisse aber, es giebt eine Leidenschaft, die man Liebe nennt, die aber nichts gemein hat mit der barmherzigen Nächstenliebe und weniger noch mit der heiligen Gottesliebe; die nur Sehnsucht des Fleisches zum Fleische ist. Merke dir, solch eine Bewandtniß hat es mit den guten Werken der Menschen. — Du kannst nicht begreifen, was ich leide! Und nennst du mich Vater, bietest du mir freundlich den Morgen- und Abendgruß und ich stoße dich von mir, so thue ich es mit wunder Brust und blutendem Herzen. Und sehe ich dich weinen, so mögte ich mit dir weinen! — Ja, — du mußt alles wissen —: deine Nähe, deine Stimme, der Gedanke an dich, alles quält und peinigt mich und zerstört die Frucht meines einsamen Lebens, meiner Andacht und Buße. Darum verlasse mich. Wenn du erst fern bist, kann ich in reinerer Liebe dein gedenken. Dann kettet mich nichts mehr an dieses Erdenleben, aus Herzensgrunde kann ich diese Welt der Sünde ungern

hassen, und inbrünstig zur Himmelsgnade beten, die mir recht bald das Paradies schenken möge."

Schluchzen erstickte seine Stimme und auch Melita sprach in Thränen: „Nur diese Nacht noch will ich unter deinem Dache schlafen; morgen, wenn du erwachst, sollst du mich nicht mehr finden und nie im Leben wieder sehen."

„Gutes Mädchen," entgegnete der Eremit, „so ist's nicht gemeint. Denkst du, daß ich dich hülflos verstoßen will, damit ich meinen Frieden wiederfinde? Nein! Tausend Gefahren harren deiner und deine Feinde sind zahlreich, wie Sand am Meere. Vernimm, meine Tochter, du bist von hoher Abkunft. Königliches Blut fließt in deinen Adern, und so weit du von dem Gipfel dieses Berges schauest, und zehn, und hundert mal weiter, das alles wäre dein, ging's nach Rechten. Doch, armes Kind, dein Dasein wird einem Verbrechen gleich geachtet. König, Adel und Geistlichkeit sind verschworen wider dich; und wüßten sie, wer und wo du bist, sie würden zum Ruhme und zur Freude es sich schätzen, dich vertilgen zu können."

„Was habe ich denn begangen, was mir so grausame Verfolgung zuzieht?" fragte Melita ängstlich.

„Meine Tochter!" sprach feierlich der Eremit, „laß dich nie gelüsten nach den Herrlichkeiten und Freuden dieser Welt. Meide die Versuchung und halte sie fern von dir. Du bist gewohnt, die Pflichten der Barmherzigkeit zu üben und süßer Trost quillt von deinen Lippen. Für edle Jungfrauen deiner Art hat die Vorsehung gesorgt. Die Klostermauern bieten dir eine Zuflucht. Du darfst dich nicht vermählen; deine unseligen Rechte und Ansprüche dürfen nicht vererbt werden und müssen in dir erlöschen und zu Grabe gehen. Hast du aber den Schleier genommen, so sind sie erloschen und du lebst mit aller Welt in Frieden."

„Wer bin ich denn?" fragte Melita zögernd.

„Sagen dir deine frühesten Erinnerungen nichts?"

„Wenn du mir Geschichten lasest oder erzähltest, darin von glänzenden weitläufigen Hallen die Rede war, so glaubte ich dergleichen schon geträumt zu haben."

„Und von den Bewohnern jener weitläufigen glänzenden Hallen sagt dir dein Gedächtniß nichts?"

Ein Laut der Ueberraschung entschlüpfte ihren Lippen. „Vor allem steht das Bild eines hohen blühenden Greises mit langen, silberweißen Locken mir vor Augen. Er gab mir glänzendes Spielwerk, trug mich

auf seinen Armen, schaukelte mich auf seinen Knieen. — Das ist Alles, was mir gedenkt."

„Segne dich Gott, mein Mädchen!" rief der Eremit. „Deine Seele ist stark, weil sie so frühe Erinnerungen hegt! Du zähltest damals wenig über ein Jahr. Wohlan! dein Schicksal soll sich dir enthüllen." Hiermit öffnete er die Hüttenthür und führte sie hinaus in's Freie.

„Siehst du die hohen Zinnen dort im Mondlicht glänzen?"

„Meinst du den Todtenstein, den Unzugänglichen?"

„Mir ist er zugänglich."

Melita schaute ihn ungläubig an. — „Kannst du die breiten Gräben überspringen, die steilen Klippen erklimmen, die hohen Mauern ersteigen, und scheust du nicht die ehernen Gitter, die wie scharfe Speere aus der Höhe drohen?"

„Mein Kind, es ist die Burg deiner Väter, deren geheime Zugänge mir bekannt sind. Morgen sollst du Wunderdinge hören, und ich kenne einen großen mächtigen Herrn, der viel darum gäbe, hätte er die Schriften dort. — Verlaß mich jetzt. Ich will einsam hier vor dem Gnadenbilde wachen und beten. Du aber geh' schlafen, deiner Jugend thut die Nachtruhe Noth."

Melita zögerte. Wundersame Gefühle beunruhigten sie. Was war aus ihr geworden im Laufe jenes kurzen Zwiegesprächs! — Dunkle Kinderträume, hingeworfene Worte, erlauschte Andeutungen, die sie in kindlicher Unbefangenheit nicht betrachtet, wurden mit einem Male lebendig und bedeutsam in ihrer Seele. Die Welt, die so groß und weit vor ihr dalag, war ihr Eigenthum und Erbe und verhieß, morgen bunt und prächtig sich zu schmücken und ihre stille Huldigung der jungen Königin darzubringen. Und dennoch fürchtete sie die wilden Lockungen und Täuschungen. Der Himmel über ihr war hehr und sternenklar und doch schaute sie heute zum ersten Male minder sehnsüchtig zu ihm empor. Eine geheimnißvolle Ahnung schien ihr zu weissagen, daß sie den Frieden der Unschuld hier zurücklasse und nimmer wiederfinden werde.

„Was sinnst du, Melita?" fragte der Eremit. — Und sie schrak aus ihren Träumen auf, kehrte in die Klause zurück und warf sich auf ihr Lager. — Vergebens aber suchte sie den Schlaf; ihr Herz pochte, ihr Blut wallte und heimliche Stimmen flüsterten ihr zu, auf ein großes und glänzendes Schicksal es kühn zu wagen. — Um der bösen Gedanken Herr zu werden, versuchte sie ein Gebet. Umsonst! — Endlich fand ihre Aengstigung Thränen, und sie weinte die ganze Nacht, weil man sie schuldlos anfeindete und verfolgte. Erst gegen Morgen schlief sie ein.

Da war ihr, als höre sie Stimmen und Waffengeklirr vor der Hütte. Sie trat in's Freie. Da standen eine Menge Ritter in blankem Waffenschmuck. Sie knieeten nieder, entblößten die Schwerter, neigten die Spitzen und riefen: „Heil unserer Königin!“ Ein herrlicher wohlaufgezäumter Zelter ward ihr vorgeführt und leicht und anmuthig schwang sie sich in den Sattel, daß die Ritter freudig ihr zujauchzten und klirrend ihre Waffen aneinander stießen. Sie dankte und sprach: „Ihr Herren! Ich bin ein Königskind und ritterlich erzogen.“ Und sie spornte ihren Zelter, daß er dahin brauste durch Berg und Thal, über Gründe und Schluchten; rechts und links schwand die Gegend im Fluge dahin und die Ritter hatten Mühe, ihr zu folgen. Da kamen die Hirten und Bauern ihr entgegen mit Jubel und Musik und geschmückt mit Kränzen und Bändern. Sie aber wandte sich rückwärts zu den Rittern und sprach: „Ich habe auch gelernt, Pflichten der Barmherzigkeit üben, und mein ganzes Reich soll glücklich sein.“ — Endlich gelangten sie an ein prächtiges von schimmernden Säulen getragenes Schloß. Fahnen wehten auf den Zinnen, und Blumengewinde schmückten das Gemäuer; die goldenen Thore öffneten sich und viele Ritter, reich gekleidet in Sammet und Geld mit wallenden Federbüschen, traten aus dem festlich hellen Innern, grüßten ehrerbietig und machten einem hohen Greise Platz, der eine funkelnde Krone trug auf seinen langen Silberlocken und seufzend zu ihr sprach: „Melita! Kannst du mir verzeihen, weil' ich dich verstieß?“ Er deutete auf eine hohe Frau in Purpurgewändern, die von Edelsteinen blitzten, und sprach: „Dies ist deine Mutter.“ Und auch die Königin rang die Hände und klagte: „Melita! Kannst du uns verzeihen?“ — Da wollte sie, außer sich vor Rührung und Entzücken, vom Rosse in die geöffneten Arme ihrer Eltern springen; aber plötzlich fühlte sie sich gehalten. Es war der Eremit, der sie beim Arme gefaßt und drohend rief: „Melita! Was hast du vor?“ — „Soll ich nicht glücklich sein?“ fragte sie ängstlich. — „Du träumst!“ versetzte strenge der Eremit und zog sie vom Rosse. — Sie erwachte.

Der Eremit stand vor ihr und hatte sie beim Arme wach gerüttelt. „Melita!“ sprach er, und legte eine Pergamentrolle vor sie hin. „Lies das, und hast du vollendet, so folge mir von hinnen.“

Melita entwickelte das Pergament und las:

Denkwürdige Geschichte einer Krone.

Ich Friedrich, Graf Greifenberg von der Klaue auf Greifenberg, habe nachstehende Denkwürdigkeiten eigenhändig niedergeschrieben. Mögen meine

Söhne und Enkel dieſer nützlichen Kunſt, der ich viel Glück und Ruhm verdanke, gleichfalls ſich befleißigen, damit ſie, was ſie irgend ſehen, denken und erleben, ihren Kindern und Kindeskindern und allen verſtändigen Biedermännern zur ewigen Kunde bringen können.

Mit der Krone hat es eine eigne Bewandtniß. Gold iſt das ſchwerſte Metall und Edelſteine wiegen noch ſchwerer. Das drückt die Stirn und härtet die Schläfen und macht eigenſinnig und eigenwillig, und die Zacken, welche eine Krone umgeben, ſind eben ſo viel eingelegte Lanzen, um alles fremde Denken und Wollen, wie es zu nahe kömmt, damit niederzuſpießen. Eine Krone iſt demnach ein gefährlich Ding, und welche Gefahr es hat, auch nur zum Spaß einmal ſie aufzuſetzen, beweiſt nachfolgende Begebenheit, die ich als Augenzeuge beſchreibe.

Es war am Faſchings-Dienstag und die Dominikaner, welche keine Gelegenheit verſäumen, es den weltlichen Herren an Glanz und Prunk gleich zu thun, hielten einen pomphaften Umzug, mit prächtigen Masken und ſinnreichen Allegorieen. Unter den Heiligengeſtalten mit funkelnden Glorien und vergoldeten Marterwerkzeugen, und unter den Kirchenfürſten in koſtbarem Ornate machte ſich beſonders ein junger Papſt bemerkbar, ein hochgewachſener Novize von trotzigem Anſehen und bäuriſchem Weſen, der mit unglaublichem Stolze das goldene Pallium um die breiten Schultern trug. Seine Tiara aber — o Wunder — war ſein eigenes ungewöhnlich ſtarkes, brandrothes Haupthaar, welches über ſeinem Scheitel künſtlich zu einer dreifachen Krone verflochten und mit Gold und Edelſteinen reichlich geſchmückt war. Wo hatte man auch ſonſt mit ſolch einem Haarwulſt bleiben ſollen? Man kann doch füglich keine Tiara einem wilden Lockenſchmuck aufthürmen, und das Haar kürzen, wenn die Weihe nahe bevorſteht, iſt auch nicht räthlich, weil es gar zu feierlich läßt, wenn die Prieſterſcheere mähend einen tuchtigen Schopf durchwühlt. — Als nun der junge Papſt, ſo ausſtaffirt, ſich der Menge zeigte, gab ihm die Schauluſt eine abſonderliche Deutung, man ſtaunte, jauchzte und pries ihn hoch und ſelig, weil eine Tiara unmittelbar ſeinem Haupte entwachſen war. Er aber ſchaute ſo ſtolz und trotzig drein, als wären Segenswünſche und Heiligſprechung einer faſchingsluſtigen Menge baare Münze.

Bald darauf legte er ſein Gelübde ab und ſiehe! In der erſten Nacht nach ſeiner Weihe träumte der nunmehrige Bruder Bernhard: die heilige Jungfrau komme vom Himmel hernieder, mit einer dreifachen Krone in beiden Händen, um ſein tahlgeſchorenes Haupt damit zu krönen.

Es giebt Leute, die gern aus jeglichem Ding ein Wunder machen, und dieſe nannten jenen Traum einen prophetiſchen, und meinen noch

heutigen Tags, daß er seiner Zeit schon in Erfüllung gehen werde. Ich aber sage: ein dickbewachsener und plötzlich kahlgeschorner Schädel muß sonderbar kitzeln und kühlen, und, da er sich nach einer Mütze sehnt oder was sonst den Kopf warm hält, mag er im Schlafe allerlei thörichten Kopfputz ausbrecken. Das ist mir aber ein Prophet, der aus der Maskentollheit vom Faschings-Dienstag, Aschermittwochs ein Wunder macht! Und dennoch! Warum sollte Bruder Bernhard nicht eines Tages Papst werden können? Ein Sprichwort sagt: Um Papst zu werden, braucht man es nur zu wollen, d. h.: man muß nur den einen Willen haben, keinen andern je gehabt haben und einen andern nie in aller Zukunft bekommen. Um aber lebenslänglich nur einen einzigen Willen zu haben, darf man nicht eher wissen, was man will, als bis tausend und aber tausend faschingstrunkene Mäuler es einem zubrüllen; darf man nicht eher von einer Mütze träumen, als bis einem im Schlafe der Kopf friert, und muß man so roh und ungeschlacht und stumpfsinnig sein, wie — —. Mehr darf ich nicht sagen, da ich schon nach einem Ketzer rieche und die Dominikaner keinen Spaß verstehen.

Kurz nach diesen unbedeutenden Vorfällen erkrankte der König plötzlich an einem gefährlichen Fieber. In der Stadt ward es still und traurig. Musik und Lustbarkeiten waren untersagt und Fürbitten wurden in allen Kirchen veranstaltet. Die Menge will aber stets etwas zu schwatzen und zu gaffen haben, und mit einem Male richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf ein Schauspiel, das sich Abend für Abend in der Domkapelle begab, und welches wiederum niemand anders aufführte, als der Faschingspapst und vermeintliche Prophet, den man seitdem schon wieder vergessen hatte.

Vor dem Bilde der Gebenedeiten lag er platt, mit nacktem Leibe auf den kalten Steinen am Boden. Seine Kutte war als Decke über ihn gebreitet, doch so, daß Rücken und Arme frei blieben, und zwei rüstige Laienbrüder standen mit scharfen Geißeln zu beiden Seiten und schwangen sie aus Leibeskräften, bis roth und rauchend sein Blut floß; dann hielten sie inne, erneuten aber sogleich die gewichtigen Streiche wieder, so wie das Blut zu stocken anfing. Inzwischen lag der fromme Bruder starr und regungslos am Boden und zuckte nicht, und nur das rothe Blut, das immerwährend fließen mußte, verrieth, daß noch Leben in ihm sei.

Einige alte Weiber, welche um die Vesper ihre Andacht in der Domkapelle zu verrichten pflegten, fragten schon am ersten Abende, woher der junge Mönch so schwere Buße sich zugezogen, und erstaunten nicht wenig, zu vernehmen: Er unterwerfe sich derselben freiwillig, um von der heil-

gen Jungfrau die Genesung des Königs zu erlangen. Sie saumten nicht, dies weiter zu erzählen, und schon am folgenden Abend strömte alles nach dem Dome, so daß man nur vornehme Herren und Frauen, welche das Kloster reichlich beschenkten, in die Kapelle einlassen konnte, um sich daselbst an so grausamer Kasteiung zu erbauen und andächtig zu laben. Selbst der König, der davon hörte, verehrte, um das Gebet des jungen Dulders zu unterstützen, dem Bilde der Gebenedeiten einen mannshohen silbernen Leuchter. — Und so war der Bruder Bernhard seinen Obern und dem Kloster aufs Beste empfohlen und ein Schritt zur Erfüllung seines Traums war gethan.

Auch Prinz Philipp zeigte sich Abend für Abend in der Kapelle, bisweilen kniete er dicht hinter dem Büßer, bisweilen lag er gleich ihm platt am Boden, flehend für das Leben seines Vaters. Nur Prinz Heinrich verachtete dieses Gaukelspiel und sprach: „Ich liebe meinen Vater und weiß, was ich ihm als meinem König schuldig bin. Für meinen Vater ließe ich mich in Stücke hauen. Auf ein Wort meines Königs stürze ich mich in den offenen Tod, doch vor den Augen aller Welt weinen und mich zerknirschen, das kann ich nicht. Ich bin ein Königssohn und kein Pfaffe."

Indessen genas der König nicht, trotz aller Kasteiungen und öffentlicher Gebete, und endlich wußten auch die Aerzte keinen Rath mehr; auch ihre Weisheit und Heilmittel waren erschöpft.

Da verloren sich die edlen Herren und Frauen allmälig aus der Domkapelle, denn die heilige Jungfrau wollte einmal nicht hören, folglich durfte man sie mit zudringlichen Fürbitten nicht unnöthigerweise belästigen, und noch weniger konnte man dem durchlauchtigen Prinzen-Thronfolger durch allzueifriges und hartnäckiges Beten für das Leben des Königs zu erkennen geben, daß man den unvermeidlich bevorstehenden Verlust für unersetzlich halte.

Der König aber ließ nimmer von Leben und Krone, und war er schon in gesunden Tagen launisch und grillenhaft, daß nicht leicht ihm etwas recht zu machen war, so gereichte seine unwirsche Gemüthsart, auf dem Krankenbette, vollends allen, die ihm nahe kamen, zum Schrecken und zur Qual. Am meisten hatte der Prinz-Thronfolger zu leiden, der nicht mehr wagen durfte, nach dem Befinden seines Vaters zu fragen, denn der König ließ einmal erwiedern: „Liebe ich dem Prinzen Heinrich schon zu lange? Kann er seine Ungeduld, an die Regierung zu kommen, nicht mehr zügeln?" — Prinz Philipp hingegen stand in hoher Huld und Gnade. Dafür betete er aber auch allabendlich noch immer mit dem from-

men Bruder Bernhard, der in der Domkapelle jetzt vor den Augen des Volkes sich kasteite.

Prinz Heinrich nahm sich den Verlust der königlichen Gnade sehr zu Herzen und klagte: „Giebt es eine empfindlichere Kränkung als diesen Argwohn eines Vaters? Der höchste Sohn des Landes dächte wie der niedrigste Verräther? Ja, wenn ich jetzt ein Mittel wüßte, das Leben meines Vaters zu fristen, mit meinem Herzblut wollte ichs erkaufen."

Weil ich ihn dies sagen hörte, nahm ich die Gelegenheit wahr, zu erwiedern: „Ein solches Mittel giebt es schon und kostet kein Herzblut. Es gilt nur die Mühe eines Weges daran zu wenden."

Prinz Heinrich sah mich staunend an.

„Man hätte längst schon daran gedacht", fügte ich hinzu: „aber die Pfaffen haben allzuviel jegund zu sagen."

„Was meinst du?" sprach" gebot Prinz Heinrich.

Da erinnerte ich ihn denn an meinen alten Ohm Herrn Theobald von Todtenstein, und an den Lebensbalsam, den sein Urahnherr hinterlassen, der laut uralter testamentlicher Vorschrift nur Königen und Thronerben in schweren Krankheitsfällen verabreicht werden darf, und der, wie Chroniken und Urkunden bestätigen, bis Dato noch immer Wunder gewirkt hat.

Prinz Heinrich sah mich lange forschend an. „Dein Oheim soll ein arger Zauberer sein," begann er endlich, „und schon der Urahnherr der Todtensteiner soll ein Bündniß mit der Hölle geschlossen, und sich und seine sämmtlichen Nachkommen der ewigen Verdammniß verschrieben haben."

„Die Mönche sagen es, und Herr Theobald zählt 80 Jahre. Er ist der letzte Mannessprößling dieses alten glorreichen Stammes, welcher mit den edelsten Geschlechtern des Landes verschwägert, mit makelloser Treue stets dem angestammten Herrscherhause ergeben war."

„Man spricht von sagenhaften Schätzen, die auf dem Todtenstein liegen."

„So ist es, gnädiger Herr. Die Schatzkammer ist wie die Waffenkammer voller Ehren. Was die tapfern Todtensteiner auf Turnieren errungen, in Fehden erbeutet, aus heiligen Landen heimgebracht, die Ehrengeschenke, die erhaltenen Kleinode und Kostbarkeiten: das alles wird sorgfältig dort aufbewahrt, und es ist das Lieblingsgeschäft meines alten Oheims, diese Andenken der Herrlichkeit seines Hauses wohlgeordnet zu erhalten und die Begebenheiten, die sich daran knupfen, sorgfältig aufzuzeichnen."

„Wer beerbt ihn, den letzten seines Stammes?"

„Seine Enkeltochter, Camilla von Todtenstein, genannt das stille Fräulein.“

„Ist sie vermählt?“

„Nein, gnädiger Herr!“

„Wie? Unvermählt, das Burgfräulein von Todtenstein, mit all ihren Schlagen und Ländereien? Ist sie etwa alt und häßlich?“

„Gnädigster Herr! Sie zählt kaum zwanzig Jahre und das alte Sprichwort: „schön wie eine Todtensteinerin“ hat sich niemals holder bewahrt als an meiner Muhme Camilla.“

„Von diesem Sprichwort habe ich nie gehört.“

„Die edlen Töchter dieses Hauses waren alle von ungewöhnlicher Schönheit, ohne sich einander ähnlich zu sehen, wie in so manchen Geschlechtern ein und dieselben Familienzüge sich immer wieder vererben. Und gleichwie von den Söhnen dieses glorreichen Geschlechts kein einziger seinen Stamm verunglimpfte, also zeichneten sich auch die Töchter dieses Hauses durch seltene Liebesgaben, wie durch noch seltenere Geistesgaben, aus. Denn wisset, gnädiger Herr, die Todtensteinerinnen alle waren entweder überaus künstliche Stickerinnen, wie noch so manche Teppiche und Tapeten auf Burg Todtenstein bezeugen, die von so feinen Stoffen und trefflichen Seiden gearbeitet sind, daß sie nach Jahrhunderten noch, wie neu, in frischen Farben prangen; oder sie hatten eine entzückende Stimme und sangen zur Harfe wie die Engel; oder auch hatten sie einen weissagenden Geist und schauten die Zukunft in Träumen. — Man glaubt, es sei die überaus keusche und mäßige Lebensweise, wozu der Ahnherr der Todtensteiner durch strenge Verordnungen seine Nachkommen verpflichtet, welche, zumal bei den Frauen, so erstaunliche Eigenschaften hervorbringt.“

„Und dein schönes Muhmchen?“ fragte der Prinz, der mir mit Theilnahme zuhörte. „Besitzt auch sie eine dieser erstaunlichen Eigenschaften?“

„Die erstaunlichste von allen, gnädiger Herr. Sie schaut in [illegible] men, und die geheimnißvollen Bilder, die stumme Zeichensprache des Traums sind ihr geläufiger und klarer, als unsereinem das dürre, dürftige Wort, womit wir in der sonnenhellen Wirklichkeit herumtappen. Dabei verkündet sie nur selten die Eingebungen ihres innern Gesichts, doch ihre Anstalten und Vorkehrungen bekunden hinreichend ihre wunderbare Sehergabe. Sie spricht wenig und höchst selten. Doch versteht man ihre leisen Geberden und Winke. Und jedweder, selbst der greise achtzigjährige Herr Ivenbald, gehorcht unbedingt und ehrfurchtig dem „stillen Fräulein.“

„Der entlegene öde Todtenstein beherbergt demnach viele Wunder?“

„War hemalen in alle Herrenpracht und Größe. Alle diese Wunder

gibt es dort noch heutiges Tages, doch niemand denkt mehr daran und spricht davon."

„Wem fallen Schätze und Güter zu, wenn einſt das ſtille Fräulein unvermählt zu Grabe geht?"

„Mir oder meinen Söhnen, gnädigſter Herr! Denn meine ſelige Mutter Glothilde von Todtenſtein war die einzige Schweſtertochter des Herrn Theobalt."

„Du würdeſt klug thun, dich mit dem ſtillen Fräulein zu vermählen."

Auf dieſe Worte war ich nicht gefaßt und ſchwieg.

Der Prinz merkte meine Verlegenheit und fragte: „Liebſt du ſie nicht, ſolch reines hochbegabtes Weſen?"

„Ich wage nicht ſie zu lieben, gnädiger Herr. Ich fühle heilige Schauer in ihrer Nähe."

„Haſt du ihr niemals deine Hand angetragen, was, wie mir ſcheint, eure beiderſeitige Zukunft erfordert?"

„Das that ich, gnädigſter Herr."

„Und ſie ſagte: Nein?"

„Sie heißt „das ſtille Fräulein", gnädigſter Herr. Sie ſagt gar nichts."

„Sie ſchüttelte alſo mit dem Kopfe?"

„Auch das nicht."

„Oder ein Wink, eine Geberde wies dich ab?"

„Eben ſo wenig."

„Wie gab ſie dir denn deinen Korb?"

„Durch gar nichts eben, gnädigſter Herr."

„Wie iſt das zu verſtehen? Woran erkanntеſt du, daß ſie dich ausſchlug?"

„Sie ließ uns reden, Herrn Theobald und mich, ſo viel wir wollten, und hörte nicht darauf, als ob es ſie gar nicht anginge."

Prinz Heinrich ward wieder nachdenklich und ſchweigſam. Mit untergeſchlagenen Armen ging er in ſeinem Gemache lange auf und nieder, endlich blieb er ſtehen und ſprach:

„Geh' zu Bette, Gerſtenberg, denn morgen vor Sonnenaufgang müſſen wir wach ſein. Gute Nacht!"

Lange vor Sonnenaufgang trat Prinz Heinrich reiſefertig an mein Lager und weckte mich. Er war ganz ſchlicht wie ein einfacher Reitersmann gekleidet.

Ich rieb mir die Augen. „Wie, gnädigſter Herr! In ſo verhängnißvoller Zeit wollt Ihr von hinnen?"

„Es iſt beſchloſſen.“

„Ihr ſelbſt wolltet nach dem —?“

„Schweig!“ gebot der Prinz. „Verrathe niemandem und ſelbſt dem Könige meinem Vater nicht, wohin ich gehe.“

„Laßt mich hin, gnädiger Herr!“

„Nein, Greifenberg. Dank für deine Dienſtfertigkeit. Allein es handelt ſich um das Leben meines Vaters, das darf ich keinem anvertrauen.“

„Soll ich euch nicht begleiten?“

„Ich reiſe allein.“

„In dieſen ſchlichten Reiſekleidern?“

„Es hat ſeine Gründe. Da lies!“

Der Prinz hatte ein eigenhändiges Schreiben an Herrn Theobald abgefaßt, welches er ſelbſt gleich einem Boten überbringen wollte. Er zeigte mir das Schreiben und ich fragte:

„Wollt ihr etwa die Sehergabe meines ſchönen Muhmchens auf die Probe ſtellen?“

Ueber dieſen unverzeihlichen Vorwitz — doch ich lag noch im Bette und war halb ſchlaftrunken — richtete mein gnädiger Herr einige verweiſende Worte an mich. Doch gleich darauf lächelte er wieder. „Greifenberg!“ ſprach er mit blitzenden Augen, „wenn ich einſt König bin, merke wohl auf, denn dieſe Worte haſt du lange nicht von mir gehört, und daß ich ſie jetzt mit heiterer Stirne ſagen kann, verdanke ich dir. Alſo, wenn ich einſt König bin, ſollſt du belohnt werden für den vortrefflichen Rath, den du dem Thronfolger ertheilt haſt.

Vier Tage und vier Nächte bliebe ich aus. Am fünften Tage mit dem frühen Morgen bin ich wieder hier. Zeige dich würdig meines Vertrauens. Bedenke wohl, es giebt der frommen gottesfürchtigen Leute viel bei Hofe hier. Die, wüßten ſie um mein Vorhaben, den König lenken würden, eher zu ſterben als durch ſolch einen Zaubertrank das Heil ſeiner Seele zu gefährden. Darum, was auch irgend geſchehe, bis auf den einzigen Fall, den Gott verhüten möge, daß der König meine Wiederkehr nicht erlebt, — was jemals auch irgend geſchehe, Greifenberg! ſo ſollſt du, weder durch Wort noch Blick, noch Laut, noch durch irgend ein Zeichen verrathen, weshalb und wohin ich mich entfernt habe. Verſprich mir das, mit Wort und Handſchlag.“

Ich reichte dem Prinzen meine Hand, er ſchüttelte ſie und rief: „Lebe wohl, du Treuer! Gott wird alles zum Guten lenken!“ Und hiermit ging er.

Am zweiten Abend erreichte Prinz Heinrich den Todtensee. Er stieß ins Horn und rief: »Ein Bote aus dem Königsschloß!« — Der Thurmer gab das Zeichen; die Brücke senkte sich; es öffneten sich die Thore. In der Halle standen mehrere Diener bereit, das Roß in Empfang zu nehmen, und einer derselben führte ihn die Treppe hinan, nach dem Rittersaal.

In einfachen beflaubten Reitkleidern betrat Prinz Heinrich den Saal, dessen Pracht ihn fast blendete. Auf den silbernen Wandleuchtern ringsum strahlten Kerzen und erfüllten mit gleichmäßiger Helle alle Räume bis in die fernsten Ecken und Winkel. Dazwischen flimmerte vergoldetes Schnitzwerk, in den Nischen funkelten prachtige Wappenschilde, und an den Wänden hie und da prangten jene Wunderwerke der kunstreichen Todtenfischerinnen, jene herrlichen Teppiche, von denen der Prinz vor zweimal vier und zwanzig Stunden die erste Kunde vernahm.

In diesem Saale verbrachte Herr Theobald seine Abendstunden zur Ehre seiner Verfahren und zur Feier ihres Gedächtnisses. Es war ein hoher Greis, der sein mit dichten Silberlocken reich geschmücktes Haupt noch stolz und ungebeugt emporhielt, und auf dessen Wangen, trotz der Furchen des Alters, immer noch die Röthe der Gesundheit blühte. Ohne sich von seinem Sessel zu erheben, empfing er das Schreiben aus den Händen des Prinzen, entfaltete es und las.

Stehend schaute der Prinz Heinrich noch einmal sich im Rittersaale um, und fast schauerlich ward ihm zu Sinne über die tiefe feierliche Stille, in dieser öden, einsam inmitten unwirthbarer Felsen gelegenen Burg, die mit so viel seltsamer Pracht und Kostbarkeit geschmückt war, daß die geschmackvolle, geschäftig regsame Königsburg dagegen kaum in Betracht kam.

Herr Theobald hatte vollendet. — Er warf einen prüfenden Blick auf den einfach gekleideten Ueberbringer solch eines wichtigen Schreibens; dann faltete er es wieder zusammen und deutete auf einen Sessel neben dem seinen.

Prinz Heinrich ließ sich auf denselben nieder und Herr Theobald begann: »Sei mir willkommen, edler Herr! Denn bedeutungsschwer und verhängnißvoll ist eure Sendung. Sie gemahnt mich, wie ein Wink des Schicksals, mein graues Haupt bereit zu halten für die Ahnengruft. Dies Schreiben meldet mir, daß ein schleichendes Fieber an dem Leben meines Herrn und Königs zehrt, und sein edler Sohn, der Prinz Thronfolger, wendet sich an mich mit gnädigen Worten, und begehrt eine Phiole von jenem Wundertrank, den mein Urahnherr bereitete, und der kraft hinterlassener Verordnungen nur unsern Königen und Thronfolgern verabreicht werden darf. Es bewahrt aber meine Schatzkammer nur eine

solche Phiole noch. Es ist die letzte, und dieses Schreiben fordert sie von mir, dem letzten achtzigjährigen Todtenreiter. So geht der Wundertrank denn aus, zugleich mit meinem Namen. Gottes Wille geschehe! Ich bin bereit."

Er schwieg, trübseligen Gedanken hingegeben, und Prinz Heinrich, von Ehrfurcht durchdrungen vor dem Greis und seinem feierlich würdigen Wesen, wagte nicht, ihn zu stören.

So verging eine gute Weile, da öffneten sich plötzlich beide Flügelthüren und eine schimmernde, bunt aufgeputzte Tafel ward hereingetragen. Die silbernen und goldenen Schüsseln und Gefäße waren mit schmalen Blumenkränzen umgeben, und auserlesene Blumensträuße prangten in blitzenden Porzellan- und Krystallvasen.

Selbst Herr Theobald schien befremdet. Diese seltenen Blumen war Camilla selbst. Sie gedieben wunderbar unter ihren Händen, und sie hielt gar viel darauf. Warum hatte sie heute ihren ganzen Blumenschatz verschwendet? Von neuem betrachtete Herr Theobald prüfend seinen jungen Gast. Dann erhob er sich, schritt an den Schenktisch und holte zwei goldene, mit Edelsteinen reich geschmückte Becher. Den einen schenkte er ganz, den andern nur halb voll.

„Verzeiht mir, edler Herr!" begann er, „daß ich erst jetzt den Willkommen-Becher euch biete. Seit lange schon spricht Niemand mehr auf dieser öden Burg ein, so daß ich fast verlernt habe, wie es Brauch ist, werthe Gäste zu empfangen." Und den zweiten Becher noch mit Wasser füllend, fuhr er fort: „Verzeiht, dies ist so Todtensteiner Brauch. Stoßt an auf das Wohl des Prinzen Ihrerwerben! Ihr steht ihm nahe, da er euch solche Botschaft anvertraut. Gott lohne es ihm, daß er meiner einmal gedachte!"

Prinz Heinrich war erstaunt über das auserlesene Mahl wie über alles andere. Denn eine fürstlichere Bewirthung konnte er nicht finden, selbst wenn er seine Ankunft angemeldet hätte. Vorläufig aber merkte der herrliche Anblick der Tafel und der leckere Duft der Speisen so verlockend auf ihn, daß er alles Verwundern und Erstaunen auf gelegenere Zeit verschob, um einem so herrlichen Mahle die gebührende Ehre anzuthun.

Er hatte kaum den ersten Heißhunger gestillt, als von neuem die Thür sich öffnete und lautlos — nur das Rauschen des Gewandes war vernehmbar — eine Jungfrauengestalt, strahlend von Schönheit und von Edelsteinen, näher schwebte. In den lichtbraunen Locken trug sie ein Diadem, kunstlich wie ein Myrthenkranz gebildet. Smaragden glänzten

als Matter, und funkelnde Edelsteine blitzten wie Blutben. Ihr Gurtel war mit Rubinen von unschätzbarem Werthe besetzt, und ihre nackten Arme, die reizend sich in ihren luftigen Aermelhüllen regten.

Befremdet schaute sie der Burgherr an, und Prinz Heinrich starrte wie erschrocken auf diese glanzende Erscheinung voll hehren Liebreiz.

Sie nahte ihm, beugte leicht und zart ein Knie, erhob sich wieder und nahm den goldenen Becher, aus dem der Prinz getrunken hatte, trug ihn auf den Schenktisch und vertauschte ihn dort mit einem kleinen unscheinbaren silbernen, den sie vor dem Prinzen hinstellte. Im Kelche dieses Bechers aber war das Königliche Wappen eingegraben, und auf dem Deckel blitzte eine Königskrone. — Es war der Mundbecher eines alten Königs, der einstens auf dem Todtenstein übernachtete und ihn als Gastgeschenk dem dermaligen Burgherrn überreichte. Seitdem prangte er als Ehrenschmuck und Heiligthum auf jenem Schenktisch und keine Lippe durfte ihn berühren.

Als Herr Theobald solches gewahrte, blieb ihm kein Zweifel mehr über seinen hohen Gast. Er erhob sich, ließ sich gleichfalls auf ein Knie nieder und sprach:

„Jetzt erst weiß ich, welche hohe Ehre mir widerfahret, und daß der Sohn meines Königs, der Thronerbe Prinz Heinrich, geruht, ein Gast auf meiner Burg zu sein."

Prinz Heinrich war so beklommen, daß er zu danken vergaß. Die holdselige Jungfrau hielt wie mit Zauberbanden alle seine Lebensgeister gefangen.

Herr Theobald nahm seinen Sessel wieder ein und auch Camilla ließ sich nieder. Sie genoß nur wenig Brod, das sie in Wein tauchte, der mit Wasser stark gemischt war. Denn Todtensteiner trinken keinen Wein, es sei denn aus geweihtem Kelch beim Abendmahle. — Und wieder trat dieselbe Stille ein. Prinz Heinrich war versunken im Anschauen der zauberischen Jungfrau und schlug beschämt die Augen nieder, wie sie den glänzenden Blick aus langen Wimpern zu ihm erhob, und zufrieden mit der Aufmerksamkeit, die er ihr weihte, wieder senkte, indem ein zartes Lächeln die rosen Purpurlippen umspielte.

Als sie ihr kurzes Mahl vollendet, erhob sie sich und beugte nochmals leicht das Knie, dann wandte sie sich zur Thür.

„Wohin Camilla? Bleib, unserm hohen Gast zu Ehren!" gebot der Burgherr.

Sie aber achtete nicht darauf und ging.

Lange ſchaute Prinz Heinrich ihr nach und war recht munter. Als es endlich Zeit war, ſich zur Ruhe zu begeben, wandte er ſich zu Herrn Theobald und ſprach tief bewegt:

„Wohl iſt mein Eintreffen auf dieſer Burg bedeutungsvoll und verhängnißreich. Ich komme nicht allein, die letzte Phiole des Wundertrankes dem letzten Todtenritter abzufordern; ich komme auch, euer Wappen, ehe es mit euch zur Gruft getragen wird, mit dem meinigen durch den Liebesknoten unter der Königskrone zu vereinen. Ich komme nicht allein, von euch das Leben meines Vaters zu begehren; ich komme auch, von euch mein Lebensglück zu empfangen. Ja, Herr Theobald! Gott gab euch eine wunderbare Tochter, die es werth iſt, Königin zu ſein. Wollet euern künftigen Herrn und König zum Sohne annehmen. Ich will euch lieben und ehren wie einen Vater!“

„Hoher Herr!“ antwortete Herr Theobald. „Mein achtzigjähriges Leben iſt nur der Ehre meines Hauſes geweiht und zehrt von dem Angedenken meiner glorreichen Vorfahren. Urtheilt daher ſelbſt, wie ſtolz ich mich zu fühlen Urſache habe ob eures Antrags. Denn keiner meiner Ahnen hat ewer Ehre ſich zu rühmen, dieſer gleich. O daß noch ein ſolcher Glanz ſich ſenkt auf dieſes graue Haupt! — Wiſſen aber müßt ihr, daß ich mich aller väterlicher Gewalt über meine Tochter begeben; denn ein wunderbarer Geiſt wohnt ihr inne, erhaben über alle Menſchenweisheit, und den noch keine Todtenſteinerin in ſo hohem Grade beſeſſen. Sie träumt allnächtlich, was Tages aber geſchehen wird, und ihre Traumgeſichte trügen niemals. Auch euer Ankunft, hoher Herr, hat ſie vorausgeſchaut und ſchweigend alle Anſtalten getroffen, euch zu empfangen. Mir gehorchen ihr blindlings. Ich kannte euch nicht und ſtutzte, weil ich ſah, daß ſie alle ihre Lieblingsblumen hergegeben, um die Tafel zu ſchmücken. Ich kannte, weil ich ſah, daß ſie vor euch ihr Knie beugte. Und als ſie vor euch den Königsbecher hinſtellte, da wußte ich erſt, wer ihr ſeid.“

Herr Theobald hielt plötzlich inne und ſtarrte nachdenkend ſein Silberhaupt. — „Ja! Ja!“ rief er endlich aus. „In ihrem Namen ſage ich Ja! — Denn auch eure Wünſche hat ſie vorhergeſchaut und ſie gewährt. Und darum erſcheint ſie heute ſo feſtlich geſchmückt. Denn das Diadem von Smaragd und Perlen und der koſtbare Rubin-Gürtel dient zum Brautſchmuck, jetzt unterſtützen Zeit, den edlen Töchtern unſers Hauſes. Und deshalb hat ſie ihn angelegt, denn ſie wußte, ihr würdet um ſie freien.“

Prinz Heinrich rief mit Wonnethränen: „Ich fühlte auf den erſten Blick, daß ſie mein ſei. Und auf den erſten Blick liebte ich ſie wie meine Seele.“

Nicht minder Erzählenswerthes begab sich inzwischen auf der Königsburg. Zwei Tage hob man sich's gefallen, vom Prinzen Thronfolger nichts zu hören und zu sehen. Erst am dritten vermißte man ihn ernstlich und bestürmte mich mit Erkundigungen. Endlich sandte auch der König, der wieder andern Sinnes geworden war und jetzt ungnädig vermerkte, daß Prinz Heinrich nicht mehr nach seinem Befinden fragen ließe.

Ich gab zur Antwort: Prinz Heinrich sei schon seit einigen Tagen abwesend.

Der König sandte noch einmal: Was das bedeuten solle und wohin Prinz Heinrich sich begeben?

Ich ließ sagen, daß ich das nicht wisse.

Vermöge seiner unwirschen Gemüthsart erboste sich der König über meine kurzen Antworten, obschon nichts Unehrerbietiges darin lag, vielmehr meine Stellung bei Hofe, als junger Ritter im Gefolge des Prinzen, es mir zur Pflicht machte, mich in Angelegenheiten zwischen König und Thronerben nicht weiter einzumischen, als mir eben vorgeschrieben war. Der König sandte daher zum dritten Male und ließ mir streng befehlen, augenblicklich vor ihm zu erscheinen.

Als ich den König erblickte, erschrak ich fast. Er saß in seinen Nachtkleidern auf einem hohen Armsessel. Das Fieber hatte alle Lebensfarbe von seinen Wangen gebleicht, seine Augen waren ungleich geöffnet, seine blauen Lippen bedeckten kaum die wenigen Vorderzähne und seine Stimme war rauh und heiser.

»Gravenberg!« sagte er. »Ich weiß wie hoch der Prinz Thronfolger euch in Gnaden hält, und daß er nicht leicht etwas unternimmt, ohne euch zu Rathe zu ziehen. Schämt euch, daß ein so junges edles Blut wie ihr schon solcher Verstellungskünste fähig ist, um den Sohn vor dem Vater zu verleugnen.«

Ich schwieg.

»Gebt mir euer Wort, daß ihr nicht besser unterrichtet seid, als ihr euch stellt, und ihr seid in Gnaden entlassen.«

— »Ich gebe mein Wort in meinen Angelegenheiten. In Angelegenheiten meines durchlauchtigsten Herrn Thronfolgers muß ich mir vorbehalten, zu Zeiten auch reden zu dürfen, wie er mir vorschreibt.«

Dies steigerte den Zorn des Königs aufs äußerste, so daß er von seinen Dienern sprach, die von dem sterbenden König abfielen, und vor seinen brechenden Augen schon um die Gunst des blühenden jungen Nachfolgers buhlten.

Solche Schmähungen hatten schon meinen gnädigen Herrn empört,

und mich fesselten keine Rücksichten, wie sie einem Sohne vor dem Vater geziemen. Ich hatte schon genug gethan, einem Befehle des Königs willfährig mich zu unterwerfen. Und da er noch so gebieterisch sich gebehrdete, konnte es so gar schlimm auch nicht mit ihm stehen; am Rande des Grabes pflegt man sich in sein Schicksal zu finden, seinen Feinden zu vergeben und den Ueberresten der Menschlichkeit zu entsagen.

»Mein König!« sprach ich dreist. »Ich kann nicht mehr sagen als ich weiß; doch habe ich meine Muthmaßungen, und die, wenn ihr verlangt, kann ich euch entdecken.«

»Sprich!« gebot der König.

— »Es giebt Worte, die sich nicht gut verschmerzen lassen, und solch ein Wort mögt ihr dem hochherzigen Prinzen Thronfolger wohl gesagt haben. Vielleicht ist er deshalb auf und davon, und Niemand weiß, wo er sich befindet. Denn auf welche andere Weise kann er kundthun, daß er auf euern Tod nicht wartet und noch keine Lust hat, die bittere Unabhängigkeit seiner Jugend den lästigen Regierungssorgen aufzuopfern?«

Dies war eine bittere Wahrheit, doch wirkte sie. Der König schwieg und winkte mit der Hand, daß ich entlassen sei.

Welche Folgen meine Aeußerung haben würde, konnte ich freilich nicht vorhersehen.

Wegen der muthmaßlich bevorstehenden Trauer- und Huldigungsfeierlichkeiten befand sich fast schon der gesammte hohe Adel in der Stadt. Wappenschilde und Panniere prangten an allen Herbergen, und an den Thüren sah man wohlbewährte Kriegsmänner und reich gekleidete Dienerschaft stehn. — Die hohen Herren alle waren sehr entrüstet über die geheimnißvolle Abwesenheit des Thronfolgers und meinten, selbiger hätte jetzt wohl andere Rücksichten zu beobachten, als das Wort eines sterbenden Vaters streng auf die Wage zu legen. Einer nach dem Andern kam zu mir, befragte mich und äußerte seine Mißbilligung. Doch was ich einmal gesagt hatte, war nicht mehr zu widerrufen und zu spät lernte ich einsehen, daß, wo man schweigen soll, man auch keine Muthmaßungen kund geben darf.

Das Mißvergnügen und Unbehagen mehrte sich mit jeder Stunde, und am folgenden Morgen — es war am vierten Tage seit der Abreise des Prinzen — widerfuhr mir jedoch die hohe Ehre, den mächtigen Grafen Hohenwart bei mir zu erblicken.

»Friedrich!« — sprach er, indem er gnädig seine Hand auf meine Schulter legte. — »Du bist seit einigen Tagen ein sehr gewichtiger Mann, jedweder lauscht auf deinen Mund und du schweigst, wie die verhängniß-

volle Zukunft. Doch glaube nicht etwa, die gegenwärtige Lage der Dinge — obschon du sie besser kennen mußt als wir alle — sei unbedeutend und unbeachtenswerth. Sie kann von schweren Folgen sein für die Zukunft. — Der König liegt im Sterben und Prinz Heinrich scheint verschwunden. — Wie man gesinnt ist, weißt du. Man trauert minder um den König, man ist minder besorgt um den Thronfolger, als vielmehr erbittert und erbost auf Prinz Philipp. — Was führt er im Schilde, der blasse Grübler? Was betet er noch immer fort in der Dom-Kapelle? Noch gestern Abend lag er kniend neben dem wahnsinnigen Vater, mit der Stirn in den gefalteten Händen am Boden. Ziemt sich das für einen Königssohn? Ziemt es sich unter solchen Umständen? Will er die Regierung seines Bruders hinwegbeten, oder die Krone für sich vom Himmel niederflehen? — Er ist schwächlich und verwachsen. Er kann kaum eine Rüstung tragen, geschweige schwer gepanzert und gewappnet sich auf's Roß schwingen. Seine Gefolgschaft hängt demnach von der Zustimmung der hohen Lehnsträger ab: wo nicht, geht sie auf die weibliche Linie über. Was thut er, unsere Zustimmung zu erwerben? — Der König beleidigt uns mit seinen krankhaft-herrischen Launen; Prinz Heinrich, im Vertrauen auf seine hohen Rittertugenden und Liebenswürdigkeit, vernachlässigt uns, und Prinz Philipp hält es mit den Pfaffen und betet! Sollen wir denn gar nichts mehr gelten? — Friedrich! Aus meiner Aufrichtigkeit wirst du ersehen, daß ich dir großes Vertrauen schenke, deinem durchlauchtigsten Herrn zu Liebe, der so große Stücke auf dich hält — du weißt, wie treu ich stets zum Könige hielt, und wie innig ich den Prinzen-Thronfolger seiner herrlichen Eigenschaften wegen verehre. Doch alle Umstände jetzt erheischen, daß ich die Ansprüche geltend mache, zu denen ich berechtigt bin, wenn Prinz Heinrich ferner Belieben trägt, unsichtbar zu bleiben. — Was ich damit bezwecke? Für den Augenblick gar nichts, aber für die Zukunft Alles. Denn Niemand ist allwissend und Niemand kann berechnen, was alles möglich werden kann im Laufe der Zeiten. — Ich hoffe, du hast mich verstanden."

Morgen mit dem Frühessen wollte mein gnädiger Herr wieder sein Wohlgemuth sagte ich daher: „Hoher Herr! Wollt ihr, jung wie ich bin, mir einen Rath erlauben?"

„Sprich!"

„Wartet vierundzwanzig Stunden."

Graf Hohenwart sah mich bedeutungsvoll an und sprach: „Friedrich, ich will dir trauen und werde warten." — Dann schüttelte er mir herzlich zum Abschiede die Hand.

Indeß verbreitete sich die Besorgniß nicht nur in der Stadt, sie erstreckte sich auch auf die Geistlichkeit, und ergriff endlich sogar den frommen Bruder Bernhard in der Dom-Capelle.

Zwar hatte er keinen Zulauf mehr, denn auch die Menge war des frommen Schauspiels satt, und er selbst mochte endlich einer Kasteiung überdrüssig sein, der man weder im Himmel noch auf der Erde weitere Aufmerksamkeit schenkte. Es galt daher jetzt nur noch, die Buße pomphaft und glorreich zu beschließen. Dazu war Gelegenheit vorhanden, und was äußere Umstände dem frommen Bruder in den Kopf setzten, hielt er jederzeit für eine himmlische Eingebung.

Prinz Philipp hatte auch diesen Abend wieder in der Capelle gebetet. Als nun die Glocke das Zeichen gab, als die Laienbrüder mit der Geißelung inne hielten, das Blut trockneten und die Kutte wieder über die zerfleischten Glieder warfen, nahte er dem schäumenden zerknirschten Dulder, um wie immer den ersten Segen der frisch errungenen Gottseligkeit in Empfang zu nehmen. Aber heute weigerte sich der fromme Bruder zu segnen. — „Königssohn!“ — stöhnte er — „weiche von hinnen! Die Heiligen verschmähen deine Andacht. Keine Dulderkrone ist dir beschieden, sondern eine weltliche. Dein Vater muß sterben, deinen Bruder wirst du nicht wiedersehen. Gehe hin und sei König.“

Diese Prophezeiung konnte nicht ermangeln, noch in derselben Nacht stadtkundig zu werden, und wer schon im Bette lag, wurde aus dem ersten süßen Schlafe geweckt, um die Kunde zu vernehmen, womit der fromme Bruder Bernhard nach seiner unerhörten Zerknirschung von allen Heiligen des Himmels begnadigt worden war.

Sofort sandte ich nach dem Dominikaner-Kloster und verlangte die Auslieferung des Lügenpropheten an die weltlichen Gerichte, welche auch ohne Weiteres erfolgte. Bruder Bernhard mußte sein Ordenskleid ausziehen und im Armensünderkittel den Häschern folgen. Noch in derselben Nacht fand ein Verhör statt. Ich war zugegen und saß in einen Mantel gehüllt in einer finstern Ecke der Gerichtsstube.

Bruder Bernhard mit untadelhaftem priesterlichen Anstande behauptete steif und fest, wahr gesagt zu haben, und berief sich auf die nächste Zukunft, die es an den Tag bringen würde. Weil ihm der Oberrichter bedeutete, er habe die Fragen zu beantworten, die man ihm vorlege, erwiederte er gelassen: daß er weltlichen Gerichten nicht Rede zu stehen brauche. Wolle man Beweise, so möge man forschen: „Suchet, so werdet ihr finden,“ lehre die heilige Schrift.

Der Oberrichter drohte mit der Folter, und der fromme Bruder

Mönche: Wochenlang habe er sich freiwillig der schärfsten Geißelung unterzogen. Möge man seinem Beispiel zaudern! Er sehne sich nach Kasteiungen, wie sie in Klöstern nicht üblich seien.

Der Oberrichter bedeutete ihm, daß ihm als Lügenprophet nach geistlichem Rechte der Scheiterhaufen, und als Staatsverbrecher nach weltlichem der Strick bevorstände. — Er antwortete eben so zuversichtlich: „Ich bin kein Übermissethäter; will man aber einen Martyrer aus mir machen, so geschehe es!“

Da erhob ich mich und trat aus meinem Versteck. „Es kann auch noch ein Drittes geben, ehrwürdiger Bruder!“ rief ich, „daß ihr ein Narr seid, der zum Tollhaus reif ist.“

Er sah mich an mit schamhafter Miene und sprach: „Mein hoher Herr! Vergebe euch Gott diese Lästerung, wie ich sie euch verzeihe!“

„Wohlweiser Herr!“ wandte ich mich an den Oberrichter. „Wie ihr seht, ist der fromme Bruder bei seinen unerhörten Kasteiungen übergeschnappt! Er ist auf mein Verlangen verhaftet, und ich hatte jetzt, bis zur Rückkehr des Prinzen-Thronfolgers nichts hochnothpeinlich gegen ihn zu verfahren, wohl aber bis dahin ihn in festem Gewahrsam zu halten.“

Der Tag brach an. Wo blieb Prinz Heinrich? — Er hatte seinen besten Jagdhund mit und bis zum Tollenstein waren kaum zwei Tagereisen.

Einige Stunden später empfing ich ein Schreiben vom Grafen Hohenwart des Inhalts:

„Junger Freund! Der mir einen Rath zu geben wagte. Die Frist ist um, und alles ist beim Alten. Der König liegt im Sterben; der Thronfolger bleibt verschwunden; Prinz Philipp betet und die Domherren treten mit ihrer Absicht offen hervor: Sie wollen uns einen König geben. — Wir sind empört, und dem Benehmen ist uns unbegreiflich. Wir hatten den ganzen Orden verantwortlich machen, und schreckliches Vergeltungsrecht üben können. Du aber hast weiter nichts verlangt, als die Auslieferung des Lügenpropheten, und man gab den niedern Mönch der Preis. Man hat sich damit aus einer großen Verlegenheit gerettet, wofür man dir schon vielen Dank schuldig ist. Du hast aber die Bösartigkeit noch weiter getrieben, und sogar das peinliche Verfahren gegen den nichtswürdigen Mönch einstellen lassen. — Was sollen wir davon denken? — Ohnedies, ich kann nicht mehr stille sitzen und muß zeigen wer ich bin. — Sämmtliche hier anwesende hohe Herren — was gäbe ich darum, auch dein Vater wäre zugegen — sind auf meiner Seite, und wir gehen jetzt zum König, um sofortige Aufklärung zu verlangen. Wo nicht, und beharrt es dem unerklärlichen Prinzen-Thronfolger, noch ferner

unſichtbar zu bleiben, ſo können auch wir unſichtbar werden, ohne Hul-
digungs- und Lehnseid zu leiſten. Treu und offen, wie ich ſtets handle,
gebe ich dir dieſes ſchriftlich, damit du es dem durchlauchtigſten Prinzen-
Thronfolger, deinem gnadigen Herrn, wie und wann es ihm beliebt, wie-
der zu erſcheinen, vorlegen mögeſt.

Es ward Mittag und Prinz Heinrich ließ noch immer auf ſich warten.

Die hohen Herren hatten ſich beim Grafen Hohenwart verſammelt, und zogen von da feierlich nach der Königsburg. Sie wurden in den Thronſaal geführt, wo Prinz Philipp im Namen des Königs ſie empfing.

Die hohen Herren eröffneten ihr Verlangen, und ſofort wurde zu mir geſendet, wie ich dies vorausgeſehen.

Ich kam und Prinz Philipp fragte mich, ob ich bereit ſei, die er-wünſchte Aufklärung zu geben. Ich ſagte ihm, daß ich thun würde, was in meinen Kräften ſtande.

„Hohe Herren!“ ſprach ich zur Verſammlung. — „Der Prinz Thron-folger wird eure Beſorgniſſe und Beſchwerden als Beweiſe eurer Anhang-lichkeit in hohen Gnaden aufnehmen. Die Frage aber: was ſeine Abwe-ſenheit bedeute, iſt inſofern als eine müßige zu betrachten, weil ſeine An-weſenheit hierſelbſt nicht erforderlich iſt. Sollte ſie etwa nothig werden, ſo verlaßt euch darauf, Prinz Heinrich weiß was er thut, und hat mir für alle Fälle gemeſſene Befehle hinterlaſſen. Selbſt für den Fall, wo ihr ihn ſehen wollet, bin ich beauftragt, den Ort zu nennen, wo er iſt und man ihn finden kann, und ſchon ſeit dieſem Morgen erwarte ich mit jedem Augenblick ſeine Rückkehr, die unfehlbar im Laufe dieſes Tages erfolgen wird.“

Dieſe Erklarung ſchien die Anweſenden zu beruhigen, nur Graf Hohenwart wandte ein: „Wundern müſſen wir uns immer, Graf Friedrich von Greifenberg, daß der Lügenprophet, der uns alle in den Harniſch brachte, auf eure Veranlaſſung ungeſtraft ausgehen ſoll. Unſer koſtbarſtes Vorrecht iſt angetaſtet! Soll die Thronfolge kunftighin nicht mehr von unſerer Zuſtimmung abhängen, und wird die Geiſtlichkeit, mittelſt ihrer Propheten, darüber entſcheiden?“

Ein tiefes Schweigen erfolgte. Prinz Philipp und Graf Hohenwart ſchauten ſich kalt und feſt in's Auge, wie zwei Todfeinde, die zum Aeuſ-ſerſten entſchloſſen ſind.

„Mein hoher Herr!“ nahm ich das Wort, ihr nehmt die Sache viel zu ernſt. Der fromme Bruder hat wochenlang eifrig für das Leben des Königs gebetet; das iſt anerkennenswerth. Er hat ſich ſo unerhör-ten Kaſteiungen unterworfen, daß ſein Verſtand wohl darunter leiden

mogte. Mit einem Worte: das arme Mönchlein iſt bei ſeinen ſchwarmeriſchen Verzuckungen übergeſchnappt, und ſoll ein Verrückter die Galgenleiter oder gar den Scheiterhaufen beſteigen? Das Henken und Verbrennen iſt doch hier ein ſo ſeltenes Schauſpiel nicht, daß ihr danach beſonderes Verlangen truget. Welch ein Vorrecht des hohen Adels aber iſt angetaſtet? Der König, Dank ſei es dem Himmel, iſt am Leben und Prinz Heinrich, wie ich bereits geſagt, wird ſich zeigen, wenn es ihm beliebt. Soll mein Wort weniger gelten, als das eines armſeligen Kloſterbruders? Nun! ſo mag man das Mönchlein ſtrafbar halten. Ich aber erkläre dieſes Mönchlein für verrückt, und darum ſoll er nicht auf den Scheiterhaufen und nicht an den Galgen; ſondern als unverſchämter Lügenprophet nur in's Tollhaus wandern. Eine ſo wohlverdiente Beſchämung mag ſich unſere Geiſtlichkeit endlich einmal gefallen laſſen.

Dieſe meine Worte erzeugten ein herzliches Gelächter und Jedermann ſchien zufrieden geſtellt. Nur Prinz Philipp warf mir einen finſtern Blick voll Haß und Rachluſt zu. Graf Hohenwart aber trat ſpäter zu mir und ſprach: „Friedrich, deine Weisheit reicht über deine Jahre. Ich werde dieſes deinem Vater rühmen.“

Es ward Abend. Der König ließ den Biſchof zu ſich rufen, und ſprach:

„Hochwürdiger Herr, haltet alles in Bereitſchaft, um mir das Hinſcheiden aus dieſer Welt zu erleichtern.“

„Mein königlicher Herr,“ erwiederte jener, „die Kirche wird nicht ermangeln, euch in euren letzten Stunden treulich beizuſtehen.“

Als ich vernahm, daß der König die letzte Oelung verlangte, konnte ich mich der peinlichſten Beſorgniſſe nicht erwehren.

Wie, wenn meinem theuren gnädigen Herrn ein Unglück widerfahren wäre! Wie, wenn der Bruder Bernhard dennoch ein Prophet ſein ſollte? — Weiſſagung iſt ja eine Gnade des Himmels, der nach Wohlgefallen über ſeine Gaben ſchaltet. — Wie, wenn es ihm gefallen hätte, einen Dummkopf zu begnadigen? — Die göttliche Vorſehung vertheilt ja ihre Gaben gleichmäßig und mit weiſer Sparſamkeit. Der Menſch hat ſeinen Verſtand, das Thier ſeinen Inſtinkt, und Thiere ſelbſt haben Vorahnungen. Es können ja nicht alle Seher ſo reizend wie meine beide Muhme ſein, und wäre es nicht ein unbilliger Vorzug, wenn nur die klugen aufgeweckten Köpfe weiſſagen dürften, und die verwahrloſten, ausgemachten Dummköpfe nicht auch ihre Sehergabe haben ſollten?

Mit ſolchen Vorſtellungen quälte ich mich ab, und darüber verging die Zeit. — In den Fenſtern der königlichen Krankenzimmer brannte

ſchon die Todtenkerze. Ein einfaches Licht; doch bedeutet es, daß der König in den letzten Zügen liegt, und wie er ſeinen Geiſt aufgiebt, wird es erloſchen, dann läuten die Trauerglocken, und die Thore werden geſchloſſen. Niemand darf aus und ein und die Schluſſel werden dem Thronfolger übergeben.

Jetzt war mein Platz in den königlichen Gemächern, um ſogleich meine Eröffnungen machen zu können, ſo wie der Augenblick kam, und zugleich auch die Schluſſel für den Prinzen-Thronfolger in Empfang zu nehmen.

Einſam ſtand ich lange in den geräumigen Vorzimmern. Eine Todtenſtille herrſchte im Schloſſe. Manchmal glaubte ich den König ſchmerzlich aufſeufzen zu hören, manchmal war's mir, als hörte ich ihn röcheln. — Mit einem Male öffnete ſich die Thur, und Prinz Philipp blieb und aufgeregt, trat aus den königlichen Gemächern.

„Du hier Greifenberg? Wo iſt mein Bruder? Er wollte dieſen Morgen hier ſein! — Haſt du keine Nachricht von ihm? Wo iſt er in dieſem Augenblick. Weißt du es? Du, ſein erklärter Günſtling, ſeine rechte Hand!“

„Wie geht es dem Könige?“

„Er ſtirbt.“

„Bis dahin iſt meine Zunge gefeſſelt.“

„Nein!“ ſprach Prinz Philipp, „bis dahin nur reicht Menſchenweisheit und Menſchenein ſicht. — Antworte mir! Haſt du Nachrichten? Kann kein Unglück geſchehen ſein? Liegen unerhörte Miſſethaten außer dem Bereich der Möglichkeit? — Du antworteſt nicht; aber ich leſe die Beſtürzung in deinen Mienen.“

Ich war ſo erſchuttert, daß ich mein Antlitz mit beiden Händen verhullte.

„Merk' dir's,“ fuhr er fort, „Andacht iſt kein Gaukelſpiel; heilige Verzückung kein Wahnwitz; Martyrtuſt keine Tollheit und Propheten ſind nicht vorwitzig. — So eben ſegnete mich mein Vater und ſprach: „Vergieb mein Sohn! Ich war dir nie ein guter Vater. Die glanzenden Eigenſchaften deines Bruders ſtanden dir im Lichte. Er war mein Liebling. Er, der jetzt ſtolz und widerſpenſtig das Krankenlager des dahinſcheidenden Königs meidet. Gottes Wille geſchehe! Mögen alle Heiligen ihn ſchutzen. Du aber empfange einſtweilen das Reichsſiegel. Getroſt vertraue ich es deiner treuen Hand, bis zur Rückkehr deines unverſohnlichen Bruders. Melde ihm, daß ich ihm verzeihe und verzeihe auch du mir meine Härte, und ſchmähe mein Andenken nicht durch Klagen

über meine Leblosigkeit." — „Sieh her," fuhr er fort, und erhob die Rechte mit dem königlichen Siegel. „Siehst du hier den Siegelring des Königs an meiner Hand?"

Da hub die Domglocke an Mitternacht zu schlagen und alle Thürme stimmten hallend ein.

Prinz Philipp lauschte auf die feierlichen Klänge, und schwärmerisch fuhr er fort: „Die Trauerglocken läuten, die Todtenkerze ist erloschen, der König ist nicht mehr. Gott hat mir die Krone verheißen durch den Mund seines Propheten und ich werde euch allen zeigen, daß ich erlesen bin."

„Nein, gnädiger Herr!" versetzte ich dreist: „Ihr taugt nicht für die Krone. Ihr seid gewohnt euch andächtig zu erbauen, und die weltlichen Erregungen des Ehrgeizes, sind euch so fremd geblieben, daß sie heut' mit einem Male euch aus allen Sinnen jagen. — Was ihr für Trauergeläute haltet, ist weiter nichts als die Mitternachtsglocke.

„Horch!" rief er mit aufgehobenem Zeigefinger ernsthaft lauschend, als höre er immer noch Trauergeläute. — Ich war allein mit dem fürstlichen Schwärmer um die Mitternachtsstunde, in den stillen öden Vorgemächern, und dicht daneben ein sterbender König. Schauer erfaßten mich und rieselten mir kalt durch Mark und Bein.

„Geh' heim! Brettenberg," fuhr er fort: „Ich will die Schlüssel der Stadt hier in Empfang nehmen. Ich weiß, du liebst mich nicht und ihr alle liebt mich nicht, aber niemand soll die Stadt verlassen, bis er den Lehns- und Huldigungseid mir geleistet.

Ich faßte mir ein Herz und sprach: „Gnädiger Herr! ihr seid ernstlich krank. Ein Glück, daß dieses niemand hört, als ich."

Da öffnete sich mit einem Male die Thür, und ich schrie laut auf vor Freuden. Es war Prinz Heinrich, mein gnädiger Herr.

„Der König lebt!" rief ich ihm zu.

„Bewach' die Thür!" gebot er. „Niemand soll mir folgen!" und hiemit verschwand er in die königlichen Gemächer.

Prinz Philipp lag halb ohnmächtig im Sessel und klagte: „So wird ein Königssohn gäfft. Wo ist Trost und Beruhigung zu finden, wenn selbst die Kirche uns narrt?"

Er erhob sich und wollte in die königlichen Gemächer. Ich aber vertrat ihm den Weg und sprach nicht ganz ohne Schadenfreude: — „Gnädiger Herr, ich habe gemessenen Befehl hier niemand einzulassen." —

„Nimm diesen Ring und gieb ihn meinem Bruder."

„Gnädiger Herr, ihr wißt nicht, was ihr thut. Ich wage nicht ein Reichskleinod zu berühren."

„Du hast Recht. Ich weiß nicht, was ich thue. Ich bin krank. — Mir ist, als hätte ich manches gesagt, was dich befremden könnte. Ich weiß nicht mehr, was es war, das Fieber sprach aus mir. Du wirst nicht darauf geachtet haben? Nicht wahr? Du bist treu und schweigsam."

Er ging. Schweigen durfte ich nicht. Prinz Heinrich mußte wissen, welche Leidenschaften ein einziger Tag entfesselt hatte. — Denn die Krone ist ein verfängliches Ding und es giebt nicht viele so hochgesinnte und treue Thronfolger wie Prinz Heinrich.

„Ich sehe dich noch einmal!" seufzte der König, als er seinen hochherzigen Sohn erblickte. „Kommst du, deine Krone in Empfang zu nehmen?"

„Mein König! ihr dürft nicht sterben, so lange es noch ein Mittel giebt, euer Leben zu erhalten. Solch ein Mittel bringe ich. Doch dies ist eine Angelegenheit für König nur und Thronerben; nicht für Weiber." — Ein Wink des Prinzen gebot den Leibarzt und den Wärtern sich zurückzuziehen.

Diese zögerten, um den Befehl vom Könige zu erwarten.

„Habt ihr mich verstanden?" wiederholte der Prinz. „Geht und wartet in den Vorzimmern."

Aengstlich fragte der König: „Heinrich! Was hast du vor. Warum entfernst du meine Diener?"

„Wie! — Noch immer Mißtrauen? — Vater, du hast das Abendmahl genommen. Hast deine Irrthümer bereut und deinen Feinden vergeben. Ich schwöre dir, du thust mir schreiend Unrecht. Entsage deinem Irrthum und schenke mir ein besonderes Gehör."

Der König entfernte Arzt und Diener und Prinz Heinrich begann:

„Mein Vater!" Während Trauer um dich das ganze Land erfüllte, und du meine Theilnahme schmähend von dir wiesest, machte Leid und Ingrimm, eine Erinnerung aus den Knabenjahren in mir lebendig, und wie ein altes Mährchen tauchte es in mir auf, daß auf Burg Todtenstein ein Wundertrank vorhanden sei, der manches Königsleben schon gerettet. Das Geschlecht der Todtensteiner ist dem Erlöschen nah, und die leichtfertige, verächtliche Welt hat es längst aus den Augen und aus dem Sinne verloren. Um nicht für einen Sonderling zu gelten, wollte ich mich Niemanden anvertrauen. Und in diesem schlichten Kleide begab ich mich nach Burg Todtenstein, um unerkannt das Wunder dort zu prüfen. Es war keine leere Sage und die Vorsehung leitete mich. Noch eine Phiole war vorhanden, die letzte von jenem Wundertrank, den der weise Leibarzt Königs Christian des Weisen vor vielen hundert Jahren bereitete.

Seitdem aber hat sich unsere Krone stets vom Vater auf den Sohn vererbt und solch eines dauernden Segens hat sich kein heutiges Geschlecht zu rühmen. Hier ist diese letzte einzige Phiole aus jener uralten, wunderreichen Schatzkammer auf dem Todtenstein. Ich selbst habe sie für dich geholt."

Weil sich die Phiole so leicht nicht öffnen ließ, zerschlug Prinz Heinrich sie über einem Becher, den er seinem Vater reichte.

Der König sah erstaunt ihn an.

„Trink Vater! Trink!"

„Heinrich! Du warst allezeit mein Stolz und der Liebling meines Herzens."

„Trink Vater! Oder hast du immer noch Mißtrauen? Soll ich die kostbare Flüssigkeit dir vorkosten?"

„Nein! Heinrich, das nicht. Aber du sollst vergessen, was ich sprach in Mißmuth, Ungeduld und Pein des Krankenlagers."

„Davon sei keine Rede mehr. Trink Vater!"

Der König trank und — hoch und leicht athmete er auf: „O Heinrich! — Welch Wohlsein verdanke ich dir! Welch Behagen, welches Hochgefühl durchdringt mit einem Male mein ganzes Wesen!"

„Jetzt, mein theurer König, gönnt euch Ruhe."

„Erst will ich dir meinen Dank sagen."

„Ich werde meinen Lohn zur Zeit selbst fodern."

„Dir sei gewährt, was du verlangst, und wär's die Krone."

„Wenn ich die Krone wollte, hätte ich das nicht gethan. Etwas viel Süßeres habe ich im Sinne, was dich nicht ärmer macht, und mich überglücklich."

„Dir sei gewährt! Du hast mein Königswort!"

„Ich nehme es an. Jetzt aber, lieber Vater! gönne dir Ruhe. Ich sorge dafür, daß dein Schlaf nicht gestört werde. Gute Nacht!"

Ich plauderte noch die ganze Nacht mit meinem theuren Prinzen.

„Du warst wohl sehr besorgt über mein langes Ausbleiben?" fragte er. „Das stille Fräulein trägt alle Schuld. Ich sage dir Greifenberg, wer sie einmal gesehen, die holdselige Camilla, der gehört ihr mit allen seinen Gedanken. — Am folgenden Morgen brach ich zwar bei Zeiten auf, wie ich es mir vorgenommen. Aber Gott weiß, wie mir geschehen war. Ich konnte auf den Weg nicht achten und ritt irre die Kreuz und Quer, und mußte mich mühselig wieder zurecht fragen. Ich nahm mich wohl zusammen, und das dauerte eine Weile, aber ehe ich mir's versah, war ich wieder auf dem Todtenstein beim stillen Fräulein. Endlich —

es war am zweiten Mittag und ich hatte viele Zeit verloren — merkte ich, daß mein Hengst kluger sei als ich, und den Heimweg besser kannte. Weil ich nun diesen Beistand hatte, ging es. Aber ich sage dir Gerresenberg, ich weiß immer noch nicht, wie mir geschehen ist. — Wundre dich nicht. Sieh! ich bin recht froh, einen treuen Freund zu haben, um mein volles Herz vor ihm auszuschütten. — Höre mir zu."

Er erzählte mir hierauf sein holdes Abenteuer, und weil er Thränen der Rührung in meinen Augen sah, fragte er: „Nicht wahr, ich bin sehr glücklich! So glücklich, daß ich es selbst kaum zu fassen weiß. Doch solche Hochgefühle darf man nicht entweihen. Erzähle du mir etwas und versuche es, meine Lebensgeister an dein Wort zu fesseln. — Doch da fällt mir eben bei, daß ich dich eigentlich um eine reiche Erbschaft bringe."

Ich aber sank ihm zu Füßen und rief: „Dafür gewinne ich ja einen hohen theuren Vetter."

Prinz Heinrich hob mich auf, umarmte mich, nannte mich seinen lieben Vetter und wollte endlich wissen, was hier in seiner Abwesenheit sich zugetragen.

Ich hatte nur darauf gewartet, um ihm zu berichten, wie viel Abenteuerliches und Tolles während seinem Fernsein an unserm streng-ehrbaren gottesfürchtigen Hofe geschehen. Wie sehr ich mich aber auch bemühte, alles von der lächerlichen Seite zu zeigen, so ward Prinz Heinrich doch sehr verstimmt und seufzte wehmüthig:

„Das also gelte ich meinen nächsten Blutsfreunden. Heimlich bin ich ihnen nur im Wege, und sie hätten lieber gesehen, ich wäre nicht wiedergekehrt. Das ist eine herbe Lehre und in der That, darauf war ich nicht gefaßt."

„Gnädigster Herr! Das Sprichwort lautet: Ein Narr macht viele, diese Welt ist eine narrische Welt, und es giebt Fälle, wo ein einziger Narr eine ganze Stadt voll frommer, weiser Leute zu einem Tollhause umwandelt.

Prinz Heinrich meinte, wenn das nicht wäre und die weisen staatsklugen Leute nicht auch ihr gutes Theil Thorheit hätten, so würde niemand den Muth finden, König zu sein. —

Ich mußte endlich auch berichten, wie Prinz Philipp sich benommen, nachdem der König ihm das Reichssiegel übergeben. Und Prinz Heinrich klemmte die geballte Faust wider die Stirn und seufzte schmerzlich: „O Vater! Vater!"

„Gnädigster Herr! Der sterbende König wollte seinen Sohn gegen die Anmaßungen des Grafen Hohenwart sichern."

„Mein Greifenberg! Der König war so todtkrank nicht, und sein Leben nicht so sehr in Gefahr, daß er das Abendmahl zu nehmen brauchte. Denn alles, was mein Vater thut, geschieht mit feierlicher Langsamkeit und pünktlicher Befolgung jeglichen Gebrauchs. Er hat sich zum Sterben lange Zeit genommen, und lag mehrere Tage in den letzten Zügen — um mich für meine Eigenmächtigkeit zu strafen, weil ich ohne seine Erlaubniß von hier gegangen war. — Das alles ist mehr als Possenspiel. — Räthst du nicht, wer sie sind, welche die Zwietracht säen. — Aber sie irren sich, weil sie mich für leichtsinnig und unbedeutend hatten. Denn sie sollen entsetzlich gedemüthigt werden."

Auf Regen folgt Sonnenschein. Der König genas zu Jedermanns Erstaunen und statt der Trauerfeste gab es Freudenfeste, und die Bewillkommnungsfeierlichkeiten nahmen kein Ende.

Endlich gedachte man auch des Unglückspropheten wieder, dessen Weissagungen so schmählich zu Wasser geworden waren. Die Schmach traf zunächst die Dominikaner, welche nicht übel Lust hatten, den frommen Bruder zum warnenden Exempel auf offenem Markte zu verbrennen, denn die Strafe des Feuertodes ist sehr geeignet, böse Erinnerungen zu tilgen. Die Kirche veranstaltet nicht ungern solche grause und denkenswerthe Schauspiele, und will sie sich rein brennen, so errichtet sie Scheiterhaufen. Dieses Mal aber sollte sie auf unerwartete Hindernisse stoßen.

Zuerst weigerte sich der Oberrichter, den armen Sünder herauszugeben, und meinte: er selbst wolle schon den Proceß ihm machen. Die Dominikaner aber wandten sich an den Prinzen Philipp, durch dessen Vermittelung sich der Oberrichter bereitwillig erklärte, den Leichnam des armen Sünders, nachdem ihm durch den Strang sein Recht widerfahren sei, der Geistlichkeit zu überliefern, damit er auf offenem Markte verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut werde. Hiemit schienen beide Theile zufrieden, als mit einem Male die hohen Herren mit eben so bündigen Ansprüchen auftraten, um den armen Sünder, sowohl den geistlichen, wie den weltlichen Gerichten streitig zu machen. Sie verlangten strenge Untersuchung, ob der unglückliche Klosterbruder bei Sinnen sei oder nicht, und in letzterem Falle, solle man ihn in's Tollhaus sperren, wie dieses laut und feierlich versprochen worden. Dawider aber schrieen und eiferten die Dominikaner und suchten Himmel und Erde zu bewegen. Indeß blieb ihnen nichts übrig, um diesen Handel, den lächerlichsten, den es jemals gab, beizulegen, als die Gnade des Königs für den Uebelthäter in Anspruch zu nehmen. Sie traten daher heut' als seine Vertheidiger auf, da sie ihn gestern noch verbrennen wollten, und führten an: daß er voll

frommen Eifers für das Leben des Königs gebetet, und wenn er auch in einem Augenblick der Geistesabwesenheit jene unglücklichen Worte ausgestoßen, so habe seine fromme Zerknirschung doch immer das Gnadenbild der heiligen Jungfrau in der Domkapelle bewogen, ein Wunder zu thun, um die Genesung des Königs zu fördern. Zwar gebühre Gott die Ehre und der wundertätigen Arznei vom Todtenstein. Daß aber der durchlauchtige Prinz-Thronfolger auf den Gedanken kam, jene Arznei vom Todtenstein zu holen, sei lediglich dem Erbarmen der heiligen Jungfrau beizumessen, welche sich von den inbrünstigen Gebeten frommer Seelen habe rühren lassen. Der König mußte ohnehin zur Feier seiner Genesung einige Gnadenakte ergehen. Der fromme Bruder kam also dieses Mal noch mit heiler Haut davon, und hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen.

Es war jetzt Zeit, daß Prinz Heinrich den König an sein gegebenes Wort erinnerte. Allein der König erschrak bei dem Namen »Kamilla von Todtenstein.«

»Heinrich! Heinrich! Was hast du vor. Mit solch verruchter ketzerischer Sippschaft soll ich mich verschwägern?«

»Mein Vater! ich habe dein königliches Wort, daß du mir gewähren willst, um was ich bitte.«

»Du sprichst wie der böse Feind, als hättest du mir das Leben erhalten, um meine Seele zu verderben.«

»Ich that, was Sohnespflicht war, und bitte jetzt um deinen Segen.«

»Heinrich! du stürzt den Frieden meiner alten Tage und den Frieden des Landes auf ewige Zeiten. Sollen Adel und Geistlichkeit sich unaufhörlich in den Haaren liegen?«

»Um Frieden zu halten, muß jeder etwas von seinen Ansprüchen hingeben. Es ist hohe Zeit, daß die Geistlichkeit dies lerne.«

»Hoffst du auch den Segen der Kirche zu dieser Verbindung?«

»Warum nicht! Es giebt noch andere Orden, die nicht so anmaßend und hochfahrend sind, wie die Dominikaner.«

Der König verlor die Geduld. »So geh' und thu', was du willst. Du hast mein Wort mir abgelockt und ich muß es halten. Wisse aber, daß weder du, noch deine ganze verruchte Sippschaft je vor meinem Angesicht erscheinen darf.«

»Du zürnst, mein Vater! und das thut mir weh. Seit Kurzem aber macht jedweder hier seine Ansprüche geltend und es ist hohe Zeit, daß auch ich einmal mich selbständig zeige.«

Die Kunde von der Verbannung des Prinzen-Thronfolger traf alle

wie ein Donnerschlag. Graf Hohenwart war wieder der Erste, welcher herbeieilte, um dem Prinzen die Entrüstung des gesammten Adels kund zu geben. Prinz Heinrich aber ließ ihn mit harten Worten an, daß er in Angelegenheiten zwischen Vater und Sohn sich nicht zu mischen habe. Graf Hohenwart konnte diese Beschämung lange nicht vergessen.

Noch am selben Tage verließ Prinz Heinrich die Königsburg und begab sich nach dem Todtenstein. Die Vermählung wurde daselbst auf's Prächtigste vollzogen, und sämmtliche hohe Kronvasallen, mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Graf Hohenhorst und die zu ihm hielten, fanden sich mit würdigem Prunk und stattlichem Gefolge dazu ein, und alle bekannten einmüthig, daß sie noch nie einen festlicheren und denkwürdigeren Tag erlebt hatten.

Die Nacht vor ihrer Hochzeit träumte das stille Fräulein, daß sie an der Hand ihres königlichen Bräutigams diese Capelle betrete, doch schüchtern blieben beide an der Schwelle; denn alle Gräber waren geöffnet, und die Marmorbilder alle lebten und streckten die Arme aus, und winkten dem Prinzen, fern zu bleiben. Sie allein durfte sich den Bildern ihrer Ahnen nahen, die mit geschlossenen Augen und starren Lippen die kalten Marmorhände ihr reichten. Nur ein Grab war geschlossen, und auf demselben gewahrte sie ihr eigenes Bild von Marmor, wie schlafend ruhen, den Kopf hintenüber gesunken. Allein sie fürchtete sich nicht, vielmehr war ihr recht süß und heimlich zu Muthe, als wollte sich ihr ein holdes heiliges Geheimniß offenbaren. Ein Priester stand vor dem Altar, und winkte die Ahnen einen nach dem andern heran. Er nahm ein Brod und brach es, und gab Jedem ein Stück, aber das Brod blieb ganz in seinen Händen. Er reichte Jedem den vollen Becher, und Jeder trank davon, aber der Becher blieb voll; und wer von dem Brod genossen, der öffnete die Augen, und wer von dem Wein getrunken, bekam rothe Wangen. Endlich kam die Reihe auch an Camilla, und der Priester winkte ihr, daß sie näher trete. Er redete wunderbare Worte, die sie mit schauerigem Entzücken erfüllten, daß sie es kaum zu ertragen vermochte. Endlich brach er auch ihr das Brod und reichte ihr den Kelch und sprach: »Nimm hin! denn das ist Gotteskraft. Deine Sehergabe aber ist nur Menschenkraft und wird von dir weichen.« — Da mit einem Male wollte ihr bange werden, doch ihre Ahnen lächelten und nickten und regten ihre Lippen, als ob sie Glückwünsche sagten. Dann kehrten sie in ihre Grüfte zurück und winkten ihr, nachzufolgen.

Als die hohen Gäste sich im Rittersaale versammelt, und das herrliche Paar im Fürstenschmucke eintrat, bogen wir alle unwillkührlich unsere

Kniee. Zumal die Braut war so feierlich schön, daß wir stillbewundernd sie betrachteten, und kein Auge von ihr wandten. Hierauf begaben wir uns in die Burgkapelle, ein Wunderwerk der Baukunst, welches man nicht ohne Schauer betreten kann. Sie gleicht einer von Riesenhand aus unbehauenen Felssteinen aufgethürmten Höhle, deren in ungeschlachter Laune keck und rauh über einander geschichteten Blöcke, jeden Augenblick den Einsturz drohen. In der Mitte dieser Höhle steht das Riesenbild des Todes mit drohend geschwungener Sense. Ringsum sind größere und kleinere Sarkophage, auf welchem geharnischte Steinbilder mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen knieen. Andere liegen ausgestreckt auf ihren Grabsteinen, noch andere weiße Marmorbilder stehen in den Nischen der Höhlenwände und in den geräumigen Gängen. Es sind die Bilder der vielen in fernen Landen gefallenen Todtenritter, deren Gebeine nicht in der Familiengruft ruhen.

Der Burgkaplan vollzog die Trauung, und ernst und feierlich ging alles von Statten, bis auf eine kleine Störung. Als die hohe Braut nämlich aus dem Kelch getrunken hatte, mußte sie heftig husten, denn der Schenkmeister hatte zu Ehren des Festes vom ältesten besten Weine hergegeben, den eine Todtensteinerin, die nicht an Wein gewöhnt ist, so leicht nicht über die Lippen bringt. Das stille Fräulein aber betrübte sich sehr darüber, und als Prinz Heinrich sie zu trösten suchte, erzählte sie ihm den Traum der vergangenen Nacht, indem sie hinzufügte, daß der Geist der Weissagung von ihr weiche, jener Traum aber weit in die Zukunft reiche, weiter als irgend ein Traum, den sie je geträumt, denn erst nach einem Jahre würde er sich erfüllen.

Nach der Trauung führte uns Herr Theobald in die Säle umher, in welchen die Kostbarkeiten, Schätze und Seltenheiten ausgestellt waren, woran die Todtensteiner alle von ihrem Urahnherrn an fleißig gesammelt. Da hatten wir nicht Augen genug zu sehen, und Ohren genug zu hören, was der hohe Greis erklärend hinzufügte. Hierauf begaben wir uns an die reichbesetzte, wohlgeschmückte Tafel. Immer neue Gerichte wurden aufgetragen, immer kostbarere Weine eingeschenkt; das stille Fräulein aber berührte kaum die Schüsseln, und brachte ihren Becher kaum an die Lippen, und auch Prinz Heinrich schien an Speise und Trank über die wunderholde Braut nicht zu denken. Wir anderen aber thaten dem Mahle und dem Weine die gebührende Ehre, obschon alles still und feierlich zuging und ganz besondere Ehrfurcht uns hinderte, in die Ausgelassenheit und den Lärm des Banquettirens zu verfallen.

Als wir spät in der Nacht uns trennten, fragten wir uns, was ill

wohl die größte Seltenheit und Kostbarkeit auf der Todtenburg? Und einstimmig meinten Alle: Das Wunder aller Wunder ist das stille Fräulein vom Todtenstein, unsere gnädige Frau Thronerbin. Ja, als wir am andern Morgen zur Abreise gerüstet uns wiedersahen, ergab sich, daß wir alle von der königlichen Braut geträumt hatten; der alte Herr Rudolph von Bülck nicht ausgenommen, der bereits zwei und siebenzig Jahre zählte.

Gott schenke dem durchlauchtigsten Paare seinen Frieden und segne es mit reicher Nachkommenschaft; er verleihe dem Prinzen, meinem gnädigen Herrn, dereinst eine glückliche und glorreiche Regierung und ein langes Leben. Ich beuge mein Knie zu Gott dem Vater, zu meinem Herrn und Heiland Jesus Christ, so wie zu dem heiligen Geiste, und seufze herzinniglichst flehend: Amen.

Hier endete die Schrift des Grafen Friedrich von Greifenberg, und von einer andern Hand stand darunter:

Es gefiel der allweisen Vorsehung nicht, diesen frommen Seufzer zu erhören. Meine Enkeltochter starb im folgenden Jahre, nachdem sie ein kleines Engelchen zur Welt gebracht, welches, kaum geboren, schon die hohe Schönheit verrieth, die ihre Mutter noch im Sarge schmückte. In der Taufe erhielt sie den Namen Regina, als einzig rechtmäßige Thronerbin, wenn Gott sie am Leben erhält, da Prinz Heinrich am Sarge des stillen Fräuleins den Schwur that, sich nie wieder zu vermählen.

Dies alles hatte Melita durchlesen und zu den mannigfachen Gefühlen, die ihr junges, sonst so friedsames Herz erregten, gesellten heute sich Zweifel. Zwar schien ihr alles zu bestätigen, daß sie die ächte Thronerbin sei. Allein sie hieß Melita und nicht Regina. Es war der erste Widerspruch, der ihr begegnete, und sie hatte noch nicht den Geist, ihn zu schlichten; denn ihr Einsiedlerleben hatte sie gelehrt, Worte und Namen zu heiligen.

Der Klausner erschien: „Melita, raffe deine Habseligkeiten zusammen und folge mir. Du hast zum letzten Male hier übernachtet; deine künftige Wohnung einstweilen sei der Todtenstein, die Burg deiner Väter."

„Heiße ich Melita?" fragte sie.

„Schweig und gehorche!"

Ihre Habseligkeiten waren bald zusammengerafft und ihrem zahmen Hirsch aufgeladen. Melita bestieg ihn und der Klausner leitete ihn am Zaum. So traten sie schweigend ihre Wanderung an.

An der Hand des Klausners trat Melita aus den düsteren unterirdischen Gängen wieder ans Tageslicht. Sie befanden sich in einer Höhle von grauem Gestein mit zahlreichen Gängen und Blenden. Es war die Burgkapelle. In der Mitte stand das Riesenbild des Todes von alabasterweißem Marmor, mit drohend geschwungener Sense. So hatte es seit Jahrhunderten gestanden und gedroht; heute hing langes Spinngewebe wie eine vermoderte Trauerfahne von der Sense nieder und regte sich in den Lüften. Rings umher lagen die Ahnenbilder auf ihren Grabsteinen, aber vom Alter geschwärzt und mit Staub bedeckt; noch andere Marmorbilder knieten mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen demüthig in den Nischen.

„Ein schauerlicher Ort!“ begann der Klausner. „Die Schritte hallen, die Stimme tönt wieder, und man erschrickt vor seinen eignen Lauten. — Gar mancher kecke Räuber, der von den Schätzen auf Burg Todtenstein gehört, ließ sich von den steilen Klippen, den tiefen Gräben und den hohen Mauern nicht schrecken, und drang ein in diese unbewohnte Burg. Umsonst hatte er sein Leben daran gesetzt und konnte seinen Grimm nur an den Bildern, Säulen und Wänden kühlen. Doch hier an dieser düstern Stätte entsank ihm der Muth. An diese Steinbilder hier wagte sich keine Verwüstungslust, und die Schätze und Schriften ruhen sicher in ihren Gewölben unter den modernden Särgen und Gebeinen der Todtensteiner.“

Er führte die Jungfrau zu einem verhüllten Grabstein und löste die Decken und Tücher, die darum geschürzt waren, um ihn wider Staub und Luft zu bewahren. Als er die Hüllen abgestreift, erblickte Melita ihr Ebenbild von weißem Marmor. Das Haupt war hintenüber gesunken und empfing aus einem runden Fenster das volle Tageslicht, welches die still schönen Züge rührend verklärte.

Sie faltete ihre Hände und blickte flehend den Klausner an. Dieser verstand ihren Blick und sprach:

„Ja, du bist Regina, die Thronerbin. Und sorgfältig schuge ich diesen Stein, der allenfalls es bestätigen kann. — Du zählst jetzt achtzehn Jahre. So lange ist es her, daß ich und Prinz Heinrich, dein Vater, und Herr Theobald, dein Großvater, an dieser Stelle standen. Das Leichenbegängniß deiner Mutter war eben vollzogen, — da streckte Prinz Heinrich die Hand über das Grab und sprach dumpf und trübe: „Sie wird uns bald nach sich ziehen!“ — „Ich ahne, was du sagen willst, mein Sohn!“ versetzte Herr Theobald. — „Ja,“ fuhr der Prinz fort, „in dieser Hülle, die hier ruht, lebte eine mächtige Seele, und wer ihr nahe kam, fühlte

dieſe Macht und konnte ſich ihrer nicht erwehren. Sie befahl nicht, und doch gehorchten wir ihr alle und hatten vor ihr keinen Willen. So wirkt Seele auf Seele! — Es iſt dies ein Geheimniß der höhern Welt. Sie iſt ein Leichnam; jetzt gehöre auch ich dem Grabe an. Noch einmal habe ich ihre kalten Lippen geküßt, und ſeitdem iſt in mir alles grauenhaft, öde und ausgeſtorben. Ich bin ein Geſpenſt bei lebendem Leibe. Auf Erden habe ich keinen Frieden mehr, der Himmel gewährt mir noch keine Zuflucht, und nur der Tod wird mein Erlöſer ſein.“ — „Auch ich, meine Camilla!“ gelobte feierlich Herr Theobald, „werde bald dir folgen.“

Melita, die bisher ſich ſcheute, in dem hallenden Gewölbe einen Laut von ſich zu geben, brach plötzlich in Thränen aus und ſank lautweinend auf ihr marmornes Ebenbild nieder.

Auch der Klausner verhüllte ſein Antlitz, und kämpfte lange mit Wehmuth und Rührung. Endlich gelang es ihm, den frommen Gleichmuth wieder zu gewinnen: er ſchlug Feuer an, ſtreute Weihrauch auf ein Kohlenpfännchen, und in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern das qualmende Gefäß, ſtieg er hinunter in die Todtengewölbe.

Er kehrte wieder, und weil Melita immer noch weinend auf dem Marmorſteine lag, rief er:

„Regina! ermuthige dich und vernimm, was dein Schickſal dir gebeut.“

Melita hörte ſich zum erſten Male bei ihrem Taufnamen nennen; ſie erhob ſich, ſtrich die Locken aus der Stirn, und trocknete ihre Thränen.

„Folge mir!“ gebot der Eremit, und erſchloß die breite, runde Kapellenthür. Sie betraten die geräumigen Schloßhallen, erſtiegen die Windeltreppen, und durchſchritten die Ahnengallerie. Der Eremit deutete rechts und links auf die Ahnenbilder, an welchen rohe Verwüſter ihre Frevelluſt ausgeübt. Melita folgte ihm, bleich wie das Marmorbild ihrer Mutter. Ihr junges Leben lag wie ein Traum hinter ihr, und ſie ſeufzte beklommen. „Wie durfte ich lachen und mich glücklich fühlen, weil ſo viel Trauer auf meinem Geſchlecht ruht.“

Er führte ſie in ein Thurmgemach, wo alles noch ziemlich wohlerhalten war, und ſprach: „Hier pflegte dein Urältervater gern zu weilen.“ — Er deutete auf einen großen Sorgenſtuhl, und fügte hinzu: „In dieſem Seſſel haſt du oft auf ſeinem Schooße geſpielt.“ Dann zog er eine Schrift aus ſeinem Bruſtgewande, und beide ließen ſich nieder. Zuvor aber hatte der Klausner zwiſchen ſich und ſeine holde Pflegetochter den großen Sorgenſtuhl gerückt, als ſolle noch ein dritter zuhören: der Geiſt des alten Theobald, und wachen über ſein Enkeltochterkind.

Fortsetzung der denkwürdigen Geschichte einer Krone.

Zur Vermählung des Prinzen Philipp waren kostbare Banquette und Tourniere veranstaltet, und Gaukler und Possenreißer kamen von nah und fern, um das Volk zu belustigen. Vor allem aber erwartete man die Ankunft eines berühmten Magiers des hochgelahrten Doktors Alguarara. Auf der Königsburg wollte man wissen, daß er Gold machen könne, und im Volke erzählte man sich, er habe dem König versprochen, das ganze Land schulden-, zoll- und steuerfrei zu machen. Solche Gerüchte erzeugen sich leicht, wenn ein stiller, gottesfürchtiger Hof einmal Gelegenheit nimmt, von seinen schlichten und einfachen Gewohnheiten abzugehen, um unverhofft und überraschend alle Pracht und Herrlichkeit der Erde zur Schau zu stellen. Das Volk versammelte sich nun auf öffentlichen Plätzen, erzählte sich Wunderdinge von den bevorstehenden Lustbarkeiten, schwärmte in goldenen Hoffnungen, und opferte zum Voraus den letzten Heller, um einen Becher zu leeren auf die kommenden, glücklichen Zeiten.

Die Stadt gewann mit jedem Tage ein festlicheres Ansehen. Immer mehr hohe und edle Gäste langten an, und zogen mit stattlichem Gefolge durch die wohlgeschmückten Straßen. Und so oft Graf Hohenwart sich zeigte, welcher den Oberbefehl in der Stadt führte, und dem es oblag, jeder fürstlichen Person, welche das Weichbild überschritten, zur Königsburg zu geleiten, begrüßte ihn die Menge mit lautem Jubelruf: „Gott segne euch Herr Graf, und bringt uns bald den hochgelahrten Doktor Alguarara, damit er Gold uns mache.“ — Den hohen Herrn verdroß dies nicht wenig, denn er hatte Besseres zu thun, als Marktschreiern das Ehrengeleite zu geben.

Indeß begannen die Feste, und Kampfspiele wechselten mit Banketten, ritterliche Aufzüge mit allegorischen Vorstellungen, glänzend ab. Nur der berühmte Magier kam nicht und niemand hatte Zeit, an ihn zu denken.

Doch eines Abends erhob sich Jauchzen und Tumult. Der Lärm drang in den Saal, wo der König mit seinen Gästen hoch bankettirte, und vom Dome fing es an zu läuten.

„Was mag das sein?“ fragte der König. Ich erhob mich von der Tafel, eilte an's Fenster und lüftete einen Vorhang. Zahlreiche Gruppen eilten über den Markt, und Fackelglanz erhellte die Straßen.

Der König, der gar leicht sich ängstigte, meinte: es sei Feuer. Doch war es nicht die Feuer-, sondern die Freudenglocke, und ohne Zweifel hatte eine fürstliche Person zu dieser ungewöhnlichen Stunde das Weichbild der Stadt betreten.

Graf Hohenwart bedauerte laut, daß er durch seinen Dienst um den König gehindert sei, den vornehmen Gästen die übliche Höflichkeit zu erweisen, auch trug er lange Kleider, so daß er füglich kein Roß besteigen konnte. Ich erbot mich seine Stelle zu vertreten, und erhielt nebst drei anderen jungen Rittern, welche eben so wenig Lust hatten ihre Kleider und Rosse zu schonen, die Genehmigung. Wir nahmen zehn Mann Reiter mit, und als wir über den Markt sprengten, und das Klirren der Pferdehufen auf dem Pflaster bis zum Banquettsaale drang, belobte der König laut unsere Behendigkeit.

Beim Thore hatte sich das Gedränge so gehäuft, daß wir nicht weiter konnten, wie wacker wir auch unsere Rosse spornten und unsere Reiter ihre Lanzen gebrauchten. Wir gewahrten aber auch schon die Ursache des Tumults. —

Da hielt der langersehnte Wundermann, unter der brüllenden Menge, auf einem schlechten Wagen mit zwei elenden Rappen bespannt. Sein Kutscher war ein Zwerg, in Scharlach und Gold gekleidet, und ein mißgestalteter Affe, ebenfalls in einer Scharlachjacke, sprang an einer Kette auf dem Wagen herum, und fletschte dem jauchzenden Volke die Zähne entgegen. Der Doktor selbst, ein alterlicher, hagerer Mann, mit langem grauen Barte, saß mürrisch und in sich gekauert da, und schien sich um nichts zu bekümmern, während tausend von Fackelruß geschwärzte Gesichter mit gierigen Augen auf ihn blickten, tausend Hände bettelnd nach ihm sich ausstreckten, und tausend breite Mauler nach Gold schrieen.

Bei dem ersten Blick auf ihn, sprach ich zu Herrn Bleck, der neben mir hielt: „Der Schalk macht eben so wenig Gold, wie ihr oder ich. Warum zeigt er sich nicht bei heller Mittagssonne in königlicher Pracht, in Purpur, Gold und Edelsteinen, und in allem, was die Welt Kostbares hat. Das Gold, wozu mag es ihm nütze sein, als die Räder seines Wagens und die Hufen seiner Rosse damit zu beschlagen? Und warum kleidet er seinen Affen in solchen Plunder und Flitterstaat? Der geklumpte Scharlach, die unächten Tressen eben, verrathen sie nicht den lumpigen, unächten Gaukler?“ —

Indessen hatten einige aus der Menge schon seinen Wagen bestiegen, und weil er sich um nichts kümmern wollte, fingen sie an ihn zu rütteln und zu stoßen. Das alles ließ er sich gefallen, als sei er fühllos, und wir sahen eine Weile schweigend zu, bis die Mißhandlungen zu arg wurden. Da spornten wir von Neuem unsere Rosse, und unsere Reiter schlugen und stießen drein, was sie konnten. So gelangten wir unter

Geschrei und Geheul, unter Pfeifen und Jauchzen der Menge an den Wagen, wo ich den Magier anredete:

„Ihr hättet eure Ankunft wohl auf morgen verschieben können, um nicht so spät noch die Stadt zu beunruhigen.“

Der Magier ordnete seine Gewänder, erhob sein bleiches Angesicht unter dem schwarzen Federhute, und winkte Schweigen. — „Still! still!“ lief es von Mund zu Munde, und der hochgelahrte Herr begann:

„Mein feiner, junger Herr! In Werken und Thaten so absonderlicher Art, wie die meinen, berechnet man fein die geeignete und günstige Stunde. — Meine Weisheit hat mich gelehrt, daß der König, den Gott erhalte, zur Stunde meiner Ankunft mit hohen und erlauchten Gästen festlich banquettiren wird, und daß der Jubel und das Fackellicht, und das Glockengeläute, womit ich mich empfangen ließ, ein allergnädigstes Erstaunen erwecken wird. Wollet daher geneigt sein, dem Könige zu melden, daß ich nur im schlichten Aufzuge angelangt bin; mein Ruhm aber, der die Welt erfüllt, und mir aller Wege voraneilt, diesen ebenso lärmenden, wie ehrenvollen Empfang mir bewirkt hat. Es sei dies gleichsam eine Probe oder Vorgeschmack der außerordentlichen Wunder, die ich in wenig Tagen vor hohen und erlauchten Augen zu verrichten gedenke. Dieser Botschaft halber, traut meiner Weisheit, wird euch der König gar sehr belobigen. — Und da ihr berittene Mannschaft bei euch habt, so laßt gütigst meinen Wagen schützen. Ohne dies, könnte leicht ein Unheil sich ereignen, welches meine magischen Operationen weit hinausrichtet.“

„Genug der Worte!“ unterbrach ich ihn. „Eure Weisheit sollte euch lehren, daß ich kein Bote bin, den ihr mit Aufträgen an den König senden könnt. Was euch betrifft, sammt eurem Affen, eurem Zwerg, euren Wagen und Pferden, so will ich meine Reiter euch zum Schutze lassen. Begebt euch aber augenblicklich und ohne Aufsehen in eure Herberge, und stört die Ruhe dieser Stadt nicht von Neuem durch eure Wunder. Wo nicht, stehen mir noch andere Mittel zu Gebote, mir Gehorsam zu verschaffen.

Die Menge zischte, murrte und pfiff. Wir aber kehrten uns nicht daran, wandten unsere Rosse, und sprengten nach der Königsburg zurück. Die Reiter blieben da, dem Magier zum Schutze.

Als wir die helle, breite Marmortreppe erstiegen, ergab sich, daß wir vom Fackelruß so übel zugerichtet, und unsere Kleider dermaßen zerzaust und zerdrückt waren, daß wir im Banquettsaale uns füglich nicht mehr blicken lassen durften.

Da standen wir und fragten, was zu thun sei. Indessen hatte man

dämmen schon erfahren, wie uns geschehen war, und die hohen und edlen Herren verließen die Tafel, eilten hinaus, ergriffen und umringten uns, und drängten und schleppten uns in den Saal, wo uns ein Schallen des Gelächters begrüßte. Selbst die holden Frauen stimmten mit darin ein, so daß wir uns vor Scham und Verdruß kaum zu lassen wußten. Obendrein hieß es, der Magier habe diesen boshaften Streich absichtlich an uns verübt, um den Banquettirenden aus der Königsburg eine Kurzweil zu bereiten, obgleich ich nicht begreife, was er irgend dazu gethan haben konnte. Der König hörte meinen Bericht zwar gnadig an, aber die Spottreden nahmen kein Ende, und es blieb uns nichts übrig, als, so gut wir konnten, zu entschlüpfen. Wir verließen das Fest, indem wir dem hochgelahrten Doktor Alguarazo alles Unheil über den Hals wünschten. Der Wundermann aber hatte seinen Zweck erreicht, er war, wie eine fürstliche Person, mit Ehrengeleite und Glockenklang, bei Fackelschein und unter dem Jubel der Menge eingezogen, und hatte obendrein den hohen Gästen auf der Königsburg etwas zu Lachen gegeben. Um so begieriger war man jetzt auf seine ferneren Wunderthaten, und hatte im Voraus eine hohe Meinung von ihm gefaßt.

Am folgenden Tage war großes Tournier auf dem Markte. Der König ritt zuerst in die Schranken, um eine Ehrenlanze mit dem Prinzen Philipp zu brechen. Die leichtesten Waffen wurden ausgewählt, denn der König war ein Greis und Prinz Philipp gebrechlich. Beim ersten Trompetenstoß aber öffnete sich ein neues Zelt, und ein stattlicher Ritter, schwarz gerüstet auf einem schnaubenden Rappen, sprengte in die Bahn. Die Herolde erklärten sein Wappen, und seine Herkunft sei untadelhaft. Doch lautes Murren erhob sich über solche Dreistigkeit, und die Kampfrichter wollten schon ihre Stäbe in die Bahn werfen. Der König aber winkte und legte seine Lanze ein, und tiefe Stille erfolgte.

Beim dritten Trompetenstoß rannten die Kämpfer an einander. Allein der schwarze Ritter zügelte plötzlich sein Roß und neigte seine Lanze wie zum Gruße. Er empfing den Stoß des königlichen Greises mitten auf dem Brustharnisch, die Lanze krachte und splitterte, den König sah man in dem Sattel wanken; er aber und sein Roß blieben fest und unbeweglich, wie ein Reiterbild von schwarzem Marmor. — Trompetengeschmetter, Trommelwirbel und Beifallruf lohnten diese ritterliche That. Der König verließ die Schranken, und andere Kämpfer ritten ein. Der schwarze Ritter hob sie spielend aus dem Sattel, und hielt stets mitten in der Bahn zu neuen Kämpfen herausfodernd. Der König ermahnte seine besten Streiter, dem fremden, unbekannten Abenteurer nicht den

Sieg zu gönnen, und immer nach dem Helm zu ſtoßen, um ſein Viſir zu zerbrechen, damit man endlich ſehe, wer er ſei. Gar mancher wackere Stoß traf nunmehr das Viſir des argloſen, ſchwarzen Ritters, der dieſe Liſt nicht merkte; bis die Lanze des Grafen Warteſchwert, ſo wohlgeführt an deſſen Helmkleinod zerkrachte, daß ſie den Helm ſammt der Halsberge von Haupt und Hals des ſchwarzen Ritters ſtach, und in den Sand warf. Ein wüthender Jubel erhob dieſe That bis zu den Wolken. Allein der ſchwarze Ritter, um nicht für beſiegt zu gelten, warf ſeine Lanze hin, umſchlang ſeinen Gegner mit dem rechten Arm, und riß ihm, indem er ſeinen gewaltigen Rappen die Sporn gab, vom Pferde. Dreimal umkreiſte er, ſeinen Gegner trotz alles Sträubens, feſt im Arm, die Kampfbahn, dann reichte er ihn über die Schranken hinüber den Bahnwärtern, und kehrte gemächlich wieder mitten in die Bahn zurück.

Jetzt erſt ſah man, wer es war. Prinz Heinrich. — Wer ſonſt auch konnte es ſein? Gab es etwa einen zweiten ſeines Gleichen. Oft aber wagt man nicht ein Räthſel zu rathen, weil die Auflöſung gar zu einfach und unerwünſcht iſt. — Nämlich:

Nach dem Tode der höchſtſeligen Frau Thronfolgerin trug der König das innigſte Verlangen, mit ſeinem Liebling ſich wieder zu verſöhnen. Er verordnete Hoftrauer und Leichenfeier, wie ſich's gebührt nach dem Dahinſcheiden einer durchlauchtigen Prinzeſſin; und ich hätte den Dominikanern nicht rathen mögen, irgend eine geiſtliche Ehre zu verſäumen, oder an gebührender Pracht es fehlen zu laſſen. Denn ſeit ſeiner Vermählung hielt der Prinz-Thronfolger mit unerbittlicher Strenge auf alles, was ihm zukam, obſchon er ſruher auf Förmlichkeiten wenig zu halten pflegte. Seines Bleibens auf der Königsburg war nicht lange, denn er ſehnte ſich zurück nach dem Todtenſtein, wo die ſterbliche Hülle des unvergeßlichen, ſtillen Fräuleins ruhte, und zeigte ſich ſeitdem nie anders, als in tiefer Trauer.

Geſtern Abend ſpät, als man auf der Königsburg hoch und herrlich banquettirte, hatte er das Weichbild der Stadt in einfachem Aufzuge und mit geringem Gefolge erreicht. Das Feuerzeichen erfolgte; die Glocken läuteten und Fackeln wurden vertheilt.

Wenig Augenblicke zuvor aber war der Wundermann angelangt. Zu ihm eilte die Menge mit den Fackeln, und dahin ſprengten auch wir. So fand denn der Prinz, welcher durch ein anderes Thor einritt, weder Empfang noch Ehrengeleite, und nahm dies ſehr ungnädig, ſo daß er augenblicklich wieder umkehrte und vor der Stadt übernachtete.

Dieſen Morgen konnte er eben ſo wenig auf die ihn gebührenden

Ehren rechnen. Er beſchloß daher, unerkannt in die Stadt einzureiten, und entdeckte ſich nur dem Wappenkönig, der ihm die Schranken öffnen ließ, ehe noch Prinz Philipp, der in allen ritterlichen Künſten ungeübt war, vor denſelben anlangte. —

Prinz Heinrich hielt jetzt ohne Helm mitten in der Kampfbahn, und ließ das Getöſe von Trommeln und Trompeten, Jauchzen und Vivatruf, was ringsumher die Lüfte erfüllte, verhallen; dann hub er mit mächtiger Stimme an:

»Heute gilt mein Ritterthum, weil meine unvergleichliche Camilla im Grabe ruht, meinem vielgeliebten Töchterlein, der durchlauchtigen Prinzeſſin Regina, welche ſeit eh geſtern drei Monde zählt.«

Hiermit verließ er die Schranken, und wollte augenblicklich auf den Todtenſtein zurück, um von dort aus Rechenſchaft zu fodern, warum man ihm bei ſeiner Ankunft die Ehren verſagt, ſo ſeiner Geburt und ſeinem Range geziemten. Der König aber ließ ihn zu ſich auf den Altan beſcheiden, und Graf Hohenwart nahte, um ſich wegen ſeiner geſtrigen Verſäumniß zu entſchuldigen. Auch ich wagte mich endlich heran, um meinem gnädigen Herrn die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben. Prinz Heinrich folgte uns daher auf den Altan, wo der König im Angeſichte aller erhabenen, hohen und edlen Gäſte und vor den Augen alles Volkes, zärtlich ihn in die Arme ſchloß und mit Thränen in den Augen ſprach: »Heinrich! ſo bald darfſt du nicht wieder von hier, wenigſtens die Feſte über muſt du bei mir bleiben, und wirſt mir meine Freude nicht verderben.« O, hätte Prinz Heinrich dieſen väterlichen Bitten niemals doch Gehör gegeben! — —

Der verhängnißvolle Abend nahte. Prinz Philipp gab ein auserleſenes Banquett, und endlich ſollte unſere Neugier auf den Wundermann geſtillt werden. Drei Tage hatte er bedurft, um Vorbereitungen zu treffen, zu den magiſchen Künſten, mit denen er uns bewirthen wollte.

Nachdem der erſte Gang abgetragen, erhob ſich unter Trompetengeſchmetter und Paukenwirbel ein Vorhang, und der Zauberer, in morgenländiſcher Tracht, ſtand vor einem großen Tiſch mit grüner Decke. Er ſchien viel junger und ſtattlicher als neulich Abends: kurz! es war ein ganz anderer Mann aus ihm geworden. Er hub an:

»Allergnädigſter König! Hochwürdige Fürſten! Geſtrenge und edle Herren! Hochwürdige Väter! — Die weiße Magie und die ſchwarze ſind ſich entgegengeſetzt, wie Licht und Finſterniß. Die Weisheit ſehnt ſich nach dem reinen Lichte, während Wolluſt, Verzweiflung und Frevelmuth, aber auch Leichtſinn und Stumpfſinn ſich zur Finſterniß drängen;

denn finſter iſt die Hölle, und am Schwarzen ſieht man nicht, was Unholdes daran klebt. Die Werke der weißen Magie ſind daher leichtlich von denen der ſchwarzen zu unterſcheiden, denn der — Gott ſei bei uns! kann ſeinen Pferdefuß niemals ganz verſtecken. Er iſt ſinnreich und erfinderiſch, und hat auch muntere, kurzweilige, mitunter ſogar artige Einfälle, doch ehe man ſich's verſieht, wird er ängſtigen und erſchrecken, er wird es, denn er kann es nicht laſſen, denn die Hölle muß nach Schwefel duften, und Schwefeldunſt ängſtigt und beklemmt unſere Lunge. Die frommen hochwürdigen Väter, welche hier anweſend ſind, werden es mir bezeugen, daß ich den Schwarzen und ſeine Dünſte richtiger bezeichne, als ihm lieb ſein kann. Die Werke der Weisheit hingegen, die Wunder, welche Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit vollbringen, haben nie etwas Beängſtigendes und Erſchreckendes. Sie unterhalten, erheitern und erbauen und bleiben ſtets in den Grenzen der Anmuth, des Schicklichen und Gefälligen."

Hier ſchwieg der Magier. Und der gelehrte Biſchof ſprach ziemlich hörbar: „Bei meinem Schutzheiligen! Dieſer Doctor führt einen ſo gelehrten Discurs, wie ich ſeit lange nicht gehört habe."

Der Magier fuhr fort: „Nur dem Frommen neigen ſich die Geiſter, nur der Fromme hat ein mächtiges Wort, nur der Fromme darf hoffen, daß von ſeinem Segen das Wunder gedeiht."

Hierauf nahte er ſich demüthig und geſenkten Hauptes dem Biſchof: „Hochwürdiger Herr, ich bitte um euren Segen."

Der Biſchof faltete die gelenkige Linke und ſprach den Segen laut und ſalbungsreich. Der Magier erhob ſich und that, als ſei er neugeſtärkt und erquickt. So ſchritt er an den grünen Tiſch, lehnte ſich rücklings daran und bog ſich weit hintenüber. Leiſe und feierlich hub er an: „Ihr Geiſter, die ihr unſichtbar den Gläubigen umſchwebt, euer unwürdigſter Knecht ſteht euch demüthigſt an, gebt Kunde, was iſt zu beginnen, um dieſe erhabene und erlauchte Verſammlung auf's Würdigſte zu unterhalten?"

Und ſiehe, da flüſterte es vernehmlich erſt von oben, dann rechts, dann links und hier und dort: „Zeig' deine Teraphim! Zeig' deine Teraphim!"

Tiefe Stille trat wieder ein. Faſt alle Frauen hatten ſich entfärbt, da ſie die Stimmen rauſchen hörten und niemand ſahen, der da ſprach.

Der Magier hatte ſich allmählig wieder emporgerichtet und fuhr nunmehr mit lauter Stimme fort zu erklären: „Ein Teraphim iſt eine verzauberte Wurzel, Rute oder Aeſtig, mit plumper Kunſt zu einer menſch-

lichen Geſtalt geſchnitzt. So weit die Beine reichen ſollen, wird das ſpitze Ende geſpalten und das runde Ende wird zum Kopfe eingekerbt; dann ritzt man einen großen Mund, damit der Teraphim deutlich rede; auch ſeine Arme ſchlitzt man lang, damit er fein behende ſei und rührig ſich zu jedem Dienſte rege; ſtatt der Augen drückt man zwei Apfelkerne ihm ein, zu Bart und Haar beſäet man Kopf und Kinn mit Hirſe oder Brunnenkreſſe, und endlich — zur Vollendung des ruchloſen Werkes — ſchreibt man ihm auf die Stirn eine Chiffer, welche den allerheiligſten Namen bedeutet. Durch die Entweihung dieſes unausſprechlichen Wortes bewegt man den Böſen, den Teraphim gedeihen zu laſſen, damit er im Namen der Hölle verrichte, was man ihm irgend zu thun befiehlt. So erfinderiſch iſt der Böſe in ruchloſen und finſteren Frevelwerken. Nur mit großer Mühe vermag die weiße Magie ihm einiges nachzuſchaffen, und die Nachahmung eines ſolchen Teraphims mittelſt der weißen Magie werde ich jetzt hier zeigen."

„Wie der Schalk ſich rein zu brennen weiß," raunte Prinz Heinrich mir zu, „damit man ihn nicht auf den Scheiterhaufen ſchickt."

Ich meinte: „Wenn das ganze Leben ein Gaukelſpiel iſt, ſo ſind wir hier gerade vor der rechten Schmiede!"

Der Magier ſchlug mit ſeinem Zauberſtab auf den Tiſch und eine viereckige Oeffnung entſtand, aus welcher ſich eine abentheuerliche Figur erhob, mit dickem Kopfe, großen ſchwarzen Augen, einem ungeheuren, mit doppelten Zahnreihen bewaffneten Munde und einem ſchneeweißen Barte.

„Biſt du ein Teraphim," redete der Magier ſie an, „den der Mißbrauch eines heiligen Namens in's Daſein rief?"

Die wunderliche Puppe regte taktmäßig ihren Unterkiefer mit dem weißen Barte: „Ich bin keine Rübe, in der Vollmondnacht aus dem Acker vor dem Hochgericht gezogen; meine Stirn iſt glatt und nicht entſtellt durch Entweihung eines heiligen Chiffer."

„Wie iſt dein Name?"

„Ich heiße Nußknacker! Alſo benannt wegen meiner ausbündigen Fertigkeit, Nüſſe zu knacken, ſowohl welſche wie Haſelnüſſe und Kerne jeglicher Frucht. Laßt mich eine Probe machen! Achtet aber wohl auf den Takt, den meine Kiefern ſchlagen; denn geräthen eure Finger zwiſchen meine Zähne, ſo durchbeiße ich das Fleiſch wie die grüne Schaale, zerknacke die Knochen wie die harte Nuß und höchſtens das Mark laſſe ich unbeſchädigt, wie den inwendigen ſüßen Kern."

„Ich wage es darauf!" meinte der Magier, ließ ſich eine kleine Schüſſel mit welſchen und Haſelnüſſen reichen, ſchob eine nach der ande-

ren raſch und geſchickt ſeinem Teraphim zwiſchen die Zähne, und ſchnellte ſie eben ſo behende wieder auf das Schüſſelchen zurück. Er reichte die Nüſſe herum, die alle ſehr zierlich geknackt waren. Beide Schalen löſ'ten ſich wie von ſelbſt und jederzeit war der Kern unverſehrt.

„Du haſt deine Sache gut gemacht," wandte er ſich wieder an ſeinen Teraphim, „das Nüſſeknacken aber iſt eine ſchlechte Muſik, kannſt du keine beſſere machen?"

„Ich kann die Pauken ſchlagen," verſicherte Nußknacker, „ſobald ich welche habe."

„Hier haſt du ein Paar!" rief der Magier und ſchlug mit ſeinem Stabe noch ein Mal auf den Tiſch. Ein Paar niedliche kleine Pauken erhoben ſich mit goldgeſtickten Sammetbehängen und die Schlägel lagen darauf, welche der Magier in Nußknackers dazu eingerichtete Hände ſteckte. Dieſer regte ſogleich rüſtig ſeine Aermchen und wirbelte gar künſtlich über beide Felle hin. Es klang wie leiſer ferner Paukenſchall.

„Genug!" rief der Magier, „die Pauke iſt kein gefälliges Inſtrument."

„Ich habe einen Kameraden, der Trompete bläſ't," erwiederte der verſtändige Nußknacker, „er heißt Nenomiſt, ruft ihn, daß er mich begleite."

Von neuem ſchlug der Magier auf den Tiſch und rief: „He, Nenomiſt, wo ſteckſt du? Komm hervor!" Und ein zweiter Teraphim erhob ſich, ſchwarz gekleidet, mit einem grauen Mantel, in einer Hand einen langen Stoßdegen, in der andern eine Trompete. Dreimal grüßte er mit der Klinge nach Fechterart. Dann rief er mit kräftiger Stimme: „Es lebe der König! Es lebe das erlauchte neuvermählte Paar!" Hierauf ſetzte er ſeine Trompete an den Mund und blies eine Fanfare. Es klang wie ferner gedämpfter Trompetenton und Nußknacker wirbelte dazu auf den Pauken.

„Wer biſt du?" fragte der Magier.

„Ein fahrender Schüler! Fürchte dich nicht vor meiner blanken Klinge; ich habe Weltweisheit ſtudirt und weiß, daß ich kein Blut vergießen darf. Aber gieb mir zu trinken, denn ich leide an ewigliehem Durſt und leeren Taſchen."

„Ei!" ſagte der Magier, „du machſt wenig Umſtände. Zum Glück aber giebt es hier mehr als genug zu trinken."

„Mehr als genug, wäre zu viel, und ich kann nie genug bekommen."

„Wir wollen ſehen!" ſprach der Magier und ließ ſich einen Humpen vom Schenktiſch reichen.

„Der Becher da?" fragte Nenomiſt, „der iſt aber auch gar zu klein."

„Unverſchämter! dieſen Humpen nennſt du einen Becher?“

„Mein Durſt iſt allemal größer, als ein Humpen!“

„O!“ erwiederte der Magier. „In dieſen Humpen geht mehr, als du denkſt. Er ſtellte ihn auf ſeinen grünen Tiſch, und ſchleppte eine Kanne Wein herbei, die wohl zehn Maaß enthielt. Er leerte ſie vor unſern Augen in den Humpen, der wohl kaum vier Maaß faſſen konnte, und ſchwang die leere Kanne hoch in die Luft, zum Zeichen, daß kein Tropfen mehr darin ſei. — Mit einer zweiten und dritten Kanne machte er es ebenſo, und ſprach raſſend und athemholend:

„Faſt iſt es mir gelungen, den Boden des Humpens zu bedecken. Ich zweifle nicht, daß mir noch ſieben ſolcher Kannen er bis zum Rande voll iſt.“

Ein herzliches Gelächter erfolgte. — Der Magier leerte noch ſieben ſolcher Kannen in den Zauberbecher, und ſchwang jedesmal die geleerten Gefäße hoch in die Luft. — „Richtig!“ verſetzte er endlich. „Der Humpen faßt gerade hundert Maaß. Nicht wahr, das ſieht man ihm nicht an?“

Die holden Frauen lachten hell auf. Mit großer Mühe erhob der Magier jetzt den ſchweren Humpen, der ja hundert Maaß Wein enthielt, und brachte ihn an die Lippen ſeines Teraphims. Nun ging es: „Glucks! Glucks!“ und ehe man ſich's verſah, war der Becher leer und der Magier machte die Nagelprobe. Renomiſt ſtöhnte ein behagliches: „Ah! — Jetzt habe ich doch wenigſtens meine Lippen genetzt.“

„Unverſchämter!“ rief der Magier. „Um deine winzigen Lippen zu nehen, bedarfſt du hundert Kannen Weins.“

„Oho! Wenn erſt meine Lippen naß ſind, verlange ich auch noch mehr.“

Der König, der Geſchmack an dieſer Gaukelei fand, ſprach leiſe: Es ſoll mich nicht wundern, wenn Renomiſt ſich unterfängt, das Weltmeer auszutrinken.

Ohne Aufforderung des Magiers wagte Renomiſt zu antworten: „Warum das nicht, königliche Majeſtät! Vorausgeſetzt, daß in dem Weltmeer kein ſchlechterer Wein fließt als in den Kellern unſrer Königsburg.“

Neues herzliches Gelächter erfolgte und der Magier rief: „Schweig, du überdreiſter Prahler! — Mein königlicher Herr, glaubt dieſer unverſchämten Puppe kein Sterbenswort. Ihr Name iſt Renomiſt, zu deutſch Prahlhans. Sie kann nicht trinken, ihre Lippen ſind trocken; alles war nur Schein und Blendwerk, die Kannen alle ſind nicht leer und aller Wein iſt nach wie vor darin.“ Er hatte die leeren Kannen jedesmal hinter den Tiſch geſtellt, jetzt ſchleppte er ſie, eine nach der anderen, wieder hervor und ſie waren alle voll.

„Renomiſt!“ fuhr er fort. „Deine Schalkheit und Aufſchneidereien ſind weltbekannt. Auf! Beſſere deinen Ruf, und blaſe uns ein treffliches Stückchen.“

Renomiſt antwortete: „Ich habe einen Kameraden, welcher Poſaune bläſt, er heißt Bramarbas. Auf! ihn, daß er mich begleite.“

Wieder ſchlug der Magier auf den Tiſch, und ein dritter Seraphim erhob ſich in einer ſaubigen, zerhackten Rüſtung. Das aufgeſchlagene Viſir zeigte ein plumpes, rothes Geſicht; in der einen Hand hatte er ein abgebrochenes Schwert, in der andern eine Poſaune.

„Schämſt du dich nicht,“ fragte der Magier. „In ſolchem Aufzuge hier zu erſcheinen?“

„Das macht,“ antwortete der dritte Seraphim im tiefen Baſſe, „weil ich ſo eben von Jeruſalem komme, wo ich die heilige Stadt von den Ungläubigen geſäubert. Mein Herr war in der Wüſte vor Hunger und Mühſal umgekommen. Doch liebe ich kein unvollendetes Werk und rückte ganz allein vor Jeruſalem, und kündigte den verfluchten Heiden Krieg an. Da lachten die Heiden, und wollten ſich nicht darauf einlaſſen, weil ich ein Einzelner war.“ „Ungläubiges Geſindel!“ rief ich. „Aus purer Großmuth habe ich euch den Krieg erklärt, damit es nicht heiße, ich hätte euch unritterlich überfallen. Ihr denkt wohl Wunder, wie ſicher ihr hinter euren feſten Mauern ſeid, aber wartet nur, das Lachen will ich euch vertreiben.“ Drauf ſetzte ich meine Poſaune an, und blies das große C mit ſolcher Kraft und Ausdauer, daß die Mauern und Thürme und endlich auch die ganze Stadt erſt bebte, dann wankte und zuletzt einſtürzte. Die Heiden alle waren in Ohnmacht gefallen. Ich wartete bis ſie wieder zu ſich kamen, damit es nicht heiße, ich hätte einen wehrloſen Feind gewürgt. Als ſich die Turkenbunde erholt hatten, riefen ſie ihren Allah an. Das verdroß mich, denn um deſſen willen hatte ich ihrer nicht geſchont.“ „Nichtswürdiges Geſindel,“ ſprach ich, „Ihr verdient keinen ritterlichen Tod; ihr ſeid nicht werth zu fallen von der Schärfe eines ſo ausbündigen Schwertes, wie das meinige kommt an, ich werde euch klatſchen wie die Fliegen.“ Da nun hätte einer die Wuth ſehen ſollen, mit der ſie auf mich eindrangen. Ich aber wandte mein Schwert zur Fläche, und ſchlug die ungläubigen Hunde in hellen Haufen breit. Doch der Feinde waren zu viel, und mein gutes Schwert war für ſolche Hiebe nicht geſchmiedet. Es zerbrach eben, als ich den letzten verfluchten Turken zerhauen ſchte. Das verdroß mich ſehr, und ich bereute herzlich, meinen Stock nicht mitgebracht zu haben.“

„Bramarbas!“ ſprach der Magier, „man kennt dich und deine Thaten. Du biſt nicht des Rekrus halber hier, ſondern zum Muſiciren.

Nur mach' deine Sache fein säuberlich, damit hier nichts einstürzt, und niemand der erlauchten Anwesenden in Ohnmacht falle."

Bramarbas erwiederte: „So eben ist mir Nimrod begegnet. Er bläßt ganz neue Stücklein auf dem Silberhorn. Ruf' ihn, so musiciren wir selbviere."

Und von neuem schlug der Magier auf den Tisch und rief: „Nimrod!"

Da erschien der vierte Teraphim, der zierlichste von allen. Er war grün gekleidet, und hatte Armbrust, Köcher und ein Silberhörnchen.

„Hier bin ich!" sprach er mit heller Stimme. „Seid mir gegrüßt, erlauchte, hohe und edle Herrschaften und hochwürdige Väter. Mögen Wölfe, Bären und Auerochsen einstweilen ihr Leben behalten, während ich, wofern es euch genehm ist, auf dem Silberhörnchen meine Stücke euch vorblase."

Er setzte an und blies, erst allein, dann stimmte Bramarbas, dann Renomist und endlich auch Nußknacker ein, welcher so lustig auf seinen Pauken wirbelte, daß einem das Herz im Leibe lachte.

Der Magier erhielt großes Lob, und der zweite Gang sollte aufgetragen werden, — da bat er um die Erlaubniß, die Tafelmusik machen zu dürfen. Seine Teraphim, behauptete er, könnten noch viel lauter spielen, und auch Pfeifen und Schalmeien, Zimbeln und türkische Trommeln sollten ertönen. „Ich rufe nur meinen fünften Teraphim noch," fuhr er fort, „der dies alles auf der Orgel macht."

„Windbeutel!" rief er, und schlug auf den Tisch.

Es erfolgte keine Antwort.

„He Windbeutel! hörst du nicht?"

„Ich höre wohl!" tönte ein feines Stimmchen tief von unten empor.

„Nun, warum erscheinst du nicht?"

„Ach, das könnte ein Unglück geben!"

„Wie so das?"

„Gestrenger Herr Zauberer! Ihr wißt, von welch ausbündig schöner und liebreizender Gestalt ich bin. Wo ich erscheine, setze ich die Herzen aller holden Frauen in lichterlohe Flammen. Und unglücklicher Weise bin ich eben so kaltsinnig und stolz wie liebenswürdig, und dermaßen gewöhnt, unter dem reizenden Geschlechte eine Niederlage anzurichten, daß ich nicht einmal mehr fähig bin, Mitleid zu haben mit den süßen Opfern meiner Reize. Habt Mitleid mit den schönen und stolzen Frauen, so zugegen sind, und warnt sie ja gar streng und nachdrücklich, daß sie ihre holden Blicke und ihre süßen Augen fern von mir halten."

„Wohlan! sie sind gewarnt, du magst unbesorgt erscheinen."

„Nein, Herr Zauberer! jetzt darf ich vollends mich nicht zeigen. Denn die reizenden Evatöchter sind neugierig und vorwitzig, und eben weil sie gewarnt sind, werden sie sich erst recht in's Verderben stürzen.“

„Genug des Geschwätzes, Windbeutel!“ gebot der Magier. „Gehorche meinem Zauberstab und erscheine.“

„Da bin ich!“ rief dasselbe Stimmchen ganz hell und nahe, und ein fünfter Teraphim erschien, den man nicht ansehen konnte, ohne zu lachen. Er trug ein Kleid von weißem Atlas mit Silber gestickt, und ein rosenfarbenes Mäntelchen mit goldnen Tressen. Sein Antlitz war ein zartes Wachslärvchen, weiß und roth, mit einer langen gebogenen Nase, kornblauen Augen und einem kleinen rosenfarbenen Mund. Um Schläfe, Kinn und Nacken wallte ein unmäßiger Schmuck fein gekräuselter, flachsblonder Locken. Kurz es schien, als habe sich Windbeutel seine sämmtlichen Reize auf einem Weihnachtsmarkte zusammen gekauft.

„An's Werk endlich!“ fuhr der Magier fort; „denn wo Windbeutel, Renomist, Bramarbas und Nimrod ein Gespräch beginnen, ist kein Ende abzusehen. — Hier Windbeutel ist deine Orgel, thu' deine Schuldigkeit.“

Aus dem Tische erhob sich eine Orgel, welche fast bis zur Wölbung des Saales reichte, und man sah Windbeutel die kleinen Finger in den gelben Handschuhen darauf legen und die Tasten greifen. Immer voller und rauschender ward die Musik; zuletzt konnte man sein eigenes Wort kaum noch hören, und es war, als ob hunderte von Spielleuten auf allen möglichen Instrumenten musicirten. Indeß ward der zweite Gang aufgetragen. Der Zug ging rund um die Tafel, die Gerichte wurden zur Schau gestellt, und die Vorschneider nahten sich, um ihre Kunst zu üben. Da schwieg die Musik und eine wohlthätige Stille trat ein. Der Magier hatte sich zurück gezogen, vielleicht um neue Operationen vorzubereiten, und die fünf hölzernen Puppen standen eine gute Weile steif und regungslos da. — Die Vorstellung sollte wieder beginnen, allein der Magier zeigte sich nicht und man fing schon an ungeduldig zu werden.

Mit einem Male erhub Windbeutel wieder seine helle Stimme, und indem er sich von der Orgel abwandte, rief er: „Nimrod! Wo hast du deine abscheuligen Fanfaren erlernt. Etwa von deinen Jagdhunden, wenn sie unter Peitschenhieben heulen?“

Nimrod antwortete: „Ich hätte Lust, dir eine solche Fanfare aufzuspielen, daß du einschnurren sollst, wie ein zerrissener Balg.“

„Zankt euch nicht, lockeres Gesindel!“ bemerkte der ehrsame Nußknacker, „sondern betragt euch hier, wie es ehrsamen Virtuosen geziemt.“

„Was!“ schrie Renomist. „Dieses heisere, zahneklappernde Paukenfell, dem das Nußknacken die Gehörknochen verschoben hat, will uns hier Vorschriften machen?“

Und Bramarbas streckte sein abgebrochenes Schwert aus, und rief: „Wollt ihr Friede halten, ihr erbärmlichen Musicanten! Oder ich renne euch allen vieren mein halbes Schwert durch den Leib, daß ihr wie Lerchen am Spieße steckt, und ein Quartett singen möget, um Steine zu erbarmen.“

In diesem Augenblick erschien der Magier. — „Was ist das?“ zürnte er. „Was unterfangt ihr euch, wenn ich euch einen Augenblick aus den Augen lasse. Packt euch, leichtfertiges Gesindel! Fort mit euch!“

Er schlug mit dem Zauberstab auf den Tisch, und alle fünf verschwanden; — der Vorhang fiel.

Sogleich aber erschien der Magier wieder vor dem Vorhange. In der einen Hand hatte er ein Gefäß mit glühenden Kohlen, in der andern trug er einen Eimer mit kaltem Wasser. Er bat um die Erlaubniß, dem durchlauchtigen neuvermählten Paare eine Hochzeitgabe überreichen zu dürfen.

Es wurde ihm gewährt und er verlangte ein Stück altes Kupfer. Man brachte ihm einen blankgescheuerten Kasserollen-Deckel, wovon er den Henkel abbrach und in einen gläsernen Pokal warf, den er bis an den Rand mit Wasser füllte. Dann zog er ihn behutsam und ohne einen Tropfen überlaufen zu lassen, wieder heraus, zerhackte ihn in kleine Stücke, und warf sie sammt der Feilspäne in den Tiegel, den er auf die Kohlen stellte. — Nach langem Schüren und Fachen war das Metall endlich geschmolzen, und der Magier tröpfelte aus einer kleinen Phiole eine ölartige Feuchtigkeit hinein. Da kochierte und prasselte die Masse und sprühte blaue und weiße Funken, und wollte sich lange nicht stillen, bis er endlich den Tiegel vom Feuer nahm, und das flüssige Metall in den Eimer mit kaltem Wasser laufen ließ.

„Es ist vollbracht!“ rief er, streifte seinen Aermel auf, langte die einzelnen Körner heraus, und warf sie in den Pokal, bis das Wasser wieder bis über den Rand desselben getreten war. „Dies geschieht,“ sagte er, „zum Zeichen, daß ich gerade so viel Gold gemacht habe, wie ich Kupfer hatte.“

Die Goldkörner wurden auf einen Kredenzteller gelegt, auch ein Probirstein lag daneben, und so wurden sie an der Tafel herumgereicht, damit jeder sich überzeugen könne, daß es das feinste Gold sei.

Als Prinz Philipp den Kredenzteller empfing, nahte sich der Magier

ihm mit einem vollen Humpen. „Auf das Wohl des durchlauchtigen Paares!" rief er, und trank ein wenig von dem Weine. „So viele Tropfen noch in diesem Humpen sind," fuhr er fort, „mit eben so vielen Rosen sei euer Lebenspfad bestreut. Und hiermit goß er den Humpen über den Prinzen und die Prinzessin aus, daß beide erschraken und schon glaubten, den Wein über Kopf und Kleider zu haben. Doch siehe! — Mit Rosenblättern waren sie überschüttet, und ein köstlicher Wohlgeruch verbreitete sich im Saal. Der Magier aber fuhr fort, noch ganze Hände voll Rosen und anderer Blumen aus dem Humpen zu holen, und ringsum an der Tafel auszustreuen.

Prinz Philipp hatte einen Theil des Goldes von dem Kredenzteller, der immer noch vor ihm stand, auf einen andern gelegt, und begann: „Dies ist Philosophengold, welches, wie man sagt, Glück bringt. Wie wäre es, holde Prinzessin, wenn wir mit unserem durchlauchtigen Herrn Bruder es theilten? Möge er dieses Kleinod darin fassen lassen, zum Schmuck für diejenige Dame, der zu Ehren er in den Schranken Wunder der Tapferkeit thut." — Hiermit nahm er seinen Hut ab, brach den mittelsten und größten Diamant aus seiner Agraffe und ließ ihn auf den Teller fallen. Auch der König legte einen kostbaren Ring darauf, und die Prinzessin Braut fügte ihr Gürtelschloß bei. Ich erhob mich, um den Teller mit den Kleinodien in Empfang zu nehmen und meinem gnädigen Herrn zu überbringen; im selben Augenblick wurden alle Becher gefüllt, Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und der Prinzessin Regina wurde ein donnerndes Lebehoch gebracht.

An Prinz Heinrich war die Reihe nun, alle diese Höflichkeiten zu beantworten. Plötzlich aber spie er den Wein, den er im Munde hatte, auf den Boden aus, stellte seinen halb geleerten Becher auf den Tisch zurück, schaute sich um und rief: „Wo ist mein Mundschenk!"

Dieser rannte athemlos herbei.

„Hast du mir diesen Becher gereicht?"

„Nein, gnädiger Herr!" erwiederte leichenblaß Herr Hans von Geierstein.

Noch immer mir nichts Böses vermuthend, wollte ich den Teller mit den Kleinoden meinem Prinzen überreichen, als dieser höchst ungnädig versetzte: „Wenn ich auf das Wohl der durchlauchtigen Prinzessin Regina trinke, so ist dein Platz, Herr Friedrich von Greifenberg, an meiner Seite hier. Was dich betrifft, wandte er sich zum Schenken — so hast du mir den Becher zu füllen und hinter meinem Stuhle zu warten, bis ich ihn dir zurückreiche."

Nach diesen Worten erhob er sich, und schritt, den Becher in der Hand, ohne Weiteres zur Thür hinaus.

Tiefe Stille herrschte im Saale. Bestürzung lag auf allen Angesichtern.

„Was fehlt unserem lieben Prinzen-Thronfolger?“ sagte sichtbar erschüttert der alte König. „Hat er öfter solche Anwandlungen, oder was ist ihm begegnet?“

„Unser Bruder,“ sagte Prinz Philipp hinzu, „hält sein Kurzum streng auf Förmlichkeiten, und wird sehr ungehalten, wenn man ihm das mindeste fehlen läßt.“

„Gebe Gott, daß es nur das ist!“ rief ich, und ich eilte meinem gnädigen Herrn nach. —

Prinz Heinrich hatte sich in seine innerlichen Gemächer zurückgezogen. Nur der Leibmedicus des Königs mit seinen beiden Gehülfen war vorgelassen worden, somit kam niemand Zutritt, und auch ich mußte in den Vorzimmern verweilen.

Aengstlich und betrübt sah ich die adeligen und vornehmen Herren, die Ritter des Königs, so wie die des Prinzen Philipp, kommen, und ohne Bescheid wieder gehen.

Während im Schlosse alles wild und verstört durcheinander wimmelte und summte, ward es in diesen Zimmern immer ängstlicher und schwüler.

Da trat Herr Hans von Geiersheim, der Mundschenk, zu mir.

„Hoher Herr, was soll aus mir werden, ich bin verloren!“

Ich zuckte betrübt die Achseln.

„Noch saßet ihr an der Seite des Prinzen, als ein Edelknabe erschien und mir winkte. Diesen Edelknaben sah ich nie zuvor, weder in der Umgebung des Prinzen-Thronfolger, noch sonst irgendwo; doch trug er die Farben des Prinzen und somit glaubte ich, ihm folgen zu müssen. Doch im Vorsaal war niemand. Ich sah erstaunt mich um, und wartete eine Weile. Da hörte ich den Prinzen rufen. Ich eilte in den Saal zurück, und im selben Augenblick ging jemand, der an Gestalt und Gesichtsbildung ähnlich und eben so gekleidet war, wie ich, zur entgegengesetzten Thür hinaus. Der war's, welcher unserem Prinzen den saturnischen Becher gereicht, und das konnte nur geschehen sein in dem Augenblick, wo ihr euch vom Prinzen entfernet. Wenn solche teuflisch, schlau berechnete Schlangenkünste, wenn es nicht auf das Leben unseres durchlauchtigen Herrn Thronfolgers abgesehen war. Prinz Heinrich ist vergiftet, und den ich strafbar, so seid ihr's auch.“

„Um Gotteswillen bedenkt, wo ihr seid, und mäßigt eure Stimme.“

„Möge man mich auf die Folter spannen, und meine Glieder Stück für Stück mir vom Leibe reißen! Ich will die Schmach nicht über mich und mein Geschlecht bringen, daß ich mitschuldig bin an dieser Schandthat.“

„Soll der Prinz euch hören?“

Noch ein anderer Mann trat zu uns, den ich im ersten Augenblick nicht erkannte. Es war der Magier in einem schwarzen Talar, doch diesmal ohne Bart und Perrücke. Sein Kinn war glatt geschoren und sein Schädel dünn behaart und halb kahl.

„Ihr könnt, wie es scheint, allerlei Gestalten annehmen!“ redete ich ihn an.

„Wandelbar ist alles im Leben, und wer nicht ganz damit zerfallen will, muß bisweilen auch verstehen, sich umzuwandeln.“

„Nur daß Gaukler und Zauberer nicht hieher gehören in die Vorgemächer des Prinzen-Thronfolger.“

„Ich komme auch nicht als Gaukler und Zauberer, sondern als weitgereister, vielerfahrener Arzt, der vielleicht ausersehen ist, ein kostbares Leben zu erhalten.“

„Du?“ rief der hitzige, junge Schenk mit überlauter Stimme. „Und wer sagt uns, ob du nicht Theil hast an der Schandthat, die auf der Königsburg, bei einem glänzenden Feste, in Anwesenheit fürstlicher Personen und vieler fremden Grafen und Ritter verübt worden ist? Ward je ein Fürstenmord dreister und verwegener begangen? Gesteh' nur Schurke, wer ließ dich kommen, um unsere Augen zu verblenden und unsere Sinne zu betäuben?“

„Wenn ich Mitschuldiger wäre,“ erwiederte der Magier, „so würde ich auf meine Flucht bedacht sein und es nicht wagen, den durchlauchtigen Prinzen-Thronfolger um Gehör zu bitten.“

Da ertönte das Pfeifchen in den inneren Gemächern. Die schreiende Stimme des Schenken war bis dahin gedrungen. Ein Diener eilte hinein und kehrte sogleich zurück. Endlich hatte mein gnädiger Herr nach mir verlangt.

Bleich und leidend lag Prinz Heinrich auf dem Ruhebette und fragte mich: „Was giebt es in den Vorzimmern?“

Ich meldete ihm, was der Mundschenk ausgesagt, und was zwischen ihm und dem Magier vorgefallen war. Prinz Heinrich ließ den Leibmedicus und seine Gehülfen abtreten, und als wir allein waren, sprach er:

„Die Weisheit dieses hochgelahrten Mannes ist erschöpft. Er quält mich mit seinen Gegenmitteln mehr als das Gift.“

„So ist es wahr, gnädiger Herr! Ich kann es nicht fassen!“

»Beruhige dich! Ich habe nur wenig von dem Wein getrunken, und das ägende Gift gleich auf der Zunge gefühlt. Gott wird mir das Leben schenken, bis ich meiner holden Regina die Gattenfolge gesichert. Dann scheide ich gern von dieser Welt, in der ich keine Freuden und keine Freunde mehr finde. Ich sehne mich nach meiner Camilla zu ihr in die Gruft, zu ihr in den Himmel!«

Ich war vor Schluchzen keines Wortes mächtig.

»Weine nicht,« gebot der Prinz; »sondern hilf mir raten. Ich muß vorbeimlichen, daß ich Gift habe, um meine Getreuen nicht zu entmutigen, und diejenigen, die zu mir halten, nicht wankend zu machen. — Wie wär's, wenn ich es mit dem Magier versuchte? — Vielleicht ist's Glück oder günstiges Ungefähr — doch nein! Vielleicht ist's die allgerechte Vorsehung, die ein elendes Bubenstück vereiteln will, und deßhalb solch einen wunderlichen Gesellen mir in den Weg führt. Oder haben seine Gaukeleien solch einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht? Kann er vielleicht wirklich zaubern? Kurz! meine Gedanken kehren immer wieder zu ihm zurück, und mir ist, als stände was von ihm zu hoffen.«

»Gnädigster Herr! Er glaubt mehr, als andere zu verstehen, sonst würde er nicht wagen, euch seine Dienste anzubieten. Ist er treu, so mag er seinen Lohn sich selbst bestimmen. Ist er ein Schalk, so werden wir wenig Umstände mit ihm machen, und jedenfalls will ich ihn scharf bewachen.«

Dies war auch die Meinung meines gnädigen Herrn, dessen Leiden mit jedem Augenblick zunahmen. Der Leibmedicus ward wieder gerufen, und ich ging, den Magier einer kurzen Prüfung zu unterwerfen.

»Du nennst dich einen Zauberer?« fragte ich, da ich mich allein mit ihm befand.

»Ich nenne mich so, doch kann ich eben so wenig zaubern, wie irgend ein anderer.«

»Allein du verwandelst alles, was dir unter Händen kommt?«

»Ich verwandle nichts, ich werfe es nur von einer Hand in die andere, mit einer solchen Schnelligkeit, daß das Auge nicht folgen kann. Gebt Acht.« Er nahm einen Leuchter mit einer brennenden Kerze vom Tische; die Flamme erlosch von der raschen Bewegung, aber Licht und Leuchter waren bald in der rechten, bald in der linken Hand.

»Du kannst Gold machen?«

»Nein! Ich bediente mich nur derselben Geschicklichkeit dazu, um die Kupferklumpchen, die ich aus dem Eimer holte, mit den Goldklumpchen zu vertauschen, die ich in den Pokal warf.«

„Aber du rufst Geister, und man hört sie mit dir reden."

„Das geschieht, indem ich den Schall meiner Stimme, statt ihn von mir zu geben, einfange, und in den Schlund hinunter dränge. Gebt Acht!" Und er wandte sich rechts und links, und hier und dahin, und von den Wänden, von der Decke, aus dem Boden rauschte und flüsterte es von neuem: „Zeig deine Teraphim!" „Wollt ihr auch die Schallröhren sehen," fuhr er fort, „mittelst welcher ich die Musik von mehr denn hundert Spielleuten aus den Kellern in den Saal leitete? Mein Apparat steht noch, wie ich ihn gebraucht habe. Ihr mögt euch selbst davon überzeugen."

„So sprichst du aus Furcht vor dem Scheiterhaufen."

„Nein Herr! Ich verrathe euch meine Gauklerkünste, und gebe sie Preis, um euch Vertrauen zu meiner besseren Weisheit einzuflößen. Einsames Forschen wird nicht belohnt, sondern verachtet und verfolgt. Es giebt Kenntnisse, zu denen man nur mit großer Müh und Kosten gelangt, und sie führen auf den Scheiterhaufen. Die thörichten Menschen lohnen nicht, was wahrhaft nützt und dienlich ist. Doch Gaukeleien jeglicher Art und Beschaffenheit finden auf dem Markte des Lebens stets ihren Preis, und wer den Thorheiten und Lastern der Menschen huldigt, darf auf Ruhm, Gewinn und Ehre zählen."

„Welches ist deine Wissenschaft und Weisheit?"

„Ich kenne jeden Nerv und jede Ader im menschlichen Leibe; ich kenne alle Heilmittel und alle Heilkräfte, alle Gifte und Gegengifte."

„Und andere Aerzte haben diese Kenntnisse nicht."

„Sie sind das Eigenthum eines weitverzweigten Ordens, dessen Brüder sich an geheimen Zeichen erkennen. Jetzt aber laßt mich schweigen, damit ich nicht einen heiligen Eid verletze."

Nach diesen Antworten durfte ich nicht länger säumen, den Wundermann zu meinem gnädigen Herrn zu führen, allwo der Leibmedicus es sich nicht nehmen ließ, gleichfalls einige Fragen an ihn zu richten.

„Kennt ihr das Gift, was in diesen Wein gemischt ist?"

Der Magier empfing die Schaale, in welche der Wein abgegossen war, prüfte, beroch und schüttelte sie; dann sprach er:

„Dieser Wein ist schon mit gar verschiedenen Substanzen und Flüssigkeiten gemischt, und eines von dem anderen läßt sich nicht leicht mehr unterscheiden."

Dem war in der That so, der Leibmedicus hatte mit dem Wein schon die verschiedensten Versuche angestellt. Er reichte dem Magier hierauf den Becher des Prinzen, und fuhr fort:

„Kennt ihr ein Gift, was zu Wein gemischt, solch einen Bodensatz zurücklaßt?"

Der Magier empfing den Becher, und wechselte plötzlich die Farbe. Seine Hände zitterten, als er scheu und hastig den Becher auf den Tisch zurückstellte.

„Kennt ihr dieses Gift?" wiederholte der Leibmedicus.

Der Magier nahm einen silbernen Löffel, erwärmte ihn über die Flamme einer Kerze, und ließ etwas von dem Bodensatz darauf fallen, welcher dunkelrothe Flecke auf dem Silber erzeugte, während ein übler Geruch sich im Zimmer verbreitete. „Ihr seht, ich kenne dieses Gift," sprach er scheu und unterwürfig. „Jetzt fragt mich nicht weiter. Was noch zu eröffnen ist, darf ganz allein der Prinz-Thronfolger vernehmen."

Der Leibmedicus wurde noch einmal entlassen, und auf einen Wink meines gnädigen Herrn nahm ich das Wort:

„So redet endlich. Welch ein Gift ist es, was ihr so genau zu kennen scheint, und was euch solches Schrecken verursacht. Laßt euch durch meine Gegenwart nicht stören, denn ihr seht, wie sehr mein gnädiger Herr leidet, und daß ich ihn nicht verlassen darf."

„Wer schützt mich vor der Geistlichkeit," fragte scheu und bang der Magier, „wenn ich ein finsteres, scheuseliges Verbrechen hier enthülle?"

Prinz Heinrich nahm das Wort und sprach mit großer Anstrengung: „Kannst du mich retten, warum zögerst du? Muß ich aber sterben, so sind mir meine letzten Augenblicke kostbar. In einem wie im anderen Falle rede! Du hast nichts zu fürchten."

Ich fügte hinzu: „Welches auch der Erfolg Eurer Heilkunst sein mag, ihr werdet fortan nicht mehr nöthig haben von Land zu Land zu ziehen, und einem ungewissen Glücke nachzujagen. Der Todtenstein wird euch in Zukunft einen sicheren Zufluchtsort gewähren, und der edle Herr Theobald von Todtenstein wird euch ein gnädiger Beschützer sein und reichlich spenden, was ihr zu euren Forschungen bedurft."

„So hört denn, mein gnädiger Prinz, und ihr, mein hoher Herr, und hadert nicht mit mir, wenn ich schweres, finsteres Unheil euch verkünde. Dieses Gift, was nur in Rom bereitet wird, und dort schon oftmals über das Schicksal der Christenheit entschieden hat, was manchen Pabst schon abjetzte, manchen Cardinal zum Schweigen brachte, und manchen großmächtigen weltlichen Herrn, den man keinen Scheiterhaufen errichten konnte, in die Seligkeit förderte; dieses Gift ist die fürchterliche Aqua tofana, die kein feiler Knecht seinem arglosen Gebieter beizubringen wagt, weil ihre ätzende Kraft schon der Zunge sich kund giebt. Allein

im höchsten Glanz der Feste, im wildesten Taumel der Lust und des Rausches wird sie demjenigen gereicht, der uns im Wege ist. Er trinkt und ist verloren, und der Thäter verschwunden. Ich weiß von einem Mundschenk, daß dieses Gift euch ganz nach römischem Brauch gereicht wurde, und ihr selbst werdet einen Todfeind kennen, und den edlen geistlichen Herrn errathen, der dieses Höllengift für euch aus Rom kommen ließ."

Prinz Heinrich rief in schmerzlicher Selbstvergessenheit: „Da erfüllen sich Dominikaner Weissagungen, und Prinz Philipp hat die Krone schon auf seinem Haupte gefühlt."

Noch zwei Tage lebte Prinz Heinrich, Dank sei es den auserlesenen Medicamenten des braven Doctors Alguazara, und konnte die treuen und mächtigen Vasallen, die zu ihm hielten, noch um sich sehen, und sie feierlich verpflichten, die neugeborne Prinzessin in ihren Rechten zu schützen, und die Thronfolge niemand anders, als ihr zuzuerkennen. In seinem Testamente verordnete er, daß sein Leichnam acht Tage lang in der königlichen Familiengruft ruhen, und dann nach dem Todtenstein gebracht, und in der Burgkapelle neben dem Sarge des stillen Fräuleins beigesetzt werden sollte. Die letzte Oelung gab ihm der Pater, Doctor Sigandus vom Ramelsorden, den er stets lieb und werth gehalten.

Die Trauerglocken verkünden jetzt dem verwaisten Lande, welch' einen unersetzlichen Verlust es erlitten. Auf Geheiß meines höchstseligen Herrn habe ich dieses alles aufgezeichnet, und sende es durch den braven Doctor Alguazara an Herrn Eberhard auf Burg Todtenstein. — Blutdürstige Zeiten stehen uns bevor. Mögen alle Heiligen und Himmelsschaaren unsere geliebte kleine Erbprinzessin gnädiglich und treulich beschützen. Gott sei mit dem Rechte und der Unschuld! — Amen.

Hier schwieg der Klausner und Melita, welche schluchzend zugehört, die Hände krampfhaft auf die Brust gepreßt, um das Schluchzen gewaltsam zu unterdrücken, überließ sich ganz ihrem Schmerz und ihren Thränen. Sie sank auf beide Kniee nieder und klagte:

„Anbetungswerthe Mutter, an den heiligen Wunden des Erlösers! Hier liege ich, eine hilflose, verwaiste Jungfrau! Ich kann das Schwert nicht schwingen, meine Stimme verhallt im Schlachtgetöse; ich weiß den gesunkenen Muth im Herzen meiner Getreuen nicht wieder zu erwecken. Aber dein Geist wird mich umschweben, holdseliges, stilles Fräulein! der hienieden schon die Zukunft schaute; du wirst mit ahnungsvoller Weisheit mich erfüllen, du wirst mir eingeben, was ich thun soll, treuer und deinem königlichen Gemahle, meines herrlichen Vaters würdige Tochter zu

sein. — Er that Wunder der Tapferkeit für mich, da ich erst drei Monden zählte; sie zeigten ihm Gold und Kleinode zu einem glänzenden Spielwerk für seine Tochter, damit seine Vaterliebe die Vorsicht überwand, und er inmitten seiner Feinde den Giftbecher leerte. Und was er mit seiner letzten Lebenskraft, seinem letzten Odem erstrebte; das haben sie vereitelt und vernichtet, diese Mörder! — Weh' mir, ich kann sie nicht genugsam hassen, ich bin noch zu arg- und schuldlos, um den ganzen Abgrund ihrer Bosheit zu ermessen. Nicht weil sie mir Krone und Königreich geraubt, verklage ich sie bei Gott; allein meinen Vater haben sie gemordet, eh' ich die Vernunft hatte, ihn zu kennen und zu lieben. Aus diesem Herzen, eh' es sich noch schlagend fühlte, haben sie die Kindesliebe gestohlen. Dafür weihe ich ihnen den ersten Zorn und Groll meiner jungen Brust; dafür fodere ich Rache vom Himmel und Gott, der Allgerechte, wird mich erhören."

„Mädchen! welch ein wilder Geist beseelt dich," ermahnte der Klausner.

Sie richtete sich stolz empor, schaute ihn gelassen an, und sprach: „Ich weiß noch nicht alles; ich habe noch mehr zu hören; ich bin gefaßt; fahre fort, mein Vater."

Der Klausner rollte das Pergament zusammen, und seufzend und in sich gekehrt, fuhr er fort:

„Was ich dir ferner zu erzählen habe, Melita! weiß ich nur von Hörensagen. Denn ich war der Burgkaplan des Herrn Theobald, deines Urkeltervaters, und habe den Todtenstein niemals verlassen."

Ueber eine Stadt, die eben noch voll Glanz und Festgepränge war und von Lust und Jubel wiederhallte, hatte sich tiefe Trauer und banges Schweigen gelagert. Ein unerhörtes Bubenstück hatte plötzlich alle Lust getödtet, und die Erinnerung eben genossener Freuden begraben. Man schauderte und war empört, und wagte nur leise den Namen eines Brudermörders sich in's Ohr zu flüstern. Die fürstlichen Gäste, die fremden Grafen und Ritter nahmen einen kurzen, kühlen Abschied, und schieden fast verächtlich von der stolzen Königsburg, ohne das Leichenbegängniß abzuwarten.

Acht Tage nach dem Begräbniß, wo alles gewetteifert hatte, in Trauerpomp das Andenken des erhabenen Verblichenen zu feiern, begaben sich die Grafen von Uchtenhaun und Trauschild zum Könige, um die Wiedereröffnung der Königsgruft zu verlangen, und den Sarg des Prinzen-Thronfolger, wie die Vorschrift des Testaments lautete, nach dem Todtenstein zu geleiten. Sie wurden nicht angenommen. Der ganze

hohe Adel drang auf eine Zusammenkunft, um über die Erbfolge zu entscheiden, und auf Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechens zu dringen, was aller Wahrscheinlichkeit nach, und wie tausend finstere Gerüchte bestätigen, verübt worden war. Auch sie wurden unter allerlei Vorwänden abgewiesen. Bald hieß es, der König sei zu tief ergriffen von dem jähen Dahinscheiden seines herrlichen Sohnes; bald, er fühle sich zu schwach vor Alter und vor Kummer, um so hochwichtige Angelegenheiten zu entscheiden, und endlich sogar sagte man: Er wolle die Krone niederlegen, und seine letzten Lebenstage in einem Kloster zubringen.

Die Unruh und Besorgniß mehrte sich von Tag zu Tage. Die Fürstengruft blieb verschlossen, und somit erfüllte sich der Traum des stillen Fräuleins, daß sie allein zu den Leichenbildern ihrer Ahnen trat, um, nachdem sie das Sacrament genossen, ihnen in die Gruft zu folgen, während Prinz Heinrich draußen an der Schwelle blieb, und ihr nicht folgen sollte.

Auch langte immermehr Kriegsvolk in der Stadt an, als besorgte man Aufruhr und Empörung. Die königlichen Hellebardirer in blanken Waffen hielten die Königsburg besetzt; die Thore bewachten die Mannen des Grafen Hohenwart, und auf den Straßen wimmelte es von bewaffnetem Gesindel.

Die hohen Herren und Ritter fühlten sich endlich nicht mehr sicher in der Hauptstadt und kehrten heim auf ihre festen Burgen, und die Dominikaner, die nunmehr freies Spiel hatten, rührten die alten Schauertagen vom Todtenstein wieder auf, beschuldigten Herrn Theobald der Ketzerei und des Bundnisses mit der Hölle, und schrieen das stille Fräulein für eine Zauberin aus.

Dies geschah nicht blos im Dome der Hauptstadt, sondern auch in allen anderen Kirchen, und das verdroß die hohen Herren, die für die Kronprinzessin waren: für dich, meine Tochter. Der eine brandschatzte im Dominikanerkloster; der andere lauerte hohen Geistlichen auf, und preßte ihnen ein hohes Lösegeld ab; ein dritter verwüstete die Klosterdomainen.

Alle Beschwerden darüber blieben fruchtlos, die Unordnungen mehrten sich. Jeder war auf sich selbst angewiesen und that, was er wollte. Zugleich bildeten sich Räuberbanden von Kriegsknechten, die auf Burgen sich unnütz gemacht, und von Missethätern, die in Städten ausgewiesen waren, und kein Wanderer war mehr auf der Straße sicher; die Frucht wurde vom Felde und das Vieh aus den Ställen geraubt. Zu diesen Plagen gesellten sich noch andere. Eine Reihe dürrer Jahre brachte Theu-

rungen zu Wege und erzeugten ansteckende Krankheiten in den Städten. Da durchzogen fahrende Mönche das Land, und predigten aller Orte Buße in Sack und Asche.

Sie verkundeten: daß die Langmuth des Himmels erschöpft sey, daß Fürbitten nicht mehr vermögten, Gottes Zorn abzuwenden, und daß er seine härtesten Strafen Krieg, Pestilenz und Hungersnoth über das unglückliche Land verhängt habe, in welchem Satan sein finsteres Reich zu gründen und seinen höllischen Thron aufzuschlagen gedenke. Denn verruchte Zauberer und schändliche Höllenkünste streckten ihre unsaubern Hände nach der Krone aus, und die Brut einer frevelhaften Zauberin aus einem Ketzergeschlechte, was von Urzeiten her dem Bösen verschrieben war, solle auf den Thron erhoben werden.

Zumal in der Hauptstadt zeigte sich ein Bußprediger, dessen Salbung und schäumender Eifer viel Volk an sich zog.

Seine Predigten fingen allemal mit denselben Worten an:

„Ich war es, der alles dieses voraus sagte, und alles ist gekommen, wie ich sagte, daß es kommen würde. Weltliche und geistliche Gerichte haben mich verfolgt, weil meine Weissagung ihnen ein Aergerniß war. Die weltlichen Gerichte liefen mich ergreifen, und wollten mich auf die Folter spannen. Ich sollte aussagen, daß die Worte, so ich gesprochen, nicht aus mir selber kämen, sondern ein anderer sie mir eingegeben und mich gelehrt habe, also zu reden. Die geistlichen Gerichte aber wähnten, ich sey ein Lugenprophet und Schänder des Heiligthums; denn meine Weissagung erging über gesalbte Häupter, und ich hatte sie verkündet am Altar vor dem Gnadenbilde der allerseligsten Jungfrau. Und gar die hohen Herren von Adel, diese gottlosen Kirchenräuber, die Klöster brandschatzen und die armen Diener der heiligen Kirche zwicken und zwacken, um ihnen ein Lösegeld zu erpressen. Diese hochmächtigen, gestrengen Herren wollten mir gleichfalls am Zeuge etwas flicken, und wollten mich als Narren und Aberwitzigen in's Tollhaus schicken, denn diesen prunkenden Belialssöhnen, deren Maulwurfsaugen nur für den Glanz und Tand dieser Erde eingerichtet sind, klang meine Weissagung wie Unmöglichkeit und Unverstand, dergleichen nur das verbrannte Hirn eines Wahnwitzigen erzeugt. Hauptsächlich auch lag ihnen daran, dem weißen Dominikanergewande, welches ich damals trug, einen Schimpf anzuthun. Darum sollte ich in's Tollhaus, nachdem ich schon zum Strang und zum Scheiterhaufen verurtheilt war."

„Aber Gott, in dessen Namen ich gesprochen, schützte mich vor Folter, Galgen, Scheiterhaufen und Tollhaus, und das Unmögliche, was

ich geweissagt, iſt heut in Erfüllung gegangen, und was wie Aberwitz klang, ausgeheckt aus dem verbrannten Gehirn eines Thoren, iſt heut zur Wahrheit worden."

„Du wirſt errathen, Melita! wer dieſer Bußprediger war und den rothhaarigen Novizen, deſſen Haupte eine Tiara entwachſen war, und den frommen Bruder Bernhard, der unter Geißelhieben blutete, in ihm wieder erkannt haben."

Eines Tages, als Prinz Philipp mit ſeinen Rittern über den Schloßplatz zog, hatte das Mönchlein dermaßen ſtarken Zulauf, daß die gläubige Schaar, die ihn umringte, Roß und Reitern den Weg verengte. Eben wollten die Kriegsknechte ihre Roſſe ſpornen, um ſich Bahn zu machen, als das Mönchlein ſeine Stimme erhob und rief:

„Störe nicht die Andacht meiner Zuhörer, oder ich beſprenge dieſe Pferde, daß ſie geſtreckt mit den Hufen in dem Boden wurzeln, und nach Sporn und Peitſche nicht fragen. Und du ſollſt ſehen, daß mein Wort mächtig iſt über unvernünftige Thiere, mächtiger als es über dich war, da ich dir in der Domkapelle dort meinen Segen weigerte."

Die Reiter hielten, und Prinz Philipp entblößte ſein Haupt. Das Mönchlein fuhr fort: „Willſt du meinen Segen haben, Prinz Philipp? Ich werde ihn dir nicht geben, denn ſchon einmal habe ich dich nicht geſegnet. Dein Glaube iſt ſchwach. „Weiche von hinnen, Königsſohn!" ſagte ich dir; „dein Vater wird ſterben, dein Bruder iſt verſchwunden. Gehe hin und ſei König." O hätteſt du mir damals geglaubt; wie manches wäre ungeſchehen geblieben! Vielleicht hätten wir heute da nicht Krieg, noch Peſtilenz, noch Hungersnoth; denn Gott ſendet keine Strafen ohne vorhergegangene Warnung, und der Unglaube der Menſchen iſt es, welcher die Strafen über das Land bringt."

„Warum glaubteſt du meinen Worten nicht? — Dein Bruder prunkte in aller Herrlichkeit und Glorie! Er freite um ein ausbündig ſchönes Weibsbild! Auf dem Todtenſtein gab er ihr zu Ehren Feſte und Tournire, und der ganze Adel bot ſeine Tapferkeit und ſein Ritterthum auf, einen Dank aus ihrer Hand zu empfangen! Wo iſt ſie hin, die Glorie und Herrlichkeit deines Bruders? Wo iſt ſie geblieben, das ausbündig ſchöne Weib? Was iſt geblieben von all dieſem Glanz und all dieſer Pracht? Nichts iſt von allem dem geblieben! Mein Wort aber iſt geblieben, denn es iſt ein wahres Wort geweſen."

„Was aber haſt du gethan, dieſes Wort wahr zu machen? — Du ließeſt alles gehen, wie es ging, kümmerteſt dich um nichts und kaufteſt noch nicht einmal daran, den Tod deines Bruders zu rächen. —

Hauſet nicht immer noch der verfluchte alte Schwarzkünſtler auf dem Todtenſtein, der durch einen Liebestrank seinen Bruder mit seiner Tochter vermählte, daß er vom Vater, Bruder, Krone, [illegible]e und Reich ließ, nur um sich an die Zauberin zu halten. Wie [illegible]ld und prächtig auch die Feſte waren, die er ihr gab, sah man je ihn [illegible]chen und heiter sein? Er lebte nur in ihrem Willen und that [illegible], was sie begehrte. Und als Gott sich seiner erbarmte, und sie von sei[illegible] Seite riß, war da aus seinen Blicken nicht das Heldenfeuer, der Muth der Jugend verschwunden? Entdeckte man noch Lebensröthe auf seinen Wangen? Sprach er etwas anders, als von ihr? Sehnte er sich nicht, noch als Leichnam in einer Gruft mit ihr zu ruhen. Prinz Philipp! was thatest du, den Zauber zu zerstören, der deinen Bruder noch im Sarge quält? Was thatest du, seinen Tod zu rächen und seine Mörder zu strafen? Was thatest du, die Krone zu erlangen, die ich im Namen Gottes dir verkundete, und die nach seinen Anordnungen auf das Haupt jenes Töchterleins übergehen soll, welches sie ihm geboren. — Prinz Philipp, habe Erbarmen mit deinem unglücklichen Lande! Denn ich sage dir, und bald wirst du wissen, wie viel mein Wort werth ist. — Ich sage dir, wache auf aus deiner trägen Ruh' und thu', was dir obliegt. Denn so lange noch die Zauberkunst und Hexerei auf dem Todtensteine hauset, und dort einen sichern Zufluchtsort hat; so lange noch die Brut jener Todtensteinerin Anspruche erhebt an die Krone, so lange werden die Plagen nicht aufhören, welche Gott über dieses unglückliche Reich, dein Königreich, verhängt hat."

So sprach das Mönchlein, ertheilte hierauf seinen Segen, und entließ den dicht gedrängten Kreis seiner gläubigen Hörer. Prinz Philipp nebst seinem Gefolge hatte jetzt Raum, und ritt ein in die Königsburg. Bald darauf aber erschienen die Hellebardirer und wollten das Mönchlein verhaften, weil es gewagt hatte, also den Prinzen und Königssohn auf offentlichem Markte und vor zahlreich versammeltem Volke anzureden. Die Menge wollte ihren Propheten in Schutz nehmen, er aber schrie: „Laßt sie gewähren und hadert nicht mit willenlosen Knechten, welche gelehrt und gefüttert werden zum Würgen. Auch das ist ein Beruf! Sie haben ihren Glauben und deshalb gebe ich ihnen meinen Segen. Der gotterfüllte Bußprediger darf nicht Lärm und Unruh stiften; vertrauet meinen Worten, denn ich habe euch gesagt, daß Galgen und Scheiterhaufen, Folter und Tollhaus mir nichts anhaben."

Am folgenden Tage versammelten sich die Herren der hohen Weisheit, das Mönchlein zu vernehmen; seine Aussagen wurden dem König überſandt, und in Folge dieſer Anklage von einem fahrenden Mönche,

der aus dem Dominikanerorden gestoßen, und schon zu Strang und Scheiterhaufen verurtheilt worden, lud man Herrn Theobald vor ein Adelsgericht.

Als die königlichen Boten hier anlangten, ihn vorzuladen, fragte Herr Theobald:

»Welcher Missethaten zeiht man mich?«

»Des Hochverrathes! Des Fürstenmordes!«

»Wahrlich! wahrlich!« lautete seine Antwort: »Ich werde mich stellen.«

Ritter und Mannen, Insassen und Gesinde waren tief betrübt über diesen Entschluß, und keine Bitten und Thränen wurden gespart, Herrn Theobald anderen Sinnes zu machen. Auch die benachbarten hohen und edlen Herren stellten sich ein und erschöpften ihre Beredsamkeit, und beschworen ihn, nicht dem sicheren Tode entgegen zu gehen und die Hauptstadt zu meiden, den Sammelplatz seiner zahlreichen und mächtigen Feinde.

Herr Theobald jedoch erwiederte ihnen:

»Ich bin verklagt auf Hochverrath und Fürstenmord. Der König ruft und ich muß dem Rechtsspruch der Reichsvasallen mich unterwerfen. Zwar diese Burg ist fest und hinter diesen Mauern kann ich der ganzen Macht des Königs trotzen. Allein ich bin der letzte Todtensteiner, in mir erlischt ein Geschlecht, dess makellose Treue an dem angestammten Herrscherhause sprichwörtlich geworden. Soll ich, der letzte Todtenritter nun, was keiner meiner Ahnen jemals that, die Waffen erheben wider meinen König und offnen Trotz ihm bieten? Soll ich, des Hochverrathes und Fürstenmordes gezeiht, den Namen des Empörers auf mich laden? Nein! — Mein Leben galt einzig und allein dem Andenken und der Ehre meines Hauses, und was meine Vorfahren gewirkt und was sie geschaffen, habe ich treulich aufgezeichnet, und hinterlasse es wohlgeordnet in Schriften und in Denkmalen, welche die Gloria der Todtensteiner einer fernen Nachwelt überliefern werden. Die Aufgabe meines Lebens ist erfüllt, und die höchste und strahlendste Gloria habe ich über mein Haus gebracht, ich habe es mit der Königskrone vereint. Nunmehr verlange der König, unter welchem Vorwande er wolle, dieses silberlockige Haupt. Ein achtzigjähriger Greis wird nicht mehr zagen mit seinen letzten, wenigen Lebenstagen, und es gilt noch ein Mal, zum letzten Male, die unverbrüchliche Todtensteiner Treue zu bewähren: der König will's, er fordert es, und ich bin bereit, dies graue Haupt dem Henkerbeile Preis zu geben, und der letzte von den Meinen zu sterben, treu wie ein Todtensteiner!«

„So wie du jetzt weinst, so weinten alle, die Herrn Theobald so reden hörten.“ Er aber fuhr fort:

„Noch eines liegt mir ob. Ich hinterlasse hier hülf- und schutzlos eine Waise, die große Ansprüche mit zur Welt brachte. — Gott nahm ihre Mutter zu sich, und Gott kennt die Mörder ihres Vaters. — Wo sind die Getreuen, die sich feierlich vermaßen, ihre Rechte zu schützen und ihr die Krone zu erhalten, für die sie geboren ist? Daheim auf ihren Burgen haben sie genug für sich zu schaffen, und erschöpfen ihre Kräfte in fruchtlosen Einzelkämpfen. Doch wären auch ihre Kräfte vereint und hätten sie auf dieser Burg sich gesammelt, um für ihre künftige Herrscherin hier zu streiten: wie viele Lebenstage hätte ich wohl von Gott noch zu erwarten, um über meine kleine königliche Waise zu wachen, der von Seiten ihrer Freunde und Anhänger nicht mindere Gefahren drohen, als von Seiten ihrer Widersacher und Verfolger. Ueber lang oder kurz wird Gott mich von hinnen rufen: wer dann soll ihr rathend und warnend zur Seite stehen, damit nicht stolze Macht sie mit ihrem Ansehen unterdrücke und in Abhängigkeit erhalte: damit nicht ehrgeizige, selbstsüchtige Vasallen sie als Werkzeug mißbrauchen, ihren hochfahrenden Gelüsten Genüge zu thun, und damit nicht endlich gar verwegene Abenteurer als eine kostbare Beute sie betrachten, die sie sich einander mißgönnen, streitig machen, und um derer willen sie sich entzweien? — Meine arme, kleine Regina hat, wenn ich nicht mehr bin, keinen anderen Freund und Schützer mehr, als Gott: und darum soll sie sich diesem einzigen Freund und Schützer weihen. Sie soll ihren Ansprüchen entsagen, um dem Lande Frieden zu schenken, der ihm so Noth thut. Haß und Zwietracht sollen aufhören, und innere Kriege und Blutvergießen enden. Ich hinterlasse ihr reiche Schätze, weitläufige Besitzungen und diese geräumige Burg, und sie wird, wenn sie ihre Volljährigkeit erreicht hat, sie zu einem Kloster umbauen, und den Schleier nehmen, um mit Himmel und Erde, mit Kirche und Reich ferner in Frieden zu leben.“

„Ihr alle, die ihr meine Worte hört, werdet mir bezeugen, daß ich weder aus Schwäche, noch aus Muthlosigkeit, die Rechte und Ansprüche meiner Urenkeltochter dem Könige zurückgebe; sondern in der That nur, weil ihre Rechte und Ansprüche mit ihrem Vater zu Grabe getragen sind und mit seinem Leichnam in dem Sarge schlafen, der immer noch die ausersehnte Ruhestätte nicht gefunden. Ihr werdet mir aber auch zugestehen, daß ich getrost und leichten Herzens vor meine Richter treten kann, denn welch ein Schatten von Verdacht kann noch auf mich fallen; welch ein Hauch des Argwohns noch mich berühren?“

So sprach Herr Theobald und alle, die ihn reden hörten, erstaunten über seine milde Weisheit, und bewunderten seinen aufopfernden Muth, der ihn bewog im Bewußtseyn seiner Treue und seiner Würde, sich seinen Todfeinden zu überliefern. Was konnten sie ihm anhaben, ohne die edelsten Namen des Landes, denn dreißig hohe Vasallen mußten über ihm zu Gerichte sitzen, durch eine unerhörte Schandthat zu verunglimpfen?

In diesem Zimmer war's, fuhr der Klausner fort, wo ich deinen Ureltervater zum letzten Male sah. Er hatte diesen Sessel hier eingenommen, der zwischen uns steht, und hielt dich in seinen Armen. Er wünschte mir ein Lebewohl und Wiedersehen in einer besseren Welt, als gälte es eine Trennung auf ewig. Dich drückte er an sein Herz und küßte dich." — „Nicht wahr, Regina!" sprach er, „dir genügt es, eine Todtensteinerin zu sein?" — Du sahst ihn groß und ernsthaft an, und sagtest: „Ja!" — „Und wenn du einst Aebtissin deines großen Klosters bist, wirst du dann den Namen deiner mütterlichen Ahnen wieder zu Ruhm und Ehren bringen?" „Ja! ja!" wiederholtest du, und spieltest mit den Locken seines Bartes. Ihm gingen die Augen über, und er übergab dich mir. — „Mitbringen etwas!" riefst du, — viel mehr konntest du noch nicht sprechen. — „Wenn Gott will, daß ich dich wiedersehe," entgegnete Herr Theobald, „so bringe ich dir den Sarg deines Vaters mit, damit er endlich ruhen möge in der Gruft bei deiner Mutter, wonach er in den letzten Augenblicken seines Lebens so sehnlich verlangte." —

Die dreißig hohen Herren, die über ihm zu Gerichte saßen, an ihrer Spitze Graf Hohenwart, waren alle seine Freunde nicht. Doch mußten sie einstimmig ihn freisprechen: es war nicht anders möglich. Diese Kunde verbreitete eine unsägliche Freude auf dem Todtenstein und im ganzen Gebirge. Die hohen und edlen Herren kamen weit und breit herbei, um dich zu sehen, zu beglückwünschen und zu beschenken. Indessen verweilte Herr Theobald noch in der Hauptstadt. Nicht zufrieden, die Ehre seines Hauses gerettet zu haben, hoffte er auch noch der Leiche seines Vaters die ersehnte Ruhestätte hier auf dem Todtenstein zu erwirken. Da starb plötzlich der alte König nach einem zweitägigen Krankenlager. Prinz Philipp bestieg den Thron, und eröffnete seine Regierung mit einer Reihe von Blut- und Gräuelthaten. Das Erste war, daß Herr Theobald ohne Vorladung verhaftet und vor ein geistliches Gericht gestellt wurde. Man beschuldigte ihn der Zauberei und Ketzerei, und verurtheilte ihn zum Scheiterhaufen.

Melita stieß einen Schrei aus: „Mein achtzigjähriger Großvater starb den Feuertod?"

Er war der erste Edle, den ein geistliches Gericht verurtheilte. — Unter den hohen Herren, welche das Blutgerüst bestiegen, befand sich auch der edle Friedrich von Greifenberg, und wer irgend Anstand nahm, dem neuen Königg Huldigung und Lehnseid zu leisten, kam in die Acht, seine Burgen wurden geschleift und seine Ländereien eingezogen.

Den Raub theilten der König, die Kirche und Graf Hohenwart: der erste, der sich für den Prinzen Philipp erklärt hatte, und mit all seiner Macht den Thron desselben stützte.

Jetzt war unseres Bleibens nicht mehr hier auf der Burg deiner Väter, und täglich mußten wir gewärtig sein, daß die Commissarien des neuen Königs erschienen, und sie sammt allen dazu gehörigen Ländereien in Besitz nehmen würden.

Wohin aber sollte ich mit dir, um dich vor den Verfolgungen des Königs und der Geistlichkeit sicher zu stellen. Nur ein anderer Orden, der mit den Dominikanern in Feindschaft lebte, konnte dir eine Zuflucht geben, und ich wählte das entlegene Carmeliterinnenstift zur heiligen Dreifaltigkeit. Als eine zukünftige Himmelsbraut von hoher Geburt, und die dem Kloster reiche Schätze zubringen wurde, fandst du leicht eine gastliche Aufnahme. Allein du wuchsest heran und je mehr sich deine Gestalt entwickelte, um so mehr gewannst du eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem einst so hochgefeierten stillen Fräulein, die man in den Bergen hier wie eine Heilige verehrte, und welche die Wohlthäterin der ganzen Gegend war. Diese Aehnlichkeit ward mit jedem Tage auffallender, und es war zu befürchten, daß sie zur Verrätherin an dir werden würde. Die Aebtissin wagte endlich nicht länger dich zu beherbergen, und ließ mich rufen, um einen noch entlegneren Zufluchtsort für dich zu suchen, bis zu deiner Volljährigkeit, wo du nach einem kurzen Noviziat den Schleier nehmen konntest. Ich aber wußte nicht mehr, wem ich dich anvertrauen und wohin ich doch verbergen sollte: bis mir einfiel, dich unter den Schutz des Gnadenbildes auf dem Heiligenberge zu stellen, und das that ich mit einem feierlichen Gebet.

Schon längst war meine Hütte dort gebaut, wo ich den Todtenverein vor Augen hatte, und mit leichter Mühe, ab und zu, nach den Schätzen und Schriften sehen konnte. Sie sind wohl verwahrt, da, wo niemand sie zu suchen wagt, und wer es dennoch wagen sollte, schwerlich sie entdecken wird. Und mein Gebet fand Erhörung. Auf dem Grund und Boden deiner Väter, unter den Augen der königlichen Knechte und Aufseher warst du am sichersten. Zwar verrieth dich augenblicklich auch hier die große Aehnlichkeit, die du mit deiner Mutter hast. Allein das treue

Volk der Bergbewohner trägt nicht eben das Herz auf der Zunge, und versteht sehr wohl zu schweigen. Selbst der verrieth man nichts, obschon man stets mit Ehrfurcht sich vor dir neigte, und du, unbekannt mit deiner Herkunft, erblicktest in diesen Huldigungen nichts weiter, als was man dir schuldig war und du verlangen durftest. Weh' aber, wer dir hier ein Haar zu krümmen gewagt hätte. Bei der ersten Gefahr würden alle wie ein Mann für dich aufgestanden sein. — Verstehst mich wohl, du stolzes Kind. Wohlthaten werden nicht vergessen. Liebe und Dankbarkeit vererben sich auf Kind und Kindeskinder. Die Treue und Unterwürfigkeit, in der du schwelgtest, hast du ererbt, doch nicht gewonnen.

Du weißt, Melita, weshalb ich dich bisher geführt, und fortan meine Hütte nicht länger mit dir theilen kann. Verweile auf der Burg deiner Väter, bis du dein achtzehntes Jahr erreicht hast, woran nur wenig Monde fehlen. Was du bedarfst, werde ich dir täglich senden und bei dir sein, wenn irgend neue Gefahr dir drohen sollte. — Die Tugenden, die du zu deinem ferneren Leben bedarfst, habe ich dir eingeflößt. Andacht- und Bußübungen sind dir ein Leichtes. Du hast die Heilkunde erlernt und bist im Besitze so manchen Geheimnisses, welches deine Verfahren ergründet, um wohlthätige Arzneien zu bereiten; deine Stimme und deine Gesangeskunst machen dich zur Zierde eines jeglichen Klosters; deine hohe Geburt und deine Reichthümer befähigen dich zu den höchsten Würden, und sobald du den Schleier genommen, wirst du unverletzlich sein! — Melita! ich habe vollbracht, was mir obliegt, seit du aus den Armen deines Urgroßvaters mir anvertraut wurdest. Erfülle du jetzt das Versprechen, was du zwar in kindischem Unverstande deinem Urgroßvater gabst, was aber dennoch ein heiliges Vermächtniß und eine unerläßliche Pflicht du bleibst, den Namen deiner mütterlichen Ahnen wieder zu Glanz und Ruhm zu bringen.

Melita lag auf ihren Knieen, vor dem Armsessel ihres Urgroßvaters, das Antlitz in den Händen verbergend, während die Thränen durch ihre zarten Finger rollten. Aber bei diesen Worten des Klausners richtete sie sich stolz und gerade empor. Ihre weinenden Augen blitzten, ihr schmerzlich zuckender Mund lächelte, und sie sprach: — „Das werde ich, mein Vater! nur so nicht, wie du denkst. Die Schriften, die du mir gabst und die du mir vorlasest, und was du mir erzähltest, haben etwas anderes aus mir gemacht, als ich bisher war. Ich fühle keinen Beruf mehr, mich dem Himmel zu weihen, denn mein Gebet zu Gott, dem Allgerechten, lautet: „Vergeltung über die Gräber meiner Ahnen! Habe ich Sünden meiner Vorfahren zu büßen? War meine Mutter eine Zauberin und

mein Urgroßvater ein Neger? Darf ich den Schleier nehmen? Bin ich eine Missethätertochter, die mit unrechtmäßigem Gut sich in das Kloster flüchten muß?"

„Giebt es einen anderen Zufluchtsort für dich?"

„Hier dieses öde Gemäuer soll meine Wohnung sein, und wie ein Gespenst unter Trümmern und Leichensteine will ich die vergangene Größe und Herrlichkeit meiner Ahnen betrauern."

„Wer wird dich schützen?"

„Mein Recht als Königin, meine Unschuld als Pflegekind des Einsiedlers. Auch ich kann den Feuertod sterben, wenn es keine Ritter mehr giebt, die ihren Handschuh für mich hinwerfen zu einem Gotteskampfe."

„Weh' dir, Melita! wenn du jemals die Veranlassung geben solltest, innere Kriege und Blutvergießen zu erneuern."

„Ist das Gedächtniß edler, großer Menschen nicht werth des Blutes, was um sie fließt, und wer darf anstehen sich zu opfern, der auf die Gnade Gottes hofft."

„Mädchen! du schwärmst oder bist von Sinnen."

„O nein, mein Vater! Allein ich weiß, daß meine Nähe dir lästig ist, und deine Andacht und deine Gelübde stört. Du willst nur für deine Seele sorgen, und das macht dich ungerecht! — Denn sprich: Wenn deine Heiligen gelästert und deine Gelübde geschändet werden, denkst du da nur auf einen sichern Zufluchtsort, und mögtest nicht sterben für die Wahrheit des heiligen Wortes? — Sieh, dein Wille ist es, daß ich heut' hier bin, auf der Burg meiner Väter. Einst warst du Kaplan dieser Burg, sei es heute wieder! — Nur die Tugenden und Leiden der Meinigen leben jetzt in meinem Gedächtniß, und alles andere ist daraus entschwunden — Mein Vater vergiftet von einem feigen Mörder, der heut' meine Krone trägt! — Der Sarg meines Vaters ferne von dem Sarge meiner Mutter! — Mein heiliger Urgroßvater gestorben den schmählichen Feuertod! — Kaplan! Lehre dieses mich ertragen und sprich mir Trost, der mich beruhigen kann, wo nicht, so sind mein Vater, meine Mutter, mein Urgroßvater die Heiligen nur, die nicht geschmäht werden sollen. Mein Gelübde ist: Ruhm und Ehre ihren Gräbern, und dieses ist die Wahrheit, für die ich sterben will!"

Ergeben antwortete der Klausner: „Melita, oder soll ich dich Regina nennen! — Ich bin nur von geringer Herkunft. Meine Eltern lebten nur für die Scholle Landes, die sie bebauten, und kannten nur Noth und Elend. Dennoch lese ich in deiner Seele, und weiß deinen Schmerz zu würdigen. — Noch ist er zu frisch und wild. Lindern will

ich ihn nicht; bekampfen mag ich ihn nicht. Mein Wille war's, daß du fern von mir, hier auf der Burg deiner Väter weilest, und als Kaplan deines Urgroßvaters werde ich dir stets mit Lehre, Rath und Trost zur Seite stehen, wie und wann du meiner bedarfst. Antworte mir jetzt auf ja und nein! Verweigerst du den Schleier? Fühlst du keinen Beruf für den Himmel?"

„Nein! nein! keinen!"

„Was also hast du über dich beschlossen?"

„Gieb mir die Schlüssel zu den Schreinen meiner Ahnen, und entdecke mir, wo ich sie finden kann. Dann will ich still und einsam ganz dem Gedächtniß meiner Vorfahren mich weihen, bis ich mein achtzehntes Jahr vollendet habe."

„Es sei, bis dahin hast du eine lange Frist zu einem unerschütterlichen Verzag."

„Er ist gefaßt!"

„Laß hören!"

„Sobald ich mein achtzehntes Jahr vollendet, folge ich dir in die Burgkapelle zum Altar und nehme das Sacrament; und am Grabe meiner Mutter weihe ich mich mit allem, was ich bin und habe, demjenigen Ritter, sei er, wer er wolle, nur von edler, makelloser Herkunft muß er sein, der wagt für meine Rechte einzutreten; der meinen Vater und Urgroßvater rächt, und den Gräbern der Meinen die Glorie bringt, die ihnen gebührt."

„Rasende!" rief der Klausner

„Wer um mich wirbt," erwiederte Melita, gefaßt und mit Hoheit, „der trägt mit mir die Krone oder stirbt mit mir."

Seltsame Gerüchte hatten sich im Lande verbreitet. In den Bergen, so hieß es, habe sich eine Abenteurerin gezeigt, welche sich für die Tochter des Prinzen Heinrich ausgab. Alles Volk war für sie aufgestanden und hatte die königlichen Vögte, sammt ihren Aufsehern und Knechten verjagt, und viele muntre junge Ritter hatten sich bereits für sie erklärt, und ihr allerlei Kriegsvolk zugeführt.

Schon fing man an, in der Hauptstadt ernstliche Zurüstungen zu treffen, auf den Kanzeln wurde wieder gegen Zauberei und Ketzerei gepredigt, und endlich wurde auch der schreckliche Name „Todtenstein" genannt, dem alle Zurüstungen und Predigten galten, als mit einem Male alles wieder stille ward. Die Abenteurerin hieß es, sei verschwunden, die jungen Ritter mit ihren Mannen beschämt wieder abgezogen, und man

sprach schon von Ernennung geschickterer Amtmänner und strengerer Vögte, die dahin gesandt werden sollten, um solchen Unfug nicht zum zweiten Male aufkommen zu lassen.

Was eigentlich geschehen und wie es zugegangen, wer die muntern, jungen Ritter waren, die diesen Aufstand unterstützt: ob es zu einem Kampf gekommen war, und wer den Sieg erfochten hatte? das alles blieb ein Rathsel. Nur so viel wußte man, daß Graf Hohenwart ohne weiteres Gefolge, und nur in Begleitung seines ältesten Sohnes einen heimlichen Zug unternommen, daß er zehn Tage unterwegs geblieben war, und binnen dieser Zeit sich alle diese erstaunlichen Veränderungen begeben hatten. Als er sich bei Hofe wieder zeigte, strahlte sein Antlitz vor Freude und Edmund, sein ältester Sohn, schritt noch einmal so stolz und gerade einher, als sonst. —

„Was soll diese Geheimnißkramerei?“ sprach verdrießlich Isalde, die üppige Königstochter. „Mein grauer, alter Vetter Hohenwart ist kein Wunderthäter, der ganz allein mit seinem starkknochigen Sohn solch eine Empörung unterdrücken kann. Aber ein schlauer Fuchs ist er, und die Thaten, die er vollbringt, sind oft bewundernswürdig, nur der Mittel muß er sich schämen, deren er sich dazu bedient. Das ist's eben, was mich so sehr verdrießt. Seine Thaten glänzen und leuchten ein, die Art aber, wie er sie erwirkt hat, bleiben mir immer verborgen, und frage ich einmal: „Wie habt ihr dieses, wie jenes angefangen?“ so schweigt der graubartige Schelm verschmitzt lächelnd, als wollte er sagen: „Errathe es, wer vermag, mich zu errathen.“ — Was meint ihr dazu Herr Udo?“

Der Jüngling, den sie so gnädig anredete, war ein armer, junger Ritter in ihrem Gefolge, der erröthend sich verneigte und sprach: „Ihr habt ganz Recht, durchlauchtige Prinzessin! Nichts läßt sich besser verschweigen, als die eigene Schande, und niemals kann man besser schweigen, als wenn man nichts zu seinem Ruhme zu sagen weiß.“

Isalde lachte hell auf. — „Wie ist es aber möglich,“ fuhr sie zu demselben jungen Ritter fort, — „in Begleitung eines einzigen Gefährten, und in so kurzer Zeit die wilden Bergvölker zu bändigen, und die aufrührerischen Ritter auseinander zu sprengen?“

„Wer keine Mittel scheut, kann vieles ausrichten!“

„Welche Mittel giebt's?“ das frage ich eben.

„Und das soll ich beantworten?“

„Ei freilich,“ denn ich habe euch gefragt, „wollt ihr die Ehre mir zu antworten etwa einem andern überlassen?“

„Eine Antwort, Herr Udo! eine Antwort!“ riefen lachend die Frauen der Prinzeſſin, und die Ritter ſtimmten ein.

Udo, auf dieſe Weiſe gedrängt, nahm eine Laute vom Tiſche und ſprach: „Ich werde ein Lied ſingen, kein Minnelied, auch keine Romanze; nein! ein wildes, rauhes Kriegslied, was ſehr bekannt iſt.“

Er ſtimmte die Laute und begann nach einem kurzen Vorſpiel, indem die Begleitung den Taktſchlag der Schmiedehämmer nachahmte.

Der Schmied iſt ſeinem Amboß gleich,
Ihn machen Hieb und Stoß nicht weich;
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen!
Mein Harniſch iſt von gutem Stahl,
Und Lanzen, Schwerter allzumal,
Die werden d'ran — e Jammer!
Stumpf wie mein Schmiedehammer.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja, das Eiſen!

Geglüht hat ſiebenmal im Heerd
Mein langes, breites Schlachtenſchwert.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen!
Viel hundert Schläge gab ich d'rein,
Auf alle mag der Feind ſich freu'n;
Mein Schwert, ſo treu und bieder,
Zahlt alles redlich wieder.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja, das Eiſen!

Wohl auf zum blut'gen Waffenſpiel,
Der König ſchlägt der Ritter viel,
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen!
Schon manchem Ritter eiſenfeſt
Gab meine Schmiedefauſt den Reſt;
Ein Schmiedeſchlag vernichtet,
Was Königsſchlag errichtet.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja, das Eiſen!

Als Udo dieſes rauhe Lied anſtimmte, war plötzlich tiefe Stille eingetreten, und verlegene Blicke wurden gewechſelt. Denn wer einen ſoge-

nannten „stillen Zug“ unternehmen wollte, der wandte sich an eine gewisse Gattung von Waffenschmieden, die in entlegenen Gegenden wohnten, und alles Kriegs- und Raubgesindel kannten, nicht selten auch für ein gutes Handgeld, oder in Hoffnung reicher Beute, mit Theil nahmen an einem „Zug in Rüstungen ohne Wappen und Abzeichen.“ An sich war das Lied wegen seiner eigenthümlichen und muntern Weise bei Vornehm und Gering bekannt und beliebt, und es war nicht eben unschicklich, es in den Gemächern einer zarten Königstochter zu singen. Isalde aber hatte ihrem Ritter eine verfängliche Frage vorgelegt, und indem er mit diesem Liede darauf antwortete, schien er Graf Hohenwart eines stillen Zuges ohne Wappen und Abzeichen zu beschuldigen. Wilde Bergvölker waren gebändigt und thatenlustige Ritter aus einander gesprengt worden, indem man eine Jungfrau aus ihrer Mitte raubte, für die sie ihre Waffen erhoben hatten.

Dieser störende Eindruck war jedoch bald vergessen: die muntere Weise des Liedes hatte sogar den einen und den anderen Ritter bewogen, mit klirrendem Sporn den Takt dazu zu treten, und eben hatte Ildo geendet, als Herr Edmund von Hohenwart angemeldet wurde.

Er erschien in einem blitzenden Panzerhemde von feinem Silberdraht, und die muthwillige Isalde begrüßte ihn lächelnd mit den Worten: „Ei, seht einmal! Herr Edmund, schon wieder einen neuen Waffenschmuck? Ihr habt wohl vielen Verkehr mit allen möglichen Waffenschmieden, die das Seltenste und Beste für euch bewahren? Habt ihr das von der Reise mitgebracht?“

Herr Edmund fühlte sich sehr geschmeichelt, daß die Prinzessin seinem neuen Panzerhemde Aufmerksamkeit schenkte. Arglos bejahte er ihre Frage, und nannte den Namen des Meisters, der es angefertigt, und dessen Wohnort.

„Ihr kommt vom Todtenstein, wollt ihr uns nicht etwas von euren Abenteuern erzählen?“

„Das wäre eine lange Geschichte, durchlauchtige Prinzessin, denn es ist ein uralter Frevel, den wir dieses Mal, ich will hoffen, für immer unterdrückt haben.“

„So ist die Abenteuerin, die ihr gefangen nahmt, eben dieselbe, für die mein unglücklicher Ohm vor Zeiten einst eine Lanze brach?“ —

„Wahrlich, meine Gnädigste! solche Gespräche wage ich in diesen Gemächern nicht zu führen.“

„So habe ich geschicktere Ritter, als ihr seid“ Herr Ildo zum Beispiel wird mir jene entsetzliche Geschichte erzählen, ohne sich dabei eine Un-

ſchicklichkeit zu Schulden kommen zu laſſen, und ich mögte einmal gern im Zuſammenhange hören, was in der letzten Zeit unſer alleiniges Geſpräch ausmachte."

Herr Edmund warf einen Blick voll Geringſchätzung auf Ude, dann ließ er ſich auf einen Seſſel nieder und ſprach:

„Holde Prinzeſſin! ihr begehrt es; euch entgegen ſein, kann ich nicht; euch anderen Sinnes machen, iſt unmöglich; aber nur unter einer Bedingung vermag ich euch zu gehorchen: die Namen eurer königlichen Anverwandten, die in dieſer Schreckens-Geſchichte vorkommen, dürfen durchaus nicht genannt werden."

„Behaltet immerhin die Namen für euch!" erwiederte Iſalde. „Ich weiß ja, ein Hohenwart pflegt nichts zu thun, ohne etwas für ſich zu behalten."

Dieſe Worte erregten ein heiteres Gelächter, denn allbekannt war, wie theuer Graf Hohenwart ſich jeden Dienſt vergelten ließ, den er dem König leiſtete.

Iſalde aber rief: „Still, meine Damen! Eine Zaubergeſchichte!" —

„Eine Zaubergeſchichte!" wiederholten ihre Frauen und ſchwiegen. Herr Edmund begann:

„Auf einer ſteilen Klippe, umringt von tiefen, breiten Graben, die ein klarer Bergſtrom wäſſert, liegt die öde Burg Todtenſtein, ein kühner Bau, und heutigen Tages noch unverſehrt. Es mögen jetzt achtzehn Jahre ſein, als der letzte Todtenſteiner dort hauſte, einſam mit ſeiner ſchönen Enkeltochter, „dem ſtillen Fräulein."

„Ihre Schönheit aber," unterbrach ihn Iſalde, „war eitel Zauberſtand und Blendwerk, und das ſtille Fräulein hieß ſie, weil ſie nur das Hexenlauderwelſch verſtand, womit ſie ihre Zauber vollbrachte, und worauf die böſen Geiſter hören, ſo daß ſie ihre Mutterſprache darüber verlernt hatte, und zu keinem Menſchen mehr reden konnte."

„Ganz recht," verſetzte Herr Edmund. „Sie war das Schrecken der Gegend; man bekreuzte ſich vor ihrem Namen, und mied den Todtenſtein, ſo weit man ihn erblickte. — Allein ein gar vornehmer Herr hatte dennoch einſt den Muth, auf dieſer Zauberburg einzuſprechen. Nicht Vorwitz vermogte ihn, dies Abenteuer zu beſtehen; ſondern der ſchönſte Heldenmuth und die edelſten Rittertugenden."

„Und die reinſte Kindesliebe," fügte Iſalde hinzu.

„Die öde, gewaltige Burg, wie finſter und ſchreckhaft ſie auch von Außen ließ, war inwendig doch ſo voller Pracht und Koſtbarkeit, daß man wohl errathen mogte, wie ſolch ausbündiger Reichthum weder er-

werden, noch gewonnen, noch erbeutet ſein konnte, ſondern nur vom böſen Feinde herrührte, dem der Urahnherr der Todtenſteiner ſich und ſeine Nachkommen für ewige Zeiten verſchrieben hatte. — Der hohe, vornehme Herr fand alles zu ſeinem Empfang eingerichtet und bereitet, als hätte man ihn längſt erwartet. Ein auserleſenes Mahl wurde aufgetiſcht; die koſtbaren Pokale mit köſtlichen Weinen gefüllt. — Allein das tolldreiſte, ſtille Fräulein riß dem hohen Ritter den erſten Becher Wein vom Munde, den er auf ihr Wohl zu leeren gedachte, und reichte ihm dafür einen Trank, den ſie ſelbſt gebraut. Es war ein Liebestrank. Von jenem Augenblick an, fühlte der Ritter ſich unwiderſtehlich zu ihr hingezogen. Noch am ſelben Abend warb er um ihre Hand, und obſchon ſich ſein Vater dieſer Verbindung widerſetzte und die Kirche ihren Segen verweigerte, führte er dennoch ſolch eine Braut zum Altar. Es giebt Pfaffen, die ſich bereitwillig finden laſſen, zu allem, was man von ihnen begehrt, und ſich nicht ſcheuen, ſelbſt das Allerheiligſte zu entweihen. Der hohe Ritter aber war dermaßen verzaubert, daß er nicht gewahrte, wie die zitternde Braut vor heftigem Huſten das Sacrament nicht genießen konnte."

„Schrecklich! Entſetzlich!" ſeufzten die Frauen. Herr Ilbo rief: „Abſcheulich!"

Edmund fuhr fort: „Der erboſete Unglückliche bot ſeine ganze Macht jetzt auf, und erſchöpfte ſeine Reichthümer und Kräfte, um die Zauberin zu feiern. Er veranſtaltete ihr Feſte und Tourniere, die an Glanz und Aufwand alles übertrafen, was es je Verſchwenderiſches gegeben. Der Todtenſtein ward zum Sitz aller Erdenpracht und Herrlichkeit, wogegen unſere Königsburg weit zurückſtand, und der ganze hohe Adel, verlockt durch das mächtige Beiſpiel, verſammelte ſich dort und wetteiferte, vor den Augen der Unſeligen zu prunken, ihr ſeine Huldigungen darzubringen, und in den Schranken ihr ſein Ritterthum zu weihen. So verſtrich ein Jahr und das ſtille Fräulein gebar eine Tochter. Es gab jetzt wieder drei Todtenſteiner Seelen, und eine davon gehörte der Hölle. Der böſe Feind ſäumte nicht, ſich bezahlt zu machen, und wählte das ſtille Fräulein, denn der Zauber, der den hohen Ritter an ſie kettete, war ſo gewaltig, daß er noch im Grabe nachwirkte, und ſie im Sarge noch ihn an ſich zog. Sichtbar welkte er dahin, und verlor Lebensmuth und Heiterkeit. Er kleidete ſich nicht anders, als in tiefe Trauer, und hatte keine weitere Sehnſucht, als im Grabe zu ruhen, neben der Verwüſterin ſeines jungen Lebens. Noch einmal erwachte ſein Lebensmuth wieder, als er von Turnieren hörte, welche auf der Königsburg nahe bevorſtanden.

vor dem Könige und allen Großen dieſes Reiches wollte er noch einmal in ſeinem vollen Glanze ſich zeigen, und jener greiſe Schwarzkünſtler vermogte durch unheimliche Mittel und Zaubertränke, auf kurze Zeit ihm Heldenkraft und Jugendmuth zurückzugeben. — Er ritt in die Schranken, that Wunder der Tapferkeit, war der einzige Sieger und gewann alle Danke. Hiemit aber war auch ſeine Lebenskraft erſchöpft, und der Tod ereilte ihn inmitten eines herrlichen Bankettes.

Lange blieb der Frevel ungeahndet. Aus Rückſicht auf das erhabene Opfer wagte man nicht, den ſchwarzen Zauberer zur Rechenſchaft zu ziehen; aber die That ſchrie um Rache gen Himmel, und die Gerichte konnten nicht länger müſſig bleiben.

Zwar ſtellte ſich der freche Sünder auf den erſten Ruf, und die Hölle, die mit ihm im Bunde war, half ihm trefflich. Weltliche Gerichte konnten ihm nichts anhaben; vor den geiſtlichen Gerichten aber konnte er nicht beſtehen, und obſchon der Böſe ihn dermaßen ſtärkte, daß alle Grade der Folter nicht vermogten, ihm ein Bekenntniß zu erpreſſen, ward er mit zerfleiſchten Gliedern und zermalmten Gebeinen dennoch nach dem Richtplatz geſchleift, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und ſeine Aſche in die Winde geſtreut.

Der König zog ſeine Landereien ein. Die Schatze und Schriften, welche allerdings dem Ungeweihten Gefahr bringen konnten, fielen der Geiſtlichkeit zu. Allein man fand den Todtenſtein verodet und verlaſſen. Schriften und Schatze waren verſchwunden, ſo wie jenes unſelige Kind, was durch ſeine Geburt ſchon der Hölle geweiht war.

Jenes heilloſe Geſchöpf hatte vielleicht unter geiſtlicher Obhut und Aufſicht noch gerettet werden können; allein die ſorgfältigſten Nachforſchungen blieben fruchtlos. Der Böſe weiß ſein Eigenthum wohl zu bewahren.

Jetzt mit einem Male, wo die Unſelige ihre Volljährigkeit erlangt hat, um das Erbbundniß ihrer Ahnen zu beſtätigen, und aus eigenem Willen ſich der Hölle zu weihen, — jetzt mit einem Male, wie ein giftiger Pilz, der über Nacht aus dem Boden ſchießt, erſcheint ſie plötzlich, frecher, als je ein Todtenſteiner war, wiegelt die rohen Bergvölker auf, und bringt die benachbarten Ritter in Harniſch.“ —

„Dann hat ſie wenig Aehnlichkeit mit ihrer Mutter,“ unterbrach Ulrich den Erzähler. — „Denn man ſammelt und ſchaart ſich um ſie, während das ſtille Fräulein das Schrecken der Gegend war, vor deren Namen man ſich ſegnete und bekreuzte, und den Todtenſtein aus weiter Ferne mied.“

„In der That, Herr Edmund!“ ſagte Iſalde hinzu, „ihr gebt euch

viele Mühe, mir Angſt und Sorgen zu erſparen; aber ich bin kein Kind mehr, dem man verſchweigen kann, was alle anderen wiſſen. Was ihr für eine ſchwarze Zauberthat auszugeben bemüht ſeid, iſt leider etwas weit Gefährlicheres; es iſt eine alte, ſchlecht unterdrückte Verſchwörung, die Jahre lang im Dunkeln fortſchlich, bis ſie wieder zu Kräften kam, und dreiſt ihr Haupt erheben konnte. Das plötzliche Verſchwinden jenes kleinen Unholds, und ihr Wiedererſcheinen als achtzehnjährige Jungfrau iſt uns kein ſo unerforſchliches Räthſel, wie ihr es zu ſchildern euch bemüht. Seit eurer Abweſenheit iſt uns ſo manche Kunde von dem Todtenſtein zugekommen. Wir wiſſen, daß ſie auf dem Grund und Boden ihrer Väter aufwuchs, und die Inſaſſen ſie verborgen hielten und vor Nachſtellungen ſchützten. Auch ſoll ihr Anhang kein geringer ſein, und es werden Namen genannt, die den edelſten Geſchlechtern dieſes Landes angehören."

„Und wer hat ſich unterſtanden," fragte Edmund trotzig, — „einer zarten Königstochter ſolche Mittheilungen zu machen?"

„Was kümmert das euch? Wird hier in dieſen Gemächern etwas Unſchickliches geſagt, ſo hat der Truchſeß nur das Recht, mir Vorſchriften zu geben. Darf ich etwa hier nichts reden oder anhören, was Herrn Edmund von Hohenwart mißfallen könnte? Laſſen wir das, und fahrt fort in eurer Erzählung. Mich verlangt ſehr zu wiſſen, wie die Unſelige in eure Hände gerieth, und welch ein Ende ihr bevorſteht. Soll ſie als Hochverrätherin unter dem Henkerbeile ſterben, oder wird man ſie als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrennen?"

„Keines von beiden, durchlauchtige Prinzeſſin! Sie iſt zu jung und unbedeutend für das eine, wie für's andere."

„Eins von beiden muß und ſoll ihr Loos ſein," rief Ilalde heftig, „ſo wahr ich eine Königstochter bin! Sie iſt gefährlich; ſie iſt ſtolz und hochfahrend. Sie zeigte ſich nur ſelten ihren Rittern, und nie anders, als funkelnd von Geſchmeide und mit auserleſenen Koſtbarkeiten überladen. Ich fürchte ſie."

„Ein mächtiger König verachtet Aufruhr und Meuterei. Auf dergleichen Wichtigkeit zu legen, hieße ſeinen Großen wie dem Volke nicht trauen zu können. Man thut wohl, in ſolchen Fällen alles Aufſehen zu vermeiden, damit nicht ſchwärmeriſche Köpfe Feuer fangen, und Hinrichtungen gar, hinterlaſſen immer böſe Nachklänge."

„Was wird denn ferner geſchehen?"

„Gar nichts mehr. Die Sache iſt ſtill beigelegt, und das war das Beſte, was geſchehen konnte."

„Still beigelegt?“ fragte Isalde boshaft. „Etwa durch einen „stillen“ Zug?“

„Gnädigste, ich verstehe diese Frage nicht!“

„Die Todtensteinerin saß häufig mutterselig allein in ihrem Burggarten, um nachzusinnen über die Schriften ihrer Ahnen; und so sicher fühlte sie sich in ihren heimathlichen Bergen, daß sie ohne Gefolge und ohne weiteren Schutz, als dichte Schleierhüllen, zu den Kranken und Armen ging, um Arzneien und Spenden ihnen zuzutragen. Es war demnach ein Leichtes, die Volkkühne zu entführen.“

Edmund lachelte unbefangen. „Bekanntlich verhaften die geistlichen Gerichte ohne Vorladung. Und nicht etwa in ihrem Burggarten ward die Sünderin ergriffen, nachsinnend über die Schriften ihrer Ahnen, oder als sie Labsale und Spenden austrug; sondern um Mitternacht auf offenem Felde, als sie den Thau von den Gräsern streifte, und den Mond beschwor, ihre Salben und Tranke in Gährung zu bringen. Heißt das eine Jungfrau entführen oder rauben?“

„War't ihr zugegen, als man sie verhaftete? Habt ihr den geistlichen Gerichten vielleicht Häscherdienste geleistet? Euer neues, geschmeidiges Panzerhemde läßt sich sehr gut unter einem geistlichen Gewande verbergen.“

„Es ist doch hart,“ rief Edmund ungeduldig, „solche Beschuldigungen über sich ergehen zu hören; wenn man glaubt Dank verdient zu haben.“

„Verlangt ihr lauter Dank für eure stillen Thaten? Früh muß man seiner Thaten sich rühmen können, eh' man Dank von mir verlangt. Und was habt ihr denn eigentlich gethan, ich weiß es noch immer nicht.“ — Meine Rechte müssen klar sein, wie Sonnenlicht, und wer sie antastet, soll öffentlich dafür büßen. Meine Ritter sollen sie verfechten und nicht die Geistlichkeit. Merkt euch das für die Zukunft, und verlaßt mich jetzt.“

Aufgebracht verließ Herr Edmund die Gemächer der Prinzessin, und von allen Anwesenden war kein Einziger, der ihm diese Beschämung nicht von Herzen gegönnt hatte.

„Jetzt geht er zu seinem Vater und verklagt mich,“ fuhr Isalde fort. „Graf Eberhard wird diesen Abend alles dem Könige berichten, und nicht eher ruhen, als bis meinem armen, leidenden Vater die Galle überlauft, daß er schlaflos seine Nacht verbringen muß.“

König Philipp hatte sich in seine innersten Gemächer zurückgezogen. Der Wein rötbete sein Antlitz und glubte aus seinen Augen. „Walther!“ sprach er zu seinem Leibdiener. „Es ist keine Lust, König zu

ſein. Die Krone bringt ewigen Verdruß; doch das iſt noch viel zu glimpflich geſagt. Eine Krone tragen heißt unabläſſigen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt ſein. — Weißt du Schuft, welch einen Unterſchied es gebt, zwiſchen Verdruß und Verdrießlichkeiten? Der Verdruß iſt ein ſtolzes Raubthier; Verdrießlichkeiten ekles Ungeziefer. Hat man ſich hier die Haut wund geſcheuert, gleich juckt es da wieder! — Haſt du das begriffen, Tölpel?"

Walther, der die duſtre Weinlaune ſeines Gebieters kannte und fürchtete, verſuchte zu lächeln.

Schwermuthsvoll in ſich verſunken, fuhr der König fort: „Wäre ich ein Heide, ich malte den Gott des Verdruſſes ab als gekrönten König! Ich bin der Gott des Verdruſſes." — Plötzlich ſtampfte er ungeduldig mit dem Fuße und ſchrie laut auf: „Himmel und Erde! wo bleibt die Prinzeſſin? Ich habe ſie herbeſchieden!"

Allein die Thüre öffnete ſich und eine jugendlich helle Mädchenſtimme rief haſtig: „Was befiehlſt du, mein königlicher Herr?"

„Iſalde!" lächelte der König, und Zorn und Ungeduld waren aus ſeinem Antlitz verſchwunden. „Segne dich Gott, mein herzliebes Töchterlein! Du biſt das leibhaftige Ebenbild deiner unvergeßlichen Mutter. Nein, viel reizender noch biſt du als ſie, denn du biſt lebhaft, ſtolz und muthig; ſie war ſtill und fromm. Du haſt meinen raſtloſen Geiſt, du biſt mein verſchöntes Ebenbild, und deine verjüngte Mutter. Komm' ſetze dich hieher zu mir und —"

Doch von neuem unterbrach er ſich, warf einen wilden Blick ſeinem Diener zu und rief: „Schuſte, packe dich, und bewache die Vorzimmer. Niemand ſoll ſich unſeren Geſprächen nahen." —

Sie waren allein, und der König fuhr fort: „Iſalde! ich weiß, welche Geſpräche dieſen Morgen in deinen Gemächern vorfielen, und welche Lieder geſungen wurden. Ich zürne dir deshalb nicht; nein! ich bin ſtolz auf dich, du denkſt groß und edel, wie eine Königstochter."

„Noch weniger aber darf dein Zorn Herrn Udo treffen," unterbrach ihn Iſalde. „Denn, wenn ich groß und edel denke, ſo verdanke ich es ihm. Er flößt mir Geſinnungen ein, die einer echten Königstochter ziemen. — Jenes Lied aber, befahl ich ihm zu ſingen. — Mir nicht zu willfahren, wäre unritterlich und albern geweſen."

„O ſtill, ſtill, mein Kind! Ich will deinen Liebling nicht ſchmähen; allein du ſollſt erfahren, was du dieſen Morgen zu wiſſen begehrteſt. Sammle dich und vernimm mit Faſſung eine ernſte, hochwichtige Kunde. — Iſalde! wenn irgend wer das Recht hat, mit ſeinem Schöpfer zu ha-

dern, der ihn in's Daſeyn rief, ſo bin ich es; ich, der König, dein Vater. Ich habe wenig Freuden gehabt, doch Qualen und Aergerniß tagtäglich. Mir iſt in meinem Leben wenig gelungen, und was mir jemals gelang, das alles wäre beſſer ungeſchehen geblieben. Ach, Iſalde! wirſt du deinen armen Vater verſtehen? — Du biſt ſchön und alle Welt liebt dich. — Kannſt du mich verſtehen, wenn ich dir ſage: Ich ward nie geliebt? — Schon als Kind liebten mich meine Eltern nicht. Mein Bruder überſah mich. Ich war ein Königsſohn, und hatte nicht einmal Schmeichler. — Ich bin häßlich, meine Sitte iſt rauh und ungefällig; ich liebe nicht Roſſe noch Waffen. Und mein Bruder, er hatte alle Vorzüge, war der gefeierte, angebetete Thronerbe; der Abgott des Adels und der Held des Volkes. — Ich trachtete nicht nach den Freuden der Aeußerlichkeit, meine Sehnſucht ging höher, und allen meinen Wünſchen genügte eine geiſtliche Einſamkeit. Es lag etwas Gutes in mir, doch ein Wunſch übt Wunderkräfte auf den anderen aus. Was du heute willſt, vergiſſeſt du morgen, wenn dir ein Wille begegnet, der mächtiger iſt, als der deine; und iſt dieſer Wille auch Thorheit, vielleicht gar Raſerei: Thorheit iſt mächtiger hienieden als Geiſt, und gar der Wille eines Verrückten hat Wunderkraft. Ach! das ſollte ich erfahren. — Sieh! der König, mein Vater, lag gefährlich krank. In allen Kirchen ward für ihn gebetet, zumal im Dome, und man rühmte die Frömmigkeit eines jungen Mönches, von deſſen Zerknirſchung ich allnächtlich Zeuge war. Jeden Streich auf ſeinen Rücken fühlte ich mit; ich **wollte** ſo fühlen und **mußte** ſo wollen. Er lag platt am Boden, auch ich. Er betete für den König, meinen Vater: ſein Gebet war das meine; der büßende Bruder hatte meinen Geiſt in Händen; was er that, mußte ich mit ihm thun. Wenn nach vierſtündiger Buße nun die bleiche Hülle ſich belebte, die härene Kutte über die ſtarren Glieder gezogen ward, und er ſich erhob, wie vom Poſaunenſchall des jüngſten Tags getroffen, verjüngt, ſchlank und leicht, die Muskeln noch tanzend von Verzückung, den Mund noch ſchäumend von Zerknirſchung: — dann nahte ich mich, von heiligen Schauern durchdrungen, den erſten Segen des Büßers zu empfangen. Und eines Tages legte er mir die Hand auf, nannte mich König, und prophezeite mir den Tod meines Vaters und den Tod meines Bruders. — Die Prophezeiung erfüllte ſich. — **Gott verdamme den Propheten! Amen.** — Von Stunde an war ein Anderer aus mir geworden. Bis dahin hatte ich weder Zorn noch Neid gekannt; ich verzieh denen, die mich kränkten, und entſchuldigte die, ſo mir Unrecht thaten. Mit einem Male wollte ich, daß man auch um mein Lächeln bühlen, und

ſtreben ſollte, mich heiter und guter Dinge zu erhalten. Mein Wohlgefallen ſollte Macht und Reichthum bringen; mein Zorn zermalmen und verderben, und über Glück und Elend, Leben und Tod aller, die mir nahten, wollte ich unumſchränkt gebieten.

Hier ſchwieg der König, qualenden Erinnerungen hingegeben, die er im Weine zu ertränken verſuchte. Dann fuhr er fort: „Iſalde! warum erzähle ich dir das alles? Aber wiſſen mußt du: die Krone, die ich trage, trage ich mit Unrecht. Mein Bruder hinterließ eine Tochter, und ihr gebührte eigentlich die Krone, nicht mir.“

Iſalde ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, und verhüllte das Antlitz mit beiden Händen.

„Beruhige dich, Iſalde! Sie iſt dir nicht gefährlich. Sie iſt aus dem ketzeriſchen Geſchlecht derer von Todtenſtein, welches auf dem Scheiterhaufen erloſch; der König willigte nicht in die Vermählung meines Bruders, und aus ſolcher Verbindung können keine Thronerben entſpringen. Fürchte nichts, meine Tochter! Sie wird den Schleier nehmen. Erziehung, Neigung und Beruf, und endlich der Wille ihres Urgroßvaters beſtimmen ſie dem Kloſter.“

„Und ich?“ ſeufzte Iſalde. „Wer bin ich?“

„Meine echte Tochter!“ lachte der König in wunderlicher Weinlaune. „Dem Vater offenbart dir die Qual ſeiner armen Seele, und du kannſt fragen: Wer bin ich? Nun, beruhige dich! Du wirſt dereinſt mit unantaſtbarem Rechte die Krone tragen, die du unmittelbar von deinem Vater erbſt.“

„So iſt denn endlich zur Gewißheit worden,“ klagte Iſalde, „was ich in Furcht und Zagen längſt geahnet. Und jetzt erſt verſtehe ich ihn, der mich ſo ſchonend alles dieſes errathen ließ, und darauf vorbereitete.“

„Von wem ſprichſt du, meine Tochter?“

„Ich ſah ihn allen anderen vor, ich bat ihn viel, und wollte ihn groß und mächtig machen. Er aber erröthete, ſchlug die Augen nieder, und wies alles von ſich. — Sein Vater und ſeine Brüder ſtarben auf dem Blutgerüſt, ihn verſchonte man, ſeiner zarten Jugend halber, und die Burgen und Landereien ſeiner Väter hat Habenwart inne. Soll er das alles vergeſſen? Soll er mich nicht haſſen, um derentwillen alles dieſes geſchah, da ich kaum geboren war?“

„Ich hätte den Abenteurer längſt von dir entfernen ſollen.“

„Er iſt kein Abenteurer, denn um mir treu zu ſein, verſchmähte er jede Gelegenheit, ſeinen Namen berühmt zu machen. In den Schranken kam ihm an Stärke und Gewandtheit keiner gleich, doch mied er jeden Kampf im offenen Felde; und ſelbſt, als ſo viele junge, güterloſe Ritter

der Aufrührerin zweifeln, verräth er mich nicht. Deshalb halt ich ihn hoch und werth, obschon alles geschah, ihn zu verdrängen, sein Herr Edmund von Hohenwart, den ich verabscheue, sich gemüssigt sieht, um meine Hand zu werben. Nun aber werde ich ihn nicht lange mehr um mich sehen dürfen, denn sein Vater und seine Brüder waren Hochverräther, die — für eine gerechte Sache starben. Ich werde ihm nicht einmal sagen können, welche Schmerzen und Opfer es mir kostet, und welche Gewalt ich mir anthun muß, um ihn von mir zu lassen."

„Willst du deinem Vater in's Gewissen reden, Isalde?"

„Nein! Nur klagen will ich dir, wie unglücklich ich bin. Herr Edmund von Hohenwart wirbt um mich, und hat jene Sündentochter in seiner Gewalt, deren Ansprüche den meinigen vorangehen. Noch hat sie den Schleier nicht genommen, und vermuthlich soll sie ihn eher nicht nehmen, als bis ich Herrn Edmund Gehör geschenkt. Unterfängt er sich vielleicht, zweien Königstöchtern seine Hand anzutragen? Soll das der Kaufpreis sein für eine Königskrone? Und wird mir allenfalls der Verkauf gegönnt?"

„Welche abenteuerliche Gedanken, meine Tochter! Denn Herr bin ich König, und so spielt man nicht mit einer Krone."

„Und so spielt man auch nicht mit einer Königstochter. Mag Herr Edmund seinen zauberischen Unhold wieder aus dem Kloster nehmen, und auf den Thron setzen; mag er alle Güter herausgeben, die er an sich zog von allen Hochverrathern, die auf dem Blutgerüste starben; mag er die Fahnen schwenken lassen über ihre Blutstätten, und ihre Wappen mit goldumwundenen Lorbeerkränzen an den Säulen der Königsburg aufhängen. Er thue sein Aeußerstes; was emporgekommen ist, richte er wieder zu Grunde, und hebe empor, was unterdrückt war. Ich verachte ihn und seine Drohungen!"

„Weh' mir, weh'!" rief der König in Verzweiflung. „Wer keinen Frieden hat, kann keinen Frieden bringen, und der Himmel straft mich hart in meinem einzigen, vielgeliebten Kinde. Isalde! du solltest mich trösten, und wühlst in den Wunden meines Gewissens. Was ich Uebles that, könntest du in Segen umwandeln, und häufst Böses zum Bösen. Habe Mitleid mit deinem armen, gequälten Vater!"

Isalde sah Thränen in den Augen des Königs, und sprach betäubt: „Ich bin großer Opfer fähig; doch erkaufen und erzwingen soll mich niemand. Er hat eine Raubthat begangen, und die Todtenkämmerin aus der Mitte der aufrührerischen Völker entführt, um meine Hand zu erzwingen. Fürwahr! so wirbt man nicht um eine Königstochter. Es schmerzt

mich, daß ich dir Kummer mache, allein ich kann mich je nicht fassen lassen und dir willfahren."

Erschöpft sank sie in den Sessel zurück, stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, dann schlossen sich ihre Augen, und ihre Arme sanken schlaff in ihren Schooß.

„In Hülfe!" rief der König. „He! wo sind die Frauen der Prinzessin?" —

Isalde ward ohnmächtig aus den königlichen Gemachern getragen. Bald aber erholte sie sich wieder.

Am folgenden Morgen verrieth sie auch keine Spur von Schwäche. Sie vermißte Udo in ihrer Umgebung, doch schien sie nicht darauf zu achten, und war heut' muthwilliger und ausgelassener, als je. —

„Edmund!" begann Graf Eberhard zu seinem Sohne. „Ich bin sehr unzufrieden mit dir. Dir winkt die Krone, die reizende Isalde ist dir zugesagt, der König überhäuft dich mit Beweisen seiner Huld und Gnade; sprich, was fehlt deinem Glücke, weil du finster blickst."

Sie schritten in der weitläuftigen Ahnengallerie auf und ab, und Edmund nahm die Gelegenheit wahr, seinen Aerger auszuschütten, und erschöpfte sich in Schmähungen wider Isalde.

„Edmund! du bist auserlesen, spielend zu gewinnen, was deine Ahnen mit ihrem besten Blute erstrebten. Erfülle deine Bestimmung, und spreche deinem so glänzenden Geschick nicht Hohn. — Uns, welche die Geburt so hochgestellt, uns ziemt es nicht, selbstgeschaffenen Traumen nachzuhängen, Luftschlösser zu bauen und Steckenpferde zu tummeln. Mögen die, so unter uns stehen, mit ihren Einbildungen sich trösten; wir müssen eins und einig sein mit unserer Macht und unserer Größe. Und wie dem Leib sich frei und leicht bewegt im zentnerschweren Harnisch, den ein Knecht zu tragen nicht vermag, eben so sicher und gewandt bewegt sich dem Geist im Glanze und in der Hoheit, die du von deinen Vätern erbtest."

„Ha!" rief Edmund, „ich hasse die lästige Bürde, die uns getragen sein will, und mir nichts zu thun übrig läßt. Bin ich ein Mädchen, daß ich eine Krone erheirathen soll? lieber will ich eine Krone mir rauben. Du hast noch zwei Söhne, mein Vater! Laß Philipp oder Richard um Isalde werben; ich vermag es länger nicht."

„Edmund! Krone und Macht sollen fortan nicht mehr getrennt sein, deshalb wünscht der König, so wie ich, diese Verbindung, und deshalb sollen dem Gemahl der Königstochter alle meine Burgen und Ländereien

nach meinem Tode zufallen. Haſt du den Muth, dieſe Erbſchaft zu verſchmähen? Wagſt du es, auf ſolch ein Erſtgeburtsrecht Verzicht zu leiſten? Sprich!“ —

„Gönne mir Bedenkzeit, mein Vater!“

„Hier giebt es nichts zu überlegen! Wolle du ſelbſt kein Räthſel ſein, mir biſt du keines mehr. Du liebſt ſie.“

„Wen?“

„Iſalde.“

„Sie iſt mir tief in der Seele verhaßt.“

„Weil ſie einen anderen dir vorzieht. Du biſt eiferſüchtig! Aber ſieh, dein Nebenbuhler iſt aus der Königsburg verwieſen, und hauſet jetzt einſam auf ſeiner alten, verfallenen Stammburg, die ich aus Mitleid ihm ließ. Iſalde wird ihn bald vergeſſen; wenn du das dringe thuſt.“

„Was ſoll ich thun, mein Vater?“

„Wirb um die Königstochter, mit Eifer und mit Leidenſchaft, wie es deinem Rang und deinem Adel ziemt. In Feſtgewändern oder im Waffenſchmucke mußt du nur Augen haben für Iſalde. Im Prunk der Säle, wie in der Kampfbahn, mußt du der gefeierte Held ſein, wie ſie die Königin der Feſte iſt. Kurz, all dem Ritterthum muß ihr nur gelten, und verſchmäht ſie deinen Dienſt auch noch ſo dreiſt, ſo muß dies deinen Eifer nur entflammen. Ja! Wo ſie dich ärgert, dich verhöhnt, beſchämt, müſſen ihre Grillen und Tücken von deinem Stolze abprallen, wie ſtumpfe Bolzen von einem tüchtigen Panzer. Deine Unermüdlichkeit muß ſie ermüden, deine Beharrlichkeit ſie betäuben.“

„Lehre mich, wie ich das über mich gewinnen kann!“

„Frag' deine Ahnen hier!“ erwiederte Graf Eberhard und deutete auf die lebensgroßen Bilder langs den Wänden. „Im vollen Schmuck ihrer Würden, mit allen Kleinoden ihrer errungenen Beſitzungen, ſchauen ſie trotzig dich an, und ihre ſtolzen Blicke folgen uns, wohin wir gehen. Strebe danach, ihr ſagen zu können, auch ich bin ein Hohenwart, auf daß du nicht zu errathen brauchſt vor dieſen Bildern, vor gemalten Waffen und vor den Abzeichen der Größe, Tapferkeit und Macht. Edmund! Heut' noch bin ich der erſte nach dem König. Ich will niemandem zur Linken gehen, außer dem Könige und meinem Sohne. Es wird nicht an Vaſallenſöhnen fehlen, die den ehrgeizigen Blick zur Ihrenerbin erheben. Schmach dir, wofern du den Rang dir abgewinnen läßt, und morgen dem zur Linken ſtehſt, der geſtern dir zur Linken ſtand!

So sprach Graf Eberhard und ging, um seinem Sohne Zeit zu lassen, über diese wichtigen und staatsklugen Vorschriften nachzusinnen.

„Wohlan!“ sprach Edmund bei sich selbst. „Ich werbe um sie in aller Sitte und ritterlicher Ergebenheit, doch ohne Liebe, mit kaltem Trotz und stillem Hohn.“

Ildo hielt sein Roß an, denn die Fenster der Klosterkirche waren erleuchtet, und die Nonnen sangen zur Vesper. Aber je länger er lauschte, desto enger ward es ihm um's Herz; auch sein Pferd stampfte unruhig den Rasen.

„Still Fuchs! still!“ sprach er und streichelte ihm den Hals. „Bist wohl müde, wackerer Gaul? Komm, wir wollen heim!“

Und das kluge Thier, als verstände es diese Worte, streckte sich, zog die Vorderhufen ein, und trat von selbst langsam den Heimweg an.

Es öffnete sich die Aussicht in's Thal; die Gewässer spiegelten den sternklaren Himmel wieder; der Bergstrom funkelte im Mondenlicht, und die Bäume am Abhange schauerten die silbergesäumten Kronen. Nur die Pappeln im Klostergarten ragten schwarz und düster in den Nachthimmel.

„Ihr armen Bäume!“ seufzte Ildo. „Ihr fühlt's, daß eine hohe Mauer wie ein Gefängniß euch umschließt; nur selten umgaukelt wohl ein Schmetterling eure Zweige, nur selten summt ein verirrter Käfer in eurem Laub, und den zwitschernden Vogel selbst verscheuchten die Trauergesänge, die dort hausen?“

So sprach Ildo gedankenvoll; da tönte ihm zur Erwiederung ein heller Seufzer. — Er lauschte, und noch einmal viel heller und klarer ließ sich das „Ach!“ einer süßen Mädchenstimme vernehmen.

„Wer hört mich?“ fragte er. „Wer seufzt hier?“ rief er noch ein Mal. — Doch alles blieb still: nur der Wind säuselte, und das Laub flüsterte und rauschte, allein bei weitem nicht so schmelzend und unvergeßlich süß, wie jenes Ach!

Er ritt weiter, und schaute er in die weite, dämmernde Mondscheingegend, so gefiel sie ihm kaum halb so gut als vorhin. Der duftige Mondhimmel, die silbergesäumten Wolken, die blinkenden Wellen, das flüsternde Laub, alles erinnerte ihn nur an jenen Seufzer, und alles war minder hell und silbern.

Giebt's Ahnungen, dachte er, deren heillose Allegorie durch's Ohr sich in's Gehirn stehlen, um rettungslosen Wahnsinn zu erzeugen? Giebt es Sirenenklänge, die dem verwegenen Lauscher in Weh und Mitgefühl das Herz brechen?

Plötzlich wandte er sein Roß wieder, und ritt zurück an die Stelle, wo er den Seufzer vernommen.

„Wer du auch seiest, du Unbekannte! die hier leidest, dein Klagelon hat mich gerührt. Sprich! was kann ich für dich thun? denn ich bin bereit, dir zu helfen."

So sprach Ilko, da tönte sanft und hell ihm zur Erwiederung: „Ich nehme dich beim Wort!"

Mit freudigem Beben erkannte Ilko dasselbe holde Stimmchen wieder, was er seufzen gehört. „Wer bist du?" fragte er.

„Eine verwaiste Jungfrau, in der Gewalt mächtiger Feinde."

„Das ist die Antwort, die ich erwartete. Um deinetwillen bin ich hier."

„Und wer bist du?"

„Laß meinen Namen mich verschweigen, der einst zu den mächtigsten des Landes gehörte, und jetzt verdunkelt in mir erlöschen wird."

„So weiß ich deinen Namen, du bist Herr Ilko von Uchtenhagen? Warte einen Augenblick."

Und es knisterte in den Pappelzweigen, es rauschte und strebte die Mauer hinan, und oben zeigte sich eine weiß verschleierte Gestalt.

„Ich sehe dich!" fuhr die holde Stimme fort. „Und deine adlige Gestalt, dein ritterliches Wesen flößt mir Vertrauen ein; dennoch aber will ich dich näher prüfen. Wer sendet dich?"

„Die Söhne des dreimal großen Hermes."

„Und deine Losung heißt?"

„Für Recht und Unschuld!"

Da zertheilten sich die weißen Schleier oben auf der Mauer, und ein holdseliges Antlitz, vom Mondenschein verklärt, lächelte hernieder: „Kennst du mich?"

„O! du bist schon, wie ein Engel!" rief Ilko. „Und hast du auch Flügel, die dich so leicht die hohe Mauer hinanheben?"

„Ach, hätte ich Flügel!" seufzte die liebliche Erscheinung. — „Mich fängt nur das Gezweig der Pappel. Doch laß uns kurz sein, denn ich werde scharf bewacht. Höre, was ich gebiete. — Von heute an die dritte Nacht, mit dem letzten Schlage der Mitternachtsglocke, erwarte mich vor jenem Fenster der Klosterkirche, auf welchem du die heilige Anna in Ordenstracht abconterfeiet findest. Habe Muth, sei standhaft! Denn Dinge könntest du schauen und Erscheinungen haben, daß sich dein Haar sträubt, und kalte Schauer durch deine Glieder rinnen."

„Ich zittre nicht so leicht."

„Und ein flinkes Roß halte mir bereit.“

„Eine schwarze Stute ist mir übergeben, die es mit dem Sturmwind aufnimmt, und deren Hufen kaum den Boden berühren.“

„Du siehst diese hohen Mauern und die breiten Gräben, ringsherum die Klosterpforten sind wohlbewacht, verschlossen und verriegelt. Ein Entkommen ist nur aus der Kirche möglich. Vergiß nicht! Von heute an die dritte Nacht, mit dem Schlage der Mitternachtsglocke, vor dem Kirchenfenster, auf welchem Sankta Anna in Ordenstracht abgebildet steht, und zittre nicht, was sich auch ereignen mag. Lebe wohl!“ Lichter bewegen sich auf den Gängen, die Hora ist zu Ende. Ich muß auf meine Zelle.“

Und flüchtig, wie ein Traum verschwand die holde Erscheinung. Die Zweige knisterten, die Gewänder rauschten; dann ward alles wieder still. Die Mauer lag starr und öde vor Ildo's Blicken; die Pappeln ragten hoch und schwarz empor, und er wiederholte bei sich: „Von heute an die dritte Nacht, mit dem Schlage der Mitternachtsglocke vor dem Kirchenfenster, auf welchem Sankta Anna abgebildet steht.“

Zehen zwei Tage befand sich Abt Bernhard mit dem hochgelahrten Doctor Algazara im Laboratorium. Die Retorten glühten über Kohlen und die Alchymisten lagen auf den Knieen, die Ellenbogen auf den Boden gestützt, und schienen im tiefen Nachdenken oder Gebet begriffen.

Der Pförtner im langen, mit maurischen Rissen bemalten Talar, beobachtete sorgfältig seinen wohlbetitelten Gefährten, der seit sechs und dreißig Stunden der Nahrung und des Schlafes sich enthalten; denn also begehrte es das hochwichtige Werk, das sie betrieben.

Doch die arbeitermüde Natur forderte endlich ihre Rechte, und Abt Bernhard schnarchte vernehmlich. Aufmerksam betrachtete ihn der Doctor. Er, ein gelehrter Alchymist, konnte knieend, Kopf und Ellenbogen auf die Lenden gestützt, schlafen, und schnarchte niemals. Jetzt wußte er sich unbelauscht, er langte nach einer Phiole, mit einem braunen kräftig duftenden Safte, leerte sie gemächlich, und putzte sorgfältig alle Spuren dieser geheimen Handlung von Mund und Bart. Traut begann er laut zum Abt:

„Bei allen Heiligen! ich glaube, ihr schlaft.“ Dann knuffte er ihn derb in Arm und Lenden; allein der Abt ließ nur ein klägliches Brummen vernehmen. Der Doctor stieß ihn mit der Spitze der geballten Faust in die Rippen. „Hochwürdiger Herr Abt! ihr schlaft, es ist wider dem Schlafe.“

Der fromme Abt zuckte und schnappte nach Luft, rieb sich die Augen und klagte schmerzlich: „Ach! welch ein süßer Traum, süß und lieblich, wie eine Vision, und sinnreich und anschaulich, wie eine Metapher, dergleichen ich mich häufig in meinen weltberühmten Kanzelreden bediene. Ja! auch die Deutung hätte ich gefunden, hättet ihr mich nicht gewaltsam aus meiner geistlichen Verzückung herausgerissen. Ach! ich bin so matt, so schwach, so ohnmächtig, so hinfällig, und hiemit gähnte er laut: Auh oh! o ha!“

Der Doctor rüttelte ihn: „Erzählt den Traum, damit ihr wach bleibt.“

„Mir träumte, ich sei ein Fels in einer schwülen, sonnigen Landschaft. Mein Haupt war mit herrlich grünen Bäumen geziert, welche wollüstig die Sonnenstrahlen einsogen, und die Beine lagen tiefruhig ausgestreckt in einem krystallenen See, der mit kühlen, plätschernden Wellen die Riesenglieder umkoste und badete. — Plötzlich erregte eine unerklärliche Angst mein Inneres. Mein Herz war starres Gold, und starres Gold hatte ich statt des Blutes in den Adern, und mit klingendem Spiel, bewaffnet mit Hauer und Hämmern, zog ein Trupp Bergleute heran, um mein Innerstes den Tritten rastloser Wanderer, und den Hufen und Klauen wilder Thiere Preis zu geben, und das Gold meiner Adern dem ruchlosen Menschentreiben zu überliefern. Schon drang das harte Eisen eines Spatens in meinen Leib, — ist mir's doch, als fühlte ich den entsetzlichen Stoß noch immer. Hier! Oh! Oh!“ — Kläglich preßte er beide Hände auf die Herzgrube.

„Das ist Magenweh!“ ermahnte der Doctor. „Bekämpft den Hunger, hochwürdiger Herr! Wir sind gleich am Ziele. Seht nur, wie der lichtbraune Dampf schon anfängt, die Retorten zu vergolden.“

„Nein, ich vermag's nicht länger!“ wehklagte der Abt. „Geht in die Hölle mit eurem lapis philosophalis. Speise ist die wahre essentia vitae.“

„Waret eure Zunge!“ gebot der Magier, und geheimnißvoll in's Leere deutend, fuhr er leise fort: „Seht ihr nicht die Geisterhände sich nach eurem Nacken ausstrecken. Noch ein Wort, und ihr seid ein Mann des bleichen Todes.“

Erschrocken schwieg der Abt eine gute Weile, dann stammelte er, mit irren Blicken, und mit den Händen in's Leere greifend: „Ich kenne dich! Du bist der Gott sei bei uns! — trotz dem appetitlichen Schinken auf silberner Schüssel. — Ha, böser Feind! lieblich duftet das Fell der wilden Sau! — Foppe nicht die Frommen! — Laß mich kosten! — Ha, trefflicher Koch!“ — Er lächelte und schmatzte, und sank bleischwer in die Arme

des Magiers, der ihn zu Boden gleiten ließ, wo er hart und regungslos liegen blieb, wie der Fels, vom dem er geträumt hatte. Der Doctor fühlte seinen Puls, lauschte auf seinen Athem, und nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Schlaft, hochwürdiger Herr! Schlaft in guter Ruh, derweil Melita entweicht aus dem St. Annenkloster. Schlaft immerfort, hochwürdiger Abt! während die unbekannten Brüder des dreimal großen Hermes euch einen Streich spielen, der mit keinem Golde aufzuwiegen ist. — Zwar soll es euch an Gold nicht fehlen, und bei eurem Erwachen werdet ihr mehr finden, als ihr denkt. Was werdet ihr aber sagen, wenn ihr jemals erfahret, daß das Gold, was ihr selbst gemacht zu haben wähnt, Todtenasche ist, um euren Schlaf zu erkaufen? — Möge die Freude und der Ruhm, dieses Gold selbst gemacht zu haben, und alle die ehrgeizigen Hoffnungen und Träume, die ihr daran knüpfet, euch Ersatz gewähren für alles das, was ihr vom Könige und den Hohenwarts zu erwarten habt! Von allen meinen Gaukeleien und Blendwerken hat mir noch nichts so gut gefallen, wie das heutige."

Hiemit verließ er den laut schnarchenden Abt, um zwei handfeste, junge Mönche herbeizuholen, welche den wohlbeleibten Schläfer mit Mühe auf ihre Schultern luden, fortschleppten, und zu Bette brachten.

Der Doctor blieb allein im Laboratorium zurück, um alles vorzubereiten, damit der hochwürdige Herr bei seinem Erwachen eine ansehnliche Menge Goldes fände.

Es war Mitternacht. Ido hielt auf dem Kirchhofe vor dem bezeichneten Fenster. Der wilde schwarze Pluto fand an seinen Füßen im nahen Dickicht verborgen, und im Innern der Kirche war es hell. Kerzen- und Fackelschein drang durch die hohen bunten Fenster; das Riesenbild der heiligen Anna prangte daran in unheimlichem Glanze, und schien, wie sich die Lichter hier und dahin bewegten, in seiner weitfaltigen Todtentracht geisterhaft sich zu regen.

Wenn Ido sich in den Bügeln erhob, konnte er die feierliche Handlung übersehauen. Die Nonnen, Weihkerzen in der Hand, sangen ein heiseres Requiem, und ließen an langen weißen Leinentüchern einen Sarg in die Gewölbe nieder. Die ernsten Gestalten, der qualmende Weihrauch, die finstern Todtengebräuche und die seltsame Färbung durch das bunte Kirchenfenster flößten dem jungen Ritter Schauer ein und sein Herz pochte vor Erwartung. Auch das Roß hörte die Unruhe des Reiters, wollte

ſcheu und wild auf ſein Zeichen und Lockloſungen mehr achten, und ſtampfte und ſchlug Funken aus den Grabſteinen.

Schon fürchtete Ute, ſich zu verrathen, und wollte eben ſein Roß wenden, um ſich weiter zurückzuziehen, da —. Eben war der Sarg verſenkt und die Leichenſeile aufgezogen, und vier Nonnen erhoben die ſchwere ſteinerne Platte an den Eiſenringen, um ſie über die Gruft zu decken. — Da erhob ſich wild und gellend eine helle weibliche Stimme, und klar und deutlich vernahm Ute droben:

Bei Nacht und Graus
Im Mondgeſaus,
Verlaſſe ich mein Leichenhaus:
Unruhe plagt mich, jagt mich 'raus!
Hinweg, lebendige Creatur!
Ich blicke ſchädlich
Dem Wanderer Weh' auf nächt'ger Flur,
Ich ſchrecke tödtlich!

Plötzlich erſcholl ein fürchterliches Gepolter: die Thür einer Seitenkapelle ſtürzte in Trümmer, und eine leichenhafte Geſtalt, in rothbrauner Ordenstracht, welche das bleiche alte Todtengeſicht noch ſchrecklicher entſtellte, trat aus der Oeffnung, mit der einen Hand ein Rauchfaß ſchwingend, aus welchem ein lichtweißer Qualm in ſchweren Wolken quoll, in der anderen ſchwere eiſerne Ketten nach ſich ſchleifend.

Beim Anblick dieſes teufliſchen Geſpenſtes erhuben die Nonnen ein jämmerliches Angſtgekreiſch: „Schweſter Beate! — Ihr Geiſt!“ — Kerzen und Weihgefäße entglitten ihren Händen, der ſteinerne Grabdeckel klirrte dröhnend auf den Boden nieder, und alles rannte und drängte ſich wild und haſtig durcheinander, zur ehernen Kirchthür hinaus.

Das Geſpenſt ließ plötzlich Kette und Rauchfaß fallen, ſtürzte ſich im Fluge auf die Kirchthür und ſchlug ſie mit allen Leibeskräften zu; dann ſtreifte es Larve und Kutte ab, und war nun mit einem Male wieder die liebliche Novize in weißen Gewändern, welche vor drei Nächten dem lauſchenden Ritter von der Mauer hernieder ſo beifällig zugelächelt hatte.

Eine Weile ſtand ſie da, athmete, mit wogendem Buſen und beide Hände auf's Herz gedrückt, um ſein heftiges Pochen zu hindern; dann thürmte ſie unter dem Kirchenfenſter Bänke und Stühle übereinander, raffte Rauchfaß, Kutte und Larve wieder auf, bewaffnete ſich mit einem ſchweren Kirchenleuchter, erklomm das Gethürme von Stühlen und Bänken, ſchwang ſich auf der Kanzelbrüſtung und ſang an, mit dem Ruke bei

Leuchters unbarmherzig auf die Scheiben loszuschlagen und das Bildniß der heiligen Anna in Ordenstracht zu zertrümmern.

Dies alles war das Werk weniger Augenblicke, und Udo, der alle Mühe hatte, sein scheues Thier zu bändigen, wußte kaum noch diesen Auftritt sich zu erklären, als ihre schmelzende Stimme flehend zu ihm drang: „Herr Udo von Uchtenhayn! Wo seid ihr? Meine Kräfte sind erschöpft, meine Hände bluten; ich kann die bleiernen Leisten nicht auseinander brechen.“ Und hiemit fing sie an zu weinen und zu schluchzen.

„Hier bin ich,“ rief Udo, „bereit zu eurem Dienste. Zieht euch nur zurück, ganz zurück, und laßt mich meinen Hengst zur Vernunft bringen, so ist es mir ein Leichtes, im Nu die Scheiben zu sprengen.“

Die Novize verschwand wieder von dem Fenster, und eben bäumte sich das wilde Roß, als es die Sporen bekam, daß es knirschte und schauderte. Im selben Augenblicke hob Udo sich aus dem Sattel und trat mit beiden Füßen auf die Hüften des Thieres, welches gleich darauf mit den Hinterhufen ausschlug, so hoch es konnte. Diesen Schwung benutzte Udo zum Sprunge, und ließ sich, gesenkten Hauptes und mit untergeschlagenen Armen, mitten in's Fenster schleudern, daß Bleileisten und Eisenstäbe sich bogen oder brachen, und das ganze Fenster von oben bis unten klirrend, splitternd, krachend in Trümmer stob.

Als die Novize ihn in voller Rüstung mitten in dem Fensterbogen stehen sah, vergaß sie ihre Schwäche augenblicklich und rief entzückt: „Das Glück ist mit mir, welches diesen Ritter mir zur Befreiung sendet!“

Aber die Zeit drängte und der Hengst hatte die Kirchhofmauer übersprungen und jagte toll und wild im Felde herum.

„Ist kein Seil zur Hand?“ fragte Udo.

Die Novize reichte ihm eines jener Linnentücher, womit der Sarg versenkt worden war. Er wollte es um sie schlingen, allein sie sprach: „Es giebt hier noch etwas zu thun.“

Und sie befestigte Larve und Ordenskleid in den zersprengten Eisenstäben und Blechfugen, so daß das gespenstische Schreckbild, welches die Nonnen verscheucht hatte, jetzt die Stelle der zertrümmerten Klosterheiligen einnahm.

„Was soll das?“ fragte Udo.

„Mag es sie noch einmal erschrecken. Ich will ihnen darthun und sie sollen erkennen, daß List und Täuschung mir den Weg zur Flucht gebahnt, und ich nicht durch Zauberkunst und Hülfe böser Geister entwichen bin.“

„Und was soll das Rauchfaß?“

„Es ist gar köstlicher Balsam darin, der mir noch ferner zu Statten kommen wird.“ Hiemit ergreift sie das Linnentuch und sprach: „An einem Grabseil gleite ich nieder, um aus einem Grabe aufzuerstehen, denn dieses Kloster ist ein Grab; und eine gespenstische Hülle zurücklassend, entsteige ich in Fleisch und Blut der Gruft, in die man mich lebendig begraben wollte. Lebt wohl, ihr düsteren Gespenster, die ihr diese Gruft bewahrt und starr und öde seid, wie die Mauern, die euch umschließen. — Auf, mein Ritter, mit Gott in die Freiheit!“ —

Udo ließ sie leicht wie in einer Schwebe an dem Seile nieder und sprang in voller Rüstung nach.

Mit einem Freudenschrei begrüßte sie das schlanke Thier, was zu ihrer Rettung bereit stand. Leicht und muthig schwang sie sich in den Sattel und ließ sich das Rauchfaß reichen. Udo hatte keine Zeit, die Halfter zu lösen.

„Der Freie weiß nicht, wie dem Gefangenen ist!“ klagte sie. „So lange habe ich in düsteren Mauern geschmachtet, habe Trauerlieder gehört und Weihrauchduft geathmet, und bin gequält und mißhandelt worden; denn Aberwitz und Raubsucht haben mich zum Ziel ihrer Verfolgung auserkoren. O, wie verlangt es mich, endlich die Freiheit zu kosten!“

„Du bist frei!“ sprach Udo und zerschnitt mit seinem Dolche die Halfterstränge, welche die feurige Stute verwirrt hatten.

Die Novize sprengte gestreckten Laufes davon und er hatte Mühe, sie einzuholen. Leicht und lieblich schwebte sie in dem Sattel, ihre Schleier und Gewänder flogen, und der schwere Qualm des Rauchfasses ließ einen weißen Nebelstreif zurück wie Geisterspur.

Udo schaute in ihr zartes Antlitz, verklärt von Freude und Mondschein, und sprach: „Du bist kein Gespenst mehr; eine Selige reitet neben mir!“

O, welch ein Glück!“ rief sie, „auf flüchtigem Roß dahin zu brausen, an dämmernden Wäldern und mächtigen Felsen vorüber.“ Und von neuem reizte sie ihr Roß zu schärferem Laufe an.

Sie erreichten den Abhang. Die Gegend öffnete sich, die Waldungen verliefen sich in einer fruchtbaren reichbebauten Ebene; Gewässer blinkten im Mondlicht und Dorfkirchthürme ragten still und schwarz in den dämmernden Nachthimmel.

Die Novize hielt ihr Roß an und sprach: „Hier müssen wir scheiden. Dein ferneres Geleite könnte mir wie dir verderblich werden; denn wißt meine Feinde legen großen Werth auf mich, und haben sich die St. Annenschwestern von ihrem Schreck erholt, vermissen sie mich im Kloster, so wird

Sturm geläutet, um das Landvolk wach zu rufen, und du bist mit verloren, wenn man dich bei mir erblickt.«

Sie hatte diese Worte kaum geendet, als ein leiser, dumpfer Glockenschlag von ferne hallte. Nach geraumer Weile folgte ein zweiter und in immer kürzeren Zwischenräumen folgten sich die Schläge, bis endlich ein festes, feierlich tiefes Geläute die Nacht durchhallte. Es war die große Sturmglocke vom St. Annenkloster, die, von schwachen Nonnenhänden gezogen, langer Zeit bedurfte, um in Schwung zu kommen. Geweckt von diesen mächtigen langsamen Klängen stimmten die Dorfglocken ein, kindisch und geschwätzig bimmelnd.

»Ich will die Gefahr und dein Schicksal mit dir theilen!« sprach Udo entschlossen.

Die holde Reiterin aber wollte von Gefahr nichts wissen, und es war, als ob die Glockentöne ihr seltenen Muth und Stolz einflößten.

»Verlaß mich!« sprach sie mit Hoheit, »ich will dies Abenteuer allein bestehen. Es ist nicht so gemeint, als wollte ich dich mit Undank von mir weisen; doch verlange ich Gehorsam. Wir halten hier auf offener Höhe, und im Thale zeigen sich schon Lichter und Flammen.«

Udo verneigte sich und wollte gehorchen. Sie aber rief: »Sei immer mein Schutz und Hort. Zum Pfande reiche ich dir das einzige Kleinod, was ich bei mir hatte, als ich geraubt und in's Kloster geschleppt wurde.«

Sie zog ein Kettchen aus ihrem Busen, an welchem ein blitzendes Kleinod hing, häkelte es los und wollte es Udo reichen. Er aber wies es streng zurück und sprach: »Keine Kostbarkeiten! Ich diene nicht um Lohn!«

»Du kennst mich nicht, sonst würdest du dich nicht beschämt, sondern geehrt fühlen. Nimm hin — da liege es!« — Und hiemit schleuderte sie das Kleinod vor seinen Augen auf den Rasen.

Udo schien nicht darauf zu achten und fragte: »Wohin durch die offene Ebene willst du reiten?«

»Mitten durch all das wachgeläutete Landvolk! Ich verachte die Thoren und schrecke sie mit ihrer eigenen Thorheit. Fürchte nichts für mich; noch eine Stunde und ich bin in Sicherheit. Bis dahin ist Frechheit mein Schutz.« — Sie erhob und schüttelte das Rauchfaß, daß eine lichtweiße Dampfwolke sie umgab. Darauf spornte sie ihr Roß und jagte den Abhang hinunter der Ebene zu.

Beklommen schaute Udo ihr nach. — Noch einmal wandte sie sich, lächelte und grüßte zart mit der Hand, und ihre schmelzende Stimme rief ihm ein letztes fröhliches Lebewohl zu. — Hastig entschwebte sie den

Rappe; ihre Schleier flatterten, ihre Gewänder flogen, und das magische Rauchfaß hinterließ wieder einen weißen breiten Nebelstreif wie Geisterspur.

„Sie ist eine Zauberin," seufzte Ulbo kopfschüttelnd, „und an diesem Geisterbande entladet sie meine Seele." — Plötzlich aber ward es Licht in ihm, Zweifel und Beängstigung schwanden und erleichtert athmete er auf.

Es herrschte eine Sage in der Gegend, die er kannte: Wenn langwierige blutige Fehden bevorstehen, so durchstreift eine weiß verschleierte Jungfrau auf schnaubendem Rappen das Land und schwingt ein Rauchfaß, um die Schlachtfelder zu weihen. Wo sie vorüber braust, da bleibt die Gegend verschont von Kriegsnoth und Plagen; wo sie anhält, wird der Boden mit Blut getränkt und mit Leichen bedeckt, und ringsumher alles verwüstet und verheert. — Da flog sie hin, die stille hehre Jungfrau, auf kohlschwarzem Rosse, weiß verschleiert und das Rauchfaß schwingend, begleitet von feierlich mächtigen Glockentönen, beruhigt von ängstlichem Dorfgetümmel, und das Sturmgeläute, was sie verbreiten sollte, unterstützte ihre unheilverkündende Erscheinung. Jeder Glockenschlag lautete: Krieg! Krieg! wilder, blutiger Krieg, Verwüstung und Verheerung! — Wer durfte wagen, die unheimliche Schlachtfeldweiherin in ihrem Laufe zu hemmen? wer sie aufhalten, um Feuer und Schwert über seine Heimath zu beschwören? — Das rauh gesinnte Landvolk, machte es nicht zitternd vor ihr auseinander stieben, mit Grauen ihr nachschauen, und hoch aufathmen, wenn sie vorüber geschwunden war? So war das Rauchfaß ihr Schutz, so schreckte sie die Thoren mit ihrer Klarheit, und tiefgerührt bewunderte Ulbo den erhabenen Muth und die Seelengröße einer zarten Jungfrau, welche so kühn mit Gefahr und Aberglauben spielte.

Längst war sie verschwunden, auch der geheimnißvolle Nebelstreif hatte sich verzogen; nur das Kleinod blinkte noch auf dem Rasen, welches sie absichtlich dahin geworfen hatte.

Ulbo schwang sich aus dem Sattel und hob es auf. Es war eine Perle, künstlich zum Todtenkopf geschnitzt, und darüber blitzte ein Kranz von herrlichen Diamanten. Ulbo kannte dieses Wappen, das geächtete von Deutschland gebrandmarkte der Todtenritter. Dieses Kleinod löste auch die letzten Räthsel; daher die abentheuerlich schlaue, weise und künstlich berechnete Flucht. „Regina!" rief er aus, „selbst in der Verkleidung täuschte sie mich. Sie ist die Kriegsjungfrau, die Feuer und Schwert über dieses Land bringt. Krieg bei ihr, Krieg! blutiger, endloser Krieg!" — Und er kniete nieder und betete um die Rettung und das Heil seiner rechtmäßigen jungen Königin.

Jetzt freun mich meine Rosse,
Mein Waffenschmuck und Schwert,
Meine Kraft, mein Muth, meine Jugend,
Jetzt sind sie mir was werth.

Geweiht bin ich dem Ruhme
Durch sie und durch ihr Wort;
Mit holder Stimme sprach sie:
„Sei du mein Schutz, mein Hort!“

Und einen Perlenschädel,
Bekreuzt mit Diamant,
Nahm sie von ihrem Busen
Und gab ihn mir zum Pfand.

Geweiht bin ich dem Ruhme,
Regina, du hältst Wort;
Du sprachst mit heller Stimme:
„Sei du mein Schutz, mein Hort!“

So sang auf seinem Heimwege Udo mit lauter Stimme durch die Nacht.

Volle vierundzwanzig Stunden hatte der hochwürdige Abt geschlafen. Als er erwachte, begehrte er ein Frühstück. Ein fetter Wildschinken, in Burgunder gekocht, ward dampfend in silberner Schüssel aufgetragen, und ringsherum eingemachte Früchte, lockeres Backwerk und blinkende Flaschen aufgestellt. Der Abt schob seinen Rollsessel an den Tisch, leckte sich die Lippen, lächelte und schmatzte, und dieses Mal war es kein Traum.

„Wo ist der Doctor Alguanara?“ fragte er. — Der Doctor ward gerufen.

„Wollt ihr nicht mit zugreifen?“

„Ich danke.“

„Habt ihr geschlafen und euch erquickt?“

„Wenig.“

„Ihr habt es weit gebracht in Fasten und Wachen.“

„Ich hörte einst von einem jungen Mönch, der es noch weiter darin gebracht hatte. Er nannte sich Bruder Bernhard, und alle Kasteiungen waren ihm ein Spiel. Für ihn war keine Geißel scharf genug, und die stärksten Leinenbrüder erschöpften ihre Kräfte, um sie mit gebührendem

Nachdruck über seinen mageren Rücken zu schwingen. Dafür drang auch sein Gebet bis in die höchsten Himmel, und die Heiligen ersten Ranges labten sich an seiner Frömmigkeit. Nunmehr aber ist aus dem dürren, gottseligen jungen Bruder ein stolzer, wohlbeleibter Prälat geworden, der seine feisten Glieder in kostbare Stoffe hüllt und seine gleißende schneeweiße Haut mit Wohlgerüchen badet. Er ist kein Auserwählter des Herrn mehr, sondern der Günstling eines mächtigen Königs, und nicht mehr die Heiligen lächeln wohlgefällig auf ihn nieder; er ist der gefällige Beichtvater vornehmer üppiger Frauen, denen er lächelnd ihre zärtlichen Sündlein vergiebt!"

„Doctor Alguarara! was soll das? Warum redet ihr mir so streng in's Gewissen, da ich beim Imbiß bin nach langem Fasten?"

„Nicht der Doctor Alguarara spricht zu dem Abt Bernhard, sondern der Meistersohn des dreimal großen Hermes zu seinem Buben."

Da schob der Abt Teller und Becher bei Seite, erhob sich von seinem Sessel und schritt zur Thür hinaus.

Der Doctor in seinem schlichten schwarzen Talar nahm den verlassenen Sessel ein, und ein dreimaliges Pochen an der Thür ließ sich vernehmen.

„Wer da?" fragte der Doctor.

„Ein Bettler!" antwortete draußen der hochwürdige Herr.

„Was erbittet er?"

„Weisheit und Verstand."

„Beides soll ihm werden," sprach der Doctor, und der Abt öffnete die Thür und überschritt die Schwelle.

„Tritt näher!" gebot der Doctor.

Der Abt that drei Schritte und sprach dazu: „Im Namen des dreimal großen Hermes!"

„Tritt näher!" wiederholte der Doctor.

Der Abt that noch drei Schritte und sprach: „Im Namen der Ritter, Knappen und Buben des dreimal großen Hermes!"

„Tritt näher!" gebot zum dritten Male der Doctor, und wieder that der Abt drei Schritte.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit!"

„Willst du mein Bube sein?"

„Ja! sofern ihr mich dessen würdig achtet."

„Welchen Lohn begehrst du?"

„Dereinst euer Knappe zu werden!"

„Wie willst du dienen?"

„Mit Händen von Silber und einem Herzen von Gold.“

„Warum sind deine Hände von Silber?“

„Weil sie weder vom Blute der Unschuld, noch vom Fette der Schlemmerei triefen.“

„Warum ist dein Herz von Gold?“

„Weil es die Sonnenstrahlen so goldig wieder gibt, wie sie hineinfallen.“

„Was ist Silber in der Hand des Ungeweihten?“

„Schweres Blei. Wer nur an die Pflege des Leibes denkt, drückt den göttlichen Odem, der ihn beseelt, zu Boden.“

„Was ist Gold in der Hand des Ungeweihten?“

„Rothes Kupfer, denn es schämt sich und erröthet über den schlechten Gebrauch, den der Ungeweihte davon macht.“

„Wohlan! So diene dem dreimal großen Hermes mit silbernen Händen und goldenem Herzen, denn zu großen Dingen bist du ausersehen. Aber noch hat niemand starrsinniger als du seiner glänzenden Bestimmung Hohn gesprochen. Die seltenen Gaben, womit die Vorsehung dich ausgerüstet, verwende sie zum Guten; nicht aber zum Bösen, wie du bisher gethan. Du hast Macht über andere, und was in diesem Reich geschieht, geht von dir aus; du aber mißbrauchst deine überwiegende Seelenkraft, um deine Habsucht und deinen Ehrgeiz zu befriedigen. Du brachtest den letzten Todtensteiner auf den Scheiterhaufen, weil du lüstern warst nach seinen Schätzen und seinen Schriften, die so manches kostbare Geheimniß enthalten. Du vermochtest den Prinzen Philipp, den Ihren zu besteigen, und versöhntest ihn mit seinem Nebenbuhler, dem mächtigen Hohenwart, um deinen Orden über alle andere Orden zu erheben. Aus Eitelkeit hast du den Tod des Prinzen Heinrich prophezeit und in thörichter Selbsttäuschung laut verkündigt, was dir das Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau heimlich zugeflüstert. Du weißt, welche Folgen es hatte und wie viel Böses aus deiner schwatzhaften Entweihung des heiligen Geistes entsprang.“ —

Der hochwürdige Abt hatte die Farbe verändert und schlug die Augen nieder.

„Du siehst, meine Geister enthüllen mir alles; doch zittere nicht. Was Geistermund den Söhnen des dreimal großen Hermes offenbart, ist unverletzlich wie das Siegel der Beichte. So wahre denn in Zukunft dein geistliches Amt und kümmere dich nicht um weltliche Dinge. Buhle nicht um die Gunst eines Erdenkönigs; die Gnade der Himmelskönigin ist bei weitem vorzuziehen. Halte dich nicht sicher unter dem Schutze des

mächtigen Hohenwart, ſondern empfehl dich den Heiligen und allen himmliſchen Schaaren, welche mächtigere Schützer ſind als alle hohe Herren der Erde. Mit einem Worte: ſei wieder der fromme, ſchlichte, nüchterne Bruder Bernhard, und mache ſie wahr die Verheißung der heiligen Jungfrau, welche einen tollen Faſchingsſcherz in heiligen Ernſt verkehrte, welche in jener Nacht nach deiner Weihe für dein, zur dreifachen Krone verflochtenes Haupthaar, welches du dem Himmel weihteſt, im Traume die päpſtliche Krone brachte. Die Söhne des dreimal großen Hermes werden dir beiſtehen. Verſprich mir aber, wenn dereinſt die Glocken vom St. Petersdom dir läuten und du von der Engelsburg hernieder den Segen ſprichſt über die Welt, daß du der Söhne des dreimal großen Hermes dankbarlich gedenken und brüderlich ihr Thun und Treiben ſegnen, ſchützen und fördern wirſt."

„Ich verſpreche es," rief der Abt tief ergriffen, „ſo wahr Gott meiner armen Seele helfe!"

„Höre weiter. Während du im Bette lagſt und ſchnarchteſt, erſchien mir die junge Königin im Glaſe und geſegnete mir zweitauſend Unzen Goldes, ungerechnet was die Dämpfe in den Gläſern abſetzten, und was ſauber ausgeſchabt, noch ein Erkleckliches betragen wird. In drei Tagen habe ich deinen Kloſterſchatz gemalt, daſſelbe wirſt du auch in drei Tagen vermögen und ein unerſchöpflicher Goldquell wird deinen Händen entſpringen, ſobald du die Weihe als Knappe erlangt haben wirſt. Erhalte dich nüchtern, übe dich im Faſten und Beten und miſche dich nicht in weltliche Dinge. Die Kenntniß der Zuſammenſetzung genügt nicht zum Goldmachen, und auf die Hülfe befreundeter Geiſter kann der nur hoffen, der ſich frei von allen Leidenſchaften weiß und erhaben iſt über die Bedürfniſſe des Leibes."

Nach dieſen Worten erhob ſich der Doctor, ſchritt auf den Abt zu und umarmte ihn, und hiermit war der feierliche Auftritt zu Ende. Der Abt nahm wieder ſeinen Rollſeſſel ein und der Doctor ſetzte ſich neben ihn.

„Zweitauſend Unzen Goldes!" ſchmunzelte der Abt und rieb ſich vergnügt die Hände.

„Ich bin doch ſehr erſchöpft," ſeufzte der Doctor. „Gebt mir einen Becher Wein! — Seid ihr denn ſchon geſättigt?"

Hochgelahrter Herr! Euch ehre und liebe ich wie meinen Meiſter, und die Kunde, die ihr mir brachtet, die Worte, ſo ihr zu mir geſprochen, haben mich ſüßer gelabt und köſtlicher erquickt, als irgend Speiſe und Trank vermögen. — Alſo werde ich auch mit befreundeten Geiſtern verkehren, wenn ich den Knappengrad erreicht habe?"

„Ja! Bis dahin aber stehen noch schwere Prüfungen euch bevor. Achtet auf die Worte eures Meisters, denn ich rede nur einmal."

„Führt mich in's Laboratorium! Ich möchte mich mit sehenden Augen von dem goldenen Segen überzeugen."

Der Doctor ließ sich das nicht zweimal sagen und führte den Abt in's Laboratorium. Der Apparat war weggeräumt, der Heerd gereinigt und mitten auf demselben lagen die Klümpchen gediegenen Goldes in hellen Haufen.

Das Antlitz des hochwürdigen Herrn strahlte vor Freuden. Er konnte es nicht unterlassen, eine und die andere Stufe sogleich auf den Probirstein zu bringen, und, o Wunder, es war das feinste Gold. „Doctor!" rief er mit Entzücken, „ihr seid der größte Weise und der ausbündigste Meister, den je die Erde getragen. Eures Gleichen giebt es nicht noch einmal auf der Welt."

Der Doctor zuckte die Achseln. „Pah, der große Hermes zählt 39 Knappen, welche alle Gold machen können. Ihr sollt der 40ste sein. Diese Zahl darf unser Orden nicht überschreiten."

„Doctor, ist es euer Ernst? Verzeiht meinen Unglauben: ich hege eine hohe Meinung von euch, verflucht sei jeder argwöhnische Gedanke, der unwillkürlich mir durch den Kopf fahren sollte. Antwortet mir auf ja und nein: Werde ich jemals allein und ohne euer Beihülfe Gold machen können?"

„Ihr muht fasten und wachen können."

„Beim Sankt Dominikus! Acht Tage lang will ich nur 3 Stunden schlafen und nichts genießen als Brot und Wein mit Wasser gemischt."

„Das wäre schon etwas, ist aber lange noch nicht alles. Gelobt mir ebenfalls, euch ferner nicht in weltliche Dinge zu mischen. Es muß euch nunmehr ja ein Leichtes sein; denn was gäbe es jetzt wohl noch für euch zu thun? Ihr habt euren Orden über alle andere erhoben und seid hier zu Lande gleichsam schon ein Papst. Ihr beherrscht die Gewissen, verordnet was geglaubt werden soll und schickt die Irrgläubigen auf den Scheiterhaufen. Ihr habt zu dem, der jetzt König ist, gesagt: gehe hin und sei König, — und die jetzt Königin sein würde, muß den Schleier nehmen, weil sie die Erbfeindin eures Ordens ist. Traun, diese Himmelsbraut bringt dem St. Annenkloster eine reiche Mitgift zu. Nicht umsonst waren die Todtensteiner so lange die Widersacher der Dominikaner. Was sie Jahrhunderte lang gesammelt und aufgehäuft, kommt jetzt eurem Orden zu Nutze, und der Friede, den ihr dadurch dem Lande auf ewige

Zeiten ſichert, iſt wiederum euer Werk. Sprecht, was wollt ihr mehr, und iſt es nicht endlich Zeit, an einen höheren Beruf zu denken?"

Der Abt blähte ſich vor Stolz. „Ihr habt Recht, Doctor!" ſprach er, „für die eine Krone habe ich gethan, was irgend gethan werden konnte; jetzt iſt es Zeit, an die andere zu denken, an meine dreifache Krone." —

Noch voll von hohem Selbſtgefühl betrat der hochwürdige Herr ſeine Zelle. Das Mahl war abgeräumt und auf dem Tiſche lag ein Schreiben von der Priorin des St. Annenkloſters. Dem reitenden Boten, der es ſo eben überbracht, war dringende Eile anempfohlen worden.

Nachläſſig nahm der Abt den Brief vom Tiſche, begnckte ihn von allen Seiten und ſprach zum Doctor: „Wenn geiſtliche Frauen ſchreiben können, ſo fallen ſie ihren Obern doppelt läſtig; denn ihre Feder iſt ihre zweite Zunge, und wo ſie nicht plaudern können, da ſchreiben ſie. Vor ihrem Geſchwätz kann man ſich bewahren, aber nicht vor ihren Briefen. Und gar einen reitenden Boten, dem dringende Eile anempfohlen iſt, ſendet mir die hochwürdige Frau. Das ſcheint demnach etwas Wichtiges zu ſein." — Eben wollte er den Brief erbrechen, als er ſich eines anderen beſann und, in ſeinem Seſſel ſich dehnend, ſtolz den Doctor fragte: „Ihr rühmt euch, mit Geiſtern zu verkehren; könnt ihr mir durch Geiſterhülfe den Inhalt dieſes Briefes entdecken, den ich unerbrochen hier in Händen habe?"

Der Doctor zuckte die Achſeln: „Der Bube will wohl gar den Meiſter prüfen?"

„Nein!" erwiederte der Abt.

„Ja!" ſprach der Doctor und ſchaute ihm ſo ſtechenden Blickes in die Augen, daß er ſie niederſchlagen mußte. „Herr Abt," fuhr jener fort, „als ich Gaſtfreundſchaft ſuchend bei euch einſprach und euch vertraute, daß ich Werke beſchaffe, die nur an geweihter Stätte, in feierlicher Kloſterſtille, welche die Andacht fördert, zu vollbringen ſind, da durftet ihr mich prüfen und fragen: Könnt ihr mit Geiſterhülfe den Inhalt dieſes Briefes mir entdecken, den ich unerbrochen hier in Händen halte? — und die Antwort meiner Geiſter würde gelautet haben: Wenn ihr das Siegel erbrecht, wird die Schrift euch den Inhalt offenbaren."

„Zu ſolcher Weisheit bedarf es keines Geiſtermundes."

So lautet die Antwort an den Ungeweihten. Jetzt, wo ihr als Bettler an der Tempelſchwelle ſtandet und neun Schritte gethan habt in's Heiligthum des dreimal großen Hermes, jetzt lautet meine Antwort an den Buben: Thue neun Schritte rückwärts und wende dem Heiligthum des

erstmal graben Hermes deinen Rücken. Heute aber verzeihe ich euch und habe meine Gründe, euch gefällig zu sein, wenn ihr mir versprechen könnt, eure Frage ohne Vorwitz und selbstsüchtiges Verlangen zu wiederholen."

Geberiam wiederholte der fromme Abt: „Kannst ihr mir Geisterhalte den Inhalt dieses Briefes mir entdecken?"

„Fragt ihr ohne Vorwitz?"

„Ja!"

„Sonder Argliſt und Rückhalt?"

„Ja!"

„Wohlan, Herr Abt. Ein hoher geistlicher Herr, wie ihr, in dessen Träumen die Gebenedeite selbst erscheint, um ihn als Statthalter ihres göttlichen Sohnes zu begrüßen, der Einflüsterungen hat vom reinsten und seligsten aller Geister, vom heiligen Geiste selbst: ein so fester, sicherer Kirchenpfeiler ist auch befähigt, die untergeordneten Geister, die mir dienen, zu vernehmen."

Er verneigte sich hierauf unter seltsamen Gebärden nach allen vier Winden, dann richtete er sich wieder hoch empor, starrte wild in's Leere und sprach mit mächtiger Stimme:

„Spiritus mei familiares: quid refert illa epistola?"

Wieder verneigte er sich nach allen vier Ecken der Zelle, und von allen Seiten, wohin er sich wandte, ertönte ein heiseres, höhnisches Gelächter.

Der fromme Abt, der von diesen Kunststücken seines zauberkundigen Freundes noch keine Ahnung hatte, saß regungslos und mit offenem Munde da.

„Spiritus maligni!" rief der Magier zornig und dämpfte mit dem Fuße, „quid ridetis?"

Wieder ertönte von allen Seiten dasselbe flüsternde Gelächter.

„Quos ego!" rief der Doctor noch lauter, „respondete."

Diesmal antwortete nur eine Geisterstimme ziemlich hernlaut: „Ridendum est."

„Quid?" wandte er sich nach einer anderen Seite.

„Spiritum servoris Reatus aparuisse."

„Genug, genug!" rief der zagende Abt, dem die Geisterstimmen einen Schauer über den anderen durch den Leib jagten. „Ich erbreche den Brief."

„Thut es, und macht euch auf eine harte Prüfung gefaßt. Dieses Gelächter bedeutet nichts Gutes; ich kenne das. Dem Gelde kann nichts widerfahren sein, das geweihte Klosterheiligthum schützt es vor den Tücken

des Boten. — Der Geist der seligen Schwester Beate ist erschienen! — Weshalb wäre das zum Lachen? Dahinter steckt etwas anderes. Im St. Annenkloster muß sich irgend etwas begeben haben, was euch schmählich verdrießen wird."

Der Abt hatte den Brief entsiegelt und durchlaufen. Er reichte ihn dem Doctor mit den Worten: „Nein! es ist nichts von Bedeutung. Ein Spuk im St. Annenkloster hat die frommen Schwestern sehr erschreckt und darüber lachen eure schadenfrohen Geister."

Der Doctor empfing das Schreiben, welches einen umständlichen Bericht von dem entsetzlichen Spuk bei dem Begräbnis der frommen Schwester Beate enthielt. Die Priorin hatte die dringende Bitte hinzugefügt, der Hochwürdige möge recht bald ihr und den erschrockenen Nonnen zu Hülfe kommen und ihnen seine heilige Nähe schenken. Noch sei alles voller Angst und Schrecken. Niemand wisse sich zu erklären, woher eine Nonne von so gottgefälligem Wandel und die so fromm gestorben war, nach ihrem Tode umgehen und ein Requiem stören könne, welches ihrem eigenen Seelenheile ersprießlich sein mußte. Niemand wolle sich in die Kirche, ja nur aus dem Refectorium wagen, wohin man sich geflüchtet habe, um durch gemeinschaftliche Andacht und Kasteiung sich vor dem Schabernack der Hölle zu bewahren. Demohnerachtet aber schwebe man in steter Furcht, der Spuk möchte über kurz oder lang allen Gebeten und Kasteiungen zum Trotz, auch im Refectorium sich zeigen.

Das war alles, der Novize war mit keiner Silbe erwähnt und heimlich triumphierend dachte der Doctor: „Gelungen, über alle Erwartung gelungen!" — An dem Abte aber wandte er sich und sprach kopfschüttelnd: „Das hängt anders und viel schlimmer zusammen. Um mit Geistern zu verkehren, bedarf es einer ganz anderen Schlauheit und Vorsicht, als ihr Lust habt daran zu wenden. Gebt Acht, ihr seid noch weit vom Ziele und der heutige Tag wird es lehren." —

Um die Vesper langte ein zweiter Bote vom St. Annenkloster an und ward in die prachtvolle Zelle des Abtes geführt, der ihm das Schreiben selbst abnahm. Der hochwürdige Herr fing an Befremden zu hegen und, indem er das Schreiben entsiegelte, fragte er den Boten: „Was giebt es denn im St. Annenkloster?"

„Ich weiß es nicht. Ich war einer der Ersten, der auf das Geläut der Sturmglocke herbeikam. Anderes Volk aus ferneren Ortschaften erzählte, daß die Nonnengeister sich gezeigt."

„Es ward Sturm geläutet?" fragte der Abt voll Bestürzung. „Haben verruchte Räuber und Kirchenschänder das fromme St. Annenkloster überfallen?"

„Nein! es war alles ſtill und ruhig; ich ſah weder Reuter noch Kriegsvolk."

„So iſt gut," meinte der Abt. „Geh' zum Bruder Schaffner und laß dich erquicken."

Der Bote ging, aber der Abt gönnte ſich nicht die Zeit, das Schreiben zu durchlaufen. Die hochwürdige Frau hatte dieſes Mal ihrer Rechſeligkeit die Zügel ſchießen laſſen. Ungeduldig reichte er es dem Doctor und bat ihn, es laut vorzuleſen. —

„Kaum hatte ich meinen Boten abgeſandt", berichtete die Priorin, „als ich mich eines anderen beſann. Vielleicht, dachte ich, hat die Seligentſchlafene einige leichte Sünden zu büßen oder zu beichten vergeſſen und iſt deßhalb auf kurze Zeit in's Fegefeuer gerathen. Das Requiem würde unſtreitig ſchon hingereicht haben, ihre Seele aus demſelben zu erlöſen. Allein der Böſe iſt ſchlau und nichts gereicht ihm mehr zum Aergerniß, als wenn die Seele eines Frommen geradewegs gen Himmel fährt. Daher bot er alles auf, das Requiem zu ſtören und mich ſammt meinen frommen Schweſtern im Glauben zu erſchüttern, als könne die im Herrn Entſchlafene, nach einem ſo gottſeligen Wandel, immer noch als Polterzeiſt umgehen und ein Requiem zu ihrer eignen Seelenruhe hindern. Unſtreitig würde auch der Böſe, ſo fern dies in ſeiner Macht geſtanden, das ganze Requiem gehindert haben. Weil er aber erſt beim Kyrie eleison ſein Spiel zu treiben anfing, war dies die Stelle, wo er Macht bekam. Das Requiem alſo mußte um jeden Preis zu Ende gebracht werden und bei dem Kyrie eleison mußten wir aus allen Kräften dem gequälten Geiſte zu Hülfe zu kommen und durch Gebet und Weihung den Gott ſei bei uns zu bekämpfen trachten. — Ich bewaffnete mich daher mit meinen koſtbarſten Reliquien, die Nonnen ergriffen Weihkeſſel, Cruzifixe, Fahnen und Rauchfäſſer und ſo zogen wir in Proceſſion zur Kirche.

„Aber kaum war die Nebenthür der Kloſterhalle erſchloſſen — o Graus! da war der böſe Feind noch nicht gewichen, ſondern ſchwebte lang und ſchmal in Geſtalt unſerer Verblichenen am Kirchenfenſter, wo wir gewohnt waren das Bild unſerer Kloſterſchutzheiligen zu erblicken.

„Ein neuer Schrecken ergriff uns, die Geſänge verſtummten, die Kreuze und Fahnen ſenkten ſich. Ich aber ſprach zu den Schweſtern: Befehlen wir unſere Seelen in Gottes Hand! So lange der Böſe noch vermag, die Geſtalt unſerer in dem Herrn entſchlafenen Schweſter anzunehmen, iſt ſie im Fegefeuer; denn er, der — Gott ſei bei uns — kann nicht als ſeliger Geiſt erſcheinen. Auf denn! Erlöſen wir die arme Seele aus dem Fegefeuer je eher je lieber; denn ſündlich iſt's, einen

Augenblick zu verſäumen, wo es gilt, einen Triumph der Hölle zu vernichten und dem Himmel eine Seele zuzuführen.

„Das wirkte. Die Nonnen faßten wieder Muth und ſingend, die Wedel rührend, die Rauchfäſſer ſchwingend, nahten wir uns dem böſiſchen Blendwerk. Unter dem Fenſter waren Stühle und Bänke wie von einem Poltergeiſte übereinander geworfen und alles lag über und über voll Glasſcherben, als ſolle man ſich die Füße daran zerſchneiden. Doch im Vertrauen auf meine unſchätzbaren Reliquien, die ich offen vor der Bruſt und am Gürtel trug, ergriff ich einen Wedel und ein Crucifix, klomm über Tiſche und Bänke empor und beſprengte die böſiſche Erſcheinung; und beſchwor ſie, zu weichen im Namen des Kreuzes, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! — Umſonſt. Das böſiſche Geſpenſt fragte nicht nach Weihwaſſer und Beſchwörung. Ergrimmt über dieſe Hartnäckigkeit ſchlug ich mit dem Crucifix darauf los, — da ſank es zu meinen Füßen nieder, — aber es war weder ein Geſpenſt noch ein böſiſches Blendwerk, ſondern eine leere Mummerei, dergleichen ſich Faſchingsthoren bei ihrer ausgelaſſenen Weltluſt bedienen. Es war eine Wachslarve, geformt über das Antlitz des ſeiner Auferſtehung harrenden Leichnams. Es war nicht das Ordenskleid unſerer ſeligen Schweſter, welches am tauſend Flicken und Flecken nur allzukenntlich war und welches ſie mit im's Grab genommen, ſondern ein ganz neues Ordensgewand. Und ach! hochwürdiger Herr, wie ſoll ich euch den gräulichen Frevel noch weiter beſchreiben! — Unſere Kloſterkirche iſt entweiht, aber nicht durch Höllenliſt und böſen Geiſterſpuk, ſondern durch die Schlangenliſt und verruchte Gaukelei einer — verzeih' mir Gott! — wie ſoll ich ſie nennen, die an heiliger Stätte mit dem Leichnam und der Geſtalt einer ſelig entſchlafenen Kloſterſchweſter ihren Mummenſchanz zu treiben wagt?

„Jetzt erſt gedachte ich unſerer Novize, die mir auf die Seele gebunden war. Ich ließ ſie rufen, ſuchen — umſonſt! — Ihre Zelle war leer und ſie war nergend zu finden.

„Weit kommen ſoll ſie nicht; ich laſſe Sturm läuten. Meine Nonnen, erſchöpft von Angſt und Entſetzen, bieten ihre letzten Kräfte auf und ſcheuren ſich die Hände wund an den gewaltigen Glockenſträngen.

[Drei Stunden ſpäter.] „Das Landvolk ſtrömt von allen Seiten herbei. In einzelnen Trupps ſah man die Kriegsjungfrau auf ſchwarzem Roſſe dahin brauſen; ſie ſchwang ein Rauchfaß, welches lichtweiße wohlriechende Nebelſtreifen hinterließ, die ſich erſt verzogen, nachdem ſie längſt vorüber war.

„Eben dieſes Rauchfaß ſchwang ſie in ihrer Mummerei als Geſpenſt,

womit sie uns erschreckte, und mitten in der Kirche, da wo wir sie zuletzt erblickt, liegt eine Kette, keine Höllen- und keine Gespensterkette, sondern eine redliche, schlichte Kette, dergleichen wir bei Pönitenzen anzuwenden pflegen. Das Kirchenfenster ist von oben bis unten zertrümmert, die Scherben und Splitter stoben und sprühten weit in die Kirche hinein und bedecken Boden und Bänke. Der Kirchhofrasen ist von Rosseshufen durchwühlt, Leichensteine sind zerschlagen oder umgeworfen. — Sie hat Beistand gehabt. — Wie konnten wir armen Klosterschwestern wohl wachen über diese Unholdin, welche sich krank stellte, um sich von Horen und Vigilien frei zu machen, und ohne Aufsicht zu sein, während wir in der Kirche sangen und beteten. — Ich wasche meine Hände in Unschuld!" —

Der Abt ballte die Fäuste und biß sich auf die Lippen.

„Fasset Muth!" sprach der Doctor. „Ein Unstern sendet euch Widerwärtigkeiten entgegen: raumt sie aus dem Wege! Rom ist nicht in einem Tage gebaut; ohne Kampf kein Sieg, ohne Sieg kein Heldenthum."

„Mein Entschluß ist gefaßt," versetzte der Abt, nahm den Brief der Priorin und hielt ihn über die Flamme einer Kerze auf seinem Betpulte. „Was dieser Brief enthält," fuhr er fort, „soll Irrthum sein, gefährlicher verderblicher Irrthum, und wer daran glaubt, soll brennen wie dieser Brief. Nicht Menschenmacht hat sie dem Kloster entführt, sondern der leibhaftige Satan, dem sie sich mit Haut und Haar ergeben, damit er ihr die Krone aufsetze und sie zur Königin dieses Landes mache."

Am folgenden Morgen war der Abt beim König, der ihn mit Vorwürfen überhäufte.

„Ist's meine Schuld?" erwiederte jener. „Hätte ich euch nicht nachgegeben, so wäre sie auf offenem Markte verbrannt und ihre Asche hätten die Winde verweht; allein das mißhagte euch, mein König. Ihr meintet, im öden, unzugänglichen St. Annenkloster sei sie schon todt für diese Welt, mogte sie den Schleier nehmen oder nicht. Ihr hattet Unrecht: ein König darf keinen Hochverräther schonen, so wenig wie der Priester einen Ketzer. Ich glaubte diesen euren Fehler bessern zu müssen. Sie hatte Heimweh und der Gram nagte an ihrem jungen Leben. Ich sandte ihr einen Arzt, einen weisen, zuverlässigen Mann, um ihre Leiden abzukürzen." —

„Fluch über euch!" unterbrach ihn der König, „an dieser Sünde habe ich keinen Theil."

„Wär' es gelungen, ihr hattet kein Sterbenswort je davon erfahren,

allein es war unmöglich. Die Todtensteiner haben scharfe Sinne. Sie nimmt kein Gift.“

„Unglaublich!“

„Oder war sie mißtrauisch, doch das ist mir nicht wahrscheinlich. Kurz sie verschmähte jegliche Arznei und genoß nur Brot, Früchte und klares Wasser. Die Todtensteiner sind an karge Kost gewöhnt und außerdem ist sie ein Gremitenzögling.“

„Sie wird uns diesmal mehr zu schaffen machen.“

„Es ist ihr Letztes. Ich lade sie vor's geistliche Gericht, und erscheint sie nicht, so verbrenne ich sie im Bildniß. Ich will ein denkwürdiges Beispiel aufführen, daß allen, die es erleben, nach Jahren noch die Haut schaudern soll. Ich will einen Fluch ihr geben, daß sie ihr Antlitz vor jedem Christenmenschen verbergen muß. Laß sehen, ob sie dann noch Anhang findet und ferner wagt, ihre Ansprüche zu behaupten.“

Gegen Abend langte der Abt mit stattlichem Gefolge und tüchtiger Bedeckung im St. Annenkloster an. Alle Landgeistlichen der Umgegend waren ihm entgegengezogen. An der Schwelle des Klosters empfing ihn die Priorin an der Spitze ihrer Nonnen, reichte ihm kniend Weihwasser und küßte den Saum seiner Gewander.

„Also eine Teufelsbannerin seid ihr?“ redete er sie an, „ihr könnt exorcisiren? Et, sagt mir doch, wo habt ihr das gelernt?“

Die Priorin wollte sich rechtfertigen, allein der Abt rief: „Schweigt und führet mich in die Kirche.“

„Hochwürdiger Herr! Wollt ihr nicht zuförderst einige Erfrischungen zu euch nehmen? Nach den Mühseligkeiten der Reise —“

„Gehorchet!“ unterbrach sie der Abt. —

In der Kirche betrachtete er lange das zerstörte Kirchenfenster, das mit Glasscherben überschuttete Bollwerk von Stühlen und Bänken, und endlich die Larve und Kutte am Boden.

„Frau Priorin“, begann er hierauf, „habt ihr niemals in der Legenda aurea gelesen? Wißt ihr nicht, daß der Böse, wie ihr ihn aus einer Gestalt vertreibt, flugs eine andere annimmt? — Ihr beschwört ihn als feurigen Drachen und ein brüllender Löwe sperrt euch seinen gierigen Rachen entgegen; ihr besprecht den brüllenden Löwen und eine schillernde Riesenschlange zischt und züngelt euch an. — Ihr habt den Teufel beschworen als Gespenst der armen im Fegefeuer schmachtenden Seele, und als Taschenspielerkunststück warf er sich euch zu Füßen. Habt ihr ihn auch in dieser Hülle beschworen?“

Gesenkten Hauptes stand die Priorin da und schwieg.

„Antwortet!“

„Nein!“

„So ist dieses Blendwerk noch immer des Teufels, und keine Menschenhand hat es gemacht. Laßt einen Holzstoß errichten. Auf freiem Felde werde dieses Höllenwerk verbrannt. Euch alle aber, die ihr zugegen seid, nehme ich zu Zeugen. Betrachtet diese Verwüstung und wagt es, wenn ihr könnt, zu leugnen, daß der böse Feind, mit Sturmestoben, mit Kraft des Blitzes und des Donners, durch dieses Fenster hineinfuhr, in eine gottgeweihte Kirche. Das vermochte er nicht aus eigner Macht. Menschliche Verworfenheit mußte ihm zu Hülfe kommen, und durch Entweihung der allerheiligsten Namen, ihn in's Heiligthum herein beschwören. Und so geschah es auch. Jene Zauberbrut aus dem verfluchten Todtensteiner Geschlecht, welches seit Urzeiten alle Plagen: Krieg, Pest, Hungersnoth über dieses unglückliche Land brachte; dieses Ungeheuer in Jungfrauengestalt, welches schon im 18ten Jahre das alte Bündniß ihrer Vorfahren mit der Hölle erneute; diese Ueterfünderin, der man in Betracht ihrer Jugend und hohen Abkunft eine Zuflucht in dieses reine Kloster gestattete, um sie aus finsteren Schlingen zu retten; diese Furie in Fleisch und Bein hat den leibhaftigen Satan hier herein beschworen, damit er sie nach ihrer Zauberburg entführe, und die Bedingung, unter welcher sie sich mit Haut und Haar der Hölle weihte, ist keine geringere, als Lucifer und alle schwarzen Schaaren müssen ihr Beistand leisten, die Krone zu erlangen und Königin dieses Landes zu werden. — Darum fort, fort aus dieser Kirche! Neun Tage lang soll sie verschlossen sein, keine Orgel soll sich rühren und keine Glocke läuten.“

Die Priorin und alle Nonnen schrieen laut auf. Der fromme Abt aber kehrte sich nicht daran und schritt hinaus auf den Kirchhof.

Bei den zertrümmerten Leichensteinen und dem aufgewühlten Rasen blieb er stehen. — „Sind das Spuren von Rossshufen?“ fragte er zornig. „Welch ein harmloses Thier, und wär's der unbändigste Berberhengst, wird so gehässig in geweihtem Boden wühlen, so ruchlos Kreuze zerschmettern und Leichensteine umstoßen? Frau Priorin! Ihr wollt den Teufel bannen? Wißt ihr denn nicht, daß er einen Pferdefuß hat? Ihm ist alle Weihe Gift; er hasset Kreuze und stört die heilige Todtenruhe, wie und wo er kann. — Nicht neun Tage, neun Monde lang soll keine Orgel hier sich rühren und keine Glocke läuten; neun Monde lang sei dies Kloster geächtet.“

Die Priorin und alle Nonnen warfen sich laut weinend dem zür-

nenden Abt zu Füßen. Dieſer aber ſprach: ich kann nicht anders; die ſehe ich den Pferdefuß und in zwei Briefen, die ihr, Frau Priorin, mir geſendet, habt ihr ihn verleugnet. Was ſoll ich davon denken? Vielleicht weiß ich noch nicht alles, vielleicht hat er noch mehr Unheil angerichtet. Wer bürgt für dieſe Schweſtern? wer für euch, Frau Priorin? Seid ihr auch allemal ſchlafen gegangen im Namen Jeſu Chriſti? Und während ihr leiblich einſchlieſet, habt ihr euer Gemüth wach gehalten zu ihm? Habt ihr im Gebet zu eurem Schutzengel aus andächtigem Herzen und mit lauter Stimme allemal geſprochen: Beſchütze mich, auf daß der — Gott ſei bei uns — keinen Platz bei mir finde, oder: Bewahre mich vor dem Anlauf des — Gott ſei bei uns —?"

Die Priorin ſank in Ohnmacht und der Abt wandte ſich an die Pfarrer: „Meine Brüder in Chriſto! Achtet wohl auf die Heerden, ſo eurer Hütung anvertraut ſind, auf daß keines eurer Schäflein ſich in die Finſterniß verirre; denn ich ſage euch, arge und fürchterliche Irrthümer ſind im Gange. Es geht das Gerede, die Kriegsjungfrau ſei erſchienen, auf ſchwarzem Roſſe, ein Rauchfaß ſchwingend, welches einen lichtweißen, wohlriechenden Nebelſtreif hinterließ. Ich aber ſage euch, das war die heilloſe Todtenſteinerin, die der leibhaftige Satan in Geſtalt eines ſchwarzen Hengſtes nach ihrer verfluchten Zauberburg entführte, und der Nebelſtreif, den ſie hinterließ, war keineswegs lichtweiß, ſondern ſchwefelgelb. — Weh' allen denen, die ihn wohlriechend fanden! Ihren armen Seelen zu Liebe will ich glauben, daß ſie den Geruchſinn völlig verloren haben und nicht mehr wiſſen, was Wohlgeruch iſt und was peſtilenzialiſcher Höllengeſtank. Wo nicht aber — o ſo wäre ihnen beſſer, auch ihre Augen erblindeten, auch ihre Ohren verſchlöſſen ſich und ſie verlören auch den Gebrauch aller ihrer Glieder. Ja, beſſer iſt es, taub und blind und lahm ſein, als den Schwefelpfuhl der Hölle wohlriechend finden und auf Erden ſchon bei lebendigem Leibe mit Haut und Haar verdammt ſein."

In der Klauſe des Eremiten vom Heiligenberge brannte die Lampe und er ſaß auf der Moosbank, eine lateiniſche Bibel auf dem Schooße. „Hier ſteht es geſchrieben," ſprach er laut mit ſich ſelbſt: „At ego dico vobis, quod quicunque aspexerit mulierem ad concupiscendam eam, jam adulterium commisit cum ea in corde suo."

„Ich habe mein Leben verbracht in Andacht und Buße, mein Haar fängt an zu grauen und jetzt erſt muß ich ringen und den harten Kampf mit mir ſelbſt beſtehen.

„Sie war ſtets ſanft und liebreich, befähigt und aufgelegt zu allem Guten und Schönen. Sie gehorchte mir auf's Wort, nahm jede Lehre dankbar an und brachte es in allem, worin ich ſie übte, zur Meiſterſchaft.

„Eben ſo folgſam und gefügig fand ſie ihr Schickſal, als ich ihr verkündete, woher ſie ſtammte, und die Schriften ihrer Ahnen ihr in Händen gab. Aus der demüthigen Pflegetochter des Einſiedlers ward plötzlich eine Königin, edel und groß im Glück und Leid, deren Erſcheinung rührte, deren Lächeln alle Herzen gewann.

„Solch mächtige Seele kann einem Weibe inne wohnen und mit ſolch einer Seele war auch die heilige Jungfrau wohl begabt, als ſie auf Erden gewürdigt ward, den Welterlöſer zu gebären! —

„Weh mir! meine Gedanken verirren ſich und frevelhaft vergleiche ich die allerſeligſte Königin der Himmel mit dem Abgott meiner ſchnöden Sinne. — Doch eine Königin iſt ſie auch und ich bin Herrn Theobald im Grabe noch meine Treue ſchuldig. Er hat mir ſein Enkeltochterkind anvertraut, — doch um ſie für den Himmel zu erziehen; was miſche ich mich in ihre irdiſchen Angelegenheiten? — Ich bewahre ihre Schätze und Schriften und wache über ihr Eigenthum, während ſie gefangen iſt. — Aber weh mir! — Ich diene nur ihr und nicht mehr dem Herrn. Will ich für meine Seele ſorgen, ſo iſt meine Andacht lahm, doch heiß und feurig ſteigt mein Gebet zum Himmel empor um Glück und Sieg für Regina. Ich predige nicht mehr das Wort des Herrn; ich rufe die Völker auf, für ihre Rechte einzutreten und Gut und Blut der holden jungen Königin zu weihen. Und ſeit ſie mir ſagte: meine Ahnen ſind die Heiligen mir; mein Gelübde, worauf ich ſterben will, heißt: Ruhm und Ehre ihrem Gräbern, — ſeitdem habe auch ich keine Gedanken mehr an die Heiligen und meine Gelübde ſind mir läſtig.“ —

So ſaß er da, in tiefe Selbſtbeſchauung verſunken, als ein leiſes Pochen an der Hüttenthür ihn weckte.

„Wer da?“ rief er an.

Es pochte noch einmal.

„Wer da? frage ich.“

Es pochte immer wieder.

„Ei nun, ich öffne,“ dachte er; „wider Anfechtungen bin ich ſicher und wider Gewalt ſchützt mich der ſchwache Riegel einmal doch nicht.“

Er ſchob den Riegel zurück, die Thür öffnete ſich und weiche Arme umfingen ihn. Melita lag in ſtummer Freude an ſeiner Bruſt.

„Apage Satanas!“ rief er mit Entſetzen und ſtieß ſie von ſich.

„Iſt das mein Empfang auf dem Heiligenberge?“ klagte ſie, „nach

ſo langer Trennung und ſo vielen Leiden und Gefahren? Schon ſeit zwei Tagen bin ich auf dem Todtenſtein und du zeigſt dich nicht.“

„Geh', ſag' ich dir, Weib! Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen.“

„Verzeih', daß ich dich überfalle. Eine leidenvolle Zeit hat meinen Geiſt gereift und geſchärft, darum ſehnte ich mich, dich wieder zu ſehen; du ſollſt mich gebeſſert finden. Du biſt der Lenker und Pfleger meiner Jugend, ich habe nicht Vater noch Mutter gekannt, wenn du mich verſtößt, iſt meine Kindheit Traum und Vergangenheit, und ich erſtarre in den Rückſichten, die ein mächtiges Geſchick mir auflegt.“

„Wie ſie daſteht, ſo träumeriſch und in ſich ſelbſt verliebt, ſo ſüß, ſo träge, ſo weiß, ſo leer, ſo ſchmachtend — ein glänzendes Linding, eine Nixe, eine Sirene!“

„Faſt könnte ich jetzt lachen. Warum bin ich nicht auch ein Poltergeiſt, eine Teufelsbannerin, die den leibhaftigen Böſen zu ſich durch's Fenſter in die Kirche beſchwört?“

„Der Gaukeleien freut ſich die Gauklerin. Weib, warum haſt du dich in Seide und Silber gekleidet, wenn du den Eremiten vom Heiligenberge heimſuchſt? Was ſoll der Perlenſchmuck um Hals und Buſen? — Ich ſehe ſie gaukeln die böſen Geiſter in den weißen Falten deiner Gewänder und tändeln mit deinen blonden Locken.“

„Schilt nicht die Jungfrau, die ſich ſchmückt. Es ſchmückt ſich jede Creatur zu Ehren ihres Schöpfers; ſchau hinaus, der Himmel iſt mit Sternen geſchmückt, und morgen, wenn die Tageskönigin erſcheint, breitet er ihr zu Ehren ſeine purpurnen, goldgeſäumten Teppiche aus. Auch Jeſus Chriſtus ſchmückte ſich; der ſchöne Heiland trug ein koſtbares Gewand ohne Nähte.“

„Selbſt den Ernſt des heiligen Werkes verwandelſt du in Putz, um dich zu verſchönen. Ich ſage dir, du ſteckſt durch und durch voll Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit.“

„Und du, mein Vater! Schmückſt du dich etwa gar nicht? wenn auch nicht deinen Leib, doch deine Seele? Verlangſt du nicht nach paradieſiſchem Schmuck, der hienieden oftmals ſchwer zu haben iſt?“

Der Klausner ſchwieg betroffen.

Melita warf den Schleier über und fuhr fort: „Ich will dich nicht ärgern, weder mit meinen Worten noch mit meinem Anblick. — Reden wir von Geſchäften. Du haſt ein Schreiben an mich von den Söhnen des Hermes, warum giebſt du es mir nicht? Es iſt die höchſte Zeit; der Bote wartet, um noch dieſe Nacht mit meiner Antwort aufzubrechen.“

„Verzeihe mir! Wahrlich, ich vergaß es.“

Melita empfing das Schreiben; es lautete:

»Heil dir, Regina!

»Dein Anhang wächst mit jedem Tage. Höre nicht auf die Ungeduldigen, vertraue nicht den Einzelnen. Wenn es Zeit iſt, werden deine Getreuen alle auf einmal ſich vom Könige los ſagen und ſich für dich erklären.

»Unſer Orden iſt kein geiſtlicher, ſondern ein weltlicher. Wir haben nichts mit dem Glauben zu ſchaffen, ſondern nur mit dem Wiſſen. Hohe geiſtliche und weltliche Herrrn, aber auch Weiſe, welche nicht Chriſten ſind, zählen ſich zu unſeren Brüdern; denn wir fragen nicht nach dem Glauben, eben ſo wenig nach Macht und Reichthum. In unſerem Tempel herrſcht allein die Weisheit.

»Wir ſind für die Wahrheit und das Recht. Beides iſt auf deiner Seite und deshalb ſind wir dir ergeben.

»Wir ſind wider die Lüge, die ſich in Pracht und Koſtbarkeiten bläht, und wider den Betrug, der mit ſinnbetäubenden Schauſpielen die Augen der Menge blendet. Deshalb ſind die Dominikaner unſere Feinde wie die deinen.

»Was wir vermögen, haſt du ſchon erfahren; wir leben ſtill und wirken im Verborgenen. Zum größten Theil ſind wir Aerzte und Baumeiſter, daher unſere Macht und unſer Einfluß; denn wir ſind unentbehrlich, weil man nicht blos ſelig werden will, ſondern auch geſund ſein und ſicher wohnen.

»Wie bis heute wollen wir auch ferner dir beiſtehen in Noth und Tod, als wäreſt du einer unſerer Brüder, obſchon deine Jugend und dein Geſchlecht dich von unſerem Tempel ausſchließt.

»Für unſere Dienſte verlangen wir keinen anderen Lohn, als die Benutzung der Schriften deiner Ahnen. Möge die Weisheit deiner Väter aus ihren Gräbern auferſtehen; mögen die köſtlichen Geheimniſſe, welche ſie ergründet, der Mitwelt zu Nutze kommen und für alle Zukunft leben.

Die Söhne des Hermes Trismegiſtos.«

»Ich ſelbſt,« ſprach Melita ſtolz und freudig, »erwecke nur unſaubere Lüſte, den Einſiedler ſtöre ich in ſeinen Gelübden und den Mächtigen reize ich zu Ehrgeiz und Habſucht; allein der Adel und die Vortrefflichkeit meiner Ahnen umgiebt mich mit unvergänglichem Glanze. Eine unſichtbare Weisheit nimmt ſich meiner an und es begeiſtert ſich für mich die ritterliche Jugend und das Volk. — Höre, Klausner, denn alſo ſpricht die Königin zu dir. Haſt du jemals von einem Arzte gehört, daß er, um geſund zu ſein, alle Mittel und Tränke, welche heilſam ſind, ſelbſt

verſchluckt und keinem anderen gönnt? Du lebſt einſam, nur für deine Seele; halte Maaß und theile anderen mit und fülle nicht blos deine Seele mit allem, was heilſam iſt. Lebe wohl und zeige dich bald auf dem Todtenſtein; denn hier in deiner Hütte ſiehſt du mich niemals wieder." —

Nach dieſen Worten ging ſie, um ihr Gefolge aufzuſuchen. Der Klausner ſchaute lange ihr nach. Endlich ſeufzte er ſchmerzlich: „Geſteh' nur, Unſeliger, du möchteſt dein weiches Eremitenkleid gegen einen ehernen Harniſch vertauſchen; du würdeſt dich glücklich preiſen, könnteſt du gewichtige Ritterwaffen ſchwingen, und für ſie und ihre Rechte zu ſterben wäre dir ein ſeliger Tod!" —

Folgenden Fehdebrief erhielt Abt Bernhard:

„Hochwürdiger Herr!

„Der Teufel hat ein ſchlimmes Loos. „Das geht mit dem Teufel zu!" ſpricht jeder ungeſchickte Schütz, deſſen Bolze am Ziele vorbeiſtreift. „Dahinter ſteckt der Teufel!" flucht der abgeworfene Reiter, wenn er im Sande liegt; der überwundene Fechter findet ſich in ſein Schickſal mit den Worten: „Der Teufel war dabei im Spiel!" und alle Feigheit, Untüchtigkeit und Unverſtand bürdet ihre Schuld dem Teufel auf; er iſt der Sündenbock aller, die von Gott verlaſſen ſind. Freilich iſt nichts an ihm zu verderben; denn er iſt der Vater alles Böſen, und macht man ihn auch noch ſo ſchwarz, ſo ſchadet ihm das nicht; denn er iſt einmal der leibhaftige Schwarze. Man ſoll von ganzem Herzen ihn haſſen; folglich thut man niemals ihm Unrecht genug an. Darum packe Jeder getroſt dem Teufel ſeine Nichtsnutzigkeiten auf; hat er ſchon ſo viel zu tragen, mag er mit dem Wenigen auch noch zurecht zu kommen ſuchen.

„Aber ich will meine Thaten ſelbſt vertreten und keiner ſoll die Ehre davon haben. Was ich eingebrockt, will ich auch ſelbſt auseſſen und keiner ſoll mir in die Schüſſel langen und wäre es der leibhaftige — Gott ſei bei uns.

„Ich habe eine Novize aus dem St. Annenkloſter entführt, welche den Schleier nicht nehmen wollte. Das koſtet 20 Goldgulden Strafe, welche der Pater Euſebius vom Benedictinerorden gleich am folgenden Morgen dem St. Annenkloſter überbrachte und noch andere 50 Goldgulden daſelbſt zahlte für das zertrümmerte Kirchenfenſter und für den Schaden, den mein toller Gaul auf dem Kirchhof angerichtet. Dieſe 70 Goldgulden ſind von der Priorin des St. Annenkloſters angenommen und beſcheinigt

worden und außerdem habe ich im Kloster St. Eustachii für drei Goldgulden Ablaß genommen, weil ich zu Pferde auf dem Kirchhof war.

„Demohnerachtet donnert ihr von allen Kanzeln Flüche und Verwünschungen über eine unschuldige Jungfrau und eure Mönche verkünden weit und breit, daß sie den leibhaftigen Satan durch's Fenster in die Kirche beschwor, um sie in Gestalt eines schwarzes Hengstes zu entführen.

„Ich rathe euch, laßt ab von diesem Unfug; denn diese Jungfrau steht unter meinem Schutz, und ich will, was ich bezahlt habe, auch gethan haben; denn für den Teufel bezahle ich keine Rechnungen.

„Laßt euch dieses gesagt sein, wo nicht, so hütet euch! Ich ergreife Jeden, der euer Ordenskleid trägt, und werfe ihn in's Verließ. Ich verwüste mit Feuer und Schwert euer Eigenthum und Ländereien und füge euch und eurem Orden allen erdenklichen Schaden zu, wie und wo ich irgend kann und soweit meine Kräfte reichen.

Ulo Freiherr Graf Uchtenhayn auf Uchtenhayn."

„Du hast mir etwas Neues zu erzählen und zwar nichts Unangenehmes?" redete Edmund seinen Vater an, der mit zufriedenen Mienen vom König kam.

„Ja, mein Sohn. So wird eine Königstochter bestraft, wenn ihre Neigung sich verirrt, und aus deinem Nebenbuhler ist dein Rächer geworden."

„Wie ist das zu verstehen?"

„Rathe einmal!"

„Hätte Ulo vielleicht —"

„Nicht übel gerathen, ja! Er hat sich zu ihrem Ritter aufgeworfen und den Dominikanern Fehde geboten. Auch war er's, der sie aus dem St. Annenkloster entführte."

„Weiß es Isalde schon?"

„Ja! und hat sogleich die Königsburg verlassen, um draußen auf ihrem einsamen Schlößchen Schmerz und Beschämung zu überwinden. Wir sind am Ziele Edmund, ich wünsche dir Glück; denn jetzt ist Isalde dein." —

Wirklich auch ward Edmund noch am selben Tage verstohlener Weise von einem Edelknaben ein Schreiben zugesteckt, des Inhalts:

„Auch ich verlange meinen Ritter, und es soll der mächtigste und vornehmste Jüngling dieses Landes sein. Ich erwarte euch, Herr Edmund von Hohenwart — noch heut' — allein. — Schweigt! Isalde."

In einfachen langen Gewändern, den Mantel über die Sturmhaube geworfen, verließ Edmund unerkannt die Stadt und erreichte das Schlößchen.

Iſalde, als ſie mit ihm allein war, reichte ihm die Hand und ſprach: „Mag alles zwiſchen uns vergeſſen und vergeben ſein.“

„Ich habe euch nichts zu verzeihen, Prinzeſſin.“

„Ich habe euch ſtets gekränkt, gequält, gemißhandelt. Abſichtlich verkannte ich euren Werth und opferte euch einem Abenteurer auf, der heut' zum Hochverräther an mir ward.“

„Iſalde! Ich bin um einige Jahre älter als ihr; ich war ſchon ein halberwachſener Knabe, als man euch noch auf dem Arme trug; ihr waret lieblicher, feiner als alle anderen Kinder und ſtets ſo zierlich aufgeputzt mit Spitzen, koſtbaren Stoffen und Geſchmeiden, wie ein Heiligenbild, das man zur Verehrung ausſtellt. Schon damals zollte man euch eine Ehrfurcht und Ergebenheit, wie einer kleinen Gottheit. Später, als ihr heranwuchſet, hattet ihr wunderliche Einfälle, ſeltſame Grillen und Launen, denen jedermann huldigte. Man wetteiferte, euch zu Willen zu ſein; ihr waret leicht gereizt, aufbrauſend: man befliß ſich, aus dem Wege zu räumen, was euch ärgern, zu verſtecken, was euch erzürnen konnte. Und ſo ſeid ihr erblüht, holdſelig und blendend, zur Jungfrau, in der ſich Reiz und Macht verſchmelzen; zu einer echten Königstochter, welche nichts kennt, außer ihrem Willen. — Es iſt wahr, ich habe eine Raubthat begangen, ich habe eine Jungfrau entführt aus der Mitte ihres Anhangs. — Heute aber wißt ihr, daß ihre Anſprüche älter ſind als die euren. Deshalb mußte ich, wie ich gewohnt war, ſtill bei Seite ſchaffen, was euch ärgern und aufbringen konnte. — Ich weiß, wer euch dieſes verrieth und mich anſchwärzte, wer ſolch ſchnödes Spiel trieb mit eurer Gunſt, — meinem unerreichbaren Heiligthume, — wer euch dahin brachte, in Gegenwart eurer Frauen und Ritter mich zu demüthigen und zu beſchämen, — und der Lohn dafür ſoll ihm werden. Das alles habe ich ſtill getragen, wie ich mußte. Ihr ſeid in dieſem Königreiche die erſte der Frauen, unter den Jünglingen bin ich der erſte, und dieſe Größe, dieſen Glanz trage ich, wie ich muß, vor aller Welt, indem ich die herben Kränkungen, die ihr mir zufügt, zu verſchmerzen und vergeſſen trachte; denn ich liebe euch, Iſalde, und nun mißhandelt mich, ſoviel ihr wollt, tretet mich mit Füßen, — ihr ſeid doch die Meine. Das Schickſal, mehr als Königsmacht, verbindet uns, und wenn ich auch eure Liebe nicht gewinnen kann, ſo gehört euch doch mein Ritterthum und all mein Sinnen, Trachten und Wachen; denn alles Glück, alle Macht, die ich habe, kommt von euch. — Ihr habt mich als Ritter verbeſchieden, ſo bin ich hier.“

„Und wenn ich euch nun liebe?“

„Spottet meiner, so viel ihr wollt; ihr seid meine Königin!“

„Und wenn ich nun heute erst zur Jungfrau gereift und zu Verstand gekommen bin, wenn ich meine Kindertücke, meine Mädchengrillen bereue, wenn ich heute erst meinen hohen Beruf ahne, und fühle, daß ich niemand anders lieben darf, als dich? — Komm Edmund! laß uns wieder du und du, Isalde und Edmund sein, wie wir als Kinder waren.“

Sie zog ihn auf eine Rasenbank, im Schatten einer Buche, und fuhr fort: „Ja, ich liebe dich in tugendhafter Liebe, in Uebereinstimmung mit allen meinen Pflichten und meinem Berufe.“

Edmund zog sie an seine Brust. „So willst du einen Sklaven aus mir machen? Nein, um deines und meines Glückes willen mißhandle mich lieber und laß mich ein freier Ritter sein!“

„Das sollst du, aber auch ich will kein Kind mehr sein. Ich will wissen, was vorgeht und man verschweigt mir alles, unter dem Vorwande, mich zu schonen.“

„Isalde! du ruhst an meinem Herzen, fühlst du seine Schläge?“

„Ich höre dein Herz pochen.“

„Wüßtest du, wie du in diesem Herzen lebst!“

„Und wie lebe ich darin?“

Edmund hielt ihr seinen silberblanken, herzförmigen Schild vor. „Wie in diesem Schilde.“

„In diesem Schilde sehe ich einen Ritter neben mir, dessen Herz eine Mördergrube ist und der mit zwiegespaltener Schlangenzunge spricht.“

„Befrage den Ritter im Schilde, seine Antworten sollen blank und klar sein wie der Silberschild.“

„Wie gedenkt er mich und sich zu rächen?“

„Am Tage aller Seelen, wenn die Unholdin in allen Kirchen verflucht und im Bildnisse verbrannt ist, wird er mit seiner ganzen Macht, mit Sturmwerk und Streitthürmen, auf den Todtenstein sich werfen und das verfluchte Nest zerstören.“

„Und soll der Verräther ungestraft bleiben?“

„Für jede Thräne, die er dir gekostet, denn ich weiß, du hast geweint, soll er mir einen Tropfen Herzblut lassen. Bis dahin, wo meine Rache ihn ereilt, mag er Kloster plündern, verwüsten oder brandschatzen, und durch solch ein Ritterthum sich und seine Dame vollends ächten.“ —

Der ungeheure Dom war von oben bis unten mit Teppichen behangen und nur wenige Kerzen brannten düster durch die betäubenden Weihrauchwolken. Alle Heiligenbilder waren tief verhüllt, alle Altäre leer, über die Altarbilder waren dichte Schleier gebreitet und alle Weihkessel zugedeckt. Nirgend erblickte man ein Kreuz oder heiliges Gefäß oder irgend einen Kirchenschmuck.

Wie entgeistert stand die dichtgedrängte Menge, die Augen voll Bangigkeit und Erwartung auf ein zartes Wachsbild geheftet, ein Kunstwerk des Doctor Alguarara, welches in weiße Novizenschleier gehüllt, so daß nur die zarten wächsernen Hände und die mit Klostersandalen geschmückten Füßchen aus den Gewändern hervorlauschten, in der Mitte der Kirche, unter der Kanzel, auf einem kleinen Holzstoß dalag.

Abt Bernhard bestieg die Kanzel in einem schwarzen Chorrock, ohne irgend einen Schmuck, und in salbungsreicher Rede wiederholte er alle Gräuelgeschichten vom Todtenstein: Wie das stille Fräulein den Prinzen Thronerben durch einen Liebestrank verzaubert und vergiftet, wie Herr Throbald von Todtenstein, der letzte seines Hauses, auf offnem Markte verbrannt worden, und wie Regina von Todtenstein, nachdem sie den Bösen beschworen, das Bündniß ihrer Väter an heiliger Stätte mit ihr zu erneuen, jetzt auf dem Todtensteine hause, um allerlei Jünglinge, edle und geringe, zu sich zu rufen, sie zu verzaubern und mit sich in's ewige Verderben zu reißen.

Er hielt inne, um die Schläge der Mitternachtsglocke abzuwarten, und nach abgelaufener Frist das Urtheil des geistlichen Gerichts an ihr oder ihrem Bildnisse zu vollziehen.

Der erste Glockenschlag ertönte und ein Laut der Bangigkeit begrüßte ihn. Es erhob sich Gezischel und Geflüster und jeder fernere Glockenschlag ward bei seiner Zahl genannt; endlich flüsterte es einstimmig zwölf und die frühere Todtenstille trat wieder ein.

Mit einem Male zertheilten sich, wie von selbst, die weißen Novizenschleier, und enthüllten ein Antlitz von unbeschreiblicher Lieblichkeit und Sanftmuth. Die Augen waren geschlossen, und die stillschönen Züge, von einem süßen Schlummer umfangen, athmeten einen so holdseligen Frieden, daß man sie ohne Rührung nicht betrachten konnte.

Am Tage aller Seelen fand jedweder, und der Missethäter selbst, freies Geleit und Sicherheit, um seinen Todten fromme Ehre anzuthun; die Thore blieben offen und kein Häscher durfte sich blicken lassen. So waren denn von weit und breit und fern und nah viele in der Kirche, welche das stille Fräulein gekannt, und auch viele Ritter, welche ihrer

Tochter gehuldigt hatten. Alle dieſe verſicherten unaufhörlich, es ſei das leibhaftige Contrefei, das wahrhaftige Ebenbild der Todtenſteinerin, und dieſe Worte wiederholte einer dem anderen. So ward die Menge zweifelhaften Sinnes. Da fing plötzlich an die Orgel zu brauſen und die Mönche reihten ſich vor dem Altar, doch wandten ſie ihm den Rücken zu und ſangen einen Bußpſalm, aber ſie ſprachen die Worte verkehrt: ſtatt Bitten Flüche, ſtatt Segen Verwünſchungen, ſtatt Erhebung Verdammniß.

Sie ſangen: „O Herr! ſtrafe ſie in deinem Grimm; züchtige ſie in deinem Zorn. Erbarme dich ihrer nicht, o Herr! denn ſie iſt ruchlos. Mache ſie nicht geſund, ſondern zerſchmettere ihr Gebein. Laß ihre Seele ſchmachten in ewiger Höllenpein, ewig aber, o Herr! ewig, ewig, und wende dich von ihr; hilf ihr nicht, ſondern verdamme ſie!“

Ein Prieſter trat vor den leeren Altar, wandte ſich aber zur Menge, und, ſtatt eine Meſſe zu leſen, ſprach er feierlich das Gebet wider die Ketzer. Statt „orate fratres!“ ſchloß er mit den Worten: „maledicite fratres!“ worauf die Mönche antworteten:

„Von den Heiligen und Auserwählten Gottes ſei ſie verabſcheut; der heilige Geiſt ſtehe ſie, wie vor dem Geier die Taube. O Jeſus Chriſtus, unſer Herr! verſchließe ihr deine Wunden, kein Tropfen deines Gottesblutes, was du als Opferlamm vergoſſen, komme ihr zu Gute, und die Majeſtät des Gottes Jacobs verbanne ſie aus ſeiner heiligen Wohnung und vermache ſie als Brandopfer der ewigen Hölle. Amen! Amen! Amen!“

Mit bangem Aechzen und Angſtgeſtöhn hatte die Menge dieſe ſchauerliche Feierlichkeit entgegen genommen. —

Zum zweiten Male beſtieg Abt Bernhard jetzt die Kanzel; dieſes Mal im purpurnen, goldgeſtickten Gewande, wie ein Oberprieſter.

„Regina von Todtenſtein!“ rief er mit lauter Stimme deutlich durch die Gewölbe, deren Echos die ſchwarzen Umhüllungen dämpften, „ich habe deine Seele dem tiefſten Abgrund der Hölle vermacht, und dein Leib, der noch auf Erden weilt, ſoll auf dem Holzſtoß brennen und die Winde ſollen deine Aſche verwehen, alſo lautet der Spruch des geiſtlichen Gerichts. Erſcheine, damit er vollzogen werde an dir; wo nicht, an deinem Bilde.“

Grabesſtille herrſchte in der menſchengefüllten Kirche; der Abt wiederholte zum zweiten Male den Ruf und endlich zum dritten Male.

Aber kaum war das letzte Wort aus ſeinem Munde, als ein Eiſenhandſchuh klirrend auf ſein Kanzelpult niederſchlug und wie angenagelt

vor ihm liegen blieb. Eine jugendliche Heldenstimme erhob sich: „Ich Udo Freiherr Graf von Uchtenhayn, gebietender Herr auf Uchtenhayn, sage mich hier los vom König Philipp und werfe meinen Handschuh hin zum Gotteskampfe für meine unschuldig verläumdete Königin Regina!"

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich. Man war zu begierig auf den Ausgang dieser seltsamen, erschütternden Feier, um eine Störung derselben geduldig zu ertragen. Darüber gewann Abt Bernhard seine Fassung wieder und, seine ganze Salbung zusammennehmend, fuhr er in frommem Eifer fort:

„Noch eine Kunde habe ich, die schrecklichste von allen. Gleich wie es unzählige Wohnungen giebt im Hause unseres himmlischen Vaters, also hat auch die Hölle der glühenden Abgründe viele, und tief unten im schwärzesten ihrer Kloaken giebt es einen Kerker, — o, wer schwachen Herzens ist, verklebe seine Ohren, damit ob solcher Kunde das Blut ihm nicht in den Adern starre, — ja einen Kerker giebt es — o meine Lippen beben, mein Athem stockt — die Feuerpein des lebendig bratenden Ketzers dünkt die Verlorenen da unten ein kühlendes Lüftchen zur Versüßung ihrer Leiden. Es giebt keine Folterqual, noch so gräßlich, die den dort gepeinigten Seelen nicht eine Linderung wäre, nach der sie schmachten, wie der Wanderer in Arabiens Sandwüsten nach einem Wassertropfen schmachtet, und bei dem Gedanken daran schon mit glühender Zunge sich die trockenen Lippen leckt. Und dieser Kerker ist das Juweel in Satans Reich, die Freistatt, die ihm Gott gewährt. — Weil du schwarzer Engel stets mir widerstrebst, so zeige einmal, was du vermagst. Dies soll der Ort sein und wenn du kannst, so thue dein Meisterstück. — Und Satan zeigte sich als Meister dort und zeigt sich täglich dort als Meister. Kein anderer darf dort peinigen als nur er selbst, denn stolz ist er auf sein Meisterstück, was alle Himmel anerkannt haben, — und in diesen Abgrund, in das Juweel des satanischen Reiches, wo er täglich selbst mit teuflischem Stolze sein Henkermeisterstück vollbringt, dahinein verfluche ich dich, Regina von Todtenstein, sammt allen, die dir angehören und anhangen, die höllischen Flammen über dich und sie, wie über dein Bild und diesen Handschuh."

Hiemit warf er den Handschuh von der Kanzel auf das Wachsbild und siehe, aus den weißen Gewändern stieg ein Dampf, das holde Wachsbild fing an, die schlummernden Züge zu verzerren, die Hände und Füße fingen an, sich zu regen und plötzlich schlug eine bläuliche Flamme empor, als wären die Linnen in Weingeist getränkt. Das Wachsbild schmolz, und wo die flüssige Masse hinrann, fing der Holzstoß an zu brennen und in lichten Flammen aufzuschlagen. „Mirakel!" schrie die Menge, „Mirakel!"

Mit einem Male dröhnte ein fürchterlicher Schlag durch die Gewölbe, wie wenn ein mächtiger Hammer auf eine eherne Platte fällt, und im Hintergrund der Kirche tauchten noch zwei Flammen auf und erhellten mit blendendem, milchweißem Lichte, rechts und links den Eingang zur Königsgruft. Das goldne Gitter vor derselben that sich weit auf und ein schwarzer Ritter entstieg dem blendenden Lichte und betrat die Kirche. Still und scheu gab die Menge zu beiden Seiten Raum und festen Trittes schritt er hindurch. Zittern und Zähneklappern begleiteten ihn, als strömte Grabesschauer und Kälte von ihm aus; viele kannten seine Rüstung, welche Prinz Heinrich auf dem letzten Turnier getragen und die er mit in's Grab genommen. Viele Ritter sagten laut: „Geharnischt steigt er aus dem Sarge, um für seine schmählich verfolgte Tochter einzutreten." Der gespenstische Ritter nahte sich dem Holzstoße und stieß ihn mit dem Fuße auseinander, daß die Feuerbrände weit umher flogen, dann wandte er sich zur Kanzel, sein Visir öffnete sich von selbst und ein Todtenschädel grinste aus demselben den erschrockenen Abt an; er streifte seinen Handschuh von der linken Knochenhand und schleuderte ihn auf die Kanzel, dann erhob er die geharnischte Rechte und drohte dreimal mit dem eisernen Finger. Hierauf wandte er sich und kehrte majestätisch in die Gruft zurück. Das goldne Gitter flog hinter ihm zu; das weiße Fackellicht erlosch, die Königsgruft lag wieder in Grabesnacht und Schweigen. In der Kirche aber wurden viele Stimmen laut: „Ihr ist Unrecht geschehen, schreiend Unrecht, so nah der Leiche ihres Vaters, welchen dieser Frevel geharnischt aus dem Grabe ruft."

Indeß verbreiteten die auseinander geschleuderten Feuerbrände einen schädlichen Qualm und Dunst von Terpentin und Schwefel, der beizend auf Brust und Augen fiel. Stöhnend und wehklagend drängte sich die erschrockene Menge zur weiten Kirchthür hinaus, um draußen den Ruf zu wiederholen und durch die ganze Stadt zu schreien: „Ihr ist Unrecht geschehen, so nah der Leiche ihres Vaters, welche geharnischt ihrem Grabe entstieg." —

Abt Bernhard ward ohnmächtig von der Kanzel getragen.

Der König war trostlos. Zitternd und zagend klagte er: „Das Maaß meiner Sünden ist voll; mein Bruder kehrt aus dem Grabe wieder, um Rache zu fordern."

„Möge doch niemand anders für sie eintreten," wandte Hohenhorst ein, „als ein Geist; damit könnte die Geistlichkeit schon fertig werden. Die nächste Untersuchung aber wird schon ergeben, daß es nichts

war als Pfaffentrug, ein kühnes Gaukelspiel der Carmeliter und Benedictiner, die es von jeher mit den Todtensteinern gehalten, wider die Dominikaner. Abt Bernhard ist für uns verloren, seit er in Händen eines Goldmachers ist, der ihn mit Geisterstimmen äfft. Wir kennen ja den Doctor Alguarara von alten Zeiten her. Wir hätten den Schurken henken lassen sollen, ehe er uns gefährlich ward." —

Der Doctor Alguarara war nirgend zu finden, wie sehr man auch nach ihm suchte und forschte; am meisten verlangte der Abt nach ihm und wollte es immer nicht glauben, daß er ganz und gar verschwunden sei. —

„Er hat mir 2000 Unzen allerfeinsten Goldes bereitet," klagte er. „Ohne den bösen Streich, den mir die Todtensteinerin spielte und der mich jetzt nöthigt, mein Gemüth wieder den weltlichen Dingen zuzuwenden, könnte auch ich jetzt Gold machen, und wäre unermeßlich reich!"

„Hochwürdiger Herr!" wandte Hohenwart ein, „waret ihr zugegen, als er das Gold bereitete? Und gesetzt, ihr waret zugegen, besitzt der alte Schelm nicht tausend Künste, die Augen zu verblenden? Es leuchtet dem plumpsten Verstande ein, daß die Flucht aus dem St. Annenkloster und die Geistererscheinung im Dome Kunststücke eines und desselben Gauklers sind. Wie, wenn es mit dem Golde eine ähnliche Bewandtniß hätte? Wenn es von den Carmelitern oder gar vom Todtenstein käme? Gesteht nur, Herr Abt! Für 2000 Unzen allerfeinsten Goldes habt ihr euch euren Feinden verkauft. Wahrlich, ihr habt euch spottwohlfeil losgeschlagen und ich hätte euch weit höher im Werthe geschätzt."

„Ihr werdet mich nicht irre machen, hoher Herr!" antwortete der Abt mit Zuversicht. „Der Doctor Alguarara ist ein großer und weiser Mann, und nicht jeder hat den Maßstab, nachdem er zu beurtheilen ist." —

Der hohe Adel hatte still die Stadt verlassen und war auf seine Burgen heimgekehrt, wo er sich völlig ruhig hielt und sich in nichts mischen zu wollen schien. Doch Ilde durchstreifte das ganze Land, plünderte und brandschatzte die Klöster und Besitzungen der Dominikaner, griff ihre hohen Geistlichen auf, hielt sie gefangen, bis sie sich ausgelöst hatten, und schlug die Schirmvögte so wie alles, was den Dominikanern Beistand leistete. Sein Anhang wuchs mit jedem Tage, viele junge Ritter unterordneten sich seinen Befehlen und alles herrenlose Reitervolk strömte ihm zu, angelockt von der Aussicht auf reiche Beute. —

„Nun, hochwürdiger Herr!" fragte Hohenwart den Abt, „der große, der weise Mann — seht ihr, wie er euch zu Grunde richtet? — Geduldig müßt ihr zusehen, wie ein Räuber eure Klöster und Domänen ver-

wüßtet, und könnt nicht einmal gegen ihn predigen. Eure Flüche und Verwünschungen würden verlacht werden. Was wollt ihr ferner noch mit Bann und Scheiterhaufen ausrichten? Das ist etwas Altes schon, an das man sich gewöhnt hat. Aber die Carmeliter schrecken jetzt mit Fürsten-Geister-Erscheinungen, das ist neu und abenteuerlich, das begeistert das Landvolk und macht den niederen Adel und die Zünfte schwärmen für die unschuldig verfolgte, tiefgekränkte Tochter des Prinzen Heinrich."

Der fromme Abt erwiederte: „Und werde ich auch anscheinend jetzt zu Grunde gerichtet, er wird mich wieder empor heben und meine Macht mir siebenfach wieder erstatten. Alles schreit und zeugt wider ihn, als sei er ein gemeiner Betrüger, doch mein Vertrauen weicht und wankt nicht. Ich weiß, er stellt mich nur auf die Probe, ob ich ihm vertraue, und ist die Prüfung überstanden, hat sich mein Glaube treu und felsenfest bewähret, so wird er wieder erscheinen und zum Lohne empfange ich die Weihe —"

„Welche Weihe?" fragte Hohenwart.

Aber der fromme Herr schwieg betroffen, denn fast hätte er den heiligen Eid verletzt, welcher den Söhnen des dreimal großen Hermes die Zunge bindet. —

Indessen durfte Hohenwart nicht länger müssig sein und brach in Begleitung seines jüngsten Sohnes Richard mit ansehnlicher Macht nach dem Ordensheim auf, während Edmund und Philipp mit den Rittern des Königs und vieler Reisiger auszogen, um Udo aufzusuchen, der bald hier, bald dort war und Feindseligkeiten ausübte gegen alles, was sich ihm widersetzte.

Folgendes Schreiben erhielt Melita von den Söhnen des dreimal großen Hermes:

„Regina! Der Orden hat gethan, was er vermochte, und alles wäre nach Wunsch gelungen, ohne Herrn Udo von Uchtenhayn, welcher nie die Zeit abwarten kann. Es war veranstaltet, daß im selben Augenblicke, wo deine Feinde ihr Letztes und Aeußerstes an dir thaten und ihr Arsenal von Gift und Gaukelei erschöpft war; im Augenblicke, wo der Spruch des geistlichen Gerichts im Dome an deinem Bildniß vollstreckt ward: eine Gestalt, ähnlich der deines Vaters und in einer Rüstung wie die seine, der Königsgruft entstieg, um ihren Handschuh für dich hinzuwerfen. Und auf dieses Zeichen wollte der gesammte hohe Adel sich erheben und ein Gleiches thun. So sollten deine geistlichen und weltlichen Feinde auf einen Streich entwaffnet und gelähmt werden. Herr Udo von

Uchtenhaun aber erhob ſich ſchon bei der dritten Vorladung, und er ganz allein warf ſeinen Handſchuh für dich hin und ſagte ſich los vom König Philipp, unter lauter Mißbilligung des Adels und der ganzen verſammelten Menge. Herr Ulo iſt freilich ein hoher, aber keineswegs ein mächtiger Herr; auch iſt er noch ſehr jung und es gereicht ihm nicht zur Ehre, vor greiſen und erfahrenen Rittern dermaßen ſich hervor zu thun. Es verdroß die mächtigen alten Herren, daß er allein ſich zu deinem Ritter aufwarf und daß er die allgemeine Sache zu der ſeinen machte. Unmöglich konnten ſie einem Beiſpiel folgen, welches er allen geben zu wollen ſchien, und ſomit traten alleſammt zurück.

Wir waren es freilich, die in jener Nacht, wo du aus dem St. Annenkloſter zu den Carmeliten von St. Aegidii ſtohſt, dieſen Ritter dir zu Hülfe ſandten, weil er damals zu unſerem Orden gehörte und ſeine Stammburg dem St. Annenkloſter zunächſt liegt, ſo daß er dir jederzeit zu Dienſte ſein konnte. Seitdem aber hat er ſich zu deinem Ritter aufgeworfen, und das Pfand, welches er aufzeigt, ſtellt außer Zweifel, daß du ihn dazu ernannt haſt. In Folge deſſen hat er uns auch den Gehorſam aufgekündigt und unſeren Orden verlaſſen.

Demnach darfſt du mit uns nicht hadern, wenn unſer wohlerſonnener Plan des erwünſchten Zieles ermangelte. Die hohen Herren insgeſammt ſind bereit, dir zu huldigen, ſobald du einen Aufruf an ſie erläßt, doch können ſie nicht für dich wirken, wenn dein Ritter, den beſonderen Befehlen gemäß, die er von dir erhalt, ihre Plane ſtört.

Wahre den Todtenſtern, denn dahin zieht ſich jetzt der Krieg, nicht nach der Hauptſtadt, und Hohenwart ſteht mit einem anſehnlichen Belagerungsheer zum Aufbruch bereit. —

Die Söhne des Hermes Trismegiſtos.“

Melita ließ den Boten rufen, der dieſes Schreiben ihr überbracht, und ein welker Greis mit langem, ſchneeweißem Barte, die hageren Glieder in einen ſchwarzen, faltigen Talar gehüllt, trat ein.

Melita ſtieß bei ſeinem Anblick einen Laut der Ueberraſchung aus. „Doctor Alguazara! mein Freund! mein Retter!“

Der Greis war tief bewegt. „Ja, meine holde Königin, dein Freund! der für dich that, was er vermochte. Es war meine letzte und meine letzte Arbeit. Ach, wäre ſie gelungen! Mit ihr iſt meine Lebensrolle ausgeſpielt.

„Und weshalb wäre ſie nicht gelungen? Was du für mich gethan, geſchah auch für den Ruhm und die Tugenden meiner Ahnen und zur Ehre der Wahrheit und des Rechtes. Solche Saat geht erſt in Zukunft

auf und einer vermag nicht alles. Die Vorsehung, die dich mir sandte, wird auch andere noch für mich wecken, und was du begonnen hast, werden sie vollenden."

„Du kennst die Welt noch nicht, Regina; ich fürchte." —

Melita entfernte ihre Frauen, dann wandte sie sich wieder zu dem Greise und sprach: „Ich bin zu jung, um schon die Welt zu kennen, doch habe ich die Schriften meiner Ahnen wohl beherzigt, und dein Orden, Doctor, in welchem nur die Weisheit grauer Haare herrschen soll, ist auch nicht allwissend."

„Eben so wenig wie allmächtig."

„Er schmäht einen Ritter, der, wie ich ihn kenne, es nicht verdient."

„Gedenke nicht des Unwürdigen, der wie ein Räuber das Land durchstreift und Klöster und Kirchen plündert. Das ist das Ritterthum, welches er in deinem Namen übt."

„Wär's möglich? — Nun, so ist Einer wie Alle, und auch dem Orden thut mir Unrecht, weil er mir zumuthet, dergleichen könne auf meinen Befehl geschehen. Aber die Weisheit meines Urgroßvaters geht in Erfüllung: Verwegene Abenteurer werden mich als Werkzeug ihres Ehrgeizes mißbrauchen und hochfahrende Macht mich als Beute betrachten, die sie einander mißgönnen und streitig machen. — Ich habe die hohen Herren nicht aufgefordert, mir beizustehen; sie ließen ihren Dienst durch deinen Orden mir antragen. Wer seid ihr Hermes-Söhne? Kenne ich euch? Ihr seid Unbekannte, die im Verborgenen wirken. An Ungewisse gab ich mein Versprechen und dennoch habe ich treu meine Zusage gehalten. Ich habe jeden Einzeldienst verschmäht und die Ungeduldigen auf den Allerseelentag vertröstet, wo in der Hauptstadt alles sich für mich erheben würde. Man hat mir nicht entdeckt, was geschehen würde; man hat meine Einwilligung nicht verlangt. Blindlings vertraute ich mich der Weisheit grauer Haare und dem Ehr- und Rechtsgefühl alter mächtiger Herren an. Und siehe! mit einem Male ziehen sich die hohen Herren zurück, lassen mir sagen, was sie hätten thun können und nicht thun wollten, und dein Orden zeiht mich eines Wortbruchs, um ihre Treulosigkeit zu beschönigen, während mein Todfeind mit seiner ganzen Macht im Anzuge ist."

„Und das sagst du so milde und gelassen, als wäre jedes Schicksal dir willkommen, wenn nur die Weisheitssprüche deiner Ahnen in Erfüllung gehen?"

„Ich stehe in Gottes Hand. Eine Vorsehung lebt und will, daß Recht und Wahrheit siegen. Vielleicht bin ich ausersehen, sie zum Sieg

zu führen; wo nicht, gehöre ich zu den Vielen, die für Wahrheit und Recht leiden und ſterben müſſen. Welches Loos mir auch beſchieden iſt, ich werde es in Demuth hinnehmen und zu Ende führen.“

„Beharre in deiner Zuverſicht, bei dieſem Muth der Unſchuld, und du wirſt ſiegen!“ rief der Greis. „Mein altes Auge weilt mit Entzücken auf deiner lieblichen Geſtalt, nicht umſonſt iſt die Königin ein Eremitenpflegekind. Mit Wonne trinkt mein Ohr die Silberlaute deiner Stimme, jedes deiner Worte verräth die zur Königin Geborne. Wer wäre wohl zum Sieg berufen, wenn du es nicht biſt!“

Es war keine Zeit mehr, Streitkräfte zu ſammeln. Melita war genöthigt, ihre Landereien Preis zu geben und nur auf Vertheidigung der Burg bedacht zu ſein. Die ſtreitbaren Jünglinge und Männer wurden aufgerufen, die Beſatzung zu verſtärken, und die übrigen Bewohner flüchteten ſich mit ihren Heerden und Vorräthen tiefer in die Berge.

Mit einem Heere, ſtark genug, die mächtigſten Vaſallen zu erdrücken, langte Hohenwart ohne Schwierigkeiten vor der Burg an, bezog ein feſtes Lager, ſchloß die Burg eng ein und dehnte ſeine Stellung ſo weit aus, daß ſelbſt die unterirdiſchen Gänge nicht benutzt werden konnten. Gemächlich fing er ſeine Belagerungsarbeiten an, während es in der Burg an Kriegsmaſchinen fehlte, die feindlichen Bollwerke wieder zu zertrümmern. Auch den Bergſtrom, welcher die Mauern des Todtenſteins umſpülte, ließ er abgraben und in ein anderes Bette lenken, und dieſe Arbeit ging mit unbegreiflicher Schnelligkeit von Statten. Nach wenig Tagen ſchon waren die Mauergräben trocken und nur die regneriſche Jahreszeit konnte den Todtenſtein jetzt vor Waſſermangel ſchützen.

Im Uebrigen verrieth alles einen ſorgloſen Feind, der im Vertrauen auf ſeine Uebermacht mit den ungeübten Berghirten und der jungfräulichen Burgherrin ein leichtes Spiel zu haben glaubte.

Eines Nachts jedoch wirbelten alle Trommeln und ſchmetterten alle Trompeten im ganzen feindlichen Lager. Unruhig wimmelte und wogte alles durcheinander und entfernte ſich von der Burg, um einem äußeren Angriff Stand zu halten, der von allen Seiten geſchah, wie aus dem Kampfgetöſe zu vermuthen war, während auch die Maſſen bald hierhin, bald dorthin zogen und ihre Kräfte bald auf dieſem, bald auf einem anderen Punkte ſammelten, von wo die meiſte Gefahr zu drohen ſchien. Wer die Angreifenden waren, was ſie unternahmen und ob ſie Fortſchritte machten oder nicht, ließ ſich bei nächtlichem Dunkel nicht unterſcheiden. Gewiß

aber mußte es eine ansehnliche Macht sein, welche solches Schrecken und Bestürzung unter einem so großen Belagerungsheere verbreitete.

In der Burg stand alles jubelnd und jauchzend auf den Mauern und auch Melita zeigte sich, gefolgt von ihren Frauen, und sprach zu ihren Streitern: »Das sind die hohen und mächtigen Herren, die endlich dem Rufe der Pflicht und Ehre folgen. Ihren vereinten Kräften muß Hohenwart mit seiner ganzen Macht erliegen. Die Belagerer sind jetzt die Belagerten. Unter diesen Mauern, gegen deren Bewohner er sich so schwer versündigt hat, ereilt ihn die Vergeltung. Wie durften sie auch länger zögern, die hohen Herren, mir zu Hulfe zu kommen, da sie bei Lebzeiten des Prinzen Heinrich in Schimpfspielen und mit stumpfen Waffen schon Leib und Leben wagten, um einen Dank aus den schönen Händen des stillen Fräuleins zu empfangen oder um ihren holden Lippen ein gnädiges Lächeln abzugewinnen!«

Gegen Morgen indessen verlor sich das Kampfgetöse und die Belagerer kehrten rüstig zu ihren Arbeiten zurück. Zwar wiederholte sich in der folgenden Nacht derselbe Kriegeslärm; die feindlichen Bewegungen waren jedoch schon bei weitem sicherer und geordneter, und es schien, als ob die Kräfte der Angreifenden nicht so hoch anzuschlagen waren, als man gestern vermuthen durfte. So ging das fort, Nacht für Nacht, und es wurde immer einleuchtender, daß die Angreifenden nichts weiter im Schilde führten, als die Belagerer zu necken und ihnen, wenn sie Tages über von den Schanzarbeiten ermüdet waren, die Nachtruhe streitig zu machen. Dem zu begegnen war ein Leichtes, indem die verschiedenen Heeresabtheilungen in Arbeit und Gefecht, Schlaf und Erholung sich ablösten, und so kehrten die Belagerer bald wieder zu ihrer früheren Zuversicht und Sorglosigkeit zurück.

Endlich hörten auch die Angriffe auf und zwei Nächte blieb alles still. In der dritten Nacht jedoch erhob sich bei stiller Luft und reinem Himmel ein fernes Rauschen und Brausen. Plätschernd füllten sich die Mauergräben wieder, das Wasser trat über die Ufer und überschwemmte die ganze Ebene vor der Burg. Es war der Bergstrom, der sich sein altes Bette gewaltsam wieder aufgewühlt hatte, und Melita sprach zu den Kriegern auf der Mauer:

»Das ist der Gruß vom Heiligenberge, der uns die Gewässer zu Hulfe sendet. — Nachdem diese Gegend seit Jahrhunderten keinen Feind gesehen, ist er der Einzige, der dieses Vertheidigungsmittel kennt und die Quellen und Bäche zu dämmen und die angeschwollenen Wasser wieder

loszulassen weiß. Es war gewiß eine schwierige Arbeit für viele tausend Hände!"

Die Krieger auf den Zinnen brachen in ein lautes Freudengeschrei aus. Zu gleicher Zeit sah man ringsum am Horizont kleine Flämmchen in die Höhe steigen und wieder sinken.

„Auch das ist mein lieber, frommer Pflegevater," rief Melita, „der trotz all seinem Beten und Büßen heute Krieg führt wie der beste Feldherr und Ritter. Die Flämmchen, die auf und nieder tanzen, sind brennende Pechkränze aus den Schleudern der Berghirten, um zu entdecken, auf welche Höhen der Feind sich vor dem Wasser geflüchtet und ihm dorthin einen Hagel von Steinen zuzusenden. Die Schleuder in der geübten Hand des Bergbewohners ist keine verächtliche Waffe. Nicht Grafen noch Ritter, nicht Reuter noch Fußknechte: das Landvolk rettet die Königin, und wie David den Goliath schlug, so gewinnt es der Hirt über den Ritter."

„Dort nach der Heerstraße zu kämpft Reiterei für uns," rief der Schloßhauptmann Gottschalk, ein alter Graubart, der schon unter Herrn Theobald als Knappe gedient.

In der That, so viel sich bei nächtlichem Dunkel erkennen ließ, machte eine Reiterschaar zu wiederholten Malen verzweifelte Angriffe auf die dichten und gewaltigen Massen des Fußvolks, und da nach der ersten Ueberraschung das Treffen sich wieder zu ordnen anfing, sammelte der Feind seine besten Streitkräfte wieder der Heerstraße zu, als entspönne sich dort der entscheidende Kampf. Hin und her im nächtlichen Dunkel wogte das Getümmel, wogten die Massen. Endlich verwandelte sich das ferne, dumpfe Kampfgetöse in hellen Siegesruf, der immer näher kam.

Eine Reiterschaar, welche die feindlichen Glieder durchbrochen, zog langsam in geschlossenen Gliedern durch die Wasser auf der Ebene der Burg zu, unverfolgt von dem hundertfach überlegenen Feinde. Glückwünsche und Siegesruf begrüßte sie von den Zinnen.

Dicht vor der Burg hielt die Reiterschaar an und eine Heldenstimme erhob sich: „Heil dir, Königin! Ich komme mit Sieg und Hülfe. Im Namen des Perlenschädels mit dem Hermannkreuz darüber, öffne die Thore."

Melita erblaßte und faltete die zarten kleinen Hände. „Das ist Udo," dachte sie, „der meinen Namen mißbraucht zu Raubthaten. Darf ich mich und meine Burg in die Hände solch eines Abenteurers geben?"

Der Schloßhauptmann sah ihre Bewegung und sprach: „Königin, laß nicht öffnen, wofern du nicht ganz sicher bist. Dein Heil überwiegt tausende von Leben; mögen immerhin Roß und Reiter dort im Wasser faulen."

Auch der Doctor Alguarara trat zu ihr. „Oeffne nicht, Regina! Du haſt es mit einem ſchlangenklugen Feinde zu thun, deſſen Hinterliſt gefährlicher iſt als ſeine Macht, vor der alles zittert. Traue mir und meiner Erfahrung, denn ich kenne Hohenwart. Dies iſt eine Kriegesliſt und nichts weiter. Schau' doch, wie ſicher und ruhig dieſe geringe Schaar vor deinen Thoren hält, als habe ſie nichts von einer hundertfachen Uebermacht zu beſorgen, die ſie von allen Seiten einſchließt, und ſich nur zuſammen zu ziehen braucht, um ſie zu erdrücken. Jener Kampf an der Heerſtraße war wohl nur ein Scheingefecht, was in der Dunkelheit niemand von hier aus zu unterſcheiden vermochte. Dieſes Häuflein hat ſich wohl zum Scheine nur durchgeſchlagen und mögte, wie du öffnen läßt, Thor und Brücken beſetzen, während alles Uebrige nachrückt."

„Ihr ſeid Greiſe," erwiederte Melita, „allein ihr redet wie die Kinder. Soll ich, während das Volk für mich aufſteht und die Elemente mir zu Hülfe geſendet werden, aus Aengſtlichkeit und Mißtrauen eine ganze Schaar der Meinigen dem Verderben überlaſſen? — Der Ritter, der Einlaß begehrt, hat ſich mir zu erkennen gegeben. Oeffnet ihm die Thore und laßt die Brücken fallen. Sein Vater und ſeine Brüder ſtarben durch Hohenwart; er wird es nicht mit ihm halten."

Unter Freudengeſchrei und Jauchzen zog die Schaar in die Burg ein. Voran die Gemeinen, die Ritter, wie ſich's ziemte, waren die Letzten aus dem Felde. Dienſtbar eilte ihnen alles entgegen, die Pferde wurden untergebracht und lange Tiſche gedeckt und mit Lebensmitteln beladen. Melita ließ die Ritter vor ſich kommen. Sie trugen ſämmtlich koſtbare Rüſtungen und hatten ſich nach Ritterbrauch zur Schlacht geſchmückt wie zum Feſte, aber ihre Helmbüſche und Feldbinden waren zerrauft und ihre Wappenſtücke voll Beulen, Staub und Blut.

„Tritt näher, Ulo von Uchtenhayn!" gebot Melita. „Ich weiß nicht, ſoll ich dich rühmen oder ſchelten, dir zürnen oder danken. Du haſt mich ſehr unglücklich gemacht und retteſt mich wieder."

Ulo kniete nieder und legte ſein Schwert zu ihren Füßen. „Wenn ich gefehlt habe, meine Königin, ſo liege hier mein Schwert; ich bin dein Gefangener."

„Steh' auf, wenn du glaubſt, dich rechtfertigen zu können."

Ulo erhob ſich.

„Wie ich höre, giebſt du dich für meinen Ritter aus?"

„Ja, denn dazu haſt du mich ernannt."

„Davon weiß ich nichts."

„Deine Worte lauteten: Sei ferner mein Schutz und mein Hort,

zum Pfande gebe ich dir das einzige Kleinod, was ich trug, als man mich raubte. — Und eine Kostbarkeit, unschätzbar an Werth, unschätzbar durch künstliche Arbeit unschätzbar, weil meine holde junge Königin sie von ihrem Herzen nahm, um sie in den Staub mir hinzuwerfen, verrieth mir, wer du seist und lehrte mein ganzes Glück mich kennen. Diese Kostbarkeit trage ich seitdem auf meinem Herzen und liebkose sie nach jeder Schlacht und jedem Siege mit bangen Herzschlägen: Ob ich würdig bin, dein Ritter zu sein?"

„Du bist sehr höflich! Vor lauter Höflichkeit schiebst du alle Schuld auf deine Königin. Wenn ich nun aber auch nur höflich war und mit meinen Worten und meiner Gabe nichts weiter sagen wollte, als was jede andere Dame gesagt haben würde, hätte sie einen Dienst von dir empfangen, wie ich?"

„Was du sagst, sagt immer die Königin und Königswort bleibt Königswort. Wolltest du aber auch nur scherzen und höflich sein, so mußte ich dennoch blutigen Ernst daraus machen; denn ich habe meinen Vater und meine Brüder zu rächen, welche für dich starben."

„Graf Udo von Lichtenbaum! Ich habe keinen Scherz mit dir getrieben, als ich dich zu meinem Ritter ernannte; wohl aber war ich unvorsichtig und werde künftig besser haushalten wissen mit meiner Gnade. Du hast in meinem Namen Raubthaten begangen und Kirchen und Klöster verwüstet; deine Voreiligkeit hat alle hohe Herren mit mir entzweit; dem Benehmen ist Schuld, daß Hohenwart meine Ländereien verwüstet und mich belagert hält."

„In der That, meine Königin! vor einigen Wochen nannte man mich einen Räuber. Seitdem aber hat sich manches geändert, wovon du noch keine Stunde hast, und ich heiße jetzt: der Ritter der Königin. Weise! Der niedere Adel und alles Landvolk ist für dich, in den Städten sind die Zünfte und Gewerke auf deiner Seite und nur die Patrizier und Kaufleute sind zweideutig und träge und halten es heimlich noch mit dem hohen Adel und der Geistlichkeit. Hier stehen vierundzwanzig edle Herren, die unter meinem Befehle bereit sind, für dich in den Tod zu gehen. Sie werden bezeugen, daß ich die Wahrheit rede und dir nichts verhehle. Als Ritter der Königin mußte ich gerade und offen handeln und durfte mich mit Heimlichkeiten und Verschwörungen nicht befassen, auf die Gefahr hin, ein Räuber zu heißen. Ich verließ daher einen Orden, der nur im Verborgenen für dich wirken wollte. — Weil die Dominikaner mit Flüchen und Verwünschungen dich verfolgten, sagte ich, als gebietender Graf und Herr, ihnen offene Fehde an und nannte mich „deinen Ritter". — Weil

ein geistliches Gericht dich zum Feuertod verurtheilen wollte, warf ich meinen Handschuh hin zum Gotteskampf, auf daß Gott richte zwischen Königin und Kirche. Als dein Ritter war dieses meine Pflicht und daß ich sie übte, darf niemand mir verargen. — Aber die hohen Herren fühlten sich zurückgesetzt, weil sie desgleichen thun wollten und nunmehr unterließen. — Hatte ich Unrecht; warum wollten sie desgleichen thun? Hatte ich aber Recht; warum unterließen sie es nachdem? zumal sie ein Gaukelspiel veranlaßt hatten, um durch die heilige Gestalt eines längst verstorbenen heldenmüthigen Königssohnes das erlahmte Ehrgefühl des Adels aus seinem Todesschlummer wach zu rütteln? — Ich darf nicht läugnen, daß dieses Gaukelspiel und ihr plötzliches Stillesitzen — weil ich nun auftrat und die Dominikaner züchtigte — mir sehr zu Statten kam. — Zum Kriege braucht man Geld, und was man durch Ueberfälle erraffen kann, ist ja ein Geringes nur von dem, was man schlau und bedachtsam lange Jahre hindurch von Fürst und Volk und Adel zu erpressen weiß. Indessen ließ man mich hausen, wie ich wollte; niemand trat mir in den Weg, niemand mischte sich drein, um seinen Antheil zu verlangen; willig überließ man mir die ganze Erndte und begnügte sich, mich einen Räuber zu schelten, während ich überall die beste Aufnahme fand, mein Anhang täglich wuchs und meine Kräfte stündlich sich vermehrten. — Zu spät erfuhr ich leider, daß Hohenwart nach dem Todtenstein aufgebrochen sei. Ich machte mich auf, ihn zu verfolgen. Wohin ich kam, war er vorüber, und ehe ich ihn einholen konnte, hatte er sich in den Bergen hier schon festgesetzt. — Die hohen Herren hatten feige dich verlassen. Du bist ihre Königin, sie sind dir Dienst und Beistand schuldig; unter welchem Vorwande versagten sie dir Beides? — Weil du bereits einen Ritter hattest, der deine Feinde schlug? — Sprich, Königin! was hast du von solchen Freunden zu hoffen; was können sie dir nützen, zumal sie hohen Werth auf ihre Dienste legen und gewohnt sind, sich ihre Hülfe theuer bezahlen zu lassen? — Mögen sie aus dem Spiele bleiben; denn ein langer Friede hat sie verweichlicht und Hohenwarts Staatsklugheit sie zu unterhandlungssüchtigen Schwätzern gemacht. Sie werden bald erfahren, daß ihre Macht nur noch Bequemlichkeit und Herkommen ist. — Wie aber soll ich dir den treuen Zorn des Adels hier in den Bergen schildern? Königin! wer dich einmal gesehen, einmal deine schmelzende Stimme gehört hat, ist dein für immer. Für ihn giebt's keine größere Qual, als still zu sitzen, wenn du in Gefahr bist. Edle Greise mit Thränen in den Augen beklagten sich über dem Mißtrauen, hitzige junge Ritter nennen dich laut eine Eremitenpflegetochter, welche Engel mit flammenden Schwertern vom Himmel

zu ihrem Schutze begehrt und die redlichen irdischen Flammberge in ihren Händen verachtet. Du hast allen Verstand abgesagt, ließest Hohenwart ungehindert bis an den Todtenstein vorrücken und hast alle vertröstet auf das, was am Tage aller Seelen in der Hauptstadt sich begeben würde. Was begab sich dort? Die Erscheinung deines Vaters! Das ist alles." —

„Mäßige dich, Ilde!" unterbrach ihn Melita, „ich weiß, warum ich es that."

„Fern ist es von mir, die Königin eines Unrechts zu zeihen, doch bin ich ihr die Wahrheit schuldig.

„Ehe ich noch etwas gegen Hohenwart unternehmen konnte, hörte ich, daß auch Edmund und Philipp mit aller Reiterei im Anzug waren. Ich wandte mich, um die Vereinigung mit ihrem Vater zu hindern. Zuerst stieß ich auf Edmund und schlug ihn. Nacht, Sturm und Ungewitter hinderten mich, meinen Sieg zu verfolgen. Nach wenig Tagen trafen wir uns wieder. Er hatte sich mit seinem Bruder Philipp vereint und im Vertrauen auf seine Uebermacht bot er mir die Schlacht. Wie er sich gehalten hat, mögen meine Ritter sagen. Er nahm feige die Flucht und ließ seinen Bruder, umringt von unseren Schaaren, auf dem Felde. Philipp hat sich brav gehalten, er verschmähte, sich zu ergeben und wehrte sich bis auf den letzten Athemzug. Hier, Herr Hans von Dornwart, erschlug ihn mit der Streitart und rächte einen meiner Brüder, — meinen Vater habe ich selbst gerächt."

„Philipp von Hohenwart ist gefallen?" fragte Melita erstaunt.

„Ja, und so eben auch Graf Eberhard! Du wirst hören. — Endlich konnte ich mich wieder hieher wenden und es war hohe Zeit. Der Muth deiner Bergvölker ließ sich nicht mehr zähmen; der Eremit vom Heiligenberge führt sie an, ein Crucifix ist seine Wehr und Waffe, und auf sein Wort stürzen sie blindlings in den Tod. Die Wasser alle zu schützen und in ein Bette zu leiten, war eine Riesenarbeit. Sie vollbrachten es und niemand ermüdete, niemand konnte die Zeit erwarten, darauf loszuschlagen. — Anfangs neckte ich nur den Feind, um ihn in Ungewißheit über meine Macht zu lassen; dann feierten wir zwei Tage lang und schwelgten in Siegeshoffnungen. Wir glaubten ganz gewiß, mit Hulfe des Wassers Hohenwarts Lager zu zersprengen und morgen dich als Herrin deiner freien Ländereien zu begrüßen. — Wer aber kann in die Zukunft schauen? Wer konnte ahnen, daß gerade im entscheidenden Augenblicke, wo der ermüdete Feind an allen Punkten zu wanken anfing, Edmund mit bedeutender Verstärkung seinem Vater zu Hulfe kommen würde? — Mit diesem geringen Häuflein — allem der Kern meiner Streiter — hatte ich

von der Heerstraße aus den Hauptpunkt des Lagers erstürmt. Die Begeisterung der Edlen und die Aufopferungslust der Völker hatten auch mich ergriffen, daß ich, aller Vorsicht baar, in die dichtesten Haufen eindrang, die Hohenwart gegen mich zusammen zog. Da fuhrte mein Unstern — zu keiner ungelegenern Zeit konnte er kommen — Edmund herbei, und er warf sich zwischen mich und meine Schaaren. Gegen seine Reiter, die frisch in's Treffen kamen, konnten meine müden Streiter wenig ausrichten. Ich war von allen Seiten umringt und mußte auf Leben und Tod jetzt das Fußvolk durchbrechen, um die Burg zu gewinnen. In diesem tollen Kampfe stieß ich auf Hohenwart selbst, und schlug ihn vom Pferde. Das entschied. Alles schaarte sich um den gefallenen Feldherrn und wir bekamen Luft. Der Feind war so bestürzt, daß er nicht mehr daran dachte, uns zu verfolgen. Wir sammelten uns wieder, schlossen unsere Glieder und zogen langsam auf diese Burg. — Wild und wundersam sind Kriegesschicksale. Ich verliere eine Schlacht im selben Augenblicke, wo ich sie gewonnen hatte. Im selben Augenblicke, wo ich von den Meinigen getrennt bin, erschlage ich den feindlichen Feldherrn. — Wer gesiegt und wer verloren hat, wird die Morgensonne entscheiden!" —

„Graf Eberhard von Hohenwart ist gefallen?" fragte Melita.

„Ja! mit dem Schwerte, was zu deinen Füßen liegt, habe ich ihm den Schädel so gespalten, daß er wohl schwerlich seinen falschen König wieder sieht."

„Mit Grauen erfüllt mich deine blutige Kunde," sprach Melita, „und laßt mich nicht zum Triumphiren kommen. Graf Eberhard gefallen und der tapfere Philipp: — ich werde mehr Zeit brauchen, an deine Siege mich zu gewöhnen, als du bedurftest, sie mir zu erringen. — Nimm dein Schwert auf, es liegt nicht an seinem Platze. Ich habe mich nicht getauscht, indem ich dich zu meinem Ritter ernannte und als solchen bewillkommne ich dich auf meiner Burg und, wie es dir gebührt, lege ich mein Schicksal und das der Meinen in deine Hände. Du wirst von dieser Stunde an den Befehl hier führen. Strafbar aber bist du immer, du hast mir nicht ein einziges Mal Botschaft gesendet."

„Wie konnte ich? Als ich noch Kräfte sammeln mußte, war ich ein Flüchtling; nachdem warst du belagert."

„Du hattest fragen können, wie es hier stehe, und nach diesem oder jenem meiner Wünsche. Aber auch ich will nicht zürnen, wenn du nachsichtig sein willst, und wenn du Verdienste würdigen kannst, die andere sich um mich erwarben, will auch ich deine Siege nach ihrem Werthe schätzen."

„Meine Königin, zweifelst du an meiner völligen Ergebenheit?“

„Hier steht der Doctor Alquarara, ein Arzt. — Einer meiner Väter, König Christian der Weise, sprach einst zu einem deiner Ahnen, dem berühmten Wolf von Uchtenhayn, welcher mit einem Arzte haderte: „Du tödtest meine Feinde, und er erhält mich und die Meinen bei Leben und Gesundheit; du schlägst Wunden, und er heilt sie; darum seid ihr mir Beide lieb und werth, und ich wünsche, daß ihr Freunde werdet und einer die Verdienste des anderen schätzet.“ — Du strecktest für mich mit blanken Waffen; er ist Meister eines Ordens, welcher im Verborgenen für mich wirkt. Du nennst ein Gaukelspiel, was er ersann, um meine geistlichen Feinde zu stürzen, und es kam dir sehr zu statten, als du die Dominikaner ausbeutetest. Du hast Hohenwart geschlagen, er den Abt Bernhard. Nach meinem Ermessen habt ihr Beide gleich viel für mich gethan, und ich wünsche, daß ihr Freunde seid und eure Verdienste um mich gegenseitig würdigt.“

Mit ritterlichem Gehorsam wandte sich Udo an den Greis: „Herr Doctor! Wir sehen uns heute zum ersten Male; aber wer ihr auch sein mögt, und euch gelte gleich viel wer ich bin, wir leben und sterben für unsere Königin. Reicht mir eure Hand eben so freudig, wie ich euch die meine biete, weil wir uns glücklich schätzen und stolz sein dürfen, dieser Königin zu dienen.“

Ehrerbietig schlug der Doctor ein und sprach: „Stolz und glücklich macht mich die Freundschaft eines jungen Helden, wenn ich sie auch nicht verdient habe; denn ich schenkte den Gerüchten Glauben, welche Uebelwollende verbreiteten, und hinterbrachte sie der Königin. Ja, mein hoher Herr, ich bekenne mein Unrecht. Eure Freundschaft nehme ich an als ein Gnadengeschenk unserer holdseligen Königin. Sie allein kann solche Gaben spenden.“

„Jetzt“, rief Melita, „sollen die Zimmer erleuchtet werden und Freudenfeuer auf allen Thürmen lodern, den Eurigen zum Zeichen, daß ihr in Sicherheit seid, und weil ich mich freue, so viel edle und treue Sieger auf meiner Burg zu bewirthen.“

Die Ritter stießen klirrend ihre Wappenstücke aneinander und riefen ihrer jungfräulichen Königin Heil, die bei so viel Jugend und Schönheit auch eine so milde Weisheit verrieth.

„Edmund!“ seufzte Graf Eberhard, „der Raufbold hat mich übel zugerichtet; ich sterbe! — Höre mich an, denn ich habe dir viel zu sagen und mein Tod wird dir von großem Nutzen sein!“

„O mein Vater!“ —

„Spare deine kindlichen Thränen bis zu einer gelegneren Stunde; denn ich leide sehr und das Reden wird mir sauer. Ich sterbe in einer Zeit, wo alles wankt und losläßt und kein Ausgang zu ermessen ist. Mein Tod ist für den König ein unersetzlicher Verlust. Nachdem die Dominikaner für den Augenblick gelähmt sind, fällt hier auch seine zweite Stütze; sein Spiel ist so gut wie verloren. Du aber, Edmund, mußt die Schwankungen der Zeit benutzen, um das Werk, was deine Väter kühn begonnen und was ich glorreich fortgesetzt, endlich zu vollenden. — Nach meinem Dahinscheiden bist du Herr, du kannst abgehen von der Bahn, die ich verfolgte, und einen neuen zeitgemäßeren Weg betreten. Zwischen dir und deiner Krone stehen zwei Jungfrauen; du wirst diejenige erwählen, auf deren Seite sich der Sieg neigt.“

„Wie, mein Vater? Ich soll mich für die Todtensteinerin erklären?“

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht! — Ich habe die Sache des Königs zu der meinigen gemacht und habe mir fürstliche Besitzungen und Reichthümer erworben; ich darf von meinem Panier nicht wieder abgehen. Ganz anders aber ist es, wenn ich nicht mehr bin, ich, der Gefürchtete und Verhaßte; dann wird sich alles für die Todtensteinerin erheben, und langwierige blutige Kämpfe stehen bevor, deren Ausgang zweifelhaft ist. Dich aber fesseln dann keine ehrfurchtsvollen Rücksichten und Kindespflichten mehr. Du erbst meine Reichthümer ohne den Haß, der darauf ruht; du trägst meinen Namen, ohne für meine Thaten verantwortlich zu sein, und meine Verbindlichkeiten sind keine mehr für dich. Dann verläugne immer auch deinen todten Vater. Sei du gerecht, wenn er Unrecht that; sei du weise, wo er Gewalt übte, und wo er das blinde Werkzeug eines Thronräubers war; sei du der milde Schiedsrichter über die Ansprüche beider Königstöchter, der gerechte Vermittler ihrer Zwistigkeiten, der Friedengeber des Landes, der Abgott des Adels und des Volkes. Du hast dann alle Macht in Händen und kannst verfügen über die Krone.“

„Isalde war mir von Kindheit an bestimmt, wir erwuchsen mit einander für die Krone.“

„Aber wenn sie diese Krone verliert, willst du alsdann den Liebesritter machen, dessen unerschütterliche Treue Mitleid einflößt? — Möge dein Blut dir sagen, was du deinen Vätern schuldig bist, und verschwende nicht die Macht und Hoheit, die du von ihnen erbst, an deinen Neigungen und Wünschen. Es giebt Menschen, welche niemals wahrnehmen, daß sie in einer wirklichen Welt leben und die in keiner Wirklichkeit sich zurecht finden, weil sie ihre Träume und Hirngespinnste mit Macht und

Größe vermischen. Zu ihnen darfst du nicht gehören, Edmund, wenn du nach der Krone trachtest; denn es giebt nichts Wirklicheres in der ganzen Wirklichkeit als eine Krone. — Sei König, Edmund, aber kein Abenteurer; Könige herrschen, Abenteurer wagen. Herrschen heißt nicht: das Oberste zu unterst kehren und einreißen, um wieder aufzubauen. Herrschen heißt Hand in Hand mit den Ereignissen gehen und geschehen lassen, was geschehen muß. Du bist jung, Edmund! — Spätere Jahre werden das Zarte und Zierliche von deinem Körper abstreifen und ihm Maße und Breite dafür geben. Eben so auch wird dein Geist in reiferem Alter seine zierlichen Wünsche und zärtlichen Hoffnungen aufgeben, um an Sicherheit und Derbheit zu gewinnen. Das Schicksal, was dich früh zur Macht beruft, verlangt von dir einen derben ältlichen Geist in einem jugendlich zierlichen Körper. Darum vor allen Dingen gebiete deinen Jugendtrieben Schweigen. Erndte, was deine Väter säeten, sammelten und baueten, und opfere keinem Weibe die goldene Frucht eines hundertjährigen, eisernen Strebens. — Wer sind die beiden Jungfrauen, die zwischen dir und deiner Krone stehen? — Als das stille Fräulein starb, gelobte Prinz Heinrich an ihrem Grabe, nachdem er seine einzige neugeborne Tochter „Regina“ getauft, sich nie wieder zu vermählen. Für sie wärst du bestimmt gewesen, Edmund, und sie trüge längst ihre Krone, hätte mich nicht ein einziges unglückliches Wort mit ihrem Vater entzweit, so daß andere Väter hoffnungsvoller Söhne mir den Rang abgewannen. Als die Königin starb und gleichfalls nur eine einzige Tochter hinterließ, nöthigte ich den König zu demselben Gelöbniß, damit er in einer zweiten Ehe keine männlichen Erben zeuge. So habe ich für dich gesorgt, Edmund, und bin stolz darauf. Es war kein Leichtes, alles zu unterdrücken, was sich zu gleichen Ansprüchen berechtigt glaubte. — Ich konnte mich nur durch Schrecken behaupten, mußte die grausamste Strenge üben und durfte selbst vor Unthaten mich nicht scheuen. — Jetzt wähle! Für Regina wird nach meinem Tode der ganze Adel sich erheben; für Isalde sind die Pfaffen. Jetzt sind sie schwach; doch ehe du dich versiehst, werden sie ihr Ansehen glänzend hergestellt haben. Was willst du nun thun? Die Pfaffen Regina, oder den Adel Isalden opfern? — Um seinen Thron zu befestigen, bedurfte Philipp des Beistandes der Pfaffen; allein es sind gefährliche Bundesgenossen und sie haben sich unerträglich gemacht durch ihre Anmaßungen und Erpressungen. Mit dem Adel bist du ein mächtiger, geliebter König. Die Pfaffen werden dich in Abhängigkeit zu erhalten wissen, und, ein willenloser Tyrann, wird aller Haß von ihren Unthaten auf dich fallen.“

„Wird Regina alle Verfolgungen, die ſie erlitten hat, mir verzeihen können?“

„Warum nicht? Mit den Verfolgungen war es ja ſo gar böſe nicht gemeint. Um den König beim Wort zu halten, mußte noch eine Thronerbin vorhanden ſein, deren beſſeres Recht ich nöthigenfalls auch geltend machen konnte. Jetzt, ſobald Regina in deiner Gewalt iſt (und dies ſei deine erſte That), wird Iſalde für ſie ſein, was ſie ehedem für Iſalde war: eine gefährlichere Nebenbuhlerin noch. Regina, in deinen Händen, hat die Wahl, an deiner Seite den Thron; wo nicht, den Scheiterhaufen zu beſteigen.“

„Und wie bringe ich ſie in meine Gewalt?“

„Vor allen Dingen muß der Uchtenhayner bei Seite geſchafft werden. Er iſt gefährlich und ſein abenteuerliches Ritterthum macht ihn zum Helden der Menge. Sodann — du haſt ein tüchtiges Heer beiſammen — aber Liſt geht vor Gewalt! Brauche Beides — — doch gönne mir eine kurze Rub'! — Meine Kräfte ſind erſchöpft — rufe Richard! — auch er muß mit helfen. — Ach! lebte doch Philipp noch! — Ich will euch meinen Anſchlag ſagen, ſobald ich mich erholt haben werde. —“

Graf Eberhard ſtarb. Seine Leiche blieb einige Tage auf dem Paradebette ausgeſtellt, und in einzelnen Haufen zogen die Krieger hin und her nach dem Feldherrnzelte, um ihrem gefallenen Führer fromme Ehre anzuthun.

Im Lager herrſchte die größte Unordnung. Der Schaden, den das Waſſer verurſacht, wurde nicht ausgebeſſert, die Arbeiten nicht fortgeſetzt und die Nachläſſigkeit des Feindes war ſo groß, daß Udo mittelſt der unterirdiſchen Gänge bald ſich wieder mit ſeinen Rittern und den Bergvölkern draußen in Verbindung ſetzen konnte.

Der Todtenſtein befand ſich jetzt in gutem Vertheidigungsſtand. Udo hatte ſelbſt die alten noch brauchbaren Wurfmaſchinen wieder herſtellen und auf die höchſten Thürme ſchaffen laſſen; aber der Feind ſchien an keinen Angriff mehr zu denken und auch die Kundſchafter brachten keine erhebliche Botſchaften aus dem feindlichen Lager mit.

Eines Nachts ward Udo aus dem Schlafe geweckt und Hauptmann Gottſchalk überreichte ihm ein Schreiben, welches, an einem Bolzen befeſtigt, ſo eben über die Mauer geſchoſſen war. Es lautete kurz:

„Graf Udo! Schreiber dieſes iſt weder euer Freund noch euer Feind; nur unritterliche Thaten ſollen nicht geſchehen, und der neue Graf von Hohenwart beginnt ſein Regiment noch ſchmählicher als das ſeines

Vaters war. — Wenn ihr den Zweikampf annehmt, den er euch morgen bieten wird, so iſt der dritte Trompetenſtoß, wo ihr gegen einander rennet, das Zeichen, daß hundert Ritter euch umringen und niederſchlagen, während unſere Reiter ſich auf die Zugbrücke werfen und das Fußvolk, was zum Schein im Abzuge begriffen iſt, wieder Kehrt macht, um die Thore der Burg zu erſtürmen. — Ein Mißvergnügter."

Mit Erſtaunen erfüllten Ildo dieſe Zeilen, und Hochgefühle ſchwellten ſeine junge Heldenbruſt. Selbſt im feindlichen Lager hatte er Freunde, die es redlich mit ihm meinten und ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließen, während Edmund wegen ſeines unritterlichen Weſens verhaßt war. — Er forderte ihn zum Kampfe, um ihm hinterliſtige Schlingen zu legen? — Wenn auch! Ildo beſann ſich keinen Augenblick, unter jeder Bedingung und allen Gefahren zum Trotze, einen Kampf anzunehmen, der vor den ſchönen Augen ſeiner jungen Königin Statt haben ſollte. Es galt, Edmund beim erſten Anlauf zu beſiegen und die Burg wieder zu gewinnen, ehe die Verfolger mit Uebermacht ihn erreichten; und in glücklichem Selbſtvergeſſen rief er aus: „Behaupte immerhin, du habeſt aus Unerfahrenheit und von Ungefähr nur, mich zu deinem Ritter ernannt; morgen werde ich der unſchätzbaren Koſtbarkeit werth ſein, die ich auf meinem Herzen trage."

Jetzt erſt gewahrte er, daß Hauptmann Gottſchalk noch immer daſtand und ſeine Befehle erwartete. „Wackerer Hauptmann!" ſprach er, „ihr habt mir einen großen Dienſt geleiſtet, und morgen ſollt ihr Wunderdinge erleben; nur ſchweigt bis dahin und befehlt auch euren Leuten, die darum wiſſen, nichts davon laut werden zu laſſen, damit wir unſerer anbetungswürdigen Königin alle Angſt und Sorgen ſparen."

Er wollte ſich wieder zur Ruhe begeben, doch ſeine ſtolzen Hoffnungen und Glücksträume gönnten ihm keinen Schlaf.

Der Morgen graute und Ildo in voller Rüſtung ſtand auf der Mauer, emſiger als je die feindlichen Bewegungen erſpähend.

Ueber Nacht war das Lager abgebrochen worden; der Feind ſchien zur Heimkehr ſich anzuſchicken und die Beſatzung auf der Mauer erhob ſchon ein Jubelgeſchrei. — Die Leiche des Grafen Eberhard war in den Sarg gelegt, um mit ſtattlichem Trauergepränge nach der Familiengruft abgeführt zu werden, und alle Schaaren mit florumwundenen Fahnen, gedämpften Trommeln und geſenkten Waffen brachten ihrem todten Feldherrn die letzten Ehren dar.

Die hochbezackten Wagen und das Fußvolk ſetzten ſich ſchon in Marſch; nur die Reiterei blieb auf der Ebene halten, und ein glänzendes

Hauflein nahte sich der Burg, voran ein Wappenherold und ein Trompeter. — Dicht vor der Brücke ließ der Herold in die Trompete stoßen. Von der Mauer wurde geantwortet. Immer mehr Ritter gesellten sich dem glänzenden Haufleim zu, wie es schien aus Neugier und harmloser Schaulust.

„Wer befehligt hier auf der Mauer?“ rief der Herold.

„Ich, Udo von Uchtenhayn, im Namen meiner Königin, und wer sendet dich?“

Der Herold nannte die neuen Titel alle, welche Edmund jetzt von seinen zahlreichen Besitzungen führte, der Reihe nach und, wie es sich für einen Herold ziemte, ohne Anstoß her.

„Was läßt Graf Edmund von Hohenwart mir kund thun?“

Da sprengte Edmund selbst auf einem gewaltigen Rappen, von Kopf bis zu Fuß schwarz gerüstet, aus den glänzenden Reihen seiner Ritter hervor und rief:

„Schweig', Herold! — Udo von Uchtenhayn! Melde deiner Herrin, daß ich keinen Krieg mit ihr habe. Mein Vater als Feldherr des Königs führte diese Schaaren lieber, und ich mußte gehorchen, mogte ich wollen oder nicht. Als freier Graf und hoher Reichsvasall aber folge ich wohl dem königlichen Heerbanne; doch bin ich kein Diener seiner Macht, und habe hier nur eins zu thun. Das geht dich an, Räuber! Kirchenschänder! Hochverräther! Du hast meinen Vater erschlagen, und in diesen meinen Armen hauchte er seine große Seele aus. Ich fordere Rache für das edle Blut, was an deinem Schwerte klebt. Hier im Angesicht meines ganzen Heeres und aller Streiter auf diesen Mauern werfe ich dir meinen Handschuh hin; wenn du Muth hast, nimm ihn auf zum Kampf auf Leben und Tod, mit Lanze, Schwert, Dolch und Streitart oder welche andere Waffe es sei, zu Pferde oder zu Fuß, bis einer von uns todt auf dem Felde bleibt. Dann soll diese Burg frei sein und mein Heer diese Gegend räumen.“

Ein lauter Beifall lohnte diese ritterliche Forderung und diese Großmuth, und die Besatzung auf der Mauer stimmte tapfer ein. Dann folgte eine Stille der Erwartung. Doch Udo zögerte mit der Antwort und beobachtete die Bewegungen der feindlichen Schaaren. —

Die Ritter unten hohnten schon und deuteten mit Fingern auf ihn. Sie riefen noch andere herbei, die eben so thaten und ihre Reihen vergrößerten sich immer. Auch die Krieger auf der Mauer wurden ungeduldig und fingen an mit ihren Waffen zu rasseln.

Endlich rief Udo hinunter: „Edmund von Hohenwart! Dein Ge-

dachtniß iſt ſo ſchwach, daß du immer über das Zweite ſchon das Erſte vergeſſen haſt. Ueber den zweiten Prinzen Philipp haſt du den erſten Prinzen Heinrich vergeſſen, und über die zweite Prinzeſſin Iſalde die erſte Prinzeſſin Regina, deren Ritter ich bin, während jedweder Hochverräther iſt, der die Waffen wider ſie führt. Zweifelſt du aber, daß ich Muth habe, deinen Handſchuh aufzuheben, ſo vergiß du dich ſelbſt, den erſten Hohenwart über den zweiten Hohenwart, deinen gefallenen Bruder; denn der tapfere Philipp blieb auf dem Felde, du aber biſt der Mann nicht, der auf dem Felde bleibt, weil du zweimal ſchon feige die Flucht vor mir ergriffen haſt."

Das Jubeln und Höhnen war jetzt auf Seiten der Beſatzung, und Edmund, vor ſeinem Gewiſſen mehr beſchämt als durch jene Worte, rief wüthend: „Wirſt du dich ſtellen, Räuber?!"

„Schilt mich keinen Räuber, tapferer Edmund! Du haſt ja vor wenig Tagen erſt alle Burgen und Ländereien meiner Väter von deinem Vater geerbt und führeſt alle meine Titel."

Von neuem jubelten und lachten Udo's Krieger, und Edmund rief: „Zum dritten und letzten Male: Udo von Uchtenhayn, willſt du dich ſtellen? — Wo nicht, ſo möge der Geiſt meines Vaters mir verzeihen, wenn ich abziehe und dich ein ander Mal zu treffen ſuche, weil du Jungfernheld nicht hervorwillſt aus deinen feſten Mauern."

„Ich ſtelle mich, ja!" rief Udo, „vorausgeſetzt, daß meine Königin den Kampf geſtattet und du deinen Heldenmuth ſo lange zügeln kannſt, daß ich dieſe Gnade von ihr erbitte." —

Den Helm in der Hand, trat Udo zu Melita, die feierlich ihm entgegenging und ſprach:

„Ich weiß, um was du zu bitten kommſt und gewähre dir im voraus. Deinen erſten Sieg wußte ich nicht zu ſchätzen, denn ehe ich es vermuthen konnte, haſt du Burg und Berge frei gemacht. Ziehe hin in Gottes Namen und thue dein Letztes. Ich laſſe den Altan ſchmücken und will mit meinen Frauen Zeuge deiner Thaten ſein."

Du biſt ſehr gnädig, meine Königin, aber um eins noch muß ich bitten. Nimm vier von meinen Rittern, damit ſie dich umgeben; ich ſende dir zuverläſſige Männer, die ihre Augen überall haben und denen nichts entgeht; mit ihren Schilden wie mit ihren Leibern werden ſie ſtolz und freudig in jeglicher Gefahr ihre Königin ſchützen."

„Welche Gefahr konnte mir noch drohen?" fragte ſie.

„Laß mich ſchweigen, bis alles glücklich vollbracht iſt. Erinnere dich,

wie mancher tückische Bolzen schon gegen die Fenster dieser Burg flog, wenn du oder deine Frauen sich zeigten, und im Uebrigen weißt du ja, welche Schonung du von einem Hohenwart zu hoffen hast."

„Es sei: nicht weil ich es für nöthig halte, sondern weil du es wünschest, damit du in den Kampf gehest eben so zufrieden mit mir, wie ich mit dir es sein werde, wenn du als Sieger heimkehrst. — Du wirst siegen, das lese ich in deinem Antlitz; und wer dich sieht, kann nicht daran zweifeln. Doch, Udo, es ist ein Kampf auf Leben und Tod, und da pflegt man Menschenkraft durch Gotteskraft zu stärken. Zwar meine Hände sind nicht gesalbt, um den Leib des Herrn zu reichen, und mein Kaplan steht draußen unter Waffen; doch in Kriegesnoth ist jedweder befugt, die Gebräuche der Kirche zu vollziehen, und ich stamme von gesalbten Königen ab. Folge mir daher in die Kirche, ich will deine Waffen weihen und dir Abendmahl und Ablaß geben, wie es der Eremit vom Heiligenberge mich gelehrt hat." —

Die Orgel tönte, und, gefolgt von seinen Rittern, betrat Udo zum ersten Male die schauerliche Burgkapelle. Niemals hatte er sich so von Andacht durchdrungen gefühlt, als da er heute die Heiligthümer aus den Händen seiner Königin empfing, und aus ihrem Munde die Worte der Weihe vernahm. Endlich gab sie ihm auch den Segen, und er küßte den Saum ihrer Gewänder und rief, innig gerührt von ihrer Huld und Frömmigkeit: „Dich verfolgt die Kirche, dich verurtheilt sie zum Scheiterhaufen!"

Er war noch tief erschüttert, als sein bewährtes Schlachtroß vorgeführt wurde. Ehe er es bestieg, ließ er noch einmal seine Ritter und die Besten seiner Streiter zusammen treten, um ihnen im letzten Augenblicke kund zu thun, was draußen im Werke sei, und daß man ihn hinauslocke, um ihn zu überfallen, die Burg zu überrumpeln, die Königin gefangen zu nehmen und sie ihren geistlichen Todfeinden zu überliefern, welche den Feuertod über sie verhängt hatten.

Die Ritter knirschten vor Wuth und Ingrimm, doch Udo gebot ihnen Schweigen und ermahnte sie, die Befehle, die er ihnen gab, punktlich zu vollziehen. Die einen schickte er auf die Zinnen mit dem Bescheide, sich wider einen Angriff zu rüsten, und so weit es anging, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, die Wurfmaschinen nach den Vorderthürmen hinzuschaffen. Zu den übrigen sprach er: „Wir sind ihnen draußen noch das Weg- und Brückengeld schuldig für neulich Nachts, wo sie uns ungehindert einziehen ließen. Wir wollen es ihnen heute mit blanker, baarer Münze auszahlen. Haltet eure Reihen geschlossen und behauptet die Brücke." Dem Hauptmann Gottschalk befahl er, mit seinen zuver-

läſſigſten Knechten an Brücke und Gitter zu treten und beide ſelbſt zu regieren, weil er am beſten doch damit Beſcheid wußte. „In eure Hände," fügte er hinzu, „lege ich das Schickſal der Königin, das unſrige und die Burg. Alles hängt davon ab, daß ihr geſchickt und zur rechten Zeit das eurige thut; und ſo wird mit Gottes Hülfe auch nicht ein einziger von uns eine Wunde davon tragen."

Die Ritter, welche auf die Zinnen ſollten, murrten zwar und wollten mit hinaus. Ulo aber ſprach: „Ich befehle hier und verlange pünktlichen Gehorſam und niemand darf mir vorſchreiben, was zu thun iſt."

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeine Anordnungen getroffen, ließ er in Gottes Namen das Thor öffnen und die Brücke fallen.

Während auf den Zinnen die Trompeten ſchmetterten, ſprengte Ulo über die Brücke und tummelte ſein wackeres Schlachtroß weit im Kreiſe umher, dicht an den feindlichen Rittern vorbei, zum Zeichen, daß er, ſo gerüſtet und beritten, für alle ſammt und ſonders nicht zu fürchten habe. Die Seinigen bildeten zwei feſtgeſchloſſene Reihen rechts und links an der Brücke.

Dem Altan gegenüber, auf welchem Melita nebſt ihren Frauen und Rittern eben ſich zeigte, hielt er an, ließ ſein Roß ſteigen und eine gute Weile auf den Hinterhufen tanzen, indem er grüßend die Lanzenſpitze ſenkte. Dann ritt er langſam nach der Mitte, ſtellte ſich links vom Altan auf und rief: „Graf Edmund von Hohenwart, du haſt mich zum Kampf gefordert, hier bin ich!"

„Du haſt lange genug auf dich warten laſſen!" antwortete Edmund.

„Es iſt nicht meine Schuld, tapferer Edmund! Macht dich die Ungeduld und Kampfluſt ſo blind, daß du die Anweſenheit meiner engelgleichen Königin nicht wahrnimmſt? Es würde mir wenig Ehre machen, vor ihren ſüßen Augen mit einem ſo unhöflichen Ritter zu kämpfen, und allen dieſen edlen Herren, welche dir dienen, giebſt du kein ſchönes und nachahmungswerthes Beiſpiel, wenn du einer ſo hohen Dame den Gruß verſagſt."

Der ſtolze Edmund knirſchte, allein was half's? Wollte er ſein Vorhaben nicht aufgeben, ſo mußte er thun, was Ulo als Ritter ſeiner Königin verlangte. Er wandte ſein Roß dem Altan zu, ſenkte die Lanze und ſprach: „Verzeiht mir, hohes Fräulein, wenn ich verſäumte, euch meine Ehrfurcht zu erweiſen. Habt Nachſicht mit mir; denn der friſche Schmerz über den Tod meines Vaters gönnt mir noch keine weitere Gedanken als Rache."

Dann ritt er auf ſeinen früheren Platz zurück und fragte: „Ulo von Uchtenhain, iſt Sonne und Mond ſo gleich getheilt zwiſchen uns?"

„Sonne und Wind sind gleich getheilt!“

„Bist du zum Kampfe bereit?“

„Ich bin es!“

„Laßt in die Trompete stoßen!“ befahl Edmund.

Der Herold erhob den Stab und die Trompete schmetterte.

„Noch einmal!“ gebot Edmund.

Die Trompete schmetterte zum zweiten Male, und die Kämpfer setzten sich im Sattel fest und legten ihre Lanzen ein.

„Zum dritten Male!“ gebot Edmund.

Zum dritten Male schmetterte die Trompete und zahlreiche Echo's nah und fern stimmten ein. Auf dem Felde weit und breit gerieth alles in Bewegung. Reiter strömten aus ihrem Versteck hervor, das Fußvolk machte kehrt und rückte auf die Burg an, und nicht blos Edmund mit eingelegter Lanze rannte auf Ido los, auch alle Ritter mit gezogenen Schwertern und mit dem Geschrei: „Für König Philipp!“ sprengten auf ihn ein, während Reiterschaaren rechts und links auf die Zugbrücke heran brausten. Mit eingelegter Lanze hielt Ido unbeweglich, bis Edmund ihm auf etwa hundert Schritte nahe war, dann gab er seinem tapferen Schlachtroß die Sporen, flog wie ein Pfeil dem Angreifer entgegen, bog dessem Stoße aus, warf seine Lanze weg, umschlang im Vorbeistreifen seinen Gegner mit dem Arme, riß ihn vom Pferde und sprengte in einem leichten Bogen, den feindlichen Feldherrn im Arm, wieder zu den Seinigen, die jetzt zu einem festen, undurchdringlichen Häuflein sich zusammen ballten und, von allen Seiten gedrängt, bestürmt und angegriffen, langsam sich über die Brücke zurückzogen. Im Nu flog die Brücke auf, — Roß und Reiter stürzten in den Graben. Auf dem Kampfplatz entstand ein wildes Getümmel von Pferden, welche nicht wußten, wohin sie mit ihren Reitern sollten, und von Reitern, welche ihre Pferde nicht bändigen konnten. Die Vordersten schrieen: „Verrätherei! Wir sind verrathen!“ die Nachrückenden, welche noch nicht ahneten, was geschehen war: „Victoria! König Philipp hoch!“ — Die Wurfmaschinen, welche anfingen einen Hagel wuchtiger Steine auf die immer mehr sich verdichtende Masse nieder zu senden, vollendeten die Verwirrung. Es war hohe Zeit, zum Rückzug zu blasen; das Treffen, welches schon in den ersten Augenblicken entschieden war, hatte nur wenige Minuten gewährt. —

Die Burg wiederhallte von unbeschreiblichem Jubel, Ritter und Gemeine umarmten sich und freuten sich der sicher und punktlich ausgeführten Bewegungen. Sie priesen den Hauptmann Walter, der im schönsten, glücklichsten Augenblick des vollbrachten Streichs den Kampf so

zu sagen abgeschnitten hatte. Vor allen aber ward Udo mit Lobsprüchen und Glückwünschen überhäuft, und Hans von Dornwart sprach zu ihm: „Ob du ein Räuber bist? — Du hast einen streitenden Feldherrn vor den Augen seines Heeres aus der Mitte seiner Ritter geraubt!“ —

Nur Udo hatte eine leichte Wunde davon getragen; Edmund hatte versucht, seinen Dolch durch die Fugen des Harnisches ihm in die Seite zu bohren, doch ohne Halt konnte er dem Stoße keinen Nachdruck geben.

Er selbst verband sich die Wunde und fragte einen Ritter, der während des Kampfes um Melita war: „Was sagte die Königin?“

„Sie war sehr bleich und beklommen, doch mit festem Auge sah sie dem Kampfe zu, und verließ den Söller nicht eher, als bis es anfing Steine zu regnen.“

Melita hatte sich erholt und ließ die Ritter vor sich kommen. Sie führten Edmund mit sich, der, vom höchsten Gipfel seiner Wünsche plötzlich in den tiefsten Abgrund gestürzt, seitdem noch kein Wort gesprochen und sinn- und willenlos folgte, als wisse er noch nicht, wie ihm geschehen sei. —

Udo begann: „Eine That deines Vaters habe ich vor allen stets nachzuahmen gewünscht, wie er den Grafen Warteschwert in den Schranken, dir zu Ehren, vom Pferde nahm und ihn den Kampfwärtern überreichte. Endlich war ich so glücklich, vor deinen holden Augen etwas Aehnliches zu vollführen. Hier ist Graf Edmund von Hohenwart, den ich auf diese Weise gefangen nahm.“

Doch Edmund stand immer noch da wie unfähig, sich in so gewaltigen Schicksalswechsel zu finden, und Melita, die einmal gelernt hatte, jeden Unglücklichen zu trösten, erhob ihre schmelzende Stimme:

„Graf Edmund! Nach meinem Oheim und meiner Muhme seid ihr mein nächster Anverwandter; als solchen werde ich euch stets behandeln und ihr sollt keine Ehre, keine Rücksicht vermissen, die eure hohe Geburt erheischt. Seid nicht traurig! Das Kriegsglück ist wandelbar; es wandte euch heute den Rücken, morgen kann es euch wieder lächeln; auch ich war einst eure Gefangene, wie ihr jetzt der meinige seid, und das Schicksal, welches uns heute einander so gegenüber stellt, meint es vielleicht gut mit uns Beiden. War manches wäre ungeschehen geblieben, hätten wir uns verständigen können. Ich war eure Feindin niemals und werde es nimmer sein.“ —

Mit diesen liebreichen Worten hielt sie ihm ihre zierliche schneeweiße Rechte hin und erwartete, daß er einschlagen würde; doch Edmund rührte

ſich nicht, ſein Auge blieb trübe, ſeine Mienen ſchlaff, als könne er weder hören noch ſehen. Befremdet wich ſie zurück.

„Kein ritterliches Gefängniß dir!“ rief Udo empört; „in's Burgverließ ſollſt du, Ungezogener!“ — „O meine Königin!“ fuhr er fort und bog ſein Knie, „verſchwende nicht länger deine Engelshuld an dieſem Unwürdigen. Sein Auge befleckt den Glanz deiner Schönheit, er verdient nicht den Klang deiner Silberſtimme zu hören, er iſt deiner ſüßen Nähe unwerth!“ —

Feierlich ſprach Melita: „Mäßige dich, Udo, und ſieh ihn an! Gott erbarme ſich ſeiner; er iſt von Sinnen!“ Plötzlich aber ſtieß ſie einen Schrei aus und flüchtete ſich hinter ihre Ritter. Es war, als ob ihre letzten Worte Edmund aus ſeinem Stumpfſinn wachgerüttelt; ſein Antlitz färbte ſich dunkelroth, er warf ihr einen wüthenden Blick zu und langte nach ſeinem Gürtel, als habe er noch ſeinen Dolch darin ſtecken. Im ſelben Augenblicke waren alle Schwerter bloß, die Ritter umgaben den Raſenden und Udo ſprach:

„Nehmt euren Reſt von Beſinnung zuſammen, Graf Edmund, oder ich laſſe euch in Ketten legen!“

Aber ſchäumend und knirſchend und mit geballten Fäuſten drohend, ſchrie Edmund: „Dies iſt der Unhold, der euch alle verzaubert, daß ihr von Gott abfallt, und mir hat ſie den Dolch aus dem Gürtel gehext. Dich, Udo, hat ſie gefeit und feſt gemacht und mit Zauberwaffen haſt du mich überwunden.“

Die Wachen ergriffen ihn und ſchloſſen ihm mit vieler Mühe die Arme auf den Rücken, während er bald wüthend, bald kläglich ſchrie: „Ich bin mit Zauberwaffen beſiegt; ſie iſt der Unhold, der euch alle in's Verderben bringt!“

Als ſie ihn fortgeſchleppt hatten, ließ Melita ihre Hände vom Antlitz ſinken und ſeufzte: „O welch ein Tag iſt heute!“

„Ein Tag des Sieges und der blutigen Entſcheidung!“ erwiederte Udo. „Noch iſt er nicht zu Ende; Richard von Hohenwart rüſtet ſich ſchon wieder zu einem zweiten, beſſer geordneten Sturm; doch meine Ritter draußen und der Eremit vom Heiligenberge ſind benachrichtigt und ihre Fahnen wehen auf den Höhen. Ich hoffe zu Gott, noch einmal zu ſchlagen und endlich deine Widerſacher zu vernichten.“

„Und das ſagſt du mir? Willſt du mich mit dieſem zweiten Siege nicht auch überraſchen? Soll ich nicht wieder auf den Altan treten, um einen Zweikampf zu ſehen, und es wird eine Schlacht daraus?“

„Iſt meine Königin mit mir unzufrieden?“

„Laß mich fragen: Iſt mein Ritter zufrieden mit mir? denn ich laſſe ihn ſchalten und walten, wie es ihm gefällt, und bleibe ſtets die letzte, die etwas erfährt. — In Zukunft will ich nicht geſchont ſein. Ich habe den Muth einer Königin, die keines Unrechts und keiner Falſchheit ſich bewußt iſt. — Mein armer Vetter Hohenwart freilich wagte alles für ſeinen Vortheil und ſcheuete keine Unthat, die ihm Glück brachte; daher ſchlug ihn das erſte Mißgeſchick zu Boden. Ihr aber, meine Getreuen, ſtreitet für Recht und Wahrheit, zu Ehren Gottes und eurer ſelbſt. Dieſer Muth wird euch im Sterben nicht verlaſſen, und mit eurem letzten Lebenshauche noch werdet ihr um Sieg zum Himmel für mich flehen.“

Die Ritter riefen ihrer jungen Königin Heil und folgten Udo auf die Zinnen.

Richard hatte ſeine Schaaren unter Waffen und wollte ſein Schlachtroß beſteigen; aber ſeine Ritter murrten.

„Welch ein unſeliger Feldzug!“ ſprachen ſie. „Graf Eberhard, der ſich auf ſeine Weisheit und Erfahrung verließ, nahm hier eine feſte Stellung ein, um langſam und ſicher, wie er zu gehen pflegte, die Burg zu bezwingen. Er fiel, und der ſchlaue Edmund gedachte durch eine verwegene Liſt ſie in ſeine Gewalt zu bringen. Er ward gefangen, und unſer dritter Feldherr, der junge Richard, will, was ſein weiſer Vater und ſein kluger Bruder nicht wagten, zur offenen Gewalt ſchreiten und mit Sturmleitern und Mauerbrechern von den halb vollendeten, ſehr beſchädigten Bollwerken aus die feſte Burg einnehmen, damit dieſer unſinnige, ruhmloſe Krieg mit unſerer völligen Niederlage ende.“

Richard rief: „Edmund ſoll frei ſein oder auch ich will unter dieſen Mauern ſterben. Wer ſich für zu gut hält, um ſeinem Feldherrn in den Tod zu folgen, der ſchone ſich und bleibe heim!“

„Nein!“ ſprach ein alter biederer Ritter, „niemand wird ſich für beſſer als den Feldherrn achten. Seit Graf Eberhard gefallen und Edmund uns geraubt iſt, ſind Feldherr, Anführer und Heer nichts weiter als ungenießbare Ueberbleibſel eines leckeren Mahles, die man dem Feinde auch noch vorwirft, damit er, nachdem er ſchon ſo viel gefreſſen, ſich endlich den Magen vollends überlade. Folgen wir unſerem Feldherrn in den ſicheren Tod, da er es befiehlt. Nur als Chriſten laßt uns ſterben, ich meinestheils, wie wenig ich ſonſt danach frage, will erſt beichten und das Abendmahl nehmen. Wo iſt der Feldkaplan?“

Ein rohes Gelächter erhob ſich, und die Ritter wiederholten höhniſch:

„Folgen wir unſerem Feldherrn in den ſicheren Tod und ſterben wir als Chriſten. Wo iſt der Feldkaplan? Wir wollen beichten.“

Da drängte der Pater Lactantius ſich hervor, ein Prieſter vom Dominikanerorden, und rief: „Lachet nur, lachet, ſo viel ihr wollt; ich aber habe keinen Ablaß und kein Sakrament für Spötter, und ihr verſündigt euch zwiefach, wider euren Feldherrn und wider die Kirche. — Du aber, mein frommer Sohn!“ wandte er ſich zu Richard, „ſchau dorthin nach der Höhe, dort ſteht noch der Trauerwagen. Dieſen Morgen war er beſpannt mit acht ſchwarz geſchirrten Roſſen, die ſollten ihn heimwärts ziehen. Es war ein Gaukelſpiel; der Wagen mit dem Sarg, da ſteht er jetzt und droht mit leerer Deichſel. Es iſt löblich von dir, daß du deines gefangenen Bruders gedenkſt und ihn nicht verlaſſen willſt; gedenke aber auch des ehrwürdigen Leichnams deines Vaters und ſorge für hinreichende und ſichere Bedeckung, damit er nicht in Feindes Hände falle und ſicher heimgeleitet werde zur Gruft ſeiner Ahnen.“

Das wirkte. Die Ritter ſchienen ſchweigend die Dazwiſchenkunft des Prieſters zu billigen, und Richard ſtand zweifelhaft und unentſchloſſen da.

Der Pfaffe nahte ſich und flüſterte ihm zu: „Im Namen der Kirche, mein frommer Sohn, nur zwei Worte im Vertrauen.“

Richard nahm ihn in ſein Zelt.

„Mein frommer Sohn!“ ſprach hier der Pater, „ich war dreißig Jahre lang der Seelſorger deines Vaters und begleitete ihn auf allen ſeinen Zügen. Zwar habe ich keinen Theil an ſeinem Ruhm und ſeinen Thaten; doch etwas von ſeiner Klugheit habe ich ihm abgelernt, und dies Wenige muß ich dir übergeben, der du jetzt Herr biſt und die alleinige Befugniß haſt, über die gewaltigen Erbthümer deines Hauſes zu ſchalten. Erblicke auch in dem Beiſpiel deines Vaters eine nicht zu verachtende Hinterlaſſenſchaft. Seit wenig Stunden erſt biſt du Feldherr, und ſchon haſt du deine Ritter wider dich aufgebracht und ſie verſagen dir den Gehorſam. Ich bin ein armer Diener der Kirche und trage das Gewand des Friedens; ich dränge mich nicht in den Rath deiner Edlen und habe keine Stimme über Ritter- und Feldherrnehre. Nicht umſonſt aber widerſprechen deine Getreuen alle; ſchlage den Rath ſo vieler Edlen nicht in den Wind. Dein Vater wußte ſtets das Seinige zuſammen zu halten und hat nie unnöthiger Weiſe etwas verſchwendet; du aber willſt dich ſelbſt und deine beſten Streitkräfte gegen dieſe feſten Mauern aufreiben? Zu welchem Zwecke? Du kannſt in dieſem Augenblicke nichts thun für deinen Bruder, und mußt ihn einſtweilen ſeinem Schickſale überlaſſen.“

„Und an der Spitze eines ſolchen Heeres ſoll ich ſo große Verluſte

ungestraft hinnehmen und mich für besiegt erklären, ohne geschlagen zu haben?"

„Das eben ist es ja, mein frommer Sohn. Du mögtest heute schon die ersten Lorbeeren erringen, und deine Getreuen sagen: dies ist weder der Ort noch die Zeit. Dein Vater war sehr eifrig im Dienst des Königs, allein er dachte stets auch an sich. Denke an dich selbst, Richard; für den König ist genug geschehen. Dein Vater ist gefallen, Philipp todt, Edmund gefangen; — soll der Todtenstein das Grab der Hohenwarts sein? Du hast keinen Zeltpflock mehr für den König zu opfern. Du bist jetzt Herr, der letzte Hohenwart, die einzige Hoffnung, die ganze Zukunft deines Hauses, was so nah dem Throne steht, und nicht blos über die Besitzungen deines Vaters gebietest du jetzt im Namen deines Bruders, auch die mächtigen Ansprüche, die er an die Krone erhebt, hast du einstweilen zu vertreten. Darum schone deine Kräfte, mische dich nicht in den Streit der beiden Königstöchter; mögen sie ihre Kräfte gegen einander aufreiben, damit am Ende du allein die Macht behältst. Auf diese Weise sorgst du für deinen Bruder, wo nicht (und solltest du ihn nicht wiedersehen), für dich selbst. Wer weiß, vielleicht ist dein Haupt bestimmt, die Krone zu tragen."

„O, wer lenkt meine rathlose Jugend?" rief Richard.

„Die Kirche!" versetzte der Pater. „Vertraue dich uns; auch König Philipp hat uns viel zu danken. Mische dich in nichts; wir wollen für dich wirken und schaffen, und nach den großen Verlusten, die du erlitten, wird niemand dir verargen, daß du, der Letzte der Deinen, den weltlichen Angelegenheiten Ade sagst, um in Andacht und Frömmigkeit für die harten Schläge, die dein Haus betroffen, einen Trost zu suchen."

„Und meinen Rittern soll ich nachgeben und mein Heer, was schlagfertig dastieht, unverrichteter Sache in's Lager zurück rufen?"

„Nein! Laß deine Krieger unter Waffen bis Sonnenuntergang. Aeffe den Feind, der, einen Angriff vermuthend, dir alle Rückwege offen läßt. Nicht der Sieg allein, auch ein kluger Rückzug gereicht einem Feldherrn zum Ruhme." —

Ildo hatte seine Ritter und Bergvölker benachrichtigt, wenn der Kampf am heftigsten unter den Mauern tobte, einen allgemeinen Angriff auf das Lager zu machen. Wenn dann das stürmende Fußvolk sich zurück ziehen mußte, um den Reitern zu Hülfe zu kommen, gedachte er mit seiner Schaar noch einmal ihre Reihen zu durchbrechen, sich mit den Seinigen zu vereinen und den Kampf im offenen Felde fortzusetzen.

Aber die Sonne ging unter und alles blieb ruhig. Endlich langte einer von seinen Kundschaftern an und meldete, daß der Feind ernstlich auf seinen Rückzug bedacht sei und Wagen und Saumthiere mit Gepäck schon vorausgesendet habe.

Udo, ohne die Gegenwart seiner Königin zu beachten, stampfte mit dem Fuße und preßte die geballten Fäuste vor die Stirn. „Hölle und Teufel!“ rief er, „warum hat mir das vor zwei Stunden nicht geahnet, ehe ich mich narren ließ. Von einem Knaben, einem Fant, einem Kinde, auf solche Weise um einen schönen Sieg zu kommen, das ist, um aus der Haut zu fahren!“

„Mäßige dich, Udo!“ gebot Melita, „und baue dem fliehenden Feinde goldene Brücken. Verhute Gott, daß du jemals geschlagen wirst. Kann schon eine vereitelte Siegeshoffnung zu solch einem lächerlichen Zorn dich reizen, so mögtest du, wenn du einmal das Feld räumen müßtest, eben so gut den Verstand verlieren, wie mein armer Vetter Hohenwart.“

Der Todtenstein war wieder hergestellt in seiner alten Pracht und Herrlichkeit. Alle seltene und merkwürdige Siegeszeichen, Fahnen, Waffen und Rüstungen schmückten wieder die Blenden und Hallen. Die Schenktische standen voll silberner und goldener Gefäße, und in dem Rittersaale prangten die alten berühmten Teppiche der Todtensteinerinnen wieder, so frisch und neu, als wären sie eben erst vollendet, und je länger man sie betrachtete, desto lebhafter wurden die Farben, desto lebendiger die Gestalten.

Viele hohe und edle Herren waren angelangt, der jungen Königin Huldigung und Glückwunsch darzubringen, welche schon in den Bergen herrschte und von Adel, Volk und Geistlichkeit daselbst anerkannt worden war. Ihre Wappenschilde waren an Thoren und Söllern ausgehangt und ihre Banner wehten auf den Zinnen. In den Hallen und Höfen der Burg wimmelte es von buntgekleideten Edelknaben, reichbetreßten Dienern und Reisigen in stattlichen Wappenröcken.

Auch die hohen und mächtigen Herren durften nicht länger Anstand nehmen, sich der Gunst der königlichen Jungfrau zu bemächtigen, die alles für sich einnahm und begeisterte, und, vom Glücke begünstigt, jetzt allmächtig zu werden drohte. Aber sie hatten König Philipp einmal anerkannt und die Gelegenheit, sich von ihm loszusagen, unbenutzt vorüber gehen lassen. Alles, was sie jetzt vermogten, war, ihr die Thronfolge zuzusichern und sie zu ermahnen, um des Friedens Willen als Königin einstweilen mit dem sich zu begnügen, was durch Gewalt der Waffen ihr zugefallen war, und das Fernere vom Tode ihres Oheims zu erwarten.

Allein ihre Staatsklugheit und weise Erfahrung scheiterte dieses Mal an dem einsamen Stolze und der zuversichtlichen Entschlossenheit der Eremitenpflegetochter.

„Wollet euch erinnern, hohe Herren," erwiederte Melita, „daß mein Vater schon vor längerer Zeit eben die Zusage von euch erhielt, die ihr heute unaufgefordert mir zu geben euch ermächtigt. Bevor ich mich auf eure Vorschläge irgend wie einlasse und weiter mit euch rede, über was es sei, muß der Leichnam meines herrlichen Vaters seine langersehnte Ruhestätte gefunden haben, hier auf dem Todtenstein neben den heiligen Resten des stillen Fräuleins. Erst wenn ihr diesen Willen des unvergeßlich theuren Todten erfüllt habt, wird seine Tochter im Stande sein, rücksichtsvolle Selbstverläugnung zu üben und euch Schonung und Verzeihung angedeihen zu lassen, weil ihr ungestraft die Acht der Kirche habt über sie ergehen lassen.

Die hohen Herren machten bedenkliche und sorgenvolle Mienen und Udo, der seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, rief:

„Gestebt nur, hohe Herren, daß Weisheit und Gerechtigkeit nicht holdseliger sich verkörpern können, als in unserer jungen Königin. Sie hat gesprochen; was zögert ihr mit der Antwort? Sind ihre Wünsche euch keine Befehle, so ist nöthigenfalls auch ein Ritter da, der den Sarg des Prinzen Heinrich aus der Fürstengruft im Domgewölbe abzuholen und unter sicherem Geleit hierher zu schaffen vermag."

Melita warf einen flüchtigen Blick auf ihn und fragte: „Seid ihr auch zugegen, Herr Udo von Uchtenhayn?"

„Ich hoffe hierher zu gehören," lenkte Udo ein „und weil ich keinem dieser Herren an Adel und Geburt nachstehe, unter meines Gleichen auch eine Stimme zu haben."

„Aber wie siehst du aus?" lächelte Melita. „Von Kopf bis zu Fuß gerüstet, mit einem langen, breiten Schwerte, was dich im Sitzen hindert, möchtest du die hohen Herren einschüchtern, daß sie nicht dreist zu reden wagen."

„O meine Königin! Ich mögte die Waffen noch nicht ablegen; die Begeisterung für dich darf nicht erkalten, und es gilt die errungenen Siege zu verfolgen. In Wahrheit, ich fürchte, daß noch keine Zeit ist zu unterhandeln."

„Du könntest Recht haben, stände nicht der Winter vor der Thür; wir wollen unsere Streiter nicht dem Frost und Mangel Preis geben, warten wir das Frühjahr ab. Bis dahin, hohe Herren, habt ihr Zeit, den Frieden herbei zu führen. Handelt nach Pflicht und Gewissen; ich

erwarte alles von eurem Ehrgefühl. Saget selbst, wer nimmt Anstand, dem offenen Tode zu trotzen, wie und wo es die Ehre erheischt? Allein die Ehre darf nur auf Seiten des Rechts sein. Nur der Eigennutz streitet für das Unrecht, und wer die Waffen trägt für Vortheil oder Lohn, stellt sich dem Räuber gleich, wo nicht gar dem Knechte. — Du aber, Udo, kleide dich, wenn du in meinen Gemächern zu Rathe sitzest, wie diese hohen Herren und trage gleich ihnen zierliche, mit Gold und Edelsteinen ausgelegte Waffen. So ziemt es meinem Ritter."

Hiemit erhob sich Melita, um mit anmuthigem Gruße die Versammlung zu entlassen. —

„Ich muß einen Feind haben, der mich heimlich bei der Königin anschwärzt," beklagte sich Udo gegen seinen Freund Hans von Dornwart, „sie beschämt mich bei jeder Gelegenheit."

An einem der ersten Frühlingstage langte ein junger Ritter, nur von einem einzigen Knecht begleitet, mit abgejagtem, schäumendem Rosse, auf dem Todtenstein an und begehrte, gestiefelt und gesporrt, in beschmutzten, unordentlichen Reitkleidern, vor die Königin geführt zu werden.

„Heil dir, Königin!" rief er beim Eintritt in ihre Gemächer, „denn das bist du nun, sonder Einwand und Zweifel, und niemand kann es dir ferner streitig machen. Ich gehöre zum Gefolge des Grafen Bileck und bin in athemloser Eile vorangeeilt, um der Erste zu sein, der das Glück hat, die hochwichtige Freuden- und Trauerkunde dir zu überbringen."

„Sprich!" gebot Melita befremdet.

„Den hohen Herren war's ein Leichtes, den schwachen, von allen verlassenen König zur Einwilligung in alles, was sie für dich forderten, zu nöthigen. Nun kennst du deinen Oheim: was er heute verspricht, widerruft er morgen, und ist er mit Ausflüchten und Bedenklichkeiten zu Ende, so verschiebt er die Ausführung von einem Tage zum andern. So zog sich die Unterhandlung dennoch in die Länge, und die Frist, die du gestellt, wäre unnütz schier verstrichen, wenn nicht ein furchtbares Ereigniß gewaltsam diese Zwistigkeit geendet hätte, — ein Ereigniß, welches die Königsburg in tiefe Trauer stürzte und alle mächtiglich erschütterte und den König völlig zu Boden schlug. Vernimm! Deines Oheims einzige Tochter, die reizende Jialde, ist nicht mehr, und ich weiß nicht, ob ich in so vieler Zeugen Gegenwart die finsteren Gerüchte über ihren Tod, die auf der Königsburg schauerlich umgehen, — wie ich beauftragt bin, — hier wiederholen darf."

„Redet, edler Herr! Meine Umgebung iſt treu und was ihr von der Königsburg wißt, mögen ſie alle vernehmen.“

„Es heißt, ſie ſelbſt habe durch Gift ihrem jungen Leben ein Ende gemacht!“

„O ewige Vorſehung!“ rief Melita erſchüttert.

„Du thuſt wohl, o Königin, die Vorſehung anzurufen. Iſaldens letzte Worte lauteten: Nur mit dem Leben kann ich von dem ſtolzen Wahn und ungerechtem Glanze laſſen, in dem ich auferzogen bin, deſſen Rückſichten ich mich ſklaviſch fügen lernte, und denen ich Sinn, Herz und Jugend opferte. Eine echte Königstochter, ſterbe ich dennoch; denn mein Vater trägt die Krone und ich bin das Sühnopfer ſeiner Schuld. Die Kinder büßen die Sünden ihrer Väter, und ich ſterbe durch Gift, womit der König geſündigt.“

Melita verhüllte ihr Antlitz.

„Ja, Königin, ſo trat das finſtere Geheimniß in ihren letzten, unbewußten Augenblicken über die Lippen der ſterbenden Königstochter. Das wagt niemand laut zu ſagen und doch flüſtert es jedermann bang und bleich in's Ohr des anderen, und um ſo mehr erſchüttert und erſchreckt es, weil es ſo ſtill und heimlich umhergetragen wird. — Willſt du weiter hören?“

Melita ließ die Hände ſinken. „Sprich!“

„Die hohen Herren mit zahlreichem Gefolge und Dienerſchaft ſind unterwegs hieher. Der Trauerzug kann nur langſam vorwärts ſchreiten. Sie bringen dir den Sarg deines Vaters. Ueber die Brandſtätte des Herrn Theobald, deines Urgroßvaters, ſollen die Fahnen geſchwenkt werden, und das Wappen der Todtenſteiner, mit goldumwundenem Lorbeer bekränzt, auf allen Söllern der Königsburg prangen. Der König wird deine Feinde ſtrafen und ihre Gerichtsbarkeit, die ſie fälſchlich an dir und den Deinigen geübt, fortan nur auf ihren Orden beſchränken. Dann will er die Krone in deine Hände niederlegen und ſeine letzten Lebenstage in kloſterlicher Abgeſchiedenheit und Stille verbringen.“ —

Melita, die, tiefbewegt, nicht länger ihre Faſſung zu behaupten vermochte, eilte plötzlich aus den Gemächern. — Unwillkürlich lenkte ſie ihre Schritte nach der Burgkapelle und unter den Gräbern und Steinbildern ihrer Ahnen fühlte ſie ſich ruhiger und wohler.

„Lebende vermögen nicht zu faſſen, was mich beſeelt!“ ſprach ſie laut. „Ich wende mich damit an euch, ihr Todten; ihr ſeid mehr als kalter Stein. Die Tugenden und Verdienſte überdauern den Menſchen, und die dankbare Nachwelt findet nur Gräber, um ſie mit den Kränzen des Ruh-

mes zu ſchmücken. Eure Seelen ſind im Paradies, doch Liebe und Dankbarkeit der Nachkommen beſeelt dieſe Steinbilder, und ich, eure einzige und letzte Tochter, darf mich wohl unter euch zeigen; denn was geſchehen iſt, geſchah für euch, und ihr ſeid mein ganzer und einziger Stolz. Auch die heilige Jungfrau rühmte ſich ihrer Ahnen, die gebenedeite Tochter vom heiligen Königsſtamme David. Darum ſelig, wer von großen, edlen Vorfahren ſtammt; denn von den Vätern und Müttern erben die Kinder den Geiſt und den Glauben. In dieſem Geiſte und in dieſem Glauben habe ich euer Andenken gerettet und eure Feinde geſtürzt, die euren Ruhm verdunkeln wollten, in dem ihr irdiſch fortlebt. Die Wahrheit hat geſiegt, und ich habe ſie zum Siege geführt. Mit dem überwundenen Feinde muß ich mich verſöhnen und ihm Böſes mit Gutem vergelten. Der König ſteht da, von allen verlaſſen, allein und kinderlos, und auch ich ſtehe allein und habe keinen anderen Blutsfreund, als meinen Vater-Bruder. Wir ſind die Letzten von dem einſt ſo blühenden Königshauſe, und lebensſatt und müde giebt mein Oheim mir die Krone wieder, die er mir geraubt. Darum, was auch geſchehen ſei, ich darf nicht länger hadern. Könige ſind über dem Geſetz und nur Gott verantwortlich. Ich darf nicht forſchen und rechten, nicht rächen und ſtrafen; Gott der Allweiſe allein hat das Gericht und die Rache."

Sie kniete nieder an dem Grabſtein ihrer Mutter und betrachtete lange ſchweigend und unbeweglich das wunderbare, weiße Alabaſterbild. Und niemals noch hatte die ſtille Schönheit dieſer Züge ſo innig ſie gerührt, niemals noch war die ſüße Todtenruhe der herrlichen Geſtalt ſo erhaben ihr erſchienen. — „Holde Mutter! Stilles Fräulein!" betete ſie, „ſo ſelig ſchon hienieden, ich trage jetzt die Krone, für die du mich geboren. Das Schickſal vieler Tauſende iſt in meine Hände gelegt; ich kann Segen ſtiften, der noch in ferner Zukunft nachwirkt. Ach, kame doch dein Geiſt über mich! Erſchrickt man denn im Paradieſe vor jeder irdiſchen Erinnerung? Du gabſt dein Leben für das meine hin; ſchwindet im Lichte droben alle Mutterliebe? Ach, meine Seele verliert ſich, die ſich zu dir erheben möchte; du denkſt mit himmliſchen Begriffen, du fühlſt in ſeliger Vollkommenheit, und alle Gerechtigkeit dort oben, wo du weilſt, ermißt ſich in Wonnen!"

Und wie betäubt hielt ſie plötzlich inne. Alle ihre Gedanken und Gefühle ſchwanden hin, und eine ſüße Mattigkeit ergriff ſie. Vergebens bekämpfte ſie den Schlaf, ihre Augen ſchloſſen ſich; nur ihr Bewußtſein blieb noch wach, und ſie fühlte, wie ſie, auf den Knieen liegend, die Stirn in den gefalteten Händen, zu Boden ſank.

So lag sie lange. Da war ihr, als lege sich eine Geisterhand kalt und leise auf ihr Haupt, und kalte Schauer rieselten über ihre Haut und durchzuckten wonnig ihre Glieder. Mit einem Male waren ihre Augen wieder offen, und die hehre Gestalt des stillen Fräuleins lächelte sie an und sprach mit milder, klangreicher Stimme, fast wie die ihrige:

„Heil dir, Regina! Wer die Wahrheit zum Siege führt, hat Ewiges vollbracht; denn was auf Erden Wahrheit ist, ist Wahrheit auch durch alle Himmel. Nur der Irrthum ist sterblich und kann, wie die Lüge, einmal zerstört, nimmer wieder sich erzeugen."

Und eine zweite Gestalt trat zu ihr, schwarz gerüstet von Kopf bis zu Fuß, mit offenem Visir, fast anzusehen wie Udo. Sie erhob segnend ihre Hand, und noch einmal durchdrangen süße Wonneschauer ihr ganzes Wesen.

„Heil dir, Regina! denn meine letzten Wünsche hast du erfüllt. Meine Gebeine werden ruhen neben dem Gebein des stillen Fräuleins, und du hast die Krone, die ich dir bestimmte. Auch dir soll ein Wunsch in Erfüllung gehen, den dein keusches Herz sich kaum noch eingestanden."

Da trat noch eine dritte, hohe Gestalt zu ihr; von Haupt und Antlitz wallten lange Silberlocken. Sie sprach:

„Heil dir, Regina! Was du als Kind in Unschuld und Unverstand mir verheißen, hast du in Noth und Glück treulich ausgeführt. Treu, wie du deinen Vätern, wird auch das Glück dir sein. Verzage nicht in harter Prüfung, die dir nahe bevorsteht."

Und alle Gräber waren wieder offen und alle Ahnväter und Mütter nahten ihr, schlossen einen Kreis um sie und erhoben segnend ihre Hände. Melita dachte in Wonneschauern zu vergehen. Sie träumte ganz so wie einst das stille Fräulein. Und alle Ahnherren und Frauen riefen über sie:

„Heil dir, Regina! du letzte, einzige Tochter! Der Glanz deiner Krone wird uns alle noch umfließen, wenn du bei uns im Grabe ruhst. In milde Hände ist das Schicksal vieler Tausende gelegt, und deine Werke werden Segen noch in später Zukunft tragen."

Melita von neuem erschöpft und betäubt, versank in tiefe Bewußtlosigkeit. Als sie erwachte, neigte sich die Sonne schon zum Untergange. Ein Grauen wandelte sie an, weil sie sich allein in der düsteren Kapelle befand, gegenüber den starren, weißen Steinbildern, und Mühe hatte, Traum von Wirklichkeit zu sondern.

In der Burghalle fand sie ihre Ritter und Anführer versammelt und die benachbarten hohen und edlen Herren, welche ehrfurchtig abgewartet hatten, daß sie ihre Andacht schließen würde, um ihre Glückwünsche ihr darzubringen.

Sie nahm Ilda und den Eremit vom Heiligenberge bei Seite. Diesen fragte sie: „Erblickst du immer noch weiter nichts in mir als ein gleißendes Geschöpf, was dir unlautere Empfindungen erregt und deine Gelübde stört. Vermagst du nicht mein Schicksal und meine Bestimmung zu würdigen?“

„Wohl vermag ich das, Königin! seit ich nicht mehr einsam nur auf mein Seelenheil bedacht bin. Um deinetwillen ist viel Blut geflossen, und wenn ich auch selbst nicht tödte, führe ich doch deine Völker in die Schlacht. Seitdem erscheint mein irdisches Dasein mir so wichtig nicht mehr.“

Melita schien mit dieser Antwort zufrieden und wandte sich an Ilda: „Glaubst du, ich durchschaue dich nicht auch? Du bist unzufrieden, weil alles heute vollendet scheint, und möchtest gern allein alles für mich thun und gönnst niemandem, daß er ebenfalls für mich wirke. Du bist ein treuer Freund mir in Noth und Gefahren und mein Schutz und Hort, wenn mir Unheil und Verderben droht. Tröste dich, bis heute ist noch das Wenigste geschehen und das Meiste steht noch bevor. Lerne mich in meinem Beruf und meiner Sendung erkennen, so will ich dir zeigen, wie lieb und werth du mir bist.“

Alle Räume des Schlosses wurden für die hohen und edlen Herren in Bereitschaft gehalten, welche mit der Leiche des Prinzen Heinrich im Anzug waren, und die Ebene um die Burg bedeckte sich mit großen Zelten, um alles Volk aufzunehmen und zu bewirthen, welches herbeikam, an den Festen und Feierlichkeiten Theil zu nehmen.

Von dem Ende des zehnten Jahrhunderts erwartete man nichts geringeres als den Untergang der Welt. Christus hatte gesagt: nach 1000 Jahren kehre ich wieder, und da diese tausend Jahre seit seiner Geburt sich jetzt vollendeten, deutete man seine Worte in ihrem engsten Sinne, und die gelehrtesten und scharfsinnigsten Geistlichen wagten auch nicht den leisesten Zweifel daran zu hegen; nur in einzelnen Punkten wichen die Meinungen der verschiedenen Orden von einander ab. Die Carmeliter, Benedictiner u. s. w. nahmen den ersten Tag des Jahres Tausend als den jüngsten an; die Predigermönche oder Dominikaner hingegen den ersten Tag des Jahres tausend und ein. Die einen verkündeten, daß die Welt in Feuer aufgehen würde, die anderen, sie würde bleiben, wie sie sei, nur alles weltliche Regiment würde abgestellt werden und Christus allein herrschen. Ihm würden alle Völker der Erde gehorchen und nur ein Hirt und eine Heerde werde sein.

Die Armen und Bettler, alles herrenlose Gesindel und Kriegsvolk

fand die beste Aufnahme in den Klöstern, wurde reichlich bewirthet und fleißig angehalten, die Sünden zu beichten und sich zu kasteien. Sie thaten dies redlich, indem sie, so viel ihrer waren, Männer, Weiber, Kinder und Greise, einen Kreis bildeten, sich die Rücken entblößten und einander mit Ruthen geißelten, so lange sie die Arme rühren konnten, oder bis sie, vom Schmerz und Blutverlust bewältigt, am Boden lagen. Dazu lautete ihr Sündenbekenntniß das eine scheußlicher als das andere; sie wetteiferten unter einander, sich der empörendsten Unthaten zu zeihen, und waren so erfinderisch in ihrer unerhörten Sündenbeichte, daß alle Frevel, welche das alte Testament mit furchtbaren Strafen belegt, zusammengenommen immer noch etwas Alltägliches gegen ihre außerordentliche Bußfertigkeit war.

Die Eingangsformel, bevor man sich peitschte und Geter schrie über sich und seine Sünden, wurde einstimmig folgendermaßen hergesagt:

„Ich elendes, tief gefallenes, unseligstes aller Geschöpfe! Warum bin ich geboren? Die Schmerzen meiner Mutter, als sie mich zur Welt brachte, sei ihre gerechte Strafe, weil sie in Unzucht mich empfing. Der Gram und die Schmach, die mein verfluchtes Lasterleben über das Haupt meines Vaters häuft, sei die wohlverdiente Züchtigung, weil er in Geilheit mich gezeugt. Als zum ersten Male das Licht des Tages auf mein menschliches Antlitz fiel, verzog ich es, bitterlich weinend, in Scham und Zerknirschung vor dem reinen Lichte, welches die Frevel, Ausschweifungen und Begierden meiner schnöden Lüste beleuchten sollte. Als ich zum ersten Male die frische Luft der Gotteswelt athmete, schrie ich vor Unseligkeit und Verzweiflung; denn ich bin gezwungen, mit jedem Zuge meines verpesteten Odems diese Gottesluft zu verderben, und mit dem Dunst und Duft meines Fleisches den himmlischen Heerschaaren und Engeln ein Gräuel zu sein, die Seligen von mir zu scheuchen, die Heiligen zu nöthigen, ihr Antlitz von mir abzuwenden und meinen christlichen Mitmenschen lästig zu fallen. Verflucht sei das Licht meiner Augen! wohin es fällt, beleidigt es die Unschuld und Pracht der Schöpfung Gottes. Denn meine Eitelkeit, mein verworfener Ehrgeiz und meine niederträchtige Habsucht erblicken in seinem heiligen Sechstagewerk nichts weiter, als geringe Hülfsbedürfnisse wider meine elende Leibesnoth. Er hat gesagt: die Gräser sollen emporschießen und meine verworfene Hand mahd sie ab. Mein lüsterner Zahn wässert nach all seinem Gethier, und ich hasse meinen Nächsten, statt ihn zu lieben, und begehre nach allem, wonach ich nicht begehren sollte, seinem Weib, Kind, Knecht, Vieh, Magd. Ich begehre, was mein Verderben ist, und mein Heil vernachlässige ich, um mein Blut

und Fleiſch zu nähren und zu pflegen. Was ich haſſen ſoll, das liebe ich, meine Begierden und Lüſte, und was ich lieben ſoll, das haſſe und verfolge ich, meine Nebenmenſchen und Jeſum Chriſtum.“

Und während ſie ſich geißelten, ſangen ſie jenes weltberühmte, damals gedichtete Lied, in welchem die ganze Reimpracht der lateiniſchen Sprache ſich offenbarte, das „Dies irae!“

Schon während des kurzen aber ſtrengen Winters hatten ſich zahlreiche Geißler in der Hauptſtadt gezeigt, und an allen Straßenecken ihre ſcheußliche Beichte abgelegt und den tiefen Schnee mit ihrem Blute geröthet. Aber ihre Prophezeihung war etwas Allbekanntes; bis zum Weltende hatte man noch gute drei Jahre, und nach der Berechnung der Dominikaner ſogar vier noch. Dieſes wahnſinnige und widerwärtige Treiben, bei aller anſcheinenden Frömmigkeit, die ihm zu Grunde lag, vermogte nur Mitleid oder Spott zu erregen.

Aber gar mannigfache und hochwichtige Ereigniſſe hatten alle Gemüther wieder aufgeregt. Die reizende Iſalde war plötzlich geſtorben, und der Leichnam mit allem üblichen Trauerpomp zur Fürſtengruft getragen. Der Sarg des immer noch gefeierten Prinzen Heinrich war in einem prachtvollen Aufzuge aus dem Dome von dem geſammten Adel nach dem Todtenſtein abgeführt worden, und endlich erwartete man ganz neue Schauſpiele: das Schwenken aller Fahnen über die Brandſtätte des Herrn Theobald und das Aushängen der Wappenſchilder auf der Königsburg. Statt deſſen nahmen die Geißelungen auf offener Straße auf ſchreckenerregende Weiſe überhand. Die Heerſtraßen wimmelten von Geißlern, welche nach der Stadt zog, und es war unbegreiflich, wo all das Geſindel herkam. Alle Märkte und Kirchhöfe wurden zum Schauplatz ihrer abenteuerlich-tollen Bußübungen. Die Geißler fanden keinen Platz mehr in der Stadt und zogen unter Glockengeläute durch die Straßen, das Dies irae ſingend, um vor dem Thore auf freiem Felde ſich halbtodt zu peitſchen. Mit dem Weltende ſchien es Ernſt zu werden; denn auch hohe geiſtliche Herren in härenem Gewande, das Haupt mit Aſche beſtreut, nahmen an dieſen Geißelfahrten Theil. Die Großen und Reichen geriethen in Schrecken. Wie lange konnte man noch für Haus und Heerd und Eigenthum ſorgen, wenn der jüngſte Tag ſo nahe bevorſtand? Sollte man Habe und Gut der Kirche ſchenken und gen Jeruſalem ziehen, um als einer der erſten den wiederkehrenden Heiland zu begrüßen? Oder ſollte man ruhig in ſeinen Beſitzthümern abwarten, was am Ende des Jahrtauſends aus der Welt werden würde? Auch das hatte ſeine Gefahr; denn die Geißler wurden mit jedem Tage übermüthiger und dreiſter. Was ihnen begegnete,

wurde gezwungen, in ihre Reihen einzutreten und sich mit zu geißeln, und zahlreiche Haufen zogen von Haus zu Haus, riefen die vornehmsten und angesehensten Bewohner beim Namen und hielten ihnen ihre Sünden vor, die nicht immer aus dem Stegreif erdichtet wurden, sondern oftmals auf bekannten Stadtvorfällen beruhten, wohl auch im Beichtstuhl vernommen worden waren; denn viele der Sündenprediger waren Ordensgeistliche und, vom Bußeifer schäumend, schonten sie das Beichtsiegel nicht mehr.

Eines Tages sammelte sich auch eine zahlreiche Menge vor dem Dominikanerkloster, und ein Priester, der sie anführte, schrie:

„Hervor mit dir, du Sündenabt, und entblöße deinen fetten Rücken der Geißel. Zwei Todsünden streiten sich um deinen wohlgemästeten Leichnam: die Völlerei und die Wollust. Mit doppelten Schlingen fesselt dich die Hölle, um deiner gewiß zu sein, damit, wenn du die eine zerreißest, dich die andere um so fester umstricke; du aber, Unseliger, zappelst in allen beiden zugleich. Die Schatzkammer, die du täglich anfüllst mit Köstlichkeiten, ist dein Magen; dein Speisetisch ist der Altar, den du für deinen Götzen schmückst; deine Andacht flammt auf dem Feuerheerde und deine Begeisterung perlt im Weinkeller. Dein Bauch ist der Tummelplatz aller bösen Geister, die in dir ihren Sabbath feiern und dir sündhafte Gelüste in's Blut jagen, mit wüsten Dünsten dein Gehirn umnebeln und mit schnöden Träumen deinen Schlaf erfüllen, die dich weder auf der Kanzel noch im Beichtstuhl in Ruhe lassen. Denn wenn du die Wonnen des Paradieses schilderst, so schwelgst du Auge in Auge mit deinen Zuhörerinnen, und sollst du Ablaß ertheilen, so berauscht der Klang einer weiblichen Stimme schon dein Ohr, und sei sie jung oder alt, schön oder häßlich, du glühst vor Verlangen, alle Sünden zu begehen, welche sie dir beichtet!"

So weit war der Bußprediger gekommen, als die zahlreiche Menge plötzlich ein lautes Jauchzen erhob; denn die Klosterpforte hatte ihre beiden Flügel zugleich geöffnet und mitten auf der Schwelle, bußfertig und im härenen Gewande, stand Abt Bernhard. Die hohe, wohlbelebte Gestalt mit dem bleichen, vollen Angesicht, den blitzenden Augen und dem rothen, wohlgekräuselten Barte hatte etwas Ungewöhnliches und Ehrfurchtgebietendes.

„Meine Brüder!" begann er mit seiner gewaltigen Stimme. „Wohl stecke ich tief in Fleischeslust und bin ein arger, arger Sünder! Wer sich rein weiß, hebe den Stein auf; denn keiner ist rein von euch allen, rein ist keiner mehr auf Erden. Wahrlich! wahrlich! ich sage euch, auch niemand kann mehr rein und fromm sein auf Erden; denn es fehlt der Geist, der heilige, der Tröster, den Jesus Christus uns hinterlassen. Er ist verschwunden von dieser Welt, und darum steht ihr Ende bevor und

darum wird der Herr und Heiland wiederkehren, um uns zum zweiten Male zu retten, damit wir nicht dennoch dem ewigen Verderben anheimfallen. Also hat es sein göttlicher Geist vorhergesehen, also hat es sein heiliges Wort verheißen. — Wenn es irgend einen bußfertigen Sünder je gegeben, so bin ich's. Mögen die älteren von euch, die mich aus früheren Jahren kennen, es den jüngeren erzählen, wie ich jeder Kasteiung freiwillig mich unterzog, und mit welcher Ausdauer und Unermüdlichkeit ich sie vollendete. Was Jugend mit hitzigem Muthe vermag, vermag das Alter aus Uebung und Gewohnheit. Ich bin im Stande, hier vor euren Augen gemächlich mich todt zu geißeln, und doch ist mein Gebet Lippenwerk, meine Andacht Tand. Es fehlt der Geist, und nur in tiefster Unseligkeit, in Selbsthaß und Verachtung können wir fühlen, wie Noth es thut, daß der Herr und Heiland wiederkehre.

Die Menge erhob ein Klagegeheul, die Rücken wurden entblößt und die Geißeln aufgenommen. Abt Bernhard schrie:

»Darum laßt uns sündigen, damit wir in tiefster Selbsterniedrigung uns kennen lernen und unsere Buße um so ernster gemeint sei. Wir sündigen ja doch nur im Einzelnen und Kleinen, und wenn wir auch Räuber, Diebe und Mörder sind, aber groß und vollkommen sündigen die hohen und mächtigen Herren, welche die Welt beherrschen und die, um das Regiment zu behalten und um in Glanz und Hoheit fort zu leben, die Wiederkehr unseres Herrn und Heilandes hintertreiben möchten. — Zweifelt ihr daran? — Hat nicht der Großmoloch der Hölle sich einen festen Sitz erkoren auf dem Toktenstein und dort seinen Thron aufgeschlagen, um von unseren Landen aus dem Reiche Gottes ewiglichen Trotz zu bieten? Haben nicht die hohen und mächtigen Herren unseren frommen, schwachen König gezwungen, zu Gunsten einer Belialstochter auf seine Krone zu verzichten? [illegible] sollen nicht auch die geistlichen Gerichte beschränkt werden, damit alle Macht in ihren Händen sei und sie nach Willkür herrsche, wie es der Satan ihr eingiebt?«

Ein furchterliches Wuthgeschrei stieg bis in die Wolken. Man verwünschte den Satan, die Belialstochter und die hohen Herren in den tiefsten Höllenpfuhl und schrie: »Auf! zum König!«

»Zu Richard von Hohenwart!« rief Abt Bernhard, »denn ihm gebührt die Krone, wenn der König entsagen will, und er ist ein frommer, bußfertiger Herr, der nicht Anstand nehmen wird, dem Herrn und Welterlöser das Scepter, was ihm gebührt, zu überreichen.«

Ein Theil der Menge zog nach der Königsburg, der andere, vom

Abte angeführt, nach Hohenwart's Palaſt. Mit jedem Schritte mehrte ſich ihre Anzahl und der Tumult: die ganze Stadt gerieth in Aufruhr.

Vor dem Palaſte Hohenwart's rief Abt Bernhard: „Tritt hervor, Richard, und entblöße deinen jugendlichen Rücken der Geißel; denn noch niemand hat ſo ſehr wie du verdient, gepeitſcht zu werden. Die Todſünde Faulheit, der Hölle Lieblingstochter, hält dich mit ehernen Banden gefeſſelt, und du biſt welk in Jugendfriſche, als Knabe ſchon erſtorben! Du haſt den Tod eines Vaters und Bruders zu rächen, aber du biſt faul; dein älteſter Bruder ſchmachtet in einem unzugänglichen Verließ und eine Zauberin zerſtört ſein Gehirn mit giftigen Tränken, und du denkſt nicht daran, ihn zu befreien; denn du biſt faul. Selbſt der blendendſte Glanz aller Erdenmacht, das höchſte Ziel ehrgeizigen Wahnſinns, kann dein träges Blut nicht mehr in Wallung bringen. Eine Königskrone iſt dein, und du gönnſt ſie der im Bildniß verbrannten, geächteten Erbtochter eines verfluchten Ketzerhauſes, die nicht als lebend und zu Anſprüchen befähigt mehr anzuſehen iſt. Gottes Fügung wollte, daß dein Vater und dein Bruder frühzeitig mit Tode abgingen und Edmund unfähig zu herrſchen iſt. Wie willſt du beſtehen vor deinem Herrn und Heiland, wenn er erſcheint, das zugefallene Scepter dir abzufordern und dein Reich aufzunehmen in das ſeinige?“

Richard hatte bisher in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt, die Armen gepflegt und fromme Werke geſtiftet, demüthig erſchien er vor den Thoren des Palaſtes, nahte ſich dem Abt und entblößte ſeinen Rücken. „Ich bin jung, hochwürdiger Herr!“ ſprach er, „was vermag ich Einzelner gegen die Beſchlüſſe des Königs und des ganzen Adels, da meine Unerfahrenheit und Unkenntniſſe ſelbſt den älteren und weiſen Rittern, die mir gehorchen, Mißtrauen einflößt? Ich bin nicht taub für den Ruf der Pflicht und Ehre, ich fühle Kraft in mir, meinem hohen Berufe zu genügen, allein die tiefe Trauer um diejenigen, die mir die Theuerſten waren, der Schmerz um ſolche Verluſte hat mich tief gebeugt; doch weil mein Schickſal ruft, werde ich mich ermannen.“

Er empfing einige Geißelhiebe von dem Abte, dann bekleidete er ſich wieder und Arm in Arm mit dieſem zog er mit nach der Königsburg.

Die Königsburg war umringt von einer dichtgedrängten Menge, Kopf an Kopf, und der Prieſter ſchrie:

„Hervor mit dir, du Sündenkönig, und entblöße deinen krummen Rücken der Geißel. Nimm ab den Purpur von deinem Buckel; nicht einmal zum Prieſter taugſt du, der gerade und ohne Fehl ſein muß, geſchweige zum König. Soll das Gebrechen herrſchen, Schwachheit auf dem

Throne sitzen, und das Königszepter vor den drohenden Schwertern der Vasallen sich neigen? Schon die kranke Majestät muß sich vor ihren Unterthanen verbergen, um sie nicht irre zu machen, wenn sie sehen, wie die Majestät in Fieberfrost erzittert und hülflos ächzt und stöhnt. Wie darf nun gar die Majestät in Gewissensbissen sich zerknirschen und ihr Bewußtsein im Weine zu ertränken suchen? Es krön der Becher die Schlafen sich mit Weinberlaub, doch nicht mit Gold! Oder soll die Krone etwa das Kennzeichen auf deiner Stirn verstecken? — Ist es wahr, daß du die Zeit nicht abwarten konntest, die Krone zu tragen, die Gottesgnade durch Prophetenmund dir verhieß? Hast du der Gottesgnade nachgeholfen und den Prophetenspruch beschleunigt? Und deine schuldlose, fromme Tochter, gab sie sich freiwillig als Sühnopfer für die Unthat ihres Vaters hin? — Wie hast du die Krone getragen, Sündenkönig? Gedachtest du vom Teufel, der dich beim Schopf und Kragen hält, magst du berauscht oder zur Verzweiflung ernüchtert sein, dich loszukaufen, indem du ihm die Krone überließest? — Ihre Buße, Sündenkönig, und deine Krone, welche die Vasallen dir weder geben noch nehmen können, überlasse dem gerechten, frommen Jünglinge, dem sie gehöret und der sie tragen soll, bis unser Herr und Heiland sie zurückfordert."

Die Hellebardiere waren unter Waffen, und die Ritter des Königs zeigten sich gharnischt an den Fenstern und auf den Söllern. Um das Volk zu beruhigen, sollte Wein und Lebensmittel ihm preisgegeben werden; aber die Menge zerschlug die Fässer, zerriß das Brod und brüllte und heulte: „Hervor mit dir, du Sündenkönig, und entblöße deinen Rücken der Geißel!"

Da erschien Abt Bernhard mit seinen Scharen. Er und Richard machten sich Bahn durch die tobende Menge und verschwanden in der Königsburg. Nach kurzer Zeit erschien der König Hand in Hand mit Richard und dem Abte auf dem Altan. Er legte Mantel und Wamms ab und empfing vom Abte drei leichte Streiche auf den Rücken; dann erhob er sich und umarmte Richard. Die Menge brach in ein gellendes Freudengeschrei aus. —

Vor wenig Monden noch war alles für die holde, schuldlos verfolgte Königin begeistert und pries die Wunderthaten ihres Ritters, der ihre Feinde demüthigte und vernichtete. Heute war der Todtenstein der Thron der Hölle auf Erden, um das nahende Reich Gottes zu bekämpfen. So wandelbar ist Volksgunst! —

Die Geißler schienen wie Pilze aus dem Boden zu wachsen, sie überschwemmten das ganze Land, und wohin sie kamen, verheerten sie alles. Wehe den Großen und Reichen, die, von ihnen aufgerufen, sich weigerten, in ihre Kreise einzutreten, um mitzugeißeln und sich geißeln zu lassen, oder die, was verlangt wurde, nicht hergeben wollten. Dann hieß es: „Euch kommt Christus ungelegen, vor dem wir alle gleich sind; ihr wollt die Mächtigen und Auserwählten bleiben, und was könnt ihr mehr bei allem euren Schlemmen und Prassen, als euch satt essen? Aber der Unterschied soll nicht schwinden zwischen uns und euch, und darum müssen wir in Hunger und Elend verderben, während ihr vom Ueberflusse strotzet und euren Abfall lieber verderben als uns zukommen lasset.“ —

Was sollte auch der Reichthum noch, wenn der jüngste Tag bevorstand, und steht nicht auch geschrieben: „Ehe wird ein Ankertau durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in's Himmelreich kommt!“ Der Ungläubige sah nicht blos Haus und Hof gefährdet, auch Scheiterhaufen erbaute das Volk, um der Ketzer noch bei Zeiten zu tilgen, um die Schrecken des jüngsten Gerichts zu entwaffnen und die Langmuth des Himmels zu schonen, damit der Zorn Gottes nicht völlig ergrimme und Gute und Böse verdürbe.

Auch in den Bergen zeigten sich Geißler, aber sie wurden von den Hirten verjagt, oftmals gar gesteinigt. Endlich sammelte Richard von Hohenwart ein ansehnliches Heer, um im Verein mit dem Abt Bernhard, der mit unzähligen Schwärmen von Geißlern es verstärkte, den Todtenstein anzugreifen, den Heerd alles Uebels.

Ilde glaubte sich stark genug, dem Feinde im offenen Felde Trotz zu bieten, und weil Melita Bedenklichkeiten äußerte, stellten die Ritter ihr vor, daß es ihnen unmöglich sei, ein Heer von Gesindel hinter Mauern und Wällen abzuwarten, und daß es ihre Ehre nicht dulde, vor einem Knaben und einem Prassen in einer festen Burg sich zu verstecken.

So zogen sie denn aus, während Hauptmann Gottschalk mit einer kleinen Besatzung in der Burg zurückblieb und die Vertheidigung der Bergpasse dem Eremiten vom Hohlzenberge und seinen geschickten Schleuderern überlassen blieb.

Es war ein gewagtes Unternehmen, und Ilde durfte nicht allzuviel auf der Ebene vermögen; die Geißler hatten schon alles überschwemmt und in Aufruhr gebracht. Seine Krieger mußten sich erkämpfen, was sie bedurften, und Verrath folgte ihnen auf allen Wegen und Schritten. Als endlich die Heere einander ansichtig wurden, hatte Richard fast die doppelte Uebermacht, ungerechnet die zahllosen Scharen der Geißler,

mit denen er nichts weiter beginnen konnte, als sie voran auf Leben und Tod dem Feinde entgegen zu senden, um ihn zu ermuden und seine Kräfte an ihnen zu erschöpfen, damit die wohlbewaffneten, kampfgeübten Streiter nachmals um so leichteres Spiel hatten.

Abt Bernhard, der mit Todesverachtung und in frommer Wuth schäumend, die Geißler anführte, trat, ein hohes Kreuzpanier schwingend, vor ihre Reihen hin und sprach:

„Hier bringe ich euch alle Freuden. Wählet euch die, so euch am meisten behagen, denn der Freuden giebt es viel und mancherlei. Zuerst giebt es Freuden der Hölle. Wenn die Heiligen gelästert, die Majestät der Himmelskönigin angetastet wird, so freut sich die Hölle. Werden Kirchen und Klöster beraubt und geplündert, die armen Diener und Schäfchen Gottes gemißhandelt, so freut sich die Hölle und es jubeln die finsteren Heerschaaren. — Sodann giebt es sündliche Freuden. — Es freut sich der Mörder der gelungenen Bluthat, der Gauner seines verwegenen Diebesgriffes, der Bösewicht seines angestifteten Aergernisses und der Wüstling, wenn er in unsauberen Lüsten schwelgt. — Es giebt auch erlaubte Freuden. Es freut sich der Durstende des kühlenden Trankes; es freut sich der Hungernde des Brotes, was ihm gereicht wird, die nagende Begier zu stillen; das alles sind Freuden des Leibes, aber es giebt auch Freuden des Geistes. Es freut sich der Betende, dessen Andacht empfangen wird am Throne der Himmelskönigin, und diese Freude ist wieder doppelter Art: Es giebt Freuden des Geistes im Leibe und Freuden des Geistes außer dem Leibe. Das heißt: Bei jedem Paternoster, jedem Ave freut sich der Geist schon im Leibe, diese Freude aber kann dermaßen gesteigert werden, daß der Leib nicht mehr im Stande ist, sie zu fassen, daß er betäubt, eine entseelte Hülle, regungslos, erstarrt zurückbleibt, während der Geist sich emporschwingt zu Paradieses Freuden, unerhörte Worte spricht und Wonnen fühlt, die er sich nicht erklären, ja, worauf er sich kaum besinnen kann. — Wer möchte solcher Freuden nicht theilhaftig sein, wer nicht bei lebendigem Leibe Paradieseswonnen erfahren?

Wie? kann etwa nur der Geistliche, der Betende ihrer theilhaftig werden? — O nein, ihr alle könnt sie erfahren. Nicht blos das Beten macht selig, auch das Fechten. Die Hölle ist nicht blos unterirdisch, sondern auch über der Erde lebt und wirkt sie. Der Himmel wirkt auf Erden Wunder des Lichtes, die Hölle Werke der Finsterniß. Es giebt Heilige und Ketzer. Heilige, die bei lebendigem Leibe selig gesprochen sind, Ketzer, die bei lebendigem Leibe verdammt sind. Jene üben die Wunder des Lichts, diese Zauberei und höllische Unthaten. Immer noch besteht

die alte Feindschaft zwischen Himmel und Hölle, und der Kampf der Finsternis wider das Licht dauert fort und fort. — Die Heiligen im Himmel führen aber keine irdische Waffen; sie können weiter nichts als die Ketzer hassen und verdammen. Dasselbe könnt ihr auch und wenn ihr so recht aus voller Seele die Ketzer hasset und aus dem Grunde eures Herzens sie verdammet, so ist dies ein paradiesisches Gefühl, welches ihr mit den Heiligen im Himmel gemein habt. Ihr könnt aber mehr als hassen und verdammen, ihr könnt, was die Heiligen im Himmel nicht vermögen, Lanzen und Schwerter schwingen, und ich sage euch, eure Kampflust, euer Heldenmuth ist ein paradiesisches Entzücken, um welches die Heiligen euch beneiden. Selig, wer in solchem Kampfe siegt, denn er fühlt Wonnen, die er nicht erklären, ja worauf er sich kaum besinnen kann. Dreimal selig aber, wer in solchem Kampfe fällt, denn seine Seele wird gerade wegs gen Himmel fahren.

Nun sagt mir, welche Freuden habt ihr gewählt? Die Freuden der Hölle? — Nein! die haben ja eure Feinde eben erwählt, wider die ihr streiten wollt, und deshalb sind sie eure Feinde. — Wählet ihr die Freuden der Unthat? Freuet euch das Plundern, Brennen und Morden, ei, so plundert, brennet und mordet die Ketzer, so viel ihr wollt und es wird euch Segen bringen obendrein. Oder seid ihr nur eurer Lust euch bewußt? Wohlan, die Kirche hat die unermeßliche Gnadenfülle und euch soll vergeben sein, weil ihr für die Kirche fechtet. — Wählet ihr erlaubte Freuden? — Ei nun, die Kampflust ist eine solche, sie kann aber auch zur geistigen Freude werden, wenn ihr für euren Glauben, für die Kirche fechtet. Dreimal selig, wer für die Kirche streitet. Der Betrübe sorgt nur für sich und seine Seele, der Streiter für die Kirche erwirbt sich aber ein himmlisches Verdienst, was um so viel größer ist, wie alles größer ist als etwas, das Ganze größer ist als der Theil. — Ja, meine Freunde, unsere Wahl ist getroffen. Wir wählen die geistliche Freude in und außer dem Leibe. Entrollt die Fahnen, laßt die Trommeln wirbeln und die Posaunen schmettern! Die Heiligen mögen uns beneiden um die Seligkeit in unserem Leibe, der irdische Waffen schwingt; das Schlachtfeld wird ihnen lieblicher, lichtvoller erscheinen als ihre paradiesischen Gefilde, sie werden ihren Aufenthalt der Wonnen verlassen, sich in unsere Reihen mischen und mit Hosianna und Halleluja einstimmen in das Schlachtgetümmel."

Schon seit einigen Tagen war Melita ohne Nachricht von dem Herrn. Sie zürnte, weil Ilde trotz ihrem ausdrücklichen Verlangen ihr keine Kunde

sandte, und selbst die Boten, die sie abgeschickt hatte, zurückzuhalten schien —

„Er will mich stets mit seinen Thaten überraschen," dachte sie, „und ahnet nicht, wie viel ich in der Ungewißheit leide. Vielleicht auch war das Glück ihm zuwider und er scheut sich, seine Niederlage zu bekennen, bis er durch neue Siege sie ausgeglichen."

Eines Morgens aber erhob sich aus der Ferne ein wilder Schlachtgesang. Die Weise klang bald wie ein Kriegs- und bald wie ein geistliches Lied, und wurde durch wildes Geheul und Jauchzen häufig unterbrochen.

Voll Besorgniß trat Melita auf den Söller hinaus und lauschte. „Es sind Feinde!" sprach sie zu Gottschalk, der ihr folgte.

„Wie kann das sein?" meinte dieser. „Wie kamen sie durch unsere wohlbesetzten Pässe?"

Aber ansehnliche Schaaren zeigten sich auf der Ebene, und die Unordnung, mit welcher sie in kleinen Haufen einherzogen, gab zu erkennen, daß es kein Kriegsvolk war.

„Das sind die Geißler!" rief Melita. „Gott schütze meine Ritter und Getreuen! Was ist aus ihnen geworden?"

„Eine Schlacht kann nicht verloren sein," meinte Gottschalk, „sonst hätten wir hier Flüchtlinge und Versprengte. Ein ganzes Heer kann nicht bis auf den letzten Mann aufgerieben sein!"

Singend und jauchzend kamen die wilden Schaaren näher und schon vernahm man deutlich ihr:

„Dies irae, dies illa
Solvet saecla in Favilla
Teste David' et Sybilla."

„Ein entsetzliches Unglück ist geschehen!" rief Melita. „Sie führen Gefangene bei sich und wollen sie hier vor meinen Augen hinrichten."

Es waren härtige, verwilderte Gestalten, schlecht bewaffnet und kaum bekleidet, und obendrein entstellt von Staub und Blut. Die Gefangenen, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren, trieben sie unter Mißhandlungen vor sich her, und große, schwere Holzbündel wurden ihnen nachgeschleppt. Sie zogen bis dicht vor die Thore der Burg. Dort bildeten sie je drei und drei einen weiten Kreis, zogen sich die Lumpen von den Rücken und fingen an, mit scharfen Geißeln sich zu zerfleischen. Die Holzbündel wurden mitten in den Kreis geworfen und zu Scheiterhaufen aufgeschichtet.

Mit Entſetzen wich Melita vom Altan und warf ſich in ihren Gemächern vor ihr Betpult nieder.

Die Gefangenen wurden entkleidet und an zwei lange Stangen gebunden; der rechte Arm und das linke Bein an die eine, der linke Arm und das rechte Bein an die andere. So wurden ſie emporgehoben und über die Scheiterhaufen gehalten, um langſam den grauſamen Feuertod zu erleiden, und über die ſeltſamen Stellungen, welche ihre Leiber anzunehmen gezwungen waren, je nachdem die Stangen zuſammen oder auseinander geſchoben wurden, erhob die rohe Schaar ein gellendes Jauchzen und Spottgelächter.

Der erſte Holzſtoß ſtand kaum fünfzig Schritte weit vom Söller, den Melita eben verlaſſen, und der Gefangene, den man ſo gebunden an beiden Stangen über den Scheiterhaufen hielt, war der Eremit vom Heiligenberge. — Eben der Prieſter, welcher die Geißler vor das Dominikanerkloſter und zur Königsburg geführt hatte, befehligte auch dieſe verworfene Schaar. Er erhob ſeine Stimme und ſchrie, während die Pechfackeln bereit gehalten wurden, um die Holzſtöße auf ſeinen Wink anzuzünden:

„Tritt hervor, Regina! du Königin von Satans Gnaden. Schau an von deinem Söller ein malles Abbild des höllſchen Pech- und Schwefelpfuhls und empfange einen geringen Vorſchmack von dem Heulen und Zähneklappern der Verdammnis, welche bald dein Antheil ſein werden. Mögteſt du nicht einmal ſchauen, wie es deiner Mutter, deinem Urgroßvater und allen ihren Vätern und Müttern in der Hölle ergeht? Haſt du keine Gruße dahin zu beſtellen? Sieh! wir haben deinen Pflegevater und einige ſeiner Geſellen wie die Spanferkel am Bratſpieß hangen: willſt du ſie nicht quiken und quaken hören? Willſt du nicht die Huldigungen deiner Unterthanen in Empfang nehmen, die ſich vor dir neigen und beugen? Willſt du nicht Abſchied nehmen von ihnen und: auf baldiges Wiederſehen! wünſchen?“

„Macht ein Ende! hochwürdiger Herr: ſie wird ſich nicht zeigen,“ rief der geſchwärzte, ſchmutzige Kerl, der die Fackel hielt und die Zeit nicht erwarten konnte, den Holzſtoß in Flammen zu ſetzen.

„Macht ein Ende!“ wiederholte der Eremit vom Heiligenberge, der an ſeinen Stangen wie an einem St. Andreaskreuze hing. „Sie wird erſcheinen, wenn ich ſie rufe.“

„Rufe ſie!“ gebot der Prieſter. „Rufe ſie!“ wiederholte die ganze Tirolerſchaar.

„Melita!“ begann der Unglückliche, „dein Pflegevater ruft dich in

seinen letzten Lebensaugenblicken. Alle Zärtlichkeit, die er für dich fühlte und tröstlos sich zum Vorwurf machte, ist jetzt verklärt zu reiner Christenliebe. Zeige ihm deine liebliche Gestalt zum Trost in seiner letzten schweren Prüfung; er wird dein Bild mit in den Himmel nehmen und dort für dich beten, wie du im Fleisch und Beine lebst."

Melita hatte vor Angst und Schmerz ihr Haar zerrauft, ihre Kleider zerrissen, mit fliegenden Haaren und Gewändern eilte sie auf den Altan und flehte, die Arme windend und die Hände ringend: „Vergebung! Vergebung!" —

„Zündet an!" rief der wilde Priester, „und laßt die Höllenbrände sich neigen und beugen vor ihrer Königin, wie es sich treuen Unterthanen ziemt."

Die Stangen wurden in Bewegung gesetzt und ein wüthendes Jauchzen und Gelächter begleitete die Verrenkungen der wehrlosen Opfer.

„So nehmen deine Unterthanen Abschied von dir!" schrie der entsetzliche Priester, „und so werden sie dich im Höllenpfuhl wieder bewillkommnen!"

„Gott sieht es!" schrie Melita mit aller Kraft ihrer hellen Stimme. Euch Frevler fordere ich vor seinen Richterstuhl! Um eurentwillen, ihr Getreuen, zeige ich mich diesen Mordbrennern und lasse die Schmach über mich ergehen, die sie mir zufügen. O, daß ich euch retten könnte! Vergebung! Flucht mir nicht!"

„Wir wissen zu sterben für dich!" rief der Eremit, den schon die Flamme berührte. „Regina! erhalte dir das Bewußtsein einer Königin. Der Muth, mit dem wir den Feuertod erleiden, diene dir zum Zeichen, daß wir dich in deinem Berufe und Schicksal erkennen und würdigen, wie du es verlangt hast. — Vernimm zum Abschied: Udo hat gesiegt und verfolgt einen sterbenden Feind. Ich leide die gerechte Strafe für meine Nachlässigkeit, weil ich von diesem Raub- und Mordgesindel mich überrumpeln ließ, und Schuld bin an allem Unheil, was sie über diese Gegend bringen." —

Qualm und Schmerz erstickten seine Stimme, die Flammen loderten hoch auf und ergriffen die Stangen, welche unter der Last ihrer Opfer brachen. Die Luft zitterte vor Hitze, und das Klaggeschrei der Unglücklichen verschmolz mit dem Lodern der Flammen zu bebenden Klängen, fast anzuhören wie die hellen, langgetragenen Töne einer Aeolsharfe. —

Hauptmann Walter trat zu Melita, die knieend, mit gefalteten Händen, sich am Geländer lehnte.

„Königin! zieht euch zurück, wenn es beliebt. Unsere Freunde sind verloren, und auf die Höllenhunde soll es augenblicklich Steine regnen.“

Weil sie nicht antwortete, glaubte er, sie sei ohnmächtig, und rief ihre Frauen; allein sie erhob sich und fragte nach seinem Begehr. In ihrer schmerzlichen Betäubung hatte sie alles überhört.

„Die Maschinen sind gerade auf dies Rundtheil gerichtet; soll ich sie spielen lassen und die Mordbrenner zerschmettern?“

„Nein!“ gebot Melita, „Gott wird richten!“ und hiemit ging sie und verschloß sich in ihre Gemächer.

Wolfschalk stampfte mit dem Fuße. „Hegt sie denn keinen Herrn, hat sie keine Mannen? Ziemt es nach solcher Verhöhnung und Beleidigung, die Rache Gott zu überlassen? Was soll ich meinen Leuten sagen, die oben schlagfertig stehen?“

Ildo hatte gesiegt. Mit dem Gesindel, was Abt Bernhard führte, hatte er leichtes Spiel. Nach der ersten Hitze des Angriffs hielt es sich schlecht, zerstreute sich und nahm die Flucht. Er achtete nicht darauf, daß Abt Bernhard sich in seinem Rücken wieder sammelte und sein Gesindel nach den Bergen führte, in der Hoffnung, daß, wenn er sich dort einen Eingang erzwänge, Richard's siegreiches Heer bald ihm folgen würde. „Laß sehen,“ dachte er, „wer zuerst das Lager des Gegners gewinnt!“ und führte seine Streiter Richard entgegen.

Anfangs glich das Schlachtfeld einem großen Tournierplatze. Reiter sprengten gegen Reiter, Fußvolk gegen Fußvolk, und die Ritter huben und drüben riefen sich beim Namen auf, um gegeneinander zu rennen. War manche schöne Lanze ward gebrochen und manche tapfere That gethan. Ildo, an der Spitze seines Heeres, ließ die Trompeten schmettern und rief: „Richard von Hohenwart! Du bist der Erste in deinem Heere; ich kann mit keinem Höhern einen Kampf bestehen, allein ich schone deine Jugend. Sende mir denjenigen deiner Streiter entgegen, den du für den besten hältst, damit ich nicht bei so vielem schönen Ritterthum müssig zuschaue.“

Einige Kämpfer wagten sich gegen ihn, die er aber hinstreckte, daß sie das Aufstehen vergaßen, und weil sich keine neue fanden, rief er:

„Richard! Ist das alles, was du hast? Sende mir mehr von den Deinen, oder ich hole dich heraus aus ihrer Mitte, wie ich deinen Bruder wegnahm von der Spitze seines Heeres.“

Es traten keine neue Streiter wider ihn auf, und er hielt in sein Schlachthorn. Seine Ritter beantworteten den Ruf, und die Heeresmassen, die beiderseits eben noch so durchflochten waren, verdichteten sich und dran-

gen in geschlossenen Gliedern auf einander ein. Hier lautete der Schlachtruf: „Für Regina!“ dort: „Für Richard!“ Udo, an der Spitze der Seinen, suchte sich Bahn zu brechen bis zu Richard; doch bevor er ihn noch erreicht hatte, ward dessen Pferd von einem Wurfspieß tödtlich getroffen; es bäumte und überschlug sich mit seinem Reiter. Die Ritter neben ihm warfen sich über ihn und schützten ihren jugendlichen Feldherrn mit ihren Leibern. Das Gedränge um ihm ward so groß, daß die Kämpfenden keinen Raum mehr hatten, die Waffen zu schwingen. Nach unsäglicher Anstrengung, in welcher sie sich athemlos gerungen hatten, gelang es seinen Rittern, ihn unter dem Pferde hervor zu ziehen und in Sicherheit zu bringen; doch ihre zerrissenen Reihen konnten sie nicht wieder herstellen und die Sonne neigte sich. Das wilde Getümmel, wo Freund und Feind im Staub und Schlachtendrang sich nur am Feldgeschrei noch erkannten, wurde vollends zu einem blutigen, blinden Durcheinanderwühlen, als plötzlich der Ruf erscholl: „Feuer! Das Lager brennt!“ und ein erstickender Qualm die Luft erfüllte. Freund und Feind drängen fast zu gleicher Zeit in's Lager, hier, um zu plündern und zu zerstören, dort, um zu retten und zu löschen. Mit Dolch und Streitart, wo jeder seinen Gegner bei Flammenschein sich suchte, ward noch die ganze Nacht gekämpft, und erst mit Sonnenaufgang machten sich die Sieger mit ansehnlicher Beute und vielen edlen Gefangenen, obschon vor Erschöpfung athemlos und gelähmt, auf den Rückweg.“ —

Die Kunde von diesem unerhörten Siege hatte den Eremit vom Heiligenberge bewogen, einen unglücklichen Ausfall zu wagen, bei welchem er an der Spitze seiner Mannen gefangen genommen wurde und die Feste, die er vertheidigte, in die Hände der Geißler brachte, welche sich jetzt in den Bergen verbreiteten, um dort ihre Greuelthaten zu verüben.

So fand denn Udo auch sein Lager verwüstet und besetzt, und mußte auf Umwegen andere Burgen zu erreichen suchen, um die Gefangenen und seine Leute in Sicherheit zu bringen und seinen müden Kriegern die nöthige Rast zu verschaffen.

Er selbst begab sich sogleich nach dem Todtenstein, wo alles noch voll Bestürzung und Niedergeschlagenheit war. Melita war immer noch allein in ihren Gemächern. Sie ließ ihn vor sich kommen, damit er aus ihrem eigenen Munde vernähme, wie sie genöthigt worden war, der Todesqual ihres Pflegevaters zuzusehen.

„Jetzt ist mein Muth gebrochen!“ klagte sie. „Er war's, der mir rieth, ein Kloster zu bauen und mich mit meinen Ansprüchen darin zu verstecken. O, hätte ich ihm gehorcht, so wäre ich heute noch, was ich

in meiner Kindheit war: die Freundin aller derer, welche diese Heimath mit mir theilen, ihre Pflegerin in Krankheiten, ihre Trösterin in Leiden, statt daß ich jetzt Feuer und Schwert über sie beschwören, und die grausen Flüche, die meine Feinde über mich gesprochen, auf sie gewälzt habe. Den Feuertod, zu dem ich verurtheilt bin, mußte ich mit diesen meinen Augen an ihm vollziehen sehen, der meine Kindheit pflegte, meinen Geist für das Ewige bildete, meine Gefühle zu allem Edlen und Guten stimmte und mich übte, gerecht und mildherzig zu handeln. Weh' mir! Als ich meine Abkunft kennen lernte, da ergriff mich eine Vergangenheit, zu groß für eine schwache Mädchenseele; statt mich als Opfer ihr zu weihen, wähnte ich mich eine Heldin, die sie erneuen und wieder zu Siegen führen könne. Es soll nicht sein; das Weltgericht steht bevor! Vergangene Größe und Jugend soll mitgetilgt sein, wenn alles zu Spreu und Asche wird, und Menschen sollen nicht mehr über Menschen urtheilen. Gott selbst wird zu Gerichte sitzen!

„Möge das Reich Gottes kommen!" sprach Udo sanft. „Wenn der König der Könige das reine, gerechte Scepter aus deinen jungfräulichen Händen nimmt, wird mein Schwert geheiligt sein, was es dir eroberte; und wenn die Todten auferstehen, wenn deine Ahnen Heil! rufen über ihre engelgleiche Tochter, welche mit treuem Muth und Ausdauer das Andenken ihres Hauses aus der Allvernichtung rettete, werde auch ich meinen Dank und Anerkennung finden."

„Was sagst du, Udo?" rief Melita voll Verwunderung. „Wer gab dir diese Worte ein?"

„Ich sage: was auch das Ende des Jahrtausends mit sich bringt, dein Ritter, der sein Schwert für Recht und Wahrheit führt, braucht kein Gericht und am wenigsten das jüngste zu scheuen; allein der schmutzige Abt Bernhard und seine verworfenen Schaaren sind nicht die Verbeten und Verkünder desselben."

„So weißt du nicht, was du gesagt hast."

„Ich sage auch nicht alles. Ich ehre deinen Schmerz und deine Thränen rühren mich, ich schweige."

„Ich will dir nicht verrathen, was mir kein irdischer Mund verkündet, aber deine Worte haben mich wunderbar getröstet."

„Sei wieder hehr und stolz, wie du immer warest, eine blendend schöne, jungfräuliche Königin, für welche die hohe und edle Jugend begeistert in den Tod geht. Würdige den Duldermuth deines Pflegevaters, der glorreich für dich starb. Sei gerecht seinem Andenken und seinen letzten Worten. Mit Freudigkeit trotzte er den Todesqualen und mit seinem

letzten Lebenshauch betete er Glück und Heil vom Himmel für dich nieder. Darfst du da noch niedergeschlagen und irre an deinem Beruf sein? Du bist den Todten viel, aber mehr noch den Lebenden schuldig, in dieser Zeit des Völkerwahnsinns. Es ist auf's Aeußerste gekommen. Verruchter Aberwitz hat seine Greuelthaten vor deinen Augen ausgeübt, und schamloser Frevelmuth dich tief gekränkt und beleidigt. Das fordert Rache, und hätte ich deinen Vetter Richard, wie ich wollte, gefangen genommen, er zuerst müßte jetzt mit dem Leben büßen. Schon weit über dreißig hohe Herren haben dir gehuldigt; du kannst jetzt Todesurtheile sprechen!"

„Ich soll Todesurtheile sprechen?"

„Schonung, Versöhnlichkeit, Barmherzigkeit und Milde, alles, was der Eremit vom Heiligenberge dich üben lehrte, ist von der Flamme, die ihn verzehrte, mit zu Asche gebrannt. Du thust wohl, dich in deinen Gemächern verborgen zu halten; zeige dich nicht eher wieder, als bis dir völlige blutige Genugthuung geworden ist. Vertraue mir das Racheschwert; ich werde, wo ich nicht barmherzig sein darf, wenigstens gerecht sein, unerbittlich, nur aus Nothwendigkeit. Bei meiner Ehre, wenn ich dir jemals Anlaß geben sollte, mich zu verläugnen, so verurtheile ich mich selbst, und richte mich mit der eigenen Waffe, die ich für dich trage.

Sie reichte ihm ihre Hand und er führte sie knieend an seine Lippen. Als er ihre Gemächer verließ, wußte er nicht, war es Einbildung oder Täuschung des Ungefährs, — durfte er seinen Sinnen trauen? — die Königin hatte zärtlich seine Hand gedrückt! —

Im Laufe des Tages langten sämmtliche hohe Herren und Ritter an, um nach der gewonnenen Schlacht ihrer Königin Gruß und Glückwunsch darzubringen. Sie vernahmen ihren Entschluß, sich nicht eher wieder zu zeigen, als bis die erlittene Kränkung vollkommen gerächt sei, und billigten ihn. Dem Geißlergesindel, was jetzt in die Berge eingedrungen war und nicht wieder hinaus konnte, war hiemit das Todesurtheil gesprochen; hier sollte es vertilgt und ausgerottet werden.

Doch als die hohen und edlen Herren im glänzenden Rittersaale herrlich bankettirten und kaum den ersten Becher auf das Wohl der Königin unter Trompetenklang und Paukenschall geleert hatten, öffneten sich zu ihrer Verwunderung die Thürflügel, und ein voranschreitender Edelknabe rief: „Die Königin!"

Melita erschien, strahlend von Geschmeide, Perlenschnure umgaben ihren Hals und ihre Arme, ihr weißes Gewand schmiegte sich unter einem Gürtel von Rubinen um ihren zarten Leib, und in ihren blonden Locken blitzte ein Diadem von Smaragden und Demanten.

„Hohe und edle Herren!“ ſprach ſie, „ich komme, für den Ehrentrunk zu danken und ihn zu erwiedern. — Reicht mir den Königsbecher!“

Ein kleiner goldner Becher, auf deſſen Deckel eine Königskrone prangte, ward vom Schenktiſche geholt und gefüllt. Melita ergriff ihn und ſprach:

„Der zweite Becher, nicht wahr, ihr hohen und edlen Herren, gebührt meinem Ritter, Herrn Udo Grafen von Uchtenhayn?“ — „Udo!“ fuhr ſie fort und trat ihm näher, „dies iſt der Königsbecher, und ſeit mein Vater, Prinz Heinrich, zum erſten Male das ſtille Fräulein ſah, hat keine Lippe ihn berührt. Dieſen Becher kredenze ich dir, nimm ihn hin und thue mir Beſcheid; denn du ſollſt mein Gemahl und König ſein!“

Alles blieb ſtill und ſtarr vor Erſtaunen; nur Udo, tief erſchüttert, warf ſich ihr zu Füßen und ließ den dargereichten Becher in ihren Händen.

„O Königin, Verzeihung!“ flehte er. „Auch Glück kann überwältigen, und ich erſchrecke vor deiner Holdſeligkeit! Eine ſtillgehegte Gluth, die ich dir jederzeit verhehlte, fachſt du ſelbſt jetzt an, daß ſie jauchzend auflodert und über mir zuſammenſchlagt. Es genügte meinem Ehrgeiz, dein Ritter zu ſein, allein die kühnſten, ſtolzeſten Hoffnungen liegen jetzt fern und weit zurück, wie vergeſſene Jugendträume, und ich zittere vor dir, glänzender Seraph!“

Melita, immer noch den Becher in der Hand, wandte ſich an die ſtillen Gäſte.

„Zwar habe ich niemandem von meinen Handlungen Rechenſchaft zu geben; allein ich ſehe es ungern, wenn mein Thun befremdet. Deshalb, ihr hohen und edlen Herren, will ich euch erklären, was euch zu verwundern ſcheint. — Eine königliche Waiſe ſtehe ich vor euch, die niemals ihre Eltern kannte, und zum zweiten Male bin ich heute verwaiſt: ich verlor auch meinen Pflegevater! Gott weiß es, auf was für ſchreckliche Art. Gottes Hülfe, Udo's Waffenglück und die Liebe des Volkes thaten viel für mich; aber das Meiſte iſt noch zu thun. Noch immer ſteht Hochverrath wohlgerüſtet wider mich unter Waffen, und das verworfene Geſindel der Geißler verflucht mich noch immer. — Vielleicht auch iſt es über mich verhängt, den Tod des Eremiten vom Heiligenberge zu ſterben. — Meine Hände ſind zu zart für ſolch ein rauhes Scepter, und das Gewiſſen der Eremitenpflegetochter iſt zu empfindſam für Rache und Vergeltung. Ich brauche einen ſtarken Arm, der mich aufrecht hält, einen Helden, der gerecht ſein kann, und das zu ſein hat Herr Udo mir verſprochen. Ich weiß, daß er mich liebt, deshalb wird er in meinem Sinne handeln, und an meinem Wohlgefallen wird ihm alles liegen. Aus dieſem Grunde lege ich meine Hand mit allen Rechten und aller Macht, die ſie beſitzet,

in die seine. Hand in Hand mit ihm gehe ich zur Krönung in den Dom oder auf den Scheiterhaufen. — Wisse, Udo, ich erfülle hier ein Gelübde, was ich am Grabe meiner Mutter that und worauf der Eremit vom Heiligenberge das Sacrament mir reichte. Mit allem, was ich bin und habe, weihte ich mich dem Ritter, der für meine Rechte auftreten und den Grabern der Meinen ihre Glorie wiedergeben würde. Dieser Ritter bist du, weil du im Dome der Hauptstadt deinen Handschuh für mich hinwarfst und dich lossagtest vom König Philipp, was alle anderen unterließen. Aber nicht ohne Bedingung, die in meinem Gelübde inbegriffen ist, kann ich dein sein. Bis mein Schicksal erfüllt ist, bis ich friedsam herrsche, und darüber wird manche Zeit hingehen, bin ich deine Gemahlin nur vor den Menschen; als Jungfrau will ich die Krone empfangen oder als Jungfrau sterben."

Die hohen und edlen Herren, die sie so treu und liebreich reden hörten, riefen einstimmig Heil der Königin und dem König.

Udo erhob sich von den Knieen und ergriff den Becher. „Ihr hohen Herren!" sprach er, „ward jemals wohl das kostbarste und theuerste Recht der Kronvasallen schöner und ergreifender geübt, als heute, wo ihr den lauteren Willen dieser glänzenden Erscheinung anerkennt? Ihr edlen Herren, ist eure Ritterpflicht, Jungfrauen und Waisen zu schützen, euch jemals heiliger und glorreicher erschienen, als im Dienste dieser königlichen Jungfrau und Waise, die so blendend und entzückend ist in Wort und Wesen. Geblendet und betäubt von meinem Glücke, ist dies alles, was ich euch sagen kann. Nehmt euch zur Lehre und zum Beispiel, und merket euch, wie überreich Ritterdienste von unserer himmlischen Königin belohnt werden."

„Es lebe König Udo!" riefen die Anwesenden, und Melita verneigte sich und sprach:

„Seid froh und guter Dinge, ihr hohen und edlen Herren, und verzeiht mir, wenn ich mich zurückziehe, wie ich es dem Andenken des Eremiten vom Heiligenberge schuldig bin."

Einige Streifereien genügten, das Gesindel auszurotten, und die Feste, in die Abt Bernhard sich geworfen, bezwang der Hunger. Die Geißler wurden rechts und links an der Heerstraße aufgeknüpft, nur er wollte an seinen Tod nicht glauben und betheuerte, es sei eine himmelschreiende Sünde, ihn zu erdenken, da die himmlische Jungfrau ihm die dreifache Krone verheißen.

Erſt als Udo ihn fragte: „Hat die heilige Jungfrau nur die dreifache Krone oder auch Pallium, Tunika und Mitra dir verſprochen?“ verlor er ſeine Zuverſicht, ward bleich und fing zu zittern an. „So höre denn, Elender!“ ſprach Udo. „Die himmliſche Jungfrau Maria muß geehrt werden, wo man ihr begegnet, ſelbſt in den wüſten Träumen und dem blöden Gehirn eines Dummkopfs wie du. Die dreifache Krone, die ſie dir zuerkannt, ſollſt du haben; doch ein Scheim giebt mehr als er kann, und für dich habe ich nur Stroh. Im Namen der königlichen Jungfrau Regina laſſe ich eine dreifache Strohkrone dir flechten; die ſollſt du haben, ehe ich dich henken laſſe. Du kannſt ja Geld machen, und bis zum jüngſten Tage iſt nicht lange mehr hin, behilf dich einſtweilen damit.“ —

Udo hatte noch viele und blutige Kämpfe mit Richard zu beſtehen, der, von der Geiſtlichkeit unterſtützt, ſtets neuen Anhang ſammelte und ſtets neue Völker gegen den Todtenſtein führte. Doch in die Berge drang kein Feind wieder ein.

Die Geißler trieben noch manches Jahr ihre Frevel, plünderten alles kahl und verbreiteten Hunger und Seuchen. Aber je mehr Noth und Elend ſie über das Land brachten, um ſo mehr nur befeſtigte ſich der Glaube an den Weltuntergang. Zuletzt wurde bei jedem Sturm und Donnerwetter mit allen Glocken geläutet, und zitternd eilte alles in die Tag und Nacht offen ſtehenden Kirchen, um bußfertig vor dem Weltenrichter zu erſcheinen.

Erſt nach geraumer Zeit, nachdem das Land verwüſtet und verödet dalag, und in den Städten Gras auf den Straßen wuchs, verlor ſich dieſe ſeltſam überwitzige Furcht, und man ſehnte ſich nach Friede und Geſetz zurück. Da zogen Regina und Udo im Triumph durch's Land, alle Städte und feſten Plätze öffneten ihnen jubelnd die Thore, und als Regina im Dome ſich die Krone aufſetzte, ſprach ſie zum Volke:

„Dieſe Welt iſt ſo ſündig nicht, daß Recht und Wahrheit ſich nicht unter die Sonne wagen ſollten. Nach ſchweren Prüfungen und Leiden nehme ich hier meine Krone, für die ich geboren und getauft bin (denn ich heiße Regina), mit reiner Hand. Ich bin unſchuldig an allem Blute, was in Strömen floß, an allen Plagen, die mein armes Land verödeten und verheerten. Wer am meiſten verloren, bin ich; denn ich habe keinen Blutsfreund mehr, mit meiner Krone ſtehe ich hier ganz allein und verwaiſt. Wer am meiſten gelitten, bin ich; denn von früheſter Kindheit an habe ich grauſame und tödtliche Verfolgungen erlitten. Treu meinem

Vaterlande, habe ich es nie verlassen und an fremden Fürstenhöfen Zuflucht und Sicherheit gesucht. Mit keinem fremden Fürsten habe ich mich vermählt und fremde Waffen aufgerufen, mein eigenes Reich zu bekämpfen. Der König, den ich euch gebe, ist auf meinem Grund und Boden zur Welt gekommen, und auferzogen und aufgewachsen in unseren Sitten und Rechten. Sein Stamm ist makellos, sein Adel der älteste und höchste. Sein mächtiges Schwert, welches alle meine Widersacher schlug, wird von nun an unser Schutz und Hort gegen gemeinsame äußere Feinde sein."

Tusnelda.

Wer sein ganzes Leben lang sammelt und spart, stiehlt und wuchert, kann etwas Erkleckliches zusammenhäufen und in alten Tagen ruhig und zufrieden von seinen Zinsen leben. Der alte Hellborn war 40 Jahre lang königlicher Mund- und Oberkoch gewesen. In einer königlichen Küche geht es nicht knapp zu, und jeder Koch fordert mehr als er braucht, und zahlt weniger, als er in Rechnung setzt. Hellborn begnügte sich aber nicht mit seinen herkömmlichen Profiten, gönnte seinen Unterköchen wenig und den Lieferanten vollends gar nichts. Es war unerhört, wie er in der königlichen Küche jedermann auf die Finger sah, und der Hofmarschall erschrak jederzeit, wenn Hellborn ihm seine Rechnungen präsentirte. Allein was half's? Hellborn kannte den Geschmack des Königs oder vielmehr der König war an diesen Koch gewöhnt, und so oft sich eine Klage gegen ihn erhob, geruhte Seine Majestät zu bemerken: „Guter Koch sein! Seines Gleichen nicht haben!"

So sammelte sich Hellborn ein beträchtliches Kapital, auf Kosten aller, die unter ihm standen, zum Verdruß aller, die über ihm waren, durch alle möglichen Bedrückungen, Kunstgriffe und Intriguen, lediglich im Vertrauen auf die Gnade Seiner Majestät, der er unentbehrlich zu sein glaubte.

Allein er irrte. Ein junger Pariser Koch, von großem Rufe und mit bedeutenden Empfehlungen, langte an, gerade als man zum Ordensfeste Hülfe in der Küche brauchte. Daß die Saucen, Pasteten und Confituren dieses Pariser Küchenhelden Aufsehen erregten und ungetheilten Beifall fanden, gehörte zu den Erfolgen, welche auch schon andere vor

ihm erreicht hatten. Allein der König liebte Militairkost: einfache Gemüse und Hülsenfrüchte. Das eben waren die Geheimnisse, durch welche Hellborn sich in Allerhöchstdesselben Gnade erhielt; und das Pariser Kochgenie verstand auch diesem Herrschergeschmack zu huldigen. Mit einem Gericht Linsen, dieser alttestamentarischen, verfänglichen Speise, womit das Muttersöhnchen Jacob vor Zeiten schon dem wilden, hungrigen Esau das Erstgeburtrecht abgewann; mit einem Gericht Linsen, gewürzt durch eine Beilage selbst erfundener Trüffelsauciscben, einer heimlichen Propaganda, um dem damals verpönten Pariser Geschmack im königlichen Schlosse zu Berlin Anerkennung zu verschaffen; — mit einem Gericht Linsen stürzte der Pariser Jacob endlich den Berliner Kuchen-Esau. Denn als Seine Majestät von diesen Linsen zu kosten geruhte, konnte Sie nicht umhin, Allergnädigst zu bemerken: „Offizierkost — sehr wohlschmeckend! — Alter Hellborn, Spitzbube, aber Koch ohne Gleichen!“ worauf der Hofmarschall erwiederte: „Halten zu Gnaden, Eure Majestät; aber diese Linsen sind nicht von Hellborn, sondern Jaques Fournier hat sie bereitet.“ — Aehnliche Vorfälle, die sich öfter wiederholten, brachten den König endlich zur Einsicht, daß sein Leibkoch doch seines Gleichen habe, und zur Freude des ganzen Kuchenpersonals wurde Hellborn Knall und Fall und ohne Pension entlassen. Zwar behauptete er nachmals, ohne die Verrätherei seiner Unterköche würde der Pariser Gelbschnabel niemals die Geheimnisse des Gaumens seines allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Gebieters errathen haben. Der Hofmarschall hingegen sagte: „Nur der besonderen Gnade und Milde des Königs habe Hellborn zu danken, daß nicht über gewisse, höchst ärgerliche Vorfälle Untersuchung gegen ihn angestellt wurde.“

Hellborn ertrug diesen Glückswechsel mit der Philosophie eines Mannes, der seine Schäfchen im Trocknen hat. Zum Erstaunen aller, die nicht wußten, wie viel in einer königlichen Küche abfällt, zumal da der König sehr einfach lebte, kaufte er sich ein großes Haus im angesehensten Stadttheile und legte im Erdgeschoß desselben eine elegante Conditorei an.

Anfangs hatte er vielen Zuspruch. Offiziere, Künstler, Kavaliere, die ganze geldbedürftige Jugend, denen er bisher zu hohen Zinsen Vorschüsse geleistet, wandten ihm ihre Kundschaft zu und brachten auch ihre Kameraden, Freunde und Bekannte mit, um sich ihrem Gläubiger nützlich zu machen und in Hoffnung auf seine Nachsicht in gegenwärtigen, oder Dankbarkeit in zukünftigen Geldnöthen. Aber vierzig Jahre lang hatte er gepreßt und gestohlen, und sollte auf seine alten Tage Preise halten und nicht mehr anrechnen, als man verzehrt hatte? Einige blieben schon nach dem ersten Besuche weg, andere wurden klagbar, noch andere erhoben

Zank und Streit, womit sie selbst die Unbefangensten verscheuchten, und endlich fingen auch seine langjährigen Schuldner an, die schon mit Haut und Haar sich ihm verschrieben hatten, scheu zu werden vor seinem Büffet. Auch sein großes Haus stand leer. Die Logis waren meistentheils für ledige junge Herren eingerichtet, die er zugleich beköstigte. Alles war höchst elegant, fein und geschmackvoll; auch gab er gern Credit, wo er nur irgend Aussicht hatte, wieder zu seinem Gelde zu kommen; aber man ruinirte sich bei ihm, setzte sich Unannehmlichkeiten und Processen aus, und lief Gefahr, mitten in der größten Geldnoth einmal ohne Kost und Logis zu sein und den erforderlichen Credit erst durch große Opfer wieder zu erlangen. Er beschloß daher, seine Conditorei aufzugeben, sein Haus wieder zu verkaufen und seine letzten Lebenstage lediglich seinem eigentlichen Berufs- und Lieblingsgeschäft zu widmen, dem heimlichen Wucher.

Er hatte eine einzige Tochter, welche eigentlich Franziska hieß, aber so durfte nach dem Freiheitskriege kein Mädchen heißen; dieser Name erinnerte zu sehr an das Sklavenjoch und die Zwangherrschaft des fränkischen Tyrannen. Franziska mußte sich daher einen anderen Namen geben, gleichviel welchen, und weil sie die Wahl hatte, suchte sie sich den zeitgemäßesten und besten aus und nannte sich Tusnelda, nach der Gattin des deutschen Urfreiheitshelden, dessen Monument zu Detmold steht.

Bis sich eine Gelegenheit fand, das Haus vortheilhaft zu verkaufen, erhielt Tusnelda die Aufsicht über den öden und wüsten Laden und die leerstehenden Zimmer, falls sich noch jemand finden sollte, der unter den verfänglichen Bedingungen sie zu miethen Lust habe. Nur deshalb übergab der alte Koch, der sonst im höchsten Grade mißtrauisch und argwöhnisch war, seiner Tochter den Platz hinter dem Büffet, weil er ihn für einen verlorenen Posten erachtete und nach dem ganzen Geschäfte nichts mehr fragte.

Tusnelda aber war

„ein deutsches Mädchen,
Ihr Aug' war blau und sanft ihr Blick."

Sie war blond, hoch und schlank, ihre Haut schneeweiß, ihre Züge streng regelmäßig und in ihrem ganzen Wesen lag etwas Stolzes und Würdevolles. Von Gigots, Haarkissen, gesteiften Röcken u. s. w. wußte man in damaliger Zeit noch nichts. Ein Kleid von silbergrauer Seide, dessen Schnitt und Einfassung an das malerische Mittelalter erinnerte, umhüllte züchtig ihren bewunderungswürdigen Wuchs, und an ihrem Gürtel fehlte auch das Bund Schlüssel nicht, das Sinnbild häuslicher Tugenden.

Anno 1818 gab es in Deutschland noch keine Schenkmädchen. Erst zehn Jahre später trat die sogenannte schöne Grimsbüttler Marianne auf, und stiftete den neuen Stand der Ladenjungfern, welche sich von den Pariser Comtoirdamen dadurch unterscheiden, daß sie die Verbindlichkeit haben, die Gäste nicht nur zu bedienen, sondern auch sie zu unterhalten. Von solchen öffentlichen, weiblichen Charakteren und deren Verpflichtungen gegen das Publikum wußte man damals noch nichts. Es war eine Zeit persönlicher Selbstständigkeit, fern von aller Erwerb suchenden Selbstverleugnung; der Ladentisch des Vaters schändete die Tochter nicht, und ein Frauenzimmer, welches ein Männergeschäft betreiben konnte, galt für verständig, klug und geistreich.

So war denn Tusnelda eine deutsche Comtoirdame und hat bis heute noch nicht viele ihres Gleichen gefunden, während die Schenkmädchen und Ladenjungfern seit 1828 sich in's Unendliche vermehrt haben. Ihre Jugend und Schönheit, ihr Wesen und Anstand entsprachen völlig den Wünschen und dem Geschmack des damaligen Zeitgeistes; auch hieß sie Tusnelda, und für das schnurgerade Berlin, wo man in Reih' und Glied denkt, fühlt, sich begeistert, witzelt und berlinert, genügte das. Ihr Ruf als »deutsche Jungfrau, wie sie sein soll«, war gesichert.

Ihr Vater hatte sie bisher zwar übersehen, aber nicht eben schlecht behandelt. Sie brachte ihm nichts ein, deshalb erblickte er in ihr ein untergeordnetes Geschöpf, ein zehrendes Capitälchen, was seine selige Frau ihm hinterlassen hatte; aber jetzt war sie die Seele des Büffets. In den Frühstückstunden und Abends vor und nach dem Theater war es oftmals so voll, daß nicht alle Besucher Platz zum Sitzen fanden und ihre Erfrischungen stehend am Büffet zu sich nehmen mußten, und er durfte sich nicht blicken lassen, mit ihm hatte niemand gern etwas zu schaffen. Was ihn besonders rührte, war auch ihre Behendigkeit und Gewandtheit bei dem zahlreichen Zuspruch. Sie reichte jedem augenblicklich, was er bestellte, und niemand brauchte zweimal zu fordern. Sie strich ein oder wechselte die Münze so sicher und pünktlich, daß sie auch niemals sich irrte, und im Uebrigen war sie ehrlich. Der alte Koch zählte ihr die Kuchen zu und wußte, wie viel Gläschen jede seiner Liqueurflaschen enthielt, und die Kasse stimmte Tag für Tag auf's Genaueste. Sie legte keinen Pfennig bei Seite, sie naschte nicht einmal, und Hellborn war mit einem Male ein glücklicher Vater. Er liebte seine Tochter, er rief sie nicht mehr wie früher »Nelda«, sondern nannte sie: »Schön-Tuschen«, ja er ging in seiner Zärtlichkeit so weit, daß er dann und wann sie einlud, ein Glas Limonade zu trinken. Dies that er, um ihre Unschuld zu schonen; denn dafür galt

ihm ihre Redlichkeit. Sie ſollte ein für allemal bei der Anſicht bleiben und in dem Glauben leben, daß alles, was ſie unter Handen hatte, nicht ihr, ſondern ſein Eigenthum war, und gar keine Ahnung davon haben, wie man Schwänzelpfennige macht.

Auch die Zimmer vermiethete Tusnelda und ſorgte für die Beköſtigung der Einwohner; ihre Bücher führte ſie äußerſt ſorgfältig. Hellborn fing an für ſie zu ſchwärmen.

„Tuschen!“ ſprach er eines Tages, „du biſt die Freude und Stütze meiner grauen Haare; mit Bewunderung ſehe ich dich hantieren. Ach, was ſollte auch aus mir werden, wenn ich dich nicht hätte? Das Haus ſtand leer, das Local ward nicht beſucht; ich hätte auf meine alten Tage betteln gehen müſſen. Ja, wäre ich ſo klug geweſen, das Geld, was ich mir erworben, zuſammen zu halten; aber meine Güte, mein Mitleid, meine Barmherzigkeit mit Nebenmenſchen bewog mich, dem einen dieſes, dem anderen jenes vorzuſtrecken, und ihre Dankbarkeit währte, ſo lange ich etwas zu verleihen hatte. Als ich nichts mehr geben konnte, fühlte man ſich beleidigt; als ich das Meinige wieder verlangte, hieß ich roh und unbarmherzig. Ach, du kennſt die Menſchen nicht. Wer recht von Herzen gehaßt ſein will, braucht nur viel Gutes zu thun; diejenigen, die unſere Wohlthaten genoſſen, werden am ſicherſten unſere Feinde, und wohl uns, wenn wir ihnen noch aus dem Wege gehen können, damit ſie nicht glauben, wir rechnen noch auf ihren Dank und gar unſere Verfolger werden. Darum, mein liebes Tuschen, merke wohl, was ich dir rathe. Thue nichts um Gottes Willen, ſchenke nichts, borge nichts und gönne niemandem, der dir etwas ſchuldig iſt, auch nur den geringſten Aufſchub, ſo wirſt du als redliche Jungfrau ſtets beſtehen können, und es wird dir in deinem Alter nicht ergehen wie deinem armen Vater, der ein Wucherer, ein Geizhals, ein Wehrwolf, ein Schinder und Beutelſchneider von eben denjenigen genannt wird, die ſeine ſauer erworbenen Pfennige ihm abgenommen haben, um ſie luſtig zu verpraſſen.“

Tusnelda verſprach ihrem Vater zu gehorchen, was nach ihrer Meinung durchaus nicht ſchwierig war; denn bisher hatte jedermann noch ihr auf Heller und Pfennig bezahlt und niemand Aufſchub oder Credit von ihr verlangt.

Eines Morgens jedoch trat ein ſchlanker Jüngling zu ihr in den Laden. Daß derſelbe einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock trug, ein Sammetbarett und ſehr weite Beinkleider, verſteht ſich ganz von ſelbſt, denn dafür zählte man 1818; imgleichen, daß er im bloßen Halſe ging und den fein geſtickten Hemdkragen weit übergeſchlagen hatte. Er erkundigte

ſich, ob Zimmer leer ſtanden, und ſie vertraute die Aufſicht über das Buffet einſtweilen einem Burſchen und führte den Jüngling nach der erſten Frage.

Schon das erſte Zimmer gefiel ihm ganz beſonders. »Hier finde ich gerade das Licht, was ich wünſche,« ſagte er, »und mittelſt einer ſpaniſchen Wand und einigen Vorhängen läßt ſich ein Theil des Zimmers völlig verdunkeln, ſo daß ich die Wirkungen des Kerzenſcheins bei Tageshelle ſtudiren und Nachtſtücke nach der Natur malen kann. Ich heiße Emil Koſter. Sie werden vielleicht ſchon von mir gehört haben.«

Jusnelda erröthete und wagte nicht zu geſtehen, daß ſie dieſen berühmten Namen nicht kannte.

»Gleichviel!« verſetzte der junge Maler, »ich nehme das Zimmer zu jeglichem Preis.«

Sie nannte den Preis und begehrte für Koſt und Logis einmonatliche Vorauszahlung. Der junge Maler ſah ſie betroffen an und ſein ſchönes Antlitz verfinſterte ſich. Er fand noch dieſes und jenes auszuſetzen und in Ueberlegung zu ziehen und bat ſich endlich eine kurze Bedenkzeit aus. Er folgte ſeiner ſchönen Führerin wieder in den Laden hinunter, nahm ſeinen früheren Platz wieder ein und ſchaute gedankenvoll vor ſich hin.

Jusnelda betrachtete ihn. Er glich ſo ſehr dem Jugendbilde Raphaels, er hatte eben die feingebogene Naſe, den friſchen, runden Mund, die frommen, braunen Augen, ſein braunes Haar war eben ſo geſcheitelt und ſeine Tracht war auch faſt dieſelbe. Allein er war ſo bleich und Kummer und Sorgen malten ſich ſo rührend in ſeinen offenen Zügen. »Sollte ihm wirklich ſo viel an dem Zimmer liegen?« dachte Jusnelda.

Niemals machte das Geld geringere Anſprüche als während der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft. Wer reich war, verſchwieg es, und wer etwas hatte, verbarg es, um nicht durch die unaufhörlichen Contributionen und Requiſitionen gebrandſchatzt und ausgeplündert zu werden. Talente hingegen, und die geringſten ſelbſt, machten Glück, und in den folgenden Jahren ſtanden Künſte und Wiſſenſchaften, die anfingen großartig und national ſich zu entwickeln, in hohem Glanz und Anſehen.

Das Logis ſtand nun einmal leer und mit einem Maler glaubte Jusnelda eine Ausnahme machen zu können. Die Vorſchriften ihres Vaters konnten ſich doch nur auf alte Junggeſellen, Studenten, Schauſpieler und Fremde beziehen, und ein einmonatlicher Credit war auch ſo etwas Bedeutendes nicht. Sie nahte ſich daher dem Maler und ſprach: »Mein Herr! ich muß um Entſchuldigung bitten, weil ich von Vorauszahlung ſprach. Es iſt eine Vorſicht, deren wir uns gegen Fremde bedie-

nen, die aber dieſes Mal gänzlich am unrechten Orte ſein würde; denn ich erinnere mich, Ihren Namen als einen ſehr ehrenwerthen öfter nennen gehört zu haben, und wenn Ihnen ſonſt das Logis gefällt, werden wir es uns zur Ehre ſchätzen, ſolch einen berühmten Hausgenoſſen zu haben."

Das bleiche Antlitz des jungen Malers erheiterte ſich wieder. „Ihre Güte," erwiederte er, „verpflichtet mich zur größten Aufrichtigkeit. Allerdings liegt mir viel an dem Zimmer; wir Künſtler verlieben uns in unſere Ideen, Grillen und Launen, und ſie machen uns glücklich oder unglücklich, je nachdem ſie ſich uns widerſpenſtig oder gefällig erweiſen. Die Nachtſtücke und Lichteffekte haben es mir jetzt angethan, und mein bisheriges Atelier iſt zu klein zu Vorkehrungen, wie ich hier zu treffen gedenke. Zu meiner Beſchämung aber muß ich geſtehen, daß ich mich ſtets auf mein Talent und meinen Ruf verlaſſe. Meine Bilder werden mir gut bezahlt, aber Geld habe ich niemals und in der letzten Zeit habe ich ſo ſchlecht haushalten, daß ich nicht nur keine Bilder mehr zu verkaufen, ſondern obendrein noch Schulden habe."

„Mein Herr!" lächelte Lusnelda, „ich bin nur ein unwiſſendes und ungelehrtes Mädchen, ich kenne von der Welt nicht mehr, als ſich in dieſem Hauſe zeigt, und was ich in Büchern davon leſe und im Theater ſehe. Ich habe unter Anderen auch Oehlenſchläger's Correggio geſehen, welcher ebenfalls Nachtſtücke malt und ſich in Geldverlegenheit befindet, und einer der erſten Meiſter ſeiner Zeit iſt. Glauben Sie nicht, da Sie doch auch mit unſerer Koſt vorlieb nehmen wollen, daß wir ſolche Wirthe ſind, wie der, von dem Correggio ſein Mittageſſen holen läßt. Ich bitte Sie, halten Sie uns nicht für Calabreſen."

So ſprach ſie halb ſtolz, halb ſpöttiſch, und zog ſich hinter ihren Ladentiſch zurück. In dieſem Augenblick war die Sonne aus den Wolken, ihre Strahlen fielen durch's Fenſter auf den Ladentiſch und blendeten ihr Auge. Sie blickte auf und begegnete den Augen des jungen Malers, die ſtarr und aufmerkſam auf ihr ruhten. Eine Weile hielt ſie die faſt unbeſcheidene Prüfung aus, dann rief ſie einen Burſchen und befahl ihm, das Rouleaux herab zu laſſen. Da erhob ſich der Maler, bezahlte, was er verzehrt, und ging mit den Worten: „Heut' iſt ein glücklicher Tag für mich!"

Emil Köſter war eingezogen. Er brachte täglich mehrere Stunden in der Conditorei zu, wenn kein anderer Beſuch da war, und beſchäftigte ſich einzig und allein damit, Lusnelda ſtarr anzuſehen. In ſeinem Zimmer zeichnete er ſie mit Kreide an alle Thüren und Holzwerk und mit

Kohle auf Reisbrett und Cartons. Die Aufwärterin wurde angewiesen, dergleichen nicht wegzuwischen; sie unterließ aber nicht, ihrem Fräulein wieder zu erzählen, daß das ganze Zimmer des Malers voller Köpfe in allen möglichen Ansichten und voller Figuren in allen möglichen Stellungen sei, die alle auf ein Haar Tusnelden glichen. — Ein schönes Mädchen liebt ihr Portrait wie ihren Spiegel, und Tusnelda dachte schon daran, Emil die Arbeit zu erleichtern. Wenn ihm einmal so viel an ihrer Gestalt gelegen war, so sollte er nicht länger sie belauschen und verstohlen jeden Zug Trepp' auf Trepp' unter tragen. Sie wollte ihr Bild bei ihm bestellen, ihm sitzen, er sollte sie malen. Während sie noch nachsann, wie das zu bewerkstelligen sei und wie sie die Einwilligung ihres Vaters erlangen konnte, kam Emil schon auf halbem Wege ihr entgegen.

Der erste Monat nämlich war verstrichen und Emil hatte noch kein Bild vollendet; von neuem erklärte er offenherzig, daß er außer Stand sei, seine Schuld abzutragen. „Aber, schöne Tusnelda!" fuhr er fort, „wünschen Sie nicht Ihr Portrait zu besitzen? Es liegt mir selbst daran, Sie zu malen. Sie kennen mich jetzt einigermaßen und wissen, daß ich unter meinen Kunstgenossen nicht der schlechteste bin; ein Bild von mir ist was werth. Auch will ich keineswegs mit ihrem Portrait meine Schuld tilgen; ich bitte Sie, den Werth desselben als Vorzugszinsen zu berechnen. Wenn ich Sie male, so geschieht es nur der Kunst zu Liebe. Ich betrachte Sie als ein seltenes Modell, aus dem sich unendlich viel machen läßt, und wenn Sie wüßten, wie ich ihr Bild ausführen werde und welche ganz neue Lichteffekte ich eben dabei anzubringen gedenke, Sie würden die Unbequemlichkeit des Sitzens nicht scheuen."

Tusnelda antwortete erröthend: „Ich habe einmal gelesen, daß Raphael, Leonardo da Vinci und andere italienische Meister über die Unvollkommenheit der Natur klagen und über die Seltenheit wahrhaft schöner und edler weiblicher Gestalten; muß ich es nun nicht für eine Schmeichelei, für ein übertriebenes Compliment halten, wenn ein Maler, von Ihrer Phantasie, in mir ein Modell erblickt, von dem er etwas lernen kann?"

„Mein Fräulein! Raphaels himmlische Madonnen sind lauter Portraits. Er verstand die Natur, wo sie in ihrer Unvollkommenheit dem Künstler göttliche Idee schenkte und eine künstlerische Verklärung verlangte. Das ist der Unterschied zwischen einem Portrait und einem Bilde. Der Maler muß sein Modell studiren: Ausdruck, Stellung, Beleuchtung, Umgebung, alles muß vereint wirken zu einem denkwürdigen Malertraum, der es verdient, mit Farben auf der Leinewand festgehalten zu werden. So lange

ich hier wohne, habe ich noch weiter nichts gethan, als Vorbereitungen zu treffen und Studien zu machen zu einem Bilde, deſſen Hauptfigur Sie ſind. Laſſen Sie ſich die Mühe daher nicht verdrießen, mir einige Male Modell zu ſtehen, und laſſen Sie mich ihr merkwürdig friſches Colorit und ihr ſchönes blondes Haar in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung darſtellen.

Hätte Tusnelda in unſerer Zeit gelebt, es wären vielleicht Portraits, Lithographieen, Holzſchnitte, Stahlſtiche von der ſchönen Conditorin im Ueberfluß vorhanden geweſen, und man hätte ſie auf Pfeifenköpfen, Cigarrentaſchen, Schnupftabacksdoſen und Bonbonumſchlägen in der Taſche herumgetragen. Aber damals hatten ſich Kunſt und Künſtler noch nicht zur Induſtrie und zum Handwerk erniedrigt; die Lithographie war kaum erfunden, die Holzſchneidekunſt hatte eben angefangen, ſich zu vervollkommnen, und der fliegende Kunſthandel befaßte ſich nur etwa mit Karrikaturen auf Napoleon, mit Bildern von Kleiſt, Blücher, Wellington und anderen Helden der Zeit. Heldinnen der Zeit gab es damals noch nicht, und nur Königinnen und Kaiſerinnen, Joſephine, Marie Louiſe, die ſchöne Königin von Preußen u. ſ. w. wurden in Gypsbildern oder Kupferſtichen verkauft. Erſt 1826 gelang es einer Sängerin, der ſchönen Henriette oder Demoiſelle Sontag, Heldin der Zeit zu werden, um ein ephemeriſch europäiſches Aufſehen zu machen, dem Lithographie und Holzſchneidekunſt wohlthätig zu Hülfe kamen, indem ſie Werthloſes und der Vergänglichkeit Geweihtes wohlfeil verbreiteten. Damals alſo, wo eine tiefe Kluft zwiſchen Kunſt und Pfuſcherei lag, wo geſellige Uebereinkunft noch kein Gleichgewicht zu Stande gebracht hatte, zwiſchen Wahrheit und Zeitbedarf, Geſetz und Mode, Künſtlerthum und Gaukelei, Idee und Induſtrie, wo überhaupt Ewiges und Gemeines noch nicht auf diplomatiſchem Fuße ſtand, um ſich gegenſeitig Zugeſtändniſſe machen und über das beiderſeitige Beſte mit einander zu unterhandeln — damals war das Anerbieten eines Malers, wie Emil, an ein anerkannt ſchönes Mädchen, wie Tusnelda, eine verſteckte, unbewußte Liebeserklärung —: „Vergönne es meinem Künſtlerehrgeiz, deinen jugendlichen Mädchenreiz im Bilde zu verklären.“ — Und dieſer Aufforderung widerſtand Tusnelda nicht. Alles, was ſie geleſen und im Theater geſehen hatte (und damals wurden nur Kunſtromane geſchrieben und Künſtlerdramen aufgeführt), prophezeiten ihr eine Verewigung ihrer heutigen Geſtalt, ſo daß ſie an eine Zukunft dachte, wo ſie nicht mehr ſchön und liebenswürdig, ein altes Mütterchen, zu den Leuten zitternd und mit wankender Stimme ſagen würde: „So war ich einſt.“ —

Von nun an begab ſie ſich zu einer gewiſſen Stunde des Tages,

wo die Sonne auf ein bestimmtes Fenster stand, auf das Zimmer des Malers, und kniete mit schwärmerischer Geduld — denn damals schwärmte alle Jugend — in einem von spanischen Wänden erbaueten, völlig verfinsterten Verschlage, der das Sonnenlicht nur durch eine einzige Scheibe empfing. Diese Scheibe aber war ausgenommen und durch eine gothisch bunte Glasmalerei ersetzt. Der Lichtstrahl fiel auf ihr blondes Haupt, und alle Farben des buntgothischen Glases wurden von ihrem silbergrauen Kleide aufgefangen. An der anderen Seite brannten zwei starke Wachskerzen auf einem Pultpulte, welche dem Antlitz, den nackten Armen und den gefalteten Händen der schönen Knieenden eine doppelte Beleuchtung gaben. Jedes störende Eindringen eines fremden Lichtes war durch dichte Vorhänge gehindert, und Emil mußte stets einen kleinen Teppich lüften, um von der Staffelei aus sein reizendes Vorbild erblicken zu können.

Als die Hauptfigur vollendet und der Hintergrund, eine düstere gothische Kapelle, übermalt war, durfte Tusnelda endlich ihr Bild sehen. — Welche zauberische Andacht hatte Emil ihrer Gestalt verliehen, und die doppelte Beleuchtung that eine magische, fast symbolische Wirkung. Das warme Kerzenlicht umfloß die holde Beterin wie glühende Andacht, und das reine Sonnenlicht fiel wie Erhörung über sie hin. — Beide standen betrachtend vor dem Bilde. Tusnelda seufzte, Emil erröthete, ihre Hände fanden sich, dann begegneten sich ihre Blicke, endlich suchten sich ihre Lippen und „Ewig, ewig!“ flüsterten Beide. Als aber der erste Rausch der Vereinigung zweier Herzen verflogen war, brach sie in Thränen aus. „Ach, Emil, mein Vater! mein Vater! Wir werden niemals glücklich sein.“ — „Ihr Vater?“ fragte Emil. — „Mein Vater!“ wiederholte sie und wollte nicht hinzufügen, daß er sie einem unbegüterten, mittellosen Künstler nicht bewilligen würde. —

Das Bild war vollendet und Emil mußte eines Morgens ausgehen. Tusnelda führte ihren Vater, der sich schon lange um Haus, Conditorei und Küche gar nicht mehr kümmerte, auf dessen Zimmer. Als der alte Koch das Bild sah, fing er an Hochachtung vor solch einem Miethsmanne zu hegen, und die bildliche Verherrlichung seiner stadtbekannten schönen Tochter dünkte ihn schmeichelhaft und einträglich.

„Wie bezahlt er?“ fragte er.

„Prompt am ersten!“ antwortete Tusnelda erröthend. „Wie wird das werden,“ dachte sie bei sich, „wenn Vater einmal die Bücher nachsieht!“ Doch als sie ihren Wunsch äußerte, das Bild zu kaufen, erschrak der Alte.

„Tuschen, welch eine Verschwendung! Du haſt ja Dich ſelbſt: ſieh Dich im Spiegel.“

„Aber ich bin hier künſtleriſch aufgefaßt.“

„So ſtecke Dir meinetwegen auch zwei Lichter an und fall' auf die Kniee.“

„Du ſchlägſt mir jede Bitte ab und ich thue, was ich kann. Ich nütze Dir mehr, als andere Töchter ihren Eltern nützen, und habe gar kein Vergnügen. Den ganzen Tag ſtehe ich hinter dem Ladentiſche, niemals komme ich aus; Freundinnen und Bekannte habe ich gar nicht. Wie viel glücklicher ſind doch andere Mädchen als ich.“

„Närrchen! die gebildetſten und feinſten Herren beſuchen Dich.“

„Ja! um halbe und ganze Portionen Kaffee zu beſtellen.“

„Machen ſie Dir nicht die Cour? Erzählen ſie Dir nicht alle Stadtneuigkeiten?“

„Wenn ich darauf hören wollte, ſo würde ich nicht wiſſen, was ſie verzehren.“

„Sei nur erſt verheirathet, ſo wirſt Du Dich nach dem Ladentiſche Deines Vaters zurückſehnen und einſehen, wie viel beſſer Du es hatteſt als andere Mädchen.“

„Ich will nicht heirathen.“

„Deſto beſſer, wenn es Dir bei mir gefällt.“

„Aber ich will auch einmal etwas zu meinem Vergnügen haben.“

„Tuschen! kaufe Dir ein neues Kleid, ſo ſchön und koſtbar, wie Du willſt; kaufe dir Putz und Geſchmeide, denn ſchön muß mein Tuschen ſein, ſonſt hat ſie keinen Zulauf. Aber ein Bild, wozu iſt das nöthig? Macht es Dich ſatt? macht es Dich klug? macht es Dich ſchön? macht es Dich glücklich? Sage mir, wozu nützt Dir ein Bild?“

„O Himmel!“ dachte Tusnelda mit Entſetzen, „mein Vater ſpricht ganz wie der calabreſiſche Waſſwirth in Oehlenſchläger's Correggio.“

Als Emil nach Hauſe kam, fand er ſie in Thränen, und auf ſeine theilnehmende Erkundigung klagte ſie ihm, daß ihr Vater ihr abgeſchlagen, das Bild zu kaufen.

„Kaufen?“ fragte Emil befremdet. „Dieſes Bild wäre mir nicht feil, und wenn ein König mir eine Million böte. Den ſchönſten Preis, den es giebt, habe ich dafür empfangen. Ich habe die Schönſte der Schönen gemalt, und ſie hat mir dafür ihr Herz geſchenkt; vor dieſem Bilde empfing ich ihr erſtes Liebeswort und ihren erſten Kuß.“

„Und nicht minder theuer iſt es mir; aber mein Vater gönnt mir nicht das Bild, viel weniger —" Sie ſtockte.

„Den Maler?" fugte Emil hinzu. „Ich bin jung, mich erwartet eine glänzende Zukunft; ich werde mich ſo auszeichnen, daß er nicht umhin können ſoll, mir ſeine Tochter zu bewilligen."

„Und bis dahin könnte ich ſtill und heimlich des Glückes mich freuen, die Ihrige zu ſein; denn mein Vater wird mich nicht vermählen. Ich bin ihm in dieſem einträglichen Geſchäfte viel zu nöthig, und er vertraut keinem anderen. Hätte er mir nur erlaubt, das Bild zu kaufen, ſo wäre alles gut. Wie aber ſoll ich mich rechtfertigen, wenn ich es gegen ſeinen Willen beſitze? Ich bin als junges Mädchen in einem Geſchäfte, wo den ganzen Tag Herren verkehren: ich darf keine Geſchenke und keine Gefälligkeiten annehmen. Wenn er jemals erfährt, daß Sie mir dieſes Bild geſchenkt, ſo wurde er es mir nehmen, Sie aus dem Hauſe entfernen und mir verbieten, an Sie zu denken!"

„Wohlan! kaufen Sie zum Schein das Bild."

„Das kann ich eben ſo wenig ohne ſeine Erlaubniß. Ich muß ihm von Zeit zu Zeit über jeden Groſchen Rechnung ablegen."

„Sie kaufen es um einen Spottpreis, daß jedem einleuchtet, es ſei verſchenkt, und nur deshalb gleichſam bezahlt, damit es nicht ein Geſchenk heiße. Es iſt einmal Ihr Portrait und ich laſſe es Ihnen für einen Louisd'or. Ihr Vater würde ſehr ungerecht ſein, wollte er nur ein Wort darum verlieren, daß ſie eine ſo geringe Summe zu Ihrem Vergnügen verwendet haben. Geben Sie mir Schreibzeug, wir wollen das ſogleich in Ordnung bringen."

Emil ſchrieb: „Für das Portrait des Fräulein Thusnelda Hellborn, lebensgroße ganze Figur in doppelter Beleuchtung von Sonnen- und Kerzenlicht, einen Louisd'or dankend erhalten. NB. Den Preis meiner Bilder hat niemand zu beſtimmen, als ich ſelbſt; ich laſſe mir keinen Abzug gefallen, nehme aber auch nie mehr, als ich gefordert. Ich bitte um meinen Louisd'or, ſowie auch, daß Sie Ihr Portrait in Empfang nehmen mögen, es ſei denn, daß Sie es nicht ähnlich finden. Berlin, den — 1818. Emil Köſter."

„Zeigen Sie dieſes Ihrem Vater," fuhr er fort, „ſo wird er ſich beruhigen und Ihnen das Bild laſſen."

„Emil!" ſprach ſie gerührt, „Sie ſind, wie man die Künſtler wünſcht: an ſich ſelbſt denken Sie wenig, doch für andere können Sie ſchlau und liſtig ſein. Sie ſollen mir jetzt noch eine Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie es nämlich über ihren Künſtlerſtolz gewinnen können."

„Wird mein Künſtlerſtolz mich je verleiten, ungefällig gegen Sie zu ſein?“

„Sie haben noch eine Rechnung in meinem Buche —.“

„Freilich! freilich! aber ich kann nicht eher bezahlen, als bis ich ein zweites Bild zum Verkauf vollendet habe.“

„Sie werden bezahlen, wenn es Ihnen gelegen iſt.“ Zwar iſt mir ausdrücklich verboten, irgend jemandem Credit zu geben; allein mit Ihnen habe ich von Anfang an eine Ausnahme gemacht. Wenn mein Vater einmal meine Bücher nachſieht, ſo wird es freilich ein ziemliches Ungewitter geben; das aber ſoll mich nicht irre machen, nach meinem Gutachten zu handeln. Denn wenn ich einem Geſchäfte vorſtehen ſoll, muß ich auch meine eigenen Anſichten haben dürfen. Zürnen Sie mir alſo nicht, wenn ich Sie jetzt frage, ob Sie vielleicht Geld brauchen. Ich habe hier zwanzig Thaler liegen, reicht das für heute und morgen?“

„Ich brauche wirklich Geld!“ verſicherte Emil.

Freudig reichte ſie ihm zwei Zehnthalerrollen. „Sie werden damit nicht ſehr weit kommen,“ lächelte ſie, „denn Sie halten ſchlecht Haus; doch können Sie mehr erhalten, nur viel auf einmal nicht. Doch will ich thun, was ich kann, damit Sie ſich nichts zu verſagen brauchen.

„Gutes Mädchen!“ rief Emil. „Wie darf ich ohne Wiſſen ihres Vaters das annehmen?“

„Ich ſchreibe Ihnen alles an, und Sie werden mir es bei Gelegenheit wieder geben. Vertraue ich Ihnen nicht viel mehr an, als baares Geld, wenn ich mich für die Ihrige halte? Emil, wie ſchön iſt es, daß Sie hier wohnen. Ich kann ſchon jetzt Ihr Leben ſchmücken und für Sie ſorgen; denn man hat viel für Sie zu thun, Sie ſind überaus nachläſſig. Aber ſelbſt in ihren Fehlern gefallen Sie mir, und ich bin einmal ſtolz darauf, Ihre Auserwählte zu ſein.“

„Liebe, ſüße Aurelia!“ rief Emil und wollte ihre Hand küſſen. Sie bog ſich über das Büffet und reichte ihm ihre Lippen. — „Gehen Sie,“ flüſterte ſie ihm plötzlich zu, „und thun Sie, als ob Sie mich nicht kennen. Hier kommt ein Freund meines Vaters; er hat uns nicht geſehen, ſonſt wären wir verloren.“

Der Eintretende war der Banquier Kirchhoff. Er zählte etwa dreißig Jahre, ſeine Geſtalt war aufgedunſen vom Wohlleben, in ſeinem bleichen Angeſichte herrſchte die todtkalte Ruhe des Geſchäftsmannes, und höchſtens nahmen ſeine Züge bisweilen den kläglichen Ausdruck des Mißmuths und der Ueberſättigung an. Dennoch war er erregbar und ſogar

leidenschaftlich, er hatte Ehrgeiz und wollte nicht nur reich, sondern auch angesehen sein. Der Besitz eines ungeheuren Vermögens genügte ihm nicht, er wollte auch damit glänzen und blenden. Als Garçon wollte er nicht länger mehr fortleben; er hatte die Freuden des Junggesellenstandes erschöpft, und war es seiner Firma schuldig, endlich eine Frau zu nehmen und ein Haus zu machen. Seine letzte, erst kürzlich verabschiedete Maitresse war eine Tänzerin, welche ihm viel Geld gekostet, doch sein Credit und seine Stellung brachten das so mit sich. Alles, was er hatte, mußte theuer und werthvoll sein; denn »Werth ist Geld, nur in anderer Form« lautete sein Sprichwort. Auch seine Gattin sollte seinem Credit, seiner Stellung und seinem Vermögen entsprechen, entweder durch ihren Reichthum oder in anderer Form. Sie sollte schön, liebenswürdig, gebildet sein, um ihm Ehre zu machen, wie seine Equipage, sein prächtiges Haus, seine Pretiosen und alles, was er besaß. Sie sollte die Zierde ihres Geschlechts sein, um deren Besitz man ihn glücklich schätzen und beneiden würde. Solch eine Zierde ihres Geschlechts war Tusnelda in seinen Augen; sie war schön, tugendhaft, verständig und auch nicht unbemittelt, obschon das Vermögen des alten Hellborn sich mit den Reichthümern des Banquiers auf keine Weise messen konnte. Kirchhoff aber philosophirte folgendermaßen: ich heirathe nicht für mein Comptoir, sondern für mich selbst; ich heirathe, um ein Haus zu machen und um Ehre und Ansehen in der Welt zu genießen; ich habe Talent, so viel ich brauche, um mit meinem Gelde und Credit Geschäfte zu machen; ich habe nicht nöthig, nach dem Gelde zu heirathen, und einer kann nicht alle Geschäfte machen. Heutigen Tages heirathet man aus Inclination; diese Mode will ich mitmachen, ich will aus Inclination heirathen.

Seine Wahl demnach war getroffen, und Hellborn säumte nicht, ihm die Hand seiner Tochter zu versprechen. Nur vorläufig sollte aus der Verbindung nichts werden; denn Tuschen, meinte der alte Koch, sei noch zu jung, oder mit anderen Worten: so lange sie noch en vogue war, wollte er von ihrer Jugend und Schönheit selbst Nutzen ziehen. Erst wenn sie anfing zu verblühen, gedachte er zum Lohn für ihre treue Kindesliebe sie mit einem Millionair zu vermählen, versteht sich ohne Mitgift, um bis an sein Ende im Besitz seines ganzen Vermögens zu bleiben, dessen Universalerbin ja doch dereinst seine einzige Tochter sein mußte.

Kirchhoff indessen glaubte seine Herzensangelegenheit beschleunigen zu müssen, und stellte sich deshalb schon heute ein. — Bei seinem Eintritte begann er, ohne Emil zu gewahren, der sich in einen Winkel geflüchtet hatte: »So ganz allein, mein schönes Fräulein? Es ist wohl noch sehr früh.«

Tusnelda blickte nach der Ladenuhr und sprach: „Fünf Minuten über halb elf.“

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein; es ist acht Minuten darüber.“ Hiemit zog er einen ungeheuren silbernen Chronometer aus der Tasche, den er ihr zeigte, indem er fortfuhr: „Auf diese Uhr kann ich mich verlassen, es ist ein englischer Zeitmesser, der im ganzen Jahre keine drei Secunden differirt; er geht auf Diamanten, und kostet in London hundert Pfund Sterling, Fabrikpreis.“

Tusnelda schwieg.

„Wissen Sie, mein Fräulein, in wiefern Sie dieser Uhr gleichen?“

„Wollen Sie ein Compliment wiederholen, was ich schon in der französischen Stunde gehört habe?“

„Wie so? mein Fräulein!“

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, daß Ihre Uhr die Stunden anzeigt und daß ich die Stunden vergessen mache?“

„O ja! mein Fräulein! Das könnte ich Ihnen mit Recht sagen, aber das wäre ein Unterschied und keine Aehnlichkeit. Sie unterscheiden sich auch von dieser Uhr, welche nur ein geringes Gehäuse hat, dadurch, daß Ihr Aeußeres prachtvoll ist; aber sie gleichen auch dieser Uhr, deren Werk ein gediegenes und werthvolles ist, weil Ihr innerer Werth alles, was das Auge Angenehmes an Ihnen findet, in dem Grade übersteigt, wie das Werk dieser Uhr ihr Gehäuse.“

„Jemand, der eine so richtig gehende Uhr besitzt,“ meinte Tusnelda, „sollte seine Zeit besser in Acht nehmen und nicht so unnütze Complimente drechseln.“

„Es sind keine Complimente, mein Fräulein, es ist die reine Wahrheit. Sie sind viel zu bescheiden und vermehren dadurch nur den Werth Ihrer Tugend und Schönheit; mit einem Worte, Sie sind eine Zierde ihres Geschlechts, das Frauenzimmer, wie es sein soll, eine Jungfrau, welche die Vollkommenheit selbst ist.“

Tusnelda hatte ein Glas Limonade bereitet und reichte es ihm

„Ich habe keine Limonade bestellt, mein Fräulein!“

„Trinken Sie nur.“

„Sie sind sehr gutig, aber ich wunsche Negos.“

„Limonade wird Ihnen besser bekommen.“

„Nein, mein Fräulein; ich bin gewöhnt, Morgens vor dem Frühstück Negos zu trinken.“

Tusnelda nahm die Limonade zurück und brachte ihm Negos. Er ergriff ihre Hand, in der anderen hatte er noch immer seine Uhr. „Ach,

mein Fräulein, könnte ich von Ihnen dereinſt ſagen, was ich von dieſer Uhr zu ſagen befugt und berechtigt bin!"

„Ich bitte Sie, hören Sie endlich auf, von dieſer großen, langweiligen ſilbernen Uhr zu reden."

„Nur ein Wort noch!" flehte er, ihre kleine Hand feſt in der ſeinigen haltend. „Sehen Sie, dieſe Uhr iſt mein." Hiemit ſchob er ſie in ſeine Taſche. „Ich wollte, Sie wären auch mein!" Hiemit wollte er ihre Hand küſſen; ſie aber riß ſich zornig los, brachte ihm die Limonade wieder und ſprach:

„Trinken Sie doch lieber Limonade."

Jetzt erſt verſtand ſie der Banquier, und zum Ueberfluß lachte Emil in ſeinem Winkel hell auf.

Kirchhoff ward zornig. „Wo iſt Ihr Vater? Ich will ihn augenblicklich ſprechen."

„Oben auf ſeinem Zimmer, vier Treppen hoch."

Als der alte Koch den Banquier erblickte, erheiterten ſich ſeine grämlichen Züge und er grüßte ſehr verbindlich. Geldmenſchen jeglicher Art vertragen ſich gut und wiſſen einander zu ſchätzen. Es giebt zweierlei Geiz, prächtigen und ſchmutzigen. Der Banquier war ein prächtiger Geizhals, der Koch ein ſchmutziger, doch reſpektirten ſich beide ihrer ſoliden Sympathieen halber.

„Herr Hellborn!" begann Kirchhoff, „ich bin unten fortgegangen, ohne zu bezahlen. Hier für ein Glas Negos."

Hellborn ſteckte das Viergroſchenſtück in eine beſondere Taſche. Das Geld eines Millionairs ſollte ihm beſonderen Segen bringen.

„Ihr liebes Tuschen hat mir auch Limonade eingeſchenkt, weil ich meinen Wunſch äußerte, ihre Hand zu beſitzen; muß ich die Limonade auch bezahlen?"

„Poſſen! Kindereien!"

„Ich fürchte, ſie hat eine heimliche Liaiſon mit dem jungen Maler."

„Nicht doch. Die jungen Herren machen meiner Tochter ein wenig die Cour, und ſie läßt ſich das in allen Ehren gefallen. Einem jungen Mädchen muß man auch Zeitvertreib gönnen; ein bischen Liebelei ſchadet nichts, die Jugend bringt das mit ſich."

„Glauben Sie wirklich, daß es keine Gefahr auf ſich habe?"

„Auf mein Wort, nein! Mein Tuschen iſt ein braves, verſtändiges Kind, und wird ſich an einen unbedeutenden jungen Maler nicht wegwerfen."

Beruhigt ging der Banquier, und der ſchlaue Koch rieb ſich ver-

gnügt die Hände. „Mag sie dem Maler gut sein," dachte er, „daraus kann doch nichts werden, und um so länger behalte ich sie bei mir."

So lange sich der alte Hellbern um nichts kümmerte, machte Jusnelda von dem Schein, den Emil ihr ausgestellt, keinen Gebrauch, und vorläufig befand sich das Bild auf der Kunstausstellung und prangte unter anderen Gemälden im ersten großen Saale der Akademie, rechts von der Treppe. Es war dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend und vereinte in sich allen Schmelz und Zauber der Romantik. Die lebensgroße Figur war höchst ideal gehalten und der edle Styl des Bildes ward um so wirkungsreicher, weil die Hauptfigur von Jedermann gekannt war und dem wirklichen Leben angehörte; hiezu kam noch die doppelte Beleuchtung, ein neuer und höchst pikanter technischer Vorzug, kurz: alle Kenner rühmten, alle Dilettanten bewunderten und alle Nichtkenner kannten dieses Mal das Bild.

Die ganze Stadt machte sich das doppelte Vergnügen, nachdem sie in der Kunstausstellung das Bild betrachtet, auch das also verherrlichte Original hinter dem Schenktisch zu bewundern. Jusnelda ward angestaunt und beglückwünscht, Emils Name ging von Munde zu Munde. Man überbot sich in Lobpreisungen, und die Berliner Zeitungen und belletristischen Blätter sprachen von einem Raphael oder Correggio an der Spree. Er selbst zeigte sich einige Male in der Conditorei, und die Gäste erhoben sich von ihren Plätzen und grüßten ihn ehrerbietig. Alles drängte sich um ihn, Jeder wollte ihn sehen und ein Wort aus seinem Munde hören, um ein Stadtgespräch daraus zu machen. Jusnelda war überschwenglich glücklich und unterzog sich ihren jetzt verdreifachten Geschäften mit um so größerer Pünktlichkeit und Gewandtheit; fast hatte sie gar keine freie Stunden mehr. Das Lokal ward vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer, und sie mußte einen Theil der Nacht daran wenden, ihre Casse zu ordnen und in Uebereinstimmung zu bringen mit dem, was ihr aus Küche und Keller geliefert wurde; aber Morgens war sie doch wieder die erste bei der Hand, um für die Hausbewohner das Frühstück zu besorgen. Für Emil hatte sie dann stets ein kleines Sümmchen abgezählt, was sie ihm zusteckte, ehe er ausging, damit er sich nur ja nichts versagen möchte; er brauchte in der That viel Geld, allein sie schrieb ihm alles an. —

„Mein allerliebstes, gottgesegnetes Goldtuschen!" sprach der alte Koch vergnügt zu sich selbst. „Sie hat ihre eigenen Einfälle, die zum Küssen sind. Ich hatte den Maler nicht eingenommen, aber sie that es, um sich malen zu lassen und die ganze Stadt nach ihres Vaters Laden herzuzie-

hen. Meine Kuchen und Pasteten werden alle Tage kleiner, fast schäme ich mich, den Leuten dergleichen vorzusetzen; aber sie reißen sich darum, sie essen sie heiß von der Pfanne weg; ich kann kaum so viel liefern, als verlangt wird."

Nur Herr Kirchhoff war der einzig Mißvergnügte. „Wie konnten Sie nur zugeben," warf er dem Koch vor, „daß Ihre Tochter sich von dem Windbeutel malen ließ. In der ganzen Stadt wird ihr Name und der seine in einem Athem genannt."

„Die Sache hat auch ihr Gutes," meinte Hellborn, „um deßwillen man auch das Unangenehme sich gefallen lassen muß. Ich mache jetzt gute Geschäfte, das ist die Hauptsache; leider wird es nicht von Dauer sein, nach der Kunstausstellung wird sich auch mein Zulauf verlieren. Kennen Sie das Sprichwort vom Berliner Weisbier? Es schäumt hoch auf und fällt bald wieder und will getrunken sein, während es schäumt. Nach der Kunstausstellung wollen wir sehen, was zu thun ist." —

Endlich wollte Jusnelda auch einmal die Kunstausstellung sehen; denn Emil hatte ihr gesagt, daß es sich der Mühe lohne, und ihr versprochen, sie herumzuführen und auf die vorzüglichsten Bilder und Gegenstände aufmerksam zu machen. Vergebens widersetzte sich der alte Koch; dieses Mal bestand Jusnelda auf ihren Willen, und klagte weinend, daß sie die Anstrengung nicht länger ertragen könne, wenn sie nicht einmal sich erholen und gar keine Zerstreuung sich erlauben dürfe. —

Emil führte Jusnelda gleich rechts in den großen Saal, welcher voll wie immer war. Doch vor seinem Bilde standen heute nur zwei Herren, der eine in Generals-, der andere in Majorsuniform, und die Menge umgab sie in ehrerbietiger Entfernung. Beim Eintritte des schönen Paars erhob sich ein Geflüster: „der Maler und sein Modell!" auch der Herr in Majorsuniform flüsterte diese Worte dem in Generalsuniform zu, Beide wandten sich und gingen auf die Eintretenden zu. Es war der König, gefolgt von seinem Adjudanten. Vor dem erröthenden Paare blieb er stehen, sah Beide kalt und vornehm an, und sprach in seiner lakonischen Weise: „Braves Bild! — schönes Mädchen! — gut getroffen! — jung sein! — es weit bringen können." — Hierauf setzte er militärischen Ganges seinen Weg fort, während der Adjudant ihm nacheilte.

Alle Zeugen dieses Auftrittes waren von der Leutseligkeit und Herablassung des Königs höchlichst erbaut. Die lakonischen Worte, die er gesprochen, wiederholte einer dem anderen; sie verbreiteten sich durch alle Säle, um sich von da aus in der Stadt zu verbreiten. Emil und Jus-

nelda, welche gekommen waren, die hier gesammelten Kunstschätze zu beschauen, mußten sich gefallen lassen, beschaut zu werden, und waren zu sehr bewegt und mit sich selbst beschäftigt, um für äußere Eindrücke empfänglich zu sein. Bald verließen sie die Säle, um im Freien ihren vollen Herzen Luft zu machen.

Emil bot der Geliebten seinen Arm. »Nehmen Sie ihn immer, liebenswürdige Jusnelda! Wir haben keine Geheimnisse mehr für uns. Was wir einander sind, weiß jetzt die ganze Stadt; unser Bild hat auf die unschuldigste Weise uns verrathen. Ehrgeiz und Kunstfeuer haben es entworfen, und die reinste, innigste Zuneigung, die Sie mir eingeflößt, es ausgeführt und vollendet. Wer das Bild sieht, versteht unsere Herzen!« —

»Ach, Emil! Wie oft habe ich, ganz in derselben Stellung, in der Sie mich gemalt, auf meinen Knieen gelegen, um für mein und Ihr Glück zu Gott zu beten. Dieses Bild hat unsere Herzen vereint. Es hat, weil wir es öffentlich ausstellten, unsere Liebe aller Welt verkündet; wird es auch unsere Hände vereinen und uns den Segen eines Vaters erwerben?« —

»Zweifeln Sie nicht, herrliches Mädchen! Jedermann will uns wohl und gönnt uns unser Glück, und selbst der König hat uns ausgezeichnet. Ihr Vater würde grausam und gehässig verfahren, wollte er uns entgegen sein.«

»Ich weiß nicht mehr, was ich thun und denken soll. Sie haben etwas ganz anderes aus mir gemacht, als ich ehemals war. Das schlichte, einfache Mädchen ist jetzt der ganzen Stadt wichtig geworden, selbst der König — ich wage es kaum zu denken — hat einige gnadige Worte an uns gerichtet. Wie oft, wenn ich im Schlosse mit anderen Kindern spielte, schritt er, so wie heute, stolz und gerade, nur von einem Adjudanten gefolgt, an uns vorüber. Wer hatte dammal denken können, daß er eines Tages vor mir stehen bleiben und mich anreden würde.«

»Es ist die höchste Zeit, daß ich mich Ihrem Herrn Vater erkläre.«

»Nein! überlassen Sie das mir. Mein Vater hat seine Eigenheiten, die geschont werden müssen.«

Gleich bei ihrer Heimkehr begab sich Jusnelda zu ihrem Vater und beschrieb ihm, was ihr auf der Gemäldeausstellung begegnet war. Sie schien so stolz und glücklich, daß der schlaue, alte Koch wohl einsah, daß mit Mädchen in diesem Alter, wenn sie eine solche Sprache führen, nicht leicht auszukommen ist, wenn man Vernunft mit ihnen reden will. Er that daher, als ließe sich die Sache hören, und spielte den zärtlichen Vater.

„Du bist mein einziges Kind!“ sagte er, „und welch eine andere Sorge hätte ich wohl auf der Welt, als Dein Glück. Aber eben deshalb, meine geliebte Tochter, bin ich nicht ganz Deiner Meinung. Dein Auserwählter, mein schönes Tuschen, — er hat viel Talent, das müssen ihm seine Feinde lassen, — im Grunde aber ist er doch nur ein armer Schlucker.“

„Was sagst du, mein Vater?“ rief Susanna erschrocken. „Emil bekommt für seine Bilder, was er verlangt; für mein Portrait sind ihm schon 200 Friedrichsd'or geboten, und er hat sie ausgeschlagen. Ich werde mich niemals schenen, die Gattin solch eines armen Schluckers zu werden, der für mein Bildniß schon, was er jederzeit wieder malen kann und was er in vierzehn Tagen copirt, 200 Friedrichsd'or verschmäht.“

„Verzeih' mir, Tuschen! Wer in vierzehn Tagen 1000 ℳ Geld verdienen kann und sie verschmäht, ist ein Narr.“

„Nein! Weil er mich liebt, ist ihm mein Bildniß nicht feil. Er würde es mir schenken, wenn ich es verlangte; aber der König selbst, der uns heute so gnädig war, würde ihm vergebens eine Million dafür bieten.“

„Nun kommst du gar in die Millionen, Tuschen! Tuschen! Du bist doch nur eine alberne Gans! — denn Millionaire, wie der Bananier Kirchhoff, wenn sie rechtschaffen anfragen, werden nicht mit einem Glas Limonade abgespeist. — Du siehst, ich weiß alles.“

„Lieber Vater! Es handelt sich hier um das Glück meines Lebens, und außer Herrn Kirchhoff giebt es noch andere Millionaire. Jeder von ihnen würde mir eben das Glück anzubieten haben, was ich bei ihm finden kann; aber es giebt nur einen Emil Rösler. Glänzender als er hat noch kein junger Künstler seine Laufbahn begonnen, und weiter als er wird es kein Künstler bringen. Durch ein einziges Bild hat er sich und mich berühmt gemacht; sein Leben wird dereinst ein geschichtliches sein, und auch mich hat sein unsterblicher Pinsel verewigt. Reisende aus allen Gegenden der Welt werden einst vor diesem Bilde stehen und es bewundern, und in der Kunstgeschichte wird es heißen: Diese Venetin ist das Portrait eines damals lebenden jungen Mädchens, die erste Liebe des berühmten Malers. Soll man nun hinzufügen: Bald vergaß sie den damals noch unbekannten Jüngling und opferte ihn den vollen Geldsäcken eines Millionairs auf. Ehe ich als ein solches Beispiel weiblichen Wankelmuthes in der Kunstgeschichte dastehe, möchte ich lieber heute noch sterben oder gar nicht geboren sein. Wie ganz anders aber klingt es: Sie war seiner durchaus würdig; die Schätze eines Millionairs vermochten nicht, sie zu blenden, daß sie abließ von dem damals noch unbekannten gutherzigen Jüng-

ling, und ihr ganzes Leben lang war sie ihm eine treue Gefährtin, die Freude und Leid redlich mit ihm theilte." — Hiemit fing sie bitterlich zu weinen an, warf sich ihrem Vater um den Hals und benetzte seine Wangen mit ihren Thränen.

Der alte Koch ließ sie eine Zeitlang weinen, dann that er, als sei auch er gerührt und wischte sich die Augen. „Das sind allerdings schöne und edle Gesinnungen," meinte er, „und wenn Dein Jüngling eben so denkt, so sollt Ihr ein Paar werden. Aber wovon wollt Ihr leben, Tuschen? Als Gattin eines berühmten Künstlers kannst Du doch nicht hinter Deines Vaters Ladentische stehen und Kaffee schenken?"

Jusnelda trocknete ihre Thränen und erwiederte: „Zwei Jahre in Rom werden sein Glück und seinen Ruhm sichern; dann kehrt er wieder und wir werden stolz auf ihn sein dürfen."

„Und zwei Jahre lang willst Du warten?"

„So lange bleibe ich bei Dir und sorge und arbeite für Dich, wie ich bisher gethan."

„Und wann gedenkt er zu reisen?"

„Sobald er ein zweites Bild vollendet hat, um die Kosten einer so großen Reise zu decken."

„Tuschen! Tuschen!" sprach kopfschüttelnd der schlaue Greis, „das alles steht noch in einem sehr weiten Felde; in zwei Jahren kann viel geschehen. Wer weiß, ob wir alle drei bis dahin noch am Leben sind oder ob einer von uns nicht anderen Sinnes geworden ist!" —

„Wie, mein Vater? Du denkst —"

„Ich denke gar nichts; ich will von nichts wissen. Ich lasse Dir alle Freiheit, behalte aber stets Dein Wohl im Auge. Wäre er der Mann, der heute zu mir spricht: Geben Sie mir Ihre Tochter, ich werde sie glücklich machen; — so würde ich sagen: Ja, in Gottes Namen! Aber auf zwei Jahre hinaus gebe ich kein Versprechen. Hat er sich bis dahin Deiner würdig gemacht, so habe ich noch immer Zeit, ja zu sagen." — Hiemit ging er auf sein Zimmer. —

„Also ernsthaft ist die Geschichte," murmelte er dort vor sich hin. „Der junge Maler ist kein blöder Lungerer, der mit einem schönen Mädchen liebelt, damit sie ihm einmal ein Stückchen Torte oder ein Gläschen Liqueur anzurechnen vergißt. Er ist kein Leckermaul, der neben den Süßigkeiten und Delicatessen auch gerne Küßchen und Zärtlichkeiten nascht; ein Feinschmecker ist er, der sich an meinem Buffet das Beste auszusuchen weiß: meine einzige Tochter und Erbin, mit einem großen Hause, einem brillanten Geschäfte und einem ansehnlichen Summchen Geldes. Aber

ſoll ich mein Geld, was ich mit Noth und Sorgen, mit Mühe, Fleiß und Entbehrungen aller Art mir erwarb, und um welches ich mir Haß und Neid, Freundſchaft und Flüche aller Art zuzog, mit meiner ſchönen, gutgearteten Tochter einem lüſternen Windbeutel an den Hals werfen? Proſt die Mahlzeit! wir leben nicht im Schlaraffenlande. Mag er mein Tuschen ſchön finden, dafür iſt er ein Maler; aber ſolide Abſichten verbitte ich mir von ſolch einem Herrn von Habenichts. Herr Kirchhoff hat zwar keine große fromme Augen, iſt nicht fein und ſchlank gebaut und zeichnet ſich auch weder durch Geiſt noch durch Talent aus; aber er hat eine Million, und mein Tuschen kann Millionairen werden, indem ſie das einzige Wörtlein „Ja!“ ſagt. Als rechtſchaffener Vater muß ich dafür ſorgen, daß ſie dies einträgliche Wörtlein ausſpricht; und wie lieb ich ſie auch habe, wie viel ſie mir auch einbringt, es iſt jetzt hohe Zeit, ſie unter die Haube zu bringen.“ —

Mit dieſem Entſchluſſe begab er ſich nach dem Comptoir des Banquiers, welcher ihn mit den Worten empfing:

Eben dachte ich an Sie, Vater Hellborn. Können Sie leichtes Geld gebrauchen?“

Es fehlte im Jahre 1818 nicht daran. Während langwieriger Kriege, wo das Geld ſehr hoch ſteht und ſehr geſucht wird, laſſen ſich auch arg beſchnittene Goldſtücke zum vollen Werthe anbringen und kommen in den nächſten Friedensjahren in Maſſe wieder zum Vorſchein.

„Ich bin nicht Geſchäfte halber hier,“ antwortete der Koch, „ſondern um voll Aerger und Verdruß Ihnen einzugeſtehen, daß Sie ein Prophet ſind. Ja, Sie haben wahrgeſagt: meine Tochter (verzeihe ihr Gott, daß ſie ſo vielen Gram und Kummer über ihren alten Vater bringt,) hat eine Paſſion, und das verwünſchte Bild hat an allem Schuld. Dieſes Bild müſſen wir vor allen Dingen an uns bringen; es iſt das beſte Mittel, unſern Maler los zu werden.“

„Sie ſagen mir nichts Neues. Ich hatte längſt im Sinne, das Bild von der Kunſtausſtellung wegzukaufen; 200 Louisd'or bot ich ihm dafür und ſeine Antwort war: das Bild iſt mir nicht feil.“

„200 Louisd'or?“

„Das iſt es allenfalls werth.“

„So geſchickt iſt der Windbeutel?“

„Er ſteigt dadurch wohl ſehr in Ihrer Achtung?“

„Fürchten Sie nichts. Erſt wenn er tauſend ſolcher Bilder, Stück zu tauſend Thaler Geld, gemalt hat, würde ich ihn einem Millionair an die Seite ſtellen; abgeſehen davon, daß er nur ein Künſtler iſt, der doch

mit Geld nicht umzugehen weiß. Geben Sie mir Vollmacht, das Bild für 200 Louisd'or zu kaufen, und in drei Tagen soll der Maler nicht mehr in Berlin sein."

„Ich habe 200 Louisd'or geboten und mein Wort bleibt mein Wort."

„Und hören Sie jetzt mein Wort. Meine Tochter wird in acht Tagen Ihre Braut sein, verlassen Sie sich auf mich. Ich gehöre der heutigen romantischen Zeit nicht an, sondern der altmodischen Zopfperiode. Zu meiner Zeit war eine Liebschaft nichts weiter als eine Intrigue: man heirathete des Geldes und der Stellung halber, und brach mit einem Mädchen, welches weder Rang noch Vermögen hatte. Ich bin in der königlichen Schloßküche grau geworden, und weiß mit solchen Burschen, wie unser Maler, umzugehen."

Auf alle weitere Fragen des Banquiers, wie Hellborn dieses zu bewerkstelligen gedächte, erhielt er keine weitere Antwort.

Emil ging in seinem Zimmer auf und nieder und plagte sich mit dem Entwurf zu einem neuen Bilde, um die allgemeine Aufmerksamkeit, die er jetzt auf sich gelenkt, noch ehe sie ermattete, schon wieder durch einen zweiten Erfolg von neuem an sich zu fesseln, als es plötzlich an der Thür pochte und der alte Hellborn eintrat.

„Guten Abend, Herr Köster! Mich führt eine sehr wichtige Angelegenheit zu Ihnen: ich will das Bild meiner Tochter kaufen."

„Wirklich, Herr Hellborn? Sie wollen das Bild kaufen?"

„Ja! und zwar zu einem sehr anständigen Preis."

„Ich muß bedauern, Herr Hellborn, daß ich Ihnen nicht verkaufen kann, was schon das Ihrige ist. Das Bild gehört Ihrer Tochter und somit auch Ihnen."

„Meiner Tochter? Davon weiß ich kein Wort."

„Sollte Fräulein Tusnelda Ihnen verschwiegen haben, daß ich ihr das Bild geschenkt, da sie Ihnen doch gestanden, daß —"

„Daß Sie meine Tochter lieben."

„Ja! mit aller Kraft meiner Seele, mit aller Gluth meiner Jugend!"

„Und daß Sie sie heirathen wollen."

„Natürlich ist das mein theuerster und heiligster Wunsch."

„Nachdem Sie zwei Jahre lang in Rom zugebracht, um sich als Künstler zu vervollkommnen; denn in Ihrer jetzigen Lage sind Sie kein Mann für meine Tochter."

„Herr Hellborn —"

„Ohne Umschweife, denn ich bin ein schlichter deutscher Mann, der

immer geradewegs zum Ziele geht. Sie haben alles gethan, das Herz meiner Tochter zu gewinnen; Sie thun aber nichts, ihre Hand zu erwerben, — das mißfällt mir."

„Bester Herr Hellborn — "

„Meine Tochter ist ein braves, fleißiges Mädchen und soll auch einen braven, fleißigen Mann haben; der sind Sie nicht, mein Herr! Was haben Sie die liebe lange Zeit gethan, seit Sie Ihr Bild vollendet? Ein zweites hätte schon da sein müssen, damit Sie Geld haben, diese Reise anzutreten."

„Wenn Sie irgend zweifeln — "

„Keine unnütze Worte, ich hasse alle Umschweife. Es fehlt Ihnen nur Geld, ihre Reise anzutreten, deshalb soll meine Tochter das Bild nicht als Geschenk annehmen, sondern ich will es ihr kaufen. Hier sind zweihundert Louisd'or, jetzt reisen Sie."

„Bester, edler Mann!"

„Pappperlapapp! Ich bin ein ehrlicher Mann, das ist alles, und man soll auch ehrlich gegen mich sein, das verlange ich. Hier haben Sie Geld, jetzt verlassen Sie mein Haus und zeigen sich mir und meiner Tochter nicht eher wieder, als bis Sie ein gemachter Mann sind."

„Wie, Herr Hellborn? Augenblicklich soll ich das Haus verlassen?"

„Und morgen müssen Sie auf dem Wege nach Rom sein, das verlange ich."

„Ich werde doch Ihrer Tochter Lebewohl sagen dürfen?"

„Nein! Wären Sie gerade und offen zu mir gekommen und hätten mich um die Hand meiner Tochter gebeten, so würde ich Ihnen Vertrauen geschenkt haben. Aber heimlich haben Sie sich mit ihr verlobt; sie haben einem Vater das Herz seiner Tochter gestohlen, welche die Freude und das Glück seines Alters ist; Sie haben mein redliches, aufrichtiges Tuschen bewogen, ihrem Vater ein Liebesverhältniß zu verschweigen, was die ganze Stadt weiß und was schon Seiner Majestät dem Könige zu Ohren gekommen ist. Jetzt verlange ich von Ihnen, daß Sie sich als Mann von Ehre zeigen, indem Sie den Ruf meiner Tochter schonen und das ihr gegebene Wort erfüllen. — Auf's strengste bestehe ich darauf; denn ich muß als rechtschaffener Vater handeln. Mein armes Tuschen! Wer weiß, wie bald sie vergessen sein wird; wer weiß, ob nicht Rom Ihnen Modelle liefert, die sie noch liebenswürdiger finden, als meine Tochter. Und wenn nun ein so sanftes Geschöpfchen, verrathen und verlassen, sich zu Tode grämt? Was fragt danach ein stolzer junger Künstler?" —

„Halten Sie ein! Herr Hellborn, wenn — "

„Schweigen Sie! Sie waren nicht ehrlich gegen mich, Sie werden es auch nicht gegen meine Tochter sein.“

„Das darf nur Tusneida's Vater ungestraft mir sagen!“

„Keine unnöthige Worte. Sie wissen jetzt, was Sie zu thun haben, um mein Tochtermann zu werden. Hier ist Geld, wollen Sie nehmen? Wo nicht, behalten Sie Ihr Bild und ich meine Tochter.“

„Nein! So kann ich Tusneida nicht verlassen!“

„In diesem Falle leben Sie wohl; wir sind geschiedene Leute.“

„So hören Sie doch nur. Sie werden mir wenigstens erlauben, ihr schriftlich Lebewohl zu sagen.“

„Schreiben Sie; ich werde den Brief bestellen. Schreiben Sie ihr, so oft Sie wollen; es soll mir lieb sein und mein Tuschen wird Ihnen antworten. — Aber ich sage Ihnen, täuschen Sie diese edle Seele nicht, oder — Sie werden einen beleidigten Vater kennen lernen!“

„Sie werden mich kennen lernen, theuerster, edler Mann!“

„Was sind Sie zu thun gesonnen?“

„Ich werde Ihnen gehorchen.“

„So unterzeichnen Sie diesen Schein. Lesen Sie: Hiemit quittire ich den Empfang von 200 Louisd'or als Kaufpreis für mein auf der Kunstausstellung befindliches Bild, „die Beterin“, lebensgroßes Portrait des Fräulein Tusneida Hellborn, welches am Schlusse der Kunstausstellung Inhaber dieses Scheines abzuliefern ist.“

„Ich kann diesen Schein nicht unterzeichnen; es ist von einem Kaufpreis darin die Rede.“

„So behalten Sie Ihr Bild, ich behalte meine Tochter. Leben Sie wohl!“

„Aber Herr Hellborn, Sie sind so kurz angebunden!“

„Kurz und gerade, wie ein deutscher Mann von altem Schrot und Korn.“

„O mein Gott! Ich kann Ihnen doch nicht blindlings wie ein Sklave gehorchen. Ich will dieses Geld als ein Darlehn von Ihnen empfangen, in der innigen Ueberzeugung, daß Sie es mir zurückerstatten, um mir den Weg zu meinem Glücke zu bahnen.“

„Lassen Sie bei einem Bilde mit sich handeln? Ich lasse nicht mit mir handeln, wo es meine Tochter gilt. Zum letzten Male, wollen Sie unterzeichnen? — oder Tusneida ist für Sie verloren!“

Emil unterzeichnete und der Koch zählte das Geld auf.

„Nehmen Sie hin und packen Sie Ihren Koffer. Wo werden Sie diese Nacht schlafen?“

„Herr Hellborn —“

„Ich werde Ihr Gepäck dorthin senden.“

„Ich kann dieses Haus nicht eher verlassen —“

„So ist meine Tochter für Sie verloren.“

„Lassen Sie mich ausreden. Ich muß doch erst meine Rechnung bezahlen, ehe ich von hier gehe.“

„Sind Sie noch etwas schuldig?“

„Ich habe noch gar nichts bezahlt.“

Der alte Koch sagte. „Wie viel?“

Emil sah in seinem Buche nach. „205 Thaler.“

„Soviel haben Sie hier in drei Monaten verzehrt?“

„Nein! Das Meiste hat mir Ihre holdselige Tochter baar vorgeschossen.“

„Sieh da!“ dachte der alte Koch, „das Täubchen kann auch prellen: ein alter Fuchs aber läßt sich nicht mehr prellen. Warte Täubchen, das soll Dir bittere Thränen kosten!“ — Laut sagte er: „Das liebe Kind, sie hat ganz das Herz ihres Vaters. Wenn sie nur geben und Anderen eine Freude machen kann, so freut sie sich selbst. — Herr Köster! ich fange an, Sie zu achten. Sie wissen eingegangene Verbindlichkeiten zu schätzen, sonst würden Sie mir das verschwiegen haben. Ich habe noch manche unbezahlte Rechnung in meinen Büchern, und diejenigen, denen ich gedient habe, weichen mir aus; sie hassen und verleumden mich. Es sind meine Feinde, weil sie mir Geld und Dank schuldig sind. Zu diesem Menschenschlage gehören Sie nicht, und ich darf hoffen, daß Sie anderweitige Verpflichtungen auch erfüllen. — Die 205 Thlr. ziehe ich Ihnen hier ab.“ — Hiemit nahm er 21 Louisd'or von den aufgezählten Goldstücken und suchte sich die vollwichtigsten aus; das übrige war leichtes Geld, und zum Ueberfluß rechnete er in der Eile auch 205 Thlr. Gold statt Courant. Es war dieses seine Art, Geschäfte zu machen.

„Streichen Sie ein,“ fuhr er fort, „und schreiben Sie Ihrer Braut; in einer Viertelstunde bin ich wieder hier.“

„Wie? was sagten Sie? An wen soll ich schreiben?“

„An Ihre Braut, meine Tochter.“

„So ist Tuonelda mein? Sie bewilligen Sie mir?“

„Hören Sie, junger Mann. Wenn der alte Hellborn ein Wort sagt, so ist das besser als hundert Worte von einem Anderen. Packen Sie Ihre Sachen und nehmen Sie schriftlich Abschied von Ihrer Braut.“

Nach diesen Worten ging er, und Emil brachte folgende Zeilen zu Papier:

„Süße, heißgeliebte Braut!

Ja! das bist Du, und „Du" darf ich von heute an Dich nennen. So eben erhielt ich die Einwilligung deines Vaters; er ist streng, aber nicht ungerecht. Ich soll Dich nicht eher wieder sehen, als bis ich Deiner würdig bin. Wenn mein Ehrgeiz eines Stachels bedurfte, so ist es dieser. Wohlan, ich scheide! Der Ehrgeiz giebt mir den Muth, den meine Liebe nicht hat; ich werde die Welt durchwandern, um alles zu schauen, Herrliches und Gemeines, und um alles zu Traum und Täuschung zu verarbeiten. In diesem unseligen Ringen der Selbstsucht nach Künstlerruhm bedarf ich eines Haltes, damit ich mich in Traum und Täuschung nicht verirre, damit ich Seelenadel und Schönheit nicht blos in Form und Farbe festhalte, sondern auch in der Wirklichkeit sie finde und besitze. Dieser feste Punkt außer mir, woran ich selbst zur Tugend anstrebe, bist Du, mein Glück, mein Heil, meine Wohlfahrt; alles Andere mag Traum und Täuschung bleiben. Ich kann Dir heute mehr nicht sagen; ich weiß selbst noch nicht, wie mir geschehen ist." —

Nach einer Viertelstunde kam der alte Koch und half einpacken.

„Wo werden Sie übernachten?" fragte er noch einmal.

Emil warf sich an seine Brust und fragte weinend: „Soll ich wirklich ohne Abschied von ihr scheiden?"

„Stören Sie sie nicht; das ganze Local ist voll. Sie wird sich in die Nothwendigkeit finden, und wenn sie meine Einwilligung erfährt, wird sie sich über die Trennung getröstet fühlen und einsehen, daß ich als rechtschaffener Vater gehandelt."

Emil reichte ihm die hingeworfenen Zeilen, und er fragte:

„Haben Sie mit meiner Tochter schon Briefe gewechselt?"

„Nein, niemals!"

„Desto besser!" dachte der alte Koch, „so brauche ich seine Handschrift so übertrieben sorgfältig nicht nachzuahmen." — „Noch etwas will ich Ihnen offenbaren," fuhr er fort, „als Künstler werden Sie freilich keinen großen Werth darauf legen, aber es ist doch immer angenehm, zumal in spätere Jahre. — Mein Luschen ist nicht arm — nein, ha! ha! ha! keineswegs arm, sie bringt ihrem Manne ein artiges Summchen zu." —

Mit schwerem Herzen ging Emil endlich, und der alte Koch lachte in's Fäustchen. — „Giebt es nur was Leichteres, als zwei Verliebte zu trennen? Wie viele väterliche Ermahnungen, gute Lehren und Moralpredigten habe ich mir, und wie viele thränenreiche Auftritte und fußfällige Bitten meiner Tochter erspart! Mit einem Bischen Schlauheit und Verstellung kömmt man doch immer weiter."

Die ganze Nacht brachte er damit zu, Emil's Handschrift nachzuahmen, bis er am Ende folgende Zeilen zu seiner Zufriedenheit zu Stande gebracht hatte.

»Reizendes Mädchen!

Ich liebe Sie, denn Sie sind gefährlich; ja, ich liebe Sie und hegte schon den thörichten Vorsatz, Sie zu heirathen. Zum Glück für uns Beide habe ich noch so viele Kraft, die süßen Fesseln zu brechen und Ihr verführerisches Bild aus meinem Herzen zu reißen. Künstler sind schlechte Ehemänner, und ich bin einer der leichtsinnigsten, die es giebt. Danken Sie Gott, daß Sie meine Frau nicht werden; denn ich hätte Sie sehr unglücklich gemacht. Bis heute sind Sie mein schönstes Ideal, aber ich brauche mehr Ideale, ich muß sie suchen, und das macht einer Hausfrau immer viel Verdruß. — Verzeihen Sie mir, daß ich mich anders Ihnen gezeigt habe, als ich bin; aber ich schwärmte einmal für Ihre Schönheit, und Sie sind tugendhaft, ich mußte auch tugendhaft scheinen, um Ihnen nahen zu dürfen. Um Sie vergessen zu können, mußte ich mir vor allen Dingen Ihr Bild vom Halse schaffen. Ich habe es verkauft und reise mit dem Gelde nach Rom. Verzeihen Sie mir, wenn Sie können; oder besser, verachten Sie mich, denn wie ein schlechter und schlechter Mensch habe ich mich gegen Sie betragen. Hiermit gebe ich Ihnen Ihr Herz zurück, rein und schuldlos, wie es immer war. Die Rechnung aber, die ich bei Ihnen habe, werde ich erst von Rom aus berichtigen; denn die Reise ist weit und ich brauche, wie Sie wissen, viel Geld. Wenn ich Ihrer gedenke, so wird es stets mit Zärtlichkeit und Bewunderung geschehen.

Emil Keller.«

Am folgenden Morgen fand Fusnelda Emil's Thür verschlossen. Künstler können bisweilen nicht umhin, Nächte zu durchschwärmen; von einem Liebenden sieht man es jedoch nicht ganz gern, und Fusnelda nahm sich vor, heute einmal ein wenig mit ihm zu schmollen. Aber Emil ließ sich den ganzen Tag nicht blicken, und spät Abends, eben hatte sich der letzte Gast entfernt und Fusnelda überzählte die Gasse, trat ihr Vater, mit einem erbrochenen Brief in der Hand, zu ihr und fragte strenge und ärgerlich:

»Ist der Maler hier noch etwas schuldig? Gestern hat er sein Gepäck abholen lassen und heute ist er abgereist. Einige Mappen voll Skizzen, alte Panäle und anderes werthloses Malergeräth ist alles, was er hier gelassen. Diesen Brief an Dich fand ich im Briefkasten; er kam mit der Abendpost. Ich habe ihn erbrochen; nimm hin und lies.«

Bleich und zitternd langte sie nach dem Briefe und durchlief ihn; dann stützte sie die Ellenbogen auf's Büffet, lehnte die Stirne auf ihre Hände, welche den Brief krampfhaft zusammendrückten und fing laut zu schluchzen an.

„Dir geschieht recht!“ sprach der Alte, „das ist die Strafe, wenn das Ei klüger sein will als die Henne. So blamiren sich superklüge, deutsche Jungfrauen, die auf ihren Vater nicht hören. Einem Millionair, der um Dich warb, hast Du Limonade vorgesetzt; jetzt koste Deinerseits die Limonade, die der Jüngling Deiner Wahl Dir eingerührt hat. — Was willst Du nun anfangen? Willst Du Dich aus Liebe todtgrämen? Du wirst dabei auf große Hindernisse stoßen; denn Du hast eine gute Constitution. Ein kerngesundes Mädel von neunzehn Jahren stirbt nicht so geschwind vor Liebesgram, wie es in Romanen vorkömmt. — Eine saubere Geschichte! Erst kirrt er Dich, um Dich zu malen; dann verkauft er das Bild und läßt Dich sitzen. Er hat Aufsehen genug gemacht; jetzt wird die ganze Stadt mit Fingern auf Dich deuten. Hier am Ladentisch kannst Du nicht mehr stehen; am besten ist, Du kömmst so geschwind wie möglich unter die Haube. Morgen verlobe ich Dich mit dem Banquier Kirchhoff. Du mußt jetzt eine unerhört glänzende Parthie thun, damit es nicht heiße, der Landstreicher, an dem Du Dich wegwerfen wolltest, habe Dich sitzen lassen; sondern aus Verzweiflung, weil Du einen Millionair einem armen Künstler vorzogst, ist er auf und davon gegangen.“

Tusnelda sammelte sich. „Nein!“ sagte sie, „weil mich ein Unwürdiger verließ, brauche ich mich nicht dem ersten Besten in die Arme zu werfen. Ich werde meinen Schmerz überwinden und den Elenden verachten lernen. Mein Trost ist, daß ich ein unschuldiges und tugendhaftes Mädchen bin, die nicht verdient, verhöhnt und verschmäht zu werden.“

„Wo steckt denn diese große Unschuld und Tugend? Hast Du nicht gegen meine Warnung deinem Abenteurer Credit gegeben, und, um seine Liederlichkeit zu unterstützen, über das Eigenthum Deines Vaters verfügt? Wie viel ist der Bengel Dir schuldig geworden?“

„Ach Schonung! mein Vater, Schonung!“

„Wo ist das Buch? Zeig' her! Du hast doch nicht etwa auch die Bücher verfälscht?“

„Was denkst Du von mir?“

„Laß einmal sehen!“ Der Alte nahm das Buch und schlug die Folie von Emil Köster auf. „Was? Alles unbezahlt? Der Gaudieb hat hier ganz umsonst gelebt. — 20 Thaler baar vorgestreckt! Bist Du toll? — Baar erhalten 5 Thaler — baar erhalten 4 Thaler — baar erhalten

5 Thaler — baar erhalten — das nimmt gar kein Ende. — Mädchen, ich laſſe Dich in's Zuchthaus bringen! — Zieh' zuſammen, Spitzbübin! Gaſſendiebin!"

„Habe Mitleid mit mir, lieber Vater!"

„Zieh' zuſammen!" ſchrie der Koch und ſchleuderte ihr das Buch hin. „Ich will wiſſen, um wie viel meine Tochter mich betrogen hat, um es ihrem Gaudieb von Liebhaber zuzuſtecken."

„Schrei doch nicht ſo, lieber Vater! Wenn jemand Dich hörte!"

„Willſt Du gehorchen, Betrügerin! oder ſoll ich Dich züchtigen, wie Du es verdienſt?"

Jusnelda ergriff die Feder, rechnete ſtill zuſammen, ſchrieb das Facit darunter und ſchob das Buch ihrem Vater hin.

„Du haſt doch richtig gerechnet? Ich traue Dir nicht mehr!" — Er rechnete nach. — „205 Thlr. 8 Sgr. — richtig! — 205 Thlr. 8 Sgr. in drei Monaten. Welch ein Glück, daß dieſe Geſchichte nicht länger dauerte; das leichtfertige Geſchöpf hätte um ihres Liebhabers willen ihren Vater zu Grunde gerichtet! — Ich behalte Dich nicht länger im Hauſe — 205 Thlr. 8 Sgr.! — und wenn ich Deine Kleider und Wäſche verkaufte, nicht die Hälfte würde herauskommen. Das iſt zu arg! Entweder erhält Herr Kirchhoff morgen Dein Jawort, — gut! ſo bin ich Dich los, — oder ich laſſe Dich gerichtlich beſtrafen; denn das ſteht in meiner Macht, und dann mag aus Dir werden, was da wolle. — Du kennſt mich doch, mein Herzchen? — Du weißt, ich laſſe mir keine 205 Thlr. ungeſtraft ſtehlen!"

Er ging und Jusnelda, die bisher ſeine Schmähungen geduldig über ſich ergehen ließ, um nicht ſeinen Zorn zu reizen, ergab ſich von neuem ihren Thränen und ihrem leidenſchaftlichen Schmerze.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Koch das Haus verlaſſen, als auch ſie geſchwind ſich ankleidete, die Obhut des Ladens der Aufwärterin übergab und gleichfalls aus dem Hauſe eilte.

Heldorn begab ſich zum Bankier, um ihm zu melden, daß ſeine Tochter nunmehr frei ſei. — „Stellen Sie ſich vor," fügte er hinzu, „der Windbeutel, nachdem ich ihm verabredetermaßen ſein Bild für 200 Louisd'or abgekauft habe, iſt mit dem Gelde in Händen bei Nacht und Nebel durchgegangen, mit Hinterlaſſung einiger nicht unbedeutender Schulden. Mein armes Juschen muß jetzt, bevor dieſe Sache ſtadtkundig wird, geſchwind unter die Haube, damit kein zweiter Windbeutel ſich an ſie macht und abermals ihr Herzchen narrt. — Ich habe ein großes ſchuldenfreies Haus,

welches mit 80,000 Thlr. in der Brandcasse steht; ich habe 40,000 Thlr. an guten Pfändern und sichern Scheinen, und endlich ein sehr frequentirtes Geschäft, was nach meinem Tode alles meiner Tochter gehört. Ueberlegen Sie das und lassen Sie uns das Eisen schmieden, so lange es warm ist."

Zur selben Zeit begab sich Susnelda nach der Wohnung des Directors der Akademie. Sie mußte lange im Vorzimmer verweilen: denn als der Director, ein kleiner, lustiger Greis, erfuhr, daß ein bildschönes, junges Damchen nach ihm frage, ordnete er erst sorgfältig sein Negligee und besprengte sich mit Eau de Cologne; dann ließ er sein Putzzimmer öffnen, um sie dort zu empfangen.

„Was sehe ich?" rief er der Eintretenden entgegen, „die schöne Peterin, die reizende Conditorin, die Krone der Berliner Jungfrauen. Vor allen Dingen erlauben Sie mir, Ihre niedliche Wange zu küssen."

„Herr Director!" flehte sie, weil er Ernst machen wollte, „schonen Sie eine Unglückliche!"

„Eine Unglückliche? Sie?"

„Ich bin sehr unglücklich und komme deshalb, um Rath und Hülfe von Ihnen zu verlangen."

„Sie sind allerliebst, weil Sie mir dieses Vertrauen schenken. Setzen Sie sich und reden Sie."

Susnelda begann: „Ich bin neunzehn Jahre alt und im Geschäfte meines Vaters, wo ich den ganzen Tag zu verkaufen habe. Kann ich nicht auch einkaufen, oder vielmehr kann mein Vater einen von mir gemachten Kauf für ungiltig erklären?"

„Ich glaube: nein!"

„Kann ich das, was ich eingekauft habe, auch wieder verkaufen, so daß der Verkauf eben so gültig ist?"

„Unbedingt; denn Sie haben das Alter. Ihr Vater müßte denn in öffentlichen Blättern bekannt machen, daß er nicht für sie hafte, was aber nicht geschehen ist."

„Wissen Sie keinen Käufer für mein lebensgroßes Portrait, gemalt von Emil Köster, welches sich auf der Kunstausstellung befindet?"

„O, Sie sind zum Küssen! Freilich weiß ich einen Käufer und obendrein einen sehr vornehmen; ich würde deshalb heute schon zu Ihrem Herrn Vater gekommen sein, — denn nicht wahr, Ihr Herr Vater hat das Bild gekauft, nicht Sie?"

„Verzeihen Sie, Herr Professor. Es ist mein Portrait, ich habe dazu gesessen und dem Maler bezahlt, was er gefordert. Herr Köster aber

hat die Unwürdigkeit begangen, das Bild zum zweiten Male zu verkaufen. Dieser Verkauf ist aber nach meiner Meinung ungültig."

„Liebes Kind, wer hat Ihnen das weiß gemacht? Ein Maler wie Emil Köster betrügt nicht mit seinen Bildern."

„Leider thut er es, und ich habe die schriftlichen Beweise in Händen."

„Um diese Beweise werde ich allerdings bitten müssen."

„Da ich mir Ihren Rath und Ihre Hülfe erbeten habe, bin ich Ihnen die größte Aufrichtigkeit schuldig, und keine falsche Scham darf mich zurückhalten, Ihnen das Geringste zu verheimlichen." — Sie überreichte dem Greise beide von Emil unterschriebene Papiere und fuhr fort:

„Lesen Sie, Herr Professor, und entschuldigen Sie ein unerfahrenes Mädchen, die einem talentvollen Jüngling unbedingt vertrauen zu müssen glaubte. Wie konnte ich ahnen, daß er seine geistige Ueberlegenheit gebrauchen würde, mich zu betrügen und zu bestehlen. Ich will auch nicht leugnen, daß ich ihn geliebt habe, und weil er mich verschmäht, denke ich nicht geringer von mir. Mein Aeußeres hat er herrlich aufgefaßt, ich darf mich geschmeichelt fühlen; ich habe mehr von ihm erwartet, ich dachte, er würde auch mein Inneres würdigen. Doch konnte er nur mich malen: mich lieben konnte er nicht. Er ist ein großer Maler, aber ein niedriger, armseliger Mensch. Sie sehen, daß ich ihm Gerechtigkeit wiederfahren lasse und alles entschuldige und verzeihe, womit er mich beleidigt hat. Allein er hat auch im Hause meines Vaters drei Monate auf Credit gelebt und hat mir viel baares Geld abgeliehen. Seine Schuld ist bis zu einer ansehnlichen Summe herangewachsen, mein Vater fordert dieses Geld von mir; ich habe ohne sein Wissen über Geld verfügt, was mir nicht gehörte. Soll ich als eine Leichtsinnige und Gewissenlose vor meinem Vater dastehen und diese Demüthigung auch noch um seinetwillen hinnehmen? Nein! ich werde von allen Rechten Gebrauch machen, die dieser Schein mir giebt. Mögen sich die Gerichte darein mischen, mag mein Ruf darunter leiden; ich brauche das Urtheil der Menschen nicht zu scheuen, denn ich war nur leichtgläubig und mein Benehmen ist tadellos."

Der Greis lächelte und schüttelte den Kopf. „Ja, Sie sind leichtgläubig, sehr leichtgläubig; aber dieser Schein ist gut, und ich kaufe das Bild darauf, wenn Sie mit dem Preise nicht zu hoch hinaus wollen."

„Ich verlange nur 205 Thlr. 8 Sgr."

„Wunderliches Mädchen! Wie kann bei einem solchen Bilde von Groschen die Rede sein!"

„So viel beträgt die Schuld des Herrn Köster; ich nehme keinen Heller zu viel und zu wenig."

„So ſchreiben Sie unter dieſen Schein: Oben erwähntes Bild von Emil Köſter zu dem Preiſe von 205 Thlr. 8 Sgr. dem Herrn Profeſſor und Director X — überlaſſen. — Unterzeichnen Sie! — Und jetzt quittiren Sie die Summe, die Sie in Buchſtaben ausſchreiben, — unterzeichnen Sie noch einmal.“

Hierauf erſchloß er eine Schieblade, nahm zwei Hundertthalerſcheine heraus, einen Fünfthalerſchein und zwei Viergroſchenſtücke. — „Nehmen Sie hin,“ fuhr er fort, „und ſagen Sie mir: Iſt Ihnen nunmehr geholfen? Sind Sie wieder glücklich?“ —

Tusnelda griff haſtig nach dem Gelde und rief: „Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Geld ſo großen Werth für mich haben könnte.“

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet, ob Ihnen jetzt geholfen iſt, ob Sie wieder glücklich ſind?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Profeſſor.“

„Tusnelda! Wahrhaft ſchätzenswerth iſt eine Jungfrau, die fähig iſt, ihren Geliebten zu verachten, weil er ihrer unwerth iſt; doch eine aufrichtige Leidenſchaft iſt leicht zu verblenden und ſie verdammt gerne, ohne zu prüfen. Fühlen Sie für Emil wirklich nur Verachtung? Sind Sie froh, ihn verdammen zu können, oder wünſchen Sie, er möge dennoch unſchuldig ſein und ſich rechtfertigen können? Würde es Sie nicht glücklich machen, wenn Sie ihm Ihren Irrthum und Verdacht auf's zärtlichſte abbitten mußten?“

Tusnelda fing bitterlich zu weinen an. „Warum ſpotten Sie meiner, da ich doch ſo aufrichtig gegen Sie war. Ich bin viel zu einfältig und beſchränkt, um mich vor Ihnen verſtellen zu können. Sie haben es mir angemerkt, wie mühſam ich die geziemende Faſſung behaupte vor einem ehrwürdigen Manne wie Sie. Warum denn bringen Sie mich zum Weinen? Geſetzt, ich möchte und wünſchte dieſes alles; kann mein Schmerz Ihnen Freude machen? Verdient das Unglück nicht Schonung? Aber die großen Männer alle können nicht umhin, ihre überwiegende Geiſteskraft an einem unwiſſenden Mädchen geltend zu machen. Leben Sie wohl, Herr Profeſſor! Ich kehre an meines Vaters Ladentiſch zurück, wo ich nur Alltagsmänner ſehe und Alltagsdinge höre.“

Hiemit erhob ſie ſich und wollte fort, aber der Greis hielt ſie zurück. „Nur nicht gleich ſo böſe; zum Kunſthandel gehört ein wenig Geduld und kaltes Blut. Sie lieben ihren Jüngling gewiß immer noch ſehr zärtlich, weil Sie um ſeinetwillen allen Künſtlern und aller Kunſt den Krieg erklären. Nun tröſten Sie ſich; Emil iſt nicht Derjenige, für den Sie ihn halten. Zwar weiß ich noch nicht, wie alles zuſammenhängt;

doch habe ich meine Muthmaßungen darüber. Emil iſt nicht von hier gegangen, ohne Abſchied von mir zu nehmen, und hat mir anvertraut, was ihn bewog, plötzlich fort zu reiſen. Ich könnte Ihnen das wiederſagen und Sie würden es gerne hören; aber zur Strafe für Ihren Argwohn ſollen Sie es nicht wiſſen."

„Und dieſer Brief, den er an mich ſchrieb, läßt er noch irgend eine Hoffnung für mich aufkommen?"

„Dieſer Brief? Freilich! es ſind ungefähr die feinen Schriftzüge einer geübten Malerhand, aber Emil hat ihn nicht geſchrieben. Vergleichen Sie nur beide Unterſchriften; dieſer Brief iſt ein gefälſchter und Sie ſind betrogen."

Jusnelda wollte beide Schreiben prüfen, aber das Papier zitterte in ihren Händen; ſie wankte und wäre zu Boden gefallen, wäre der Profeſſor ihr nicht zu Hülfe gekommen. — „Jusnelda! deutſche Normalfungfrau!" rief er, „machen Sie mir keinen Auftritt. Seien Sie keine geziert, zimperliche Berlinerin, die gleich in Ohnmacht fällt!"

Sie erholte ſich und ſuchte ſich zu faſſen. „Alſo ich bin die Schuldige, ich, die ſo ſtolz und vornehm ihn verachten wollte; ich bedarf ſeiner Verzeihung?"

„So iſt es, nach meiner Ueberzeugung."

„Und was konnte ihn bewegen, ſo plötzlich und ohne Abſchied von hier zu gehen?"

„Das eben dürfen Sie nicht wiſſen. Ich will Sie und Ihren Herrn Vater ſchonen. Nicht wahr, dieſen Brief gab Ihnen Ihr Herr Vater?"

„Ach, und wenn Sie wüßten, wie er mich behandelt hat."

„Billigt er Ihre Zuneigung oder hat er andere Pläne mit Ihnen vor?"

„Dieſes Geld nur kann mich retten, damit ich nicht gezwungen werde, morgen dem Banquier Kirchhoff meine Hand zu reichen."

„Nun, da haben wir's! Gehen Sie jetzt ruhig nach Hauſe, bringen Sie Ihre Kaſſe in Ordnung und alles Andere überlaſſen Sie mir. Sie haben Ihr Bild ſehr wohlfeil losgeſchlagen, aber Sie haben damit Ihr Schickſal und das Ihres Geliebten in die Hände eines Freundes gegeben, und das wird Sie nicht gereuen."

„Sie werden doch meinen Vater ſchonen? Von ihm empfing ich den Brief; er hat ſeine Eigenheiten, die man nicht Preis geben darf."

„Sein Sie ganz außer Sorgen."

Fusnelda ſtand ſchon wieder hinter dem Ladentiſche und bekannte ihre Gäſte, als ihr Vater heimkehrte. Er war ſehr vergnügt, denn er hatte zweihundert vollwichtige Louisd'or in der Taſche und dunkte ſich ſchon der Schwiegervater eines Millionairs. Stolz blickte er ſeine Tochter an, die zu ſeinem Erſtaunen ebenfalls glücklich ſchien. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, ihr Mund lächelte und in ihrem Angeſichte war keine Spur einer durchweinten und durchwachten Nacht.

Auch Herr Kirchhoff war heute ſtolz und zufrieden und ging nach der Kunſtausſtellung. Er hatte ein Bild gekauft, von deſſen Schönheiten er freilich wenig verſtand und deſſen Werth in ſeinen Augen nur ein geringer war; allein er hatte ſeinen Namen an ein berühmtes Kunſtwerk geknüpft und konnte dieſem und jenem ſeiner Bekannten ſagen: „Ich habe 2000 Louisd'or dafür gegeben," damit ſie es in der Stadt ausbreiteten. Was glich aber ſeinem Erſtaunen, als er das Bild nicht mehr fand. Er ſuchte den Director auf.

„Herr Director! Wo iſt die ſchöne Peterin von Emil Köſter?"

„Droben im neuen Palais; ich habe es für Se. Maj. den König erſtanden."

„Aber mein Gott! ich habe es auch gekauft; hier iſt Kaufſchein und Quittung!"

Der Director prüfte die Papiere. „Die Quittung iſt von heute; um welche Stunde haben Sie ſie ausgeſtellt?"

„Zwiſchen 8 und 9 Uhr."

„Das iſt ſeltſam. Wir haben alle Beide das Bild um dieſelbe Stunde gekauft, Sie von dem Vater, ich von der Tochter; das iſt ein unangenehmer Irrthum, den wir zu beſeitigen ſuchen müſſen. Wenn es Ihnen recht iſt, ſtehe ich Punkt 1 Uhr Ihnen zu Dienſte."

Um die Mittagsſtunde war niemand in der Conditorei. Beim Klang der Hausglocke eilte Fusnelda an ihren Platz, und der Director und der Banquier traten ein. „Wo iſt Ihr Vater?" rief Letzterer ungeduldig, „ich muß ihn ſprechen."

„Wünſchen Sie vielleicht Limonade?" fragte Fusnelda boshaft.

„Keine Albernheiten; ich bin ein Geſchäftsmann!"

„Sie waren in meinen Augen nie etwas anderes. Wollen Sie Limonade?"

„Was ſoll das heißen?"

„Es ſoll heißen, daß Sie mit meinem Vater verhandeln mögen, was Sie wollen, von mir haben Sie nichts anderes zu hoffen als Limonade."

„Rufen Sie Ihren Vater, ich sage es Ihnen zum letzten Male!“

Tusnelda wandte sich lächelnd zum Director: „Herr Professor! womit kann ich dienen?“

„Ich bitte um zwei Pastetchen und ein Glas Portwein.“

„Sie brauchen nicht zu bitten, Herr Professor; es ist meine Schuldigkeit, Gäste zu bedienen. Andere Leute, wie Sie sehen, befehlen mir Dinge, die ich höchstens aus Gefälligkeit zu thun habe. — Herr Kirchhoff! Mein Vater ist zu Hause, oben vier Treppen hoch.“

„Ich muß Ihren Vater in Ihrer Gegenwart sprechen!“ rief der Banquier.

Tusnelda that, als höre sie nicht.

„Liebes Mädchen!“ sprach der Professor, „es ist in der That so; haben Sie die Güte, ihn rufen zu lassen.“

Sie faltete leise ihre Hände und blickte ihn ängstlich an. Er gab ihr einen Wink, daß sie sich auf ihn verlassen könne, worauf sie dreimal klingelte, ein Zeichen, welches dem alten Koch galt. —

Der alte Koch erschien und Kirchhoff fuhr ihn an: „Herr Hellborn! Was soll das heißen? Ich habe diesen Morgen ein Bild von Ihnen gekauft, und das Bild gehört jetzt dem König.“

„Dem König?“ fragte der Koch und entfärbte sich ein wenig.

Der Director nahm das Wort. „Hier ist ein Irrthum geschehen, über den wir uns verständigen müssen. Vater und Tochter haben zur selben Stunde, aber zu verschiedenen Preisen und an verschiedene Personen, ein und dasselbe Bild verkauft.“ —

„Du hast das Bild verkauft?“ fuhr Hellborn seine Tochter an.

„Hier ist das Geld!“ sagte Tusnelda ängstlich, „205 Thlr. 8 Sgr. Meine Casse stimmt, Du darfst mir jetzt nicht mehr böse sein.“

„Ungerathene Tochter! Für 205 Thlr. 8 Sgr. verkaufst Du solch ein Bild?“

Und Kirchhoff rief: „Und der König erhält für 205 Thlr. 8 Sgr., wofür ich 1000 Thlr. Gold zahlen muß. Mit allem Respect vor meinem allergnädigsten König glaube ich, daß es ihm obliegt, den fünffachen Preis eines Kunstwerks zu zahlen und nicht mehr.“

„Der Meinung bin ich auch!“ versetzte Hellborn. „Herr Director der Academie halten es aber nicht für unter Ihrer Würde, von einer albernen, dummen Dirne, welche weder die Jahre noch den Verstand hat, neue Bilder für einen Spottpreis einzuhandeln.“

„Herr Hellborn! Ich weiß, was ich thue; ich hatte Befehl von Sr. Maj., das Bild zu kaufen, und Fräulein Tochter bestand auf den genannten Preis und verschmähte jedes höhere Gebot. Im Uebrigen haben Kunstwerke keine Taxe und jeder Preis ist recht. — Jetzt sagen Sie aber einmal:

Woher iſt das Bild Ihr Eigenthum? Von wem haben Sie es erſtanden? Von dem Maler? — Der hatte es verſchenkt und durfte es nicht mehr verkaufen; allein Sie haben dem Maler, der Ihre Tochter ſo herrlich gemalt, großmüthiger Weiſe eine Summe Geldes aufgedrungen, damit er in Rom ſeine Studien vollende; Sie haben ihm die Hand Ihrer Tochter zugeſichert und deshalb hat er ſich Ihre Großmuth gefallen laſſen. Wenn Sie auch als Vater über das Eigenthum Ihrer Tochter verfügen können, ſo dürfen Sie doch die Geſchenke, welche Ihre Fräulein Tochter von ihrem Bräutigam erhalten hat, nicht verkaufen."

„Herr Köſter iſt mein Bräutigam?" fragte Jucunda und Kirchhoff fügte hinzu:

„Sie machen es mit Ihrer Tochter wie mit dem Bilde. An wie viele Leute haben Sie ihre Hand ſchon verſprochen?"

„Der Herr Director ſcheint in meine Familienangelegenheiten beſſer eingeweiht als ich."

„Ich habe Herrn Köſter vor ſeiner Abreiſe geſprochen und er hat mir alles geſagt."

„Alſo mir haben Sie das Bild aufgeſchwatzt," fragte der Banauſer, „damit ich das Geld zur Reiſe Ihres Herrn Schwiegerſohnes hergebe?"

„Geſtehen Sie nur, Herr Hellborn, ſo iſt es. Sie ſind ein ſchlauer Geſchäftsmann und ein eben ſo ſtrenger als zärtlicher Vater. Während Sie nur das Glück Ihrer Tochter im Auge hatten, erfuhren Sie, daß das Pärchen ein wenig leichtſinnig gewirthſchaftet hatte. Der junge Herr hatte viel Geld gebraucht und das ſchöne Fräulein ihm offnen Credit gewährt. Strafe muß ſein; deshalb haben Sie einſtweilen Emil's zärtlichen Abſchiedsbrief zurückgehalten und Ihrer Tochter einen anderen eingehändigt, den Herr Köſter nicht geſchrieben hatte. Nur eine edle, reine Abſicht kann einen ſolchen Schritt rechtfertigen, und nachdem Sie das arme Kind dermaßen geängſtigt haben, daß ſie ihr Bild, das Einzige, was ſie von ihrem Bräutigam hat, zu verkaufen ſich genöthigt ſah, müſſen Sie endlich großmüthig verzeihen und reinen Wein ihr einſchenken. Auf dieſe Weiſe kann alles in Ordnung kommen; Herr Kirchhoff hat keine weitere Forderung als die Rückerſtattung der Kaufſumme. Die 200 Louisd'or, welche Emil erhalten hat, will ich zurückzahlen."

„Mit nichten!" rief Kirchhoff. „Was geht mich an, was Vater, Tochter und Schwiegerſohn mit einander vorhaben? Auf dieſe Weiſe könnte jeder Kauf vereitelt werden. Ich habe das Bild bezahlt und Quittung des Malers darüber; wer es jetzt haben will, mag es von mir erſtehen. Und weil doch einmal im Kunſthandel keine Taxe iſt, ſo verlange ich jetzt 2000 Louisd'or dafür."

„Das kann einen langwierigen Proceß geben!" meinte der Director.

„Ich habe die Mittel, ihn durchzuführen!" ſprach Kirchhoff und empfahl ſich.

„Jetzt giebt es nur ein Mittel," begann der Profeſſor, „einem langwierigen und Ihnen gefährlichen Proceſſe auszuweichen. Wenden Sie ſich an den König, vielleicht hat Seine Majeſtät die Gnade, von Ihrem Kaufe abzulaſſen. Wenn ich Ihnen darin beiſtehen ſoll, ſo thue ich es um Emils und Ihrer Tochter willen; ich muß aber verſichert ſein, daß es Ihr Ernſt iſt, ſie mit einander zu vermählen."

„Meinetwegen!“ sprach der Koch. „Nimm Deinen armseligen Maler, aber nicht einen rothen Heller bekommst Du mit!“

Tusnelda wollte ihn umarmen, er aber stieß sie von sich mit den Worten: „Ich wollte, Du wärest wo der Pfeffer wächst!“

Er ging und der Director sprach zu Tusnelda: „Sein Sie gutes Muthes, das Bild ist für Sie gemalt, ist Ihnen geschenkt und gehört jetzt dem König. Herr Kirchhoff wird vergebens protestiren und Ihr Herr Vater kann das Emil gegebene Wort nicht mehr zurücknehmen.“

Der Director legte Kaufschein und Quittung dem König vor, welchem der sonderbare und geringe Preis auffiel. Der Director erzählte ihm alles. Der König, der niemals seiner alten Diener vergaß und gerne von ihren weiteren Verhältnissen reden hörte, lachte mehrmals laut über seinen unverbesserlichen vormaligen Mundkoch, der es jetzt in seinem eigenen Hause trieb, wie ehemals in der königlichen Küche. Hierauf sprach er: „Maler Mädchen haben! Banquier Bild!“

Der Director verneigte sich unterthänig und meldete Tusnelda durch einen seiner Schüler: „Das Bild ist Ihnen verloren, der Maler aber für Sie gerettet.“

Der Koch wurde am selben Tage noch von einem Hoflakei nach dem Palais beschieden. — Er begab sich mit schwerem Herzen dahin und wurde sogleich vorgelassen.

„Was wieder gemacht?“ fuhr der König ihn an.

„Majestät!“ begann der Koch in trübseliger Demuth, „ich habe meine Tochter mit dem Maler Röser verlobt, und damit er seine Studien vollenden kann, habe ich das Bild „die schöne Veterin“ dem Banquier Kirchhoff verkauft. Zur selben Stunde hörte meine Tochter, daß Eure Majestät Verlangen trage nach dem Bilde. Sie wußte nicht, daß es bereits verkauft sei, und nur von dem Wunsche beseelt, Eurer Majestät allerhöchstes Verlangen zu erfüllen, gab sie es für die Summe hin, die sie selbst dafür bezahlt hatte; „denn“ sagte sie, „ich bin nicht im Stande, Sr. Majestät ein Geschenk zu machen, aber an meinem König will ich keinen Heller verdienen, er mag von mir kaufen, was er will.“ So denkt meine Tochter und so denkt jedes brave Frauenzimmer in Eurer Majestät Lande. Aber der fatale Banquier will mir meine Verpflichtungen nicht erlassen, deshalb —“

„Briefe verfallen!“ unterbrach ihn der König.

Der Koch erschrak, faßte sich aber sogleich und erwiederte: „Majestät, es war ein Scherz, den ich mir mit meinen Kindern erlaubte. Ich wollte sie auf die Probe stellen, ob sie sich auch überaus liebten und einer an dem anderen nicht irre werden könne; sie haben die Probe trefflich bestanden.“

Sehr ungnädig aber erwiederte der König: „Schlechter Kerl sein! — Noch einmal unterstehen — nach Spandau kommen!“ —

Zwei Jahre waren verstrichen. Aus Emil war das nicht geworden, was man erwartet hatte; die Veterin, im Besitz des Banquiers Kirchhoff, war und blieb sein bestes Bild. Aber der König hatte ihm eine Anstellung gegeben und er lebte glücklich mit Tusnelda, und Hegel lehrte damals: „Der König ist das absolute Ja!“ —

Rosetten-Bouquet

von

Dr. Hermann Schiff.

Gesammelt

und

zum Besten des Verfassers herausgegeben

von

Fr. Wilibald Wulff.

L 1915. 1146

Hamburg.

Verlag von Alfred Hoffmann.

1858.

Vorwort.

Es kommt häufig vor, daß alte, berühmte Meiſter die Erſtlingswerke junger Dichter in die Oeffentlichkeit einführen, um durch ihren berühmten Namen Aufmerkſamkeit für jene zu gewinnen. Das Gegentheil aber, daß ein junger Schriftſteller die Erzeugniſſe eines noch lebenden, bewährten Dichters herausgibt, hat wohl noch niemals Statt gefunden. Umſtände jedoch rechtfertigen Manches und das Ungewöhnliche und Befremdende einer Handlung verſchwindet, ſobald ſich ſelbige als ein gerechtes und löbliches Mittel zu einem guten Zwecke herausſtellt.

Es giebt, namentlich in unſerm Deutſchland, Schriftſteller, deren lebenslängliche Thätigkeit unbelohnt geblieben iſt; die

das Gelungenste hervorbrachten und den Kranz, der ihnen wohl gebührt hätte, auf den Häuptern Anderer sehen mußten, die nur im Besitze der bescheidensten Fähigkeiten waren.

Zu jenen Schriftstellern gehört auch Hermann Schiff, der Verfasser des „Schief Levinche", der „Luftschlösser", des „Gevatter Tod", u. s. f. Ein Menschenalter hindurch hat er gestrebt und gerungen, ohne von der deutschen Kritik so anerkannt zu sein, wie er es wohl verdient hätte. Seine erste Dichtungen tragen sämmtlich das Gepräge eines frommen und gläubigen Geistes.

Schiff ist gegenwärtig, Dank sei es der Großmuth seiner Freunde und Verwandten, von drückenden Nahrungssorgen befreit und befindet sich, bei den bescheidenen Ansprüchen welche er an das Leben stellt, in einer Lage, die eine behagliche genannt werden kann. Er fühlt sich, nach der glücklichen Beendigung dieses Kampfes mit Noth und Mißgeschick, in welchem er sogar in's Hamburgische Werk- und Armenhaus gerieth, wieder neu gekräftigt; aber eine gewisse Scheu, das heimliche Bewußtsein einer erlittenen, nicht zu verschmerzenden Erniedrigung hindert ihn, jetzt wieder in die Oeffentlichkeit zu treten.

Man ist seinem eminenten Talente und seinen früheren Leistungen doch immer eine Anerkennung schuldig und das edelsinnige Publicum und die wohlwollende Kritik werden mich gewiß unterstützen und das Ihrige dazu beitragen, wenn ich versuche, ihm durch die Herausgabe dieses Büchleins ein Zeichen der Aufmunterung zu neuem Schaffen zu Theil werden und die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welche Heinrich Heine für ihn in Anspruch genommen hat. Zu diesem Zwecke wollte ich anfangs eine Sammlung einzelner Ideen, Raisonnements, Sentenzen, Ansichten und Urtheile aus Schiff's sämmtlichen Werken veranstalten; gewahrte aber bei näherer Prüfung, daß Schiff dergleichen Einzelheiten mit einer Sorgfalt zu einem Ganzen zusammenzufügen pflegt, daß sie aus dem Ganzen gerissen ihre Bedeutung verlieren. Ich ziehe es daher vor, der Lesewelt dieses Büchlein kleiner Novellen zu übergeben. Sie sind religiöser Art, ein Genre, in welchem sich die Originalität ihres Dichters am deutlichsten offenbart und in welchem seine Phantasie, die Virtuosität seines Humors ihren unbeschränkten Spielraum finden.

Sämmtliche deutsche Zeitungen, die „Augsb. Allgem." an der Spitze, haben gleichsam einen Aufruf an die deutsche

Leſewelt erlaſſen, hier, wo noch Gelegenheit dazu vorhanden iſt, ſich einen alten verdienſtvollen Schriftſteller dankbar zu erweiſen.

Der Einzelne muß die Gelegenheit zu einem guten Beiſpiel herbeiführen.

Man rühmt Fürſten und Millionaire, welche die Arbeit beſchützen und dem Arbeiter lohnen, hier gilt es der Literatur und dem Literaten, und eine edle Handlung bleibt eine edle Handlung, mag ſie von der Menge oder dem Einzelnen ausgehen.

In dieſem Sinne lege ich dem deutſchen Publicum dieſes Büchlein vor und hoffe, daß die Theilnahme für den greiſen Verfaſſer mit dem Intereſſe an ſeinen Schöpfungen gleichen Schritt halten wird.

Hamburg, im Februar 1858.

Fr. Wilibald Wulff.

Inhalt.

Der Fibel-Philoſoph ..... Seite 1.

Teufel Weltis ..... „ 61.

Das Tollhaus ..... „ 97.

Der
Fibel-Philoſoph.

Eine Dorfgeſchichte.

Es iſt kein Spaß Dorfſchulmeiſter zu ſein. Mäuler, die nur zum Käuen eingerichtet ſind, ſollen leſen, und Fäuſte, nur für den Dreſchflegel geſchaffen, ſchreiben lernen! — Was ſind die zwölf Arbeiten des Herkules gegen die Alltagsplackereien eines Dorfſchulmeiſters!! — Obendrein war Herkules ein Halbgott und fand hie und da überirdiſchen Beiſtand. Ein Schulmeiſter aber hat weiter nichts als ſeinen Stock, der eben kein Zauberſtab iſt, und er ſelbſt gilt kaum ſo viel wie der Sauhirte, dem man ſeine Ferkel anvertraut. Denn die Ferkel ſind der Bauern nutzbares Eigenthum, was er mit Sorgfalt pflegt und überwacht; während er in ſeinen Kindern nur einen zweifelhaften Segen Gottes erblickt, der ihm Laſten aufbürdet. Er ſelbſt weiß nichts mit ihnen anzufangen und überläßt es der Verſehung, was aus ihnen werden ſoll.

So urtheilte der Dorfſchulmeiſter Rothkopf, der an allem menſchlichen Wiſſen verzweifelte und Bibliotheken und Akademien für gelehrten Aufwand, Förmlichkeiten und Herkommen erklärte, „da es ja noch nicht einmal eine vollkommene Fibel gäbe.“

Was eine vollkommene Fibel sei, machte er auf folgende Weise deutlich: „Wer nur einigermaßen Gelegenheit hatte Dorfschulen kennen zu lernen, wird wissen, daß Schulmeister, die einfachen und beschränkten Geistes sind, und selbst nicht mehr gelernt haben, als sie eben lehren müssen, die Kinder in der Regel weiter bringen als es ihren geschickteren und begabteren Amtsgenossen, bei gewissenhaftem Fleiße und Mühe, irgend möglich ist. Denn nichts ist leichter, als, was einem selbst eingebläut worden, anderen wieder einzubläuen, und nichts ist schwerer, als wenn sich ein ausgelernter Meister mit unerfahrenen Anfängern verständigen will. Vernunft und Erfahrung also lehren, daß persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten eines Lehrers, um so mehr vom Uebel sind, je größer die Anzahl und Stupidität der Bauerkinder ist, welche lesen und schreiben lernen sollen. Der Schreiblehrer zwar, kann gleichsam die Schreibmaschine selbst sein, der Leselehrer aber hat die Fibel. Sie ist nicht seinethalben, sondern er ihrethalben da. Und jemehr eine Fibel den Lehrer überflüssig macht, desto vollkommner ist sie. Mit andern Worten: Die Fibel ist die Methode des Lesenlehrens schwarz auf weiß; der Lehrer ist das Ergänzungsmittel derselben in Fleisch und Blut und mit dem Stock in der Hand; der Stock aber ist das Beförderungsmittel des Lesenlernens für jeden Grad von Stupidität. Die vollkommene Fibel also veranschaulicht dem bäurischen Kinderauge die Sprachzeichen in höchster Deutlichkeit und Schärfe, verfolgt in methodischer Zweckmäßigkeit deren Zusammenstellung, so daß sie mit Hülfe eines beschränkten Lehrers und eines

guten Stockes, auf jedes beliebige Bauerkind von unfehlbarem Erfolge ist."

Solch eine vollkommene Fibel herzustellen, hielt Rothkopf für die Aufgabe seines Lebens, der er Hab und Gut, Kraft und Gesundheit weihte. Stunden lang konnte er dasitzen, in tiefes Sinnen verloren, während den leise sich regenden Lippen unwillkürliche Laute entschlüpften, wie: „Ge! Ghe! Ke!" Und ward man aufmerksam darauf; befremdete Jemanden diese Eigenthümlichkeit, so pflegte er sich etwa mit folgenden Worten zu entschuldigen:

„Sie glauben nicht, wie schwer es ist, Kindern das „Gh" beizubringen, welches bald ein Gaumenbuchstabe ist, z. B. „Ich" und bald ein Kehlbuchstabe, z. B. „Ach". Setze ich ein S davor, so wird ein Zischlaut daraus, z. B. „Schelm", „Schuld", und endlich wird es auch wie ein „K" ausgesprochen, z. B. „Wechsel, Christ, Ochs". Ein Zeichen für vier Laute, darin liegt eine unbesiegbare Schwierigkeit für Bauerkinder, die nicht selbst denken können, sondern Alles nach Vorschrift eingebläut haben wollen.

Vergebens hatte er alle Druckereien der Umgegend nach tauglichen Schriften durchstöbert. Zwar hatte er hier ein „B" und ein „B" gewählt, die sich trefflich von einander unterschieden; dort ein „ä", „ö", „ü" und „i" der unverkennbaren Ueberpunkte halber, dort ein „f", welches vermöge seines dicken Striches nicht mit dem „ſ" zu verwechseln war. Alle diese Schriften aber paßten nicht auf einen Kegel, und er wandte sich an eine Gießerei, um nach seiner Zeichnung Formen

ſtechen zu laſſen. Dabei ſetzte er ſeine wenige Habe zu. Die vollkommene Fibel erſchien in Stereotypdruck, fand aber erſt nach dem Tode des Autors, als die Regierungen begannen den Volksunterricht etwas mehr zu beachten, ihre Anerkennung. So lange Rothkopf lebte, diente er ſeinen Obern und Amtsgenoſſen nur zum Geſpötte. Sie nannten ihn den alten ABC-Schützen, den Fibelphiloſophen, den Buchſtabennärren und was dergleichen Neckereien mehr waren. — Er aber ertrug Verkennung und Hohn wie ein Chriſt, oder wie ein Märtyrer vielmehr, und ſeine Geduld ermüdete nicht zwanzig Jahre hindurch und darüber. Hatte er doch die Beruhigung, etwas Vollkommenes geſchaffen zu haben, wenn es auch nur eine vollkommene Fibel war.

Eines Tages jedoch fand er ein altes, zerriſſenes Geſangbuch. Mit Kennermienen prüfte er die Buchſtaben und — mit einem Male entfärbte er ſich; ſeine Hände zitterten und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

Man fragte, was ihm fehle?

Er deutete auf das Wort HERR, welches nach alter, frommlutheriſcher Weiſe durchweg mit großen Buchſtaben gedruckt war.

Noch begriff Niemand ſeinen Schmerz und woher ihn das heilige Wort betrüben konnte. Endlich ergab ſich, daß das „E“ einen derben Punkt hatte, einen viel anſchaulicheren, als das „E“ in der vollkommenen Fibel, welches ſich bei weitem ſchwächer vom „C“ unterſchied.

Man bedeutete ihm, daß ein einzelner Buchſtabe aus einer ſtereotypirten Form leicht heraus zu ſchlagen und ein anderer dafür ein-

zusetzen sei. Allein er hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren. Er fürchtete eine Enttäuschung, wie er sie heute erlebt, könne ihm auch ferner bevorstehen. Er glaubte nicht mehr an die mögliche Vollkommenheit einer Fibel. — Es war seine letzte herbe Täuschung. Er überlebte sie nicht lange.

Seine Jugendgeschichte, und was ihn bewog Schulmeister zu werden, fand sich in einem gewissenhaft geführten Tagebuch verzeichnet, aus welchem wir Folgends entnehmen.

Nachdem ich mein siebentes Jahr vollendet hatte, schickten mich meine Eltern, reiche Bauersleute in dem Filialdorfe —, hieher zur Schule, wo ich nun selbst Schulmeister bin. Ich war so glücklich, die Gunst meines Vorgängers schon am ersten Tage zu erwerben. Während des Unterrichts nämlich mußten wir die Hände gefaltet auf den Tisch halten. Mir aber behagte das Stillsitzen nicht, ich fing an mit den Daumen zu spielen und sie munter über einander zu wälzen. Eine solche Lebhaftigkeit ist bei Dorfkindern etwas Ungewöhnliches, und sie erregte die Aufmerksamkeit des Schulmeisters, welcher mit der Frage auf mich zukam, wie heißt der erste Buchstabe im ABC?

Ich sah ihn groß an und fragte: „Wa?“

Auch das war ein günstiges Omen. Bauerkinder antworten im ersten Vierteljahre auf keine Frage. Sie sperren die Mäuler auf und nicken mit den rundgeschornen Köpfen, wie Pagoden, die eine Zugluft anstreift.

„Das iſt ein aufgeweckter Junge!“ ſagte mein Schulmeiſter. „Geh' Deinen Vater und ſage, aus Dir wird etwas Tüchtiges werden.“

Ich ermangelte nicht, bei meiner Heimkehr meinem Vater zu beſtellen:

„Einen ſchönen Gruß vom Herrn Schulmeiſter und — ob der Vater weiß, wie der erſte Buchſtabe im ABC heißt?“

„A,“ ſagte mein Vater.

— „Nein! „Wa“ heißt er. Das kommt daher, daß er nicht Schulen geht. Aus mir ſoll etwas Tüchtiges werden.“

Daß Knaben und Mädchen jetzt geſondert ſitzen, iſt eine Einrichtung die ich getroffen habe. Damals ſaßen wir bunt durch einander, und meine Nachbarin war ein ſchönes, großes, völlig reifes Mädchen von fünfzehn Jahren. Sie konnte weder leſen noch ſchreiben, noch den Glauben der Chriſten, noch irgend einen Bibel- oder Geſangbuchvers aufſagen und ſaß daher immer unten an, während ihre jüngeren Geſchwiſter ſchon längſt confirmirt waren. Zum Leidweſen ihrer Eltern mußte ſie immer noch die Schule beſuchen; denn der Herr Paſtor hatte ſie als blödſinnig vom Sonntags-Examen ausgeſchloſſen. Indeſſen war immer noch Hoffnung vorhanden, daß ſie wieder zu Verſtand kommen würde, obſchon der Schulmeiſter längſt alle Luſt verloren hatte, ihr die nöthige Weisheit einzubläuen.

Mit ihrem Blödsinn hatte es freilich eine ganz eigne Bewandtniß. In ihrem Aeußeren fand sich keine Spur davon. Sie war schlank, bleich, hochblond und hatte große hellblaue Augen. Zwar ging sie immer sehr ärmlich nur gekleidet. An ihrer Haut aber gewahrte man nie das geringste Fleckchen und die werthlosen Lumpen, in die sie sich hüllte, glänzten von Sauberkeit. Bei'm schlimmsten Wetter und auf den schlechtesten Wegen bespritzte sie sich nicht und lief sie noch so rasch. Es war, als dürften Koth und Staub sich nicht an sie wagen, geschweige an ihr haften.

Die Bauern, welche anders dachten, als der Pfarrer und der Schulmeister, behandelten das gute Kind einigermaßen mit Ehrfucht. Denn hatte Jemand etwas verlegt oder verloren, hatte sich ein Pferd oder eine Kuh von der Weide verlaufen, so ging er zu Dörthe, denn Dörthe half suchen und wußte jeder Zeit Alles wieder zu finden.

Noch viel merkwürdiger war ihre Vorahnung jeglicher Witterung. Nahm sie bei'm Botengehen ihren groben Tuchmantel um, so konnte man überzeugt sein, daß es heftigen Sturm oder Frost geben würde. Zog sie Männerstiefeln an, so konnte man auf Platzregen oder Thauwetter gefaßt sein. Gewitter fühlte sie lange vorher und war dann unstät und ängstlich.

Der Pastor und der Schulmeister sagten: „Das eben beweis't ihren Blödsinn; denn diese Vorahnungen gleichen dem Instinkt unvernünftiger Thiere."

Die Bauern aber, denen die Meteorologie weit wichtiger ist, als die Theologie (und merkwürdigerweise steht beiderlei Weisheit nur auf schwachen Füßen) — die Bauern sagten:

„Das beweis't, daß sie mehr sieht, als Andere. Der Herr Pastor und der Herr Schulmeister können eben so wenig das Wetter auslegen, wie wir die Bibel. Und es fragt sich sehr, ob sie als Bibelchristen ebenso richtig gehen, wie Dörthe als Wetterglas.

Dörthe war herzensgut und überaus gefällig. Sie erfüllte, was man von ihr verlangte und forderte weder Lohn noch Dank. Ihr Unverstand ging aber ebenfalls in's Weite. Sie sprach sehr wenig und wenn man sie anredete, pflegte sie meistens durch Zeichen zu antworten, oder sie sah mit ihren schönen, klaren Augen den Frager groß und staunend an, oder lief spornstreichs davon. Ueberhaupt war sie sehr schüchtern und zaghaft. Das wußten die kleinsten Kinder, welche sich häufig den Spaß machten ihr mit einem Stocke zu drohen oder einen Stein gegen sie aufzuheben. Das genügte, das große Mädchen augenblicklich in die Flucht zu jagen. Wehe aber den Burschen, die es wagten sie unanständig zu berühren oder sie gewaltsam liebkosen wollten. Dann biß und kratzte Dörthe um sich, und war flink und behende, wie eine wilde Katze.

Der Jahrmarkt kam. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Kartenspieler und das Glück war ihm hold, er gewann beträchtlich. Um seinem hoffnungsvollen Sohne eine Zärtlichkeit zu erweisen, kaufte er ihm einen hölzernen Kukuk. Ich freute mich so sehr darüber, daß ich den ganzen Tag mein f d, f d, musicirte; bald in halben, bald in viertel Noten, bald aber vor lauter Glückseligkeit in Achteln und in Sechszehnteln. Es war ein sehr dauerhaftes Spielwerk und dies die erste Musik, die ich in meinem Leben machte.

Als ich Mittwochs wieder in die Schule ging (bis zum Kirchdorf war fast eine Stunde) nahm ich meinen Kukuk mit, um mir unterwegs die Zeit zu vertreiben.

Was man in vielen langen Schulstunden gelernt hat, vergißt man leicht wieder in wenigen lustigen Tagen und nach jedem Feste, Jahrmarkt oder Kirmse muß der Schulmeister stets wieder von vorne anfangen.

„Wie heißen die fünf Selbstlaute?" begann er heute.

Der Gefragte war einer der Aeltesten und antwortete nach einigem Besinnen gleich beispielsweise: „Affe! Esel! Igel —"

„Ja!" entgegnete der Schulmeister, indem er ihm einige derbe Hiebe versetzte. „Affe! Esel! Igel! Der Kukuk ruft seinen eignen Namen!"

„Kukuk!" so hieß mein theures Spielwerk, welches ich über die Gegenwart des Schulmeisters, seine Fragen und die Prügel ganz vergessen hatte.

Ich wollte mich überzeugen, ob ich mein Kleinod auch wirklich noch beſäße, und griff an meine Hoſentaſche. Ach! ſo haſtig und täppiſch, daß ich den Balg niederdrückte und mein Kukuk durch ein deutliches k ä! im Kammerton, oder nach dem Orgelton g e ſein Nochvorhandenſein kund gab.

Auf dieſe Beſtätigung, daß der Kukuk ſeinen eigenen Namen rief, war der Schulmeiſter nicht gefaßt. „Wer hat Spielzeug bei ſich?“ fragte er. „Heraus damit, oder ich viſitire!“

Das war ein Donnerſchlag für die ganze Schule. Alle hatten den Jahrmarkt gefeiert, alle hatten zärtliche Väter gehabt und alles Spielzeug, was wir in die Schule mitnahmen, conſiscirte der Schulmeiſter zum Beſten ſeiner Kinder. Der Eine hatte ein hölzernes Pferdchen bei ſich mit einem Pfeifchen im Steiß; der Andere eine Kanne mit feinzwitſchernden Küchlein; ein Dritter einen Seiltänzer mit Geklimper; oder Pfeifchen, Trompeten, Schnarren, kurz, lauter muſikaliſches Spielwerk was alles discreter war, als mein Kukuk; die Mädchen endlich hatten Püppchen, Glas- und Perlkörbchen in ihren Taſchen, und von allen Seiten ward ich gekniffen, gerauft, gezwickt bis ich, um einer allgemeinen Viſitation vorzubeugen, mein vorlautes Spielzeug opferte.

Aber ſiehe! Zur Verwunderung der ganzen Schule beſtrafte mich der Schulmeiſter nicht. Er begnügte ſich zu ſagen: „Thue er das nicht wieder.“ „Ja! als die Schule aus war, behielt er meinen Kukuk nicht, ſondern gab ihn mir zurück; ein Beweis daß ich hoch bei ihm in Gnaden ſtand.

Indeß wird das verlorne und wiedergewonnene Gut doppelt theuer und am folgenden Tage konnte ich mich um so weniger von meinem geliebten Spielwerk trennen. Für dieses Mal aber wollte ich klüger sein. Ich war der Erste in der Schulstube und spähte nach einem gehörigen Versteck für mein Kleinod, um es im Falle einer Visitation zu retten. Die ansehnlichsten Wandritzen, die vortrefflichsten Mauselöcher dünkten mir nicht sicher genug. Der Schulmeister aber hatte einen Polsterstuhl; ich sah, daß die Gurten hohl lagen, freute mich der Entdeckung und hatte nichts eiliger zu thun, als meinen Kukuk zwischen die Federn und Gurten hinein zu schieben. So hielt ich ihn für völlig gesichert.

Nach und nach fanden sich die Kinder ein, zuletzt kam auch der Schulmeister. Wie gewöhnlich setzte er sich auf den Polsterstuhl, als zum Entsetzen der ganzen Schule das k meines Kukuks laut und deutlich ansprach. Der Schulmeister sprang auf und eben so deutlich erfolgte das d.

„Hat er seinen Kukuk wieder bei sich?" donnerte er mich an. — Er war ein gutmüthiger, alter Mann; doch hatte man alle Ursache seinen Jähzorn zu fürchten. Weinend und zitternd sagte ich: „Nein!" und im Grunde genommen, war das auch keine Lüge.

Eine allgemeine Visitation wurde vorgenommen, jedoch ohne Erfolg: der gestrige Vorfall hatte Jedermann zur Warnung gedient. Weder ein Kukuk noch ein anderes Spielzeug ward gefunden. Kopfschüttelnd kehrte der Schulmeister nach seinem Polsterstuhle zurück,

um ſich auf denſelben niederzulaſſen, als von Neuem mein Kukuk anſprang.

So war der Schulmeiſter noch niemals verhöhnt worden. Er war nicht der Mann, ſich das gefallen zu laſſen. Mit drohend erhobenem Stocke in der Rechten, die Linke gebieteriſch ausgeſtreckt, rief er: „Heraus mit dem Kukuk! oder —“

Noch einmal wurde viſitirt, doch eben ſo fruchtlos. Zornig warf ſich der Schulmeiſter wieder auf ſeinen Polſterſtuhl, daß mein Kukuk, erbittert über den harten Druck, die große Terze fis kreiſchte, der ſogleich, da der Schulmeiſter haſtig wieder aufſprang, der Grundton d folgte.

Das war kein Scherz mehr und ich litt Todesangſt. Der Schulmeiſter war wie raſend. Um ein Exempel zu ſtatuiren, ging er von Platz zu Platz und gab jedem Kinde drei derbe Streiche, dabei erhitzte er ſich wie der fabelhafte Baſiliſk vor einem Spiegel. Dennoch ſchonte er meiner und ließ in ſeinem höchſten Zorne den Stock nur leicht auf meinen Rücken fallen. Mit einem einzigen Worte hätte ich das abſcheuliche Mißverſtändniß löſen können; aber Entſchloſſenheit, Geiſtesgegenwart, Thatkraft waren meine Sache niemals und Zaghaftigkeit lähmte auch diesmal meine Zunge.

Die ganze Schule war durchgeprügelt, Heulen und Wehklagen herrſchte, und etwas beruhigt ließ ſich der Schulmeiſter wieder auf ſeinen Polſterſtuhl nieder. — Dieſelbe Wirkung erfolgte. Wäre der Schulmeiſter minder heftig geweſen, er hätte den Zuſammenhang merken müſſen. Ich war mehr todt als lebendig.

Nunmehr war sein Ansehn erschöpft und seine Mittel zu Ende. Zitternd vor Wuth und Aerger rief er seine Magd und sandte sie nach dem Pfarrhause daneben, mit der devotesten und dringendsten Bitte an den Herrn Pastor, sich, wenn es seine Zeit erlaube, einmalher zu bemühen.

Inzwischen ging er in der Schulstube auf und nieder, um uns zu überwachen, damit nichts vorgenommen würde, was die Entdeckung des geheimnißvollen Unfugs vereiteln könne.

Der Pastor erschien, und in so respectabler Gegenwart wagte der Schulmeister nicht sich zu setzen. Stehend klagte er, daß ein unerhörter Frevel, dem gar nicht auf die Spur zu kommen sei, den Unterricht störe.

Eine neue, weit strengere Untersuchung ward in Gegenwart des Pastors vorgenommen und nicht nur Taschen und Kleider, sondern auch Tische und Bänke einer aufmerksamen Prüfung unterworfen. Wie beneidete ich alle Knaben und Mädchen, die ein gutes Gewissen hatten.

Der Pastor blieb überaus milde. Er machte uns aufmerksam auf den unwiederbringlichen Verlust der Zeit, auf die verabsäumte Gelegenheit etwas zu lernen, fügte gute, fromme Ermahnungen hinzu und schloß mit der Hoffnung, daß der Frevel fortan unterbleiben würde.

Er ging, der Schulmeister complimentirte ihn zur Thür hinaus, kehrte kopfschüttelnd wieder, setzte sich, und der Kukuk musicirte von Neuem. Er sprang auf und lief spornstreichs dem Pastor nach.

Der Pastor kehrte wieder und warf sich in die Brust. „Wehe!“ donnerte er im Kanzelstone. „Ich rufe Wehe über den Frevler, der sich solches unterfängt! Und nicht nur über ihn rufe ich wehe! sondern

weh! auch seinen Mitschuldigen und Mitwissern. — Nur aus Langmuth, der himmlischen ähnlich, die des Uebelthäters schonet, auf das sein Vergehen und seine Sünde ihm einleuchte und er den Pfad der Reue und Besserung finde — nur aus Langmuth, sage ich, werde ich dem Thäter, seinen Mitschuldigen und Mitwissern noch eine kurze Frist gestatten. — Einer von ihnen kann sich retten, indem er den Frevel entdeckt und den Schuldigen der gerechten Strafe überliefert. — Zu diesem Ende werde ich einen jeden von Euch befragen; aber wehe! sage ich noch einmal: wehe! wenn wieder Alle schweigen und mich vergeblich fragen lassen! Denn gleich wie der Himmel seinen Zorn ausgießt über Schuldige und Unschuldige, also wird meine Strafe den Schuldigen treffen und den Unschuldigen, als ob er schuldig wäre. — Wohlan! Noch ist es Zeit, dieser über Euch alle verhängten Strafruthe zu entgehen. Welche Strafruthe dieses Mal keine symbolische oder aphoristische ist, sondern aus einem wirklichen und derben Birkenreis bestehen wird! — Amen! fügte er aus langer Kanzelgewohnheit hinzu. Ich war entschlossen, Alles zu bekennen, auf jegliche Strafe hin. Nur hoffte ich noch Aufschub zu gewinnen; denn ich saß neben Dörthe unten an, und der Pastor mußte die ganze Schule durchfragen, ehe er an mich kam.

Unglücklicher Weise aber fing er dieses Mal von unten an. Dörthe wurde zuerst befragt.

„Hast Du einen Kukuk mitgebracht, den Du verborgener Weise regierst, oder weist Du, wer solchen Frevel verübt hat? Wofern

Du ſchuldig biſt, ſo geſtehe; denn der Strafe kannſt Du nicht entgehen und wolle nicht die Schuld auf Deine junge Seele laden, daß alle dieſe Unſchuldigen um Deiner Verſtocktheit willen mit Dir leiden."

Dörthe ſah den Paſtor groß an, verdrehte die Augen, die Apfel verſchwanden unter den Oberlidern und ihr Antlitz fing an zu glänzen. In ſolchen Augenblicken gewann ſie etwas Ueberirdiſches und Grauen-einflößendes.

Der hitzige Schulmeiſter, der keine Zeit verlieren wollte, um zur Entdeckung zu gelangen, ſprach unterthänig:

„Ew. Hochwürden verſchwenden Ihre wohlgemeinten Worte an eine Blödſinnige. Dieſe iſt eines ſo verſchmitzten, wohldurchdachten Bubenſtreiches unfähig, und jedenfalls müſſen wir ſie von der Strafe verſchonen, weil ſie ihres Verſtandes nicht mächtig iſt. Auch für diesen hier (er deutete auf mich) möchte ich einſtehen. Geſtern erſt habe ich ihm einen ähnlichen Unfug in Güte und Wohlwollen verziehen. Es wäre eine unerhörte Bosheit, wollte er heute ſein geſtriges Vergehen auf ſo durchtriebene Weiſe wiederholen."

Bei dieſen milden Worten gingen mir die Augen über und ſchon öffnete ich den Mund, um Alles zu geſtehen. Im ſelben Augenblicke lachte Dörthe hell auf, hüpfte mit ſeltſamer Gewandtheit über Tiſch und Bänke, kauerte neben dem Polſterſtuhle nieder und holte den Kukuk unter den Gurten hervor.

Jetzt ging Allen ein Licht auf.

„Wie kommt es, daß Sie das nicht gemerkt haben?“ fragte der Pastor den Schulmeister.

Dieser zuckte die Achseln. — „In der That ein hämischer Streich!“ sagte er. „Wie konnte ich ahnen, daß der Kukuk so angebracht war, um, wie ich auf den Stuhl mich niederließ, zu schreien?“

„Da haben sie einen Beweis,“ sagte der Pastor, „wie nahe Blödsinn und Hinterlist verwandt sind. Geben Sie ihr einen tüchtigen Denkzettel, damit sie in's Künftige verlernt, solche Streiche auszuüben.“

Der Pastor ging, und von Neuem complimentirte ihn der Schulmeister zur Thür hinaus. Als er wiederkehrte, hatte er eine Haselruthe von furchtbarer Dicke in Händen.

Eine Züchtigung, wie jede andere Unterbrechung der Lehrstunden, war uns Schulkindern stets eine willkommene Zerstreuung. Nur heute ward Niemanden wohl dabei und den rohesten Bauerknaben leuchtete das Grausame und Gefahrvolle solch eines Strafens ein. Blind vor Zorn schlug der Schulmeister auf die arme Dörthe los, die ein gellendes Jammergeschrei ausstieß, während das rothe Blut durch ihre Kleider drang und zu Boden rieselte. Endlich entglitt der Haselstock seiner Hand und sein Arm sank kraftlos am Leibe nieder. — Dörthe war still geworden. Als er sie los ließ, wankte sie, wollte sich an dem Stuhle halten und stürzte zu Boden. Eine Weile lag sie wie leblos, dann bekam sie Krämpfe, die immer heftiger wurden. Alle ihre Muskeln zuckten und tanzten und ihre Verrenkungen und

Verzerrungen waren entsetzlich anzusehen. Wir Kinder schrien, der Schulmeister stand da, ohne Athem, wie von Gott verlassen.

Mit einem Male sprang Dörthe empor, ihr Antlitz glänzte, ihre Stirn leuchtete, die Augapfel lagen in den Höhlen verborgen. Sie glich einem blutigen Gespenst. Und mit einer gellenden Flötenstimme fing sie an, Bibelstellen und Verse die Menge herzusagen, als fiele ihr jetzt mit einem Male bei, was sie früher niemals behalten gekonnt, und die Verse und Bibelstellen, die sie hersagte, hatten nur alle den einen Sinn, daß sie unschuldig gelitten für Jemaden, der zugegen sei, sie leiden gesehen und aus Menschenfurcht in seinem Schweigen verharre.

„Aber der Gott der Liebe und der Wahrheit," fügte sie hinzu „wird sein Herz rühren und wenden, und jetzt in diesem Augenblicke, wo ich es verkünde, hat das Gefühl der Schuld und seine Reue ihn übermannt und er öffnet den Mund schon zum Reden und zum Bekennen.

Dem war so. Ich fühlte mich durch und durch erschüttert und vernichtet. Der Athem fehlte mir, ich rang die Hände, mir war, als würde auch ich augenblicklich Krämpfe bekommen, mich am Boden winden und singen und prophezeihen, wie Dörthe. Nicht mehr Herr meiner Selbst, stürzte ich dem Schulmeister zu Füßen, klagte mich als den Thäter an, bekannte meine Feigherzigkeit, meine Selbstsucht und meinen sündhaften Kleinmuth und flehte um eine Strafe, wie um ein Glück, wie um eine Rettung. „Schlagen Sie mich, Herr Schulmeister!"

rief ich in meiner höchsten Seelenangst. „Schlagen Sie mich todt, damit nicht verloren und ewig unglücklich bin."

Der Schulmeister aber, der in diesem Augenblicke wohl am meisten zu beklagen war, faßte mich um den Leib, trug mich in ein Nebenzimmer und schloß mich ein. Dann kehrte er in die Schulstube zurück und entließ die Kinder, um für die arme unschuldig gemißhandelte Dörthe zu sorgen.

Dörthe sah ich nur selten wieder. Sie kam nicht mehr zur Schule, denn täglich, zur Stunde und Minute, wo sie die grausame Züchtigung erlitten, kehrten ihre Krämpfe wieder und sie sagte Bibelstellen auf und fing an zu singen und zu prophezeihen!

Wie schauerlich räthselhaft sind solche Zustände doch! In einem an sich gesunden, durchaus normalen Leibe, in welchem selbst nach seinem Ableben das Scirmesser der Aerzte nicht die geringste Spur von Krankhaftigkeit weder am Gehirn noch Nerven entdeckt. In solch' einem Leibe kann die Seele nicht zum Bewußtsein ihres Erdendaseins gelangen und ergeht sich in mannigfach wundersamen, gespenstisch-grauenhaften Symptome. Wir sehen hier Wirkungen, deren Ursachen sich unsrer Wahrnehmungen und Erkenntniß entziehen. Denn was ist hier verlahmt, verrenkt, verkrüppelt? Welches ist das unsichtbare Band, das die Seele an den Leib fesselt und diesen zu ihres Willens

ebendig geſchmeidigen Werkzeug macht, damit er durch Blicke, Ausdruck, Ton der Stimme, Anſtand und Bewegung in jedem Augenblicke zu Herold ihres Weſens ſich vergeiſtigt? — —

Auf unſeren Dörfern ſteht es ſchlimm um ärztliche Hülfe. In zwei bis drei Ortſchaften trifft man kaum einen Arzt, der meiſtens nur Geburtshülfe und Todtenſcheine auszufertigen hat. In übrigen Fällen behilft man ſich mit Hirten und klugen Frauen, mit Sympathien und Beſprechungen, und kauft von herumziehenden Krämern und Quackſalbern Univerſalmittel und Salben.

Dörthe bedurfte keines Arztes. In ihrem magnetiſchen Schlafe verordnete ſie ſich die Linderungen und Heilmittel ſelbſt und kurirte auch Andre. Ihre Arzeneien erwieſen ſich ſtets als heilſam und ſie ſagte ihre Wirkung pünktlich im Voraus. Sie bezeichnete die Kräuter nach Geſtalt, Geruch und Farbe, entdeckte den Ort, wo ſie zu finden waren und ſchrieb vor, wie ſie zuzubereiten und zu gebrauchen waren. Auch Waſſer und Steine wurden durch ihre Berührung heilkräftig.

Manches Geld und manche Spenden, weil Bauern gern in Naturalien bezahlen, floſſen ihr zu, und willig überließ ſie Alles ihren Eltern, welche mit ihrer kranken Tochter eine Art Handel trieben. Jeder Beſuch mußte mit einer beliebigen Gabe bezahlt werden, die Eltern kamen dadurch in eine Art von Wohlſtand. Der armen Lei-

denden aber widmeten sie weder Liebe, Pflege noch Aufmerksamkeit und reichten ihr kaum das Nothdürftigste. —

Jener Auftritt in der Schule hatte in meiner jungen Seele einen tiefen Eindruck hinterlassen. Zu sieben Jahren schon hatte ich ein wundes Gewissen. Ich wußte damals freilich noch nicht, was ein Gewissen sei, aber der Friede meiner Jugend, mein Kinderglück war gestört. Ich war, wie der Bibelspruch lautete, unstät und flüchtig und bisweilen befiel mich, ich wußte nicht wie und warum, eine quälende Angst, daß ich Gott in Thränen bat, er möge mich zu sich nehmen. Wenn ich Dörthe's Namen nennen hörte (und sie machte durch ihre glücklichen Kuren viel von sich reden) so fing ich an zu weinen und zu schreien und konnte mich lange nicht wieder beruhigen. — Bosheit und Schadenfreude merkten mir bald meine Schwäche ab und machten sich einen Spaß daraus, mein wundes Gemüth zu quälen und zu reizen.

Nicht viel besser erging es dem Schulmeister, wie alt und charakterfest er auch war. Er hatte alle Lust zum Züchtigen verloren und regierte den Stock, der einmal unentbehrlich ist, fortan mit solcher Milde, daß seine Schuljugend notorisch die wildeste, roheste und unwissendste in der ganzen Umgegend ward. Diesen Ruf behielt die Schule so lange er im Amte war.

Die Zeit lindert Manches; selbst Schmerzen, die nicht ganz zu tilgen sind. Man gewöhnte sich an Dörthe's Wunderkuren, war überdrüssig mich zu necken, ich hörte nicht mehr von ihr reden, und vermied es an sie zu denken. So erreichte ich mein dreizehntes Jahr. Ich schrieb, las, rechnete mit einiger Fertigkeit und wenn ich Pianoforte spielte, liefen die Nachbarskinder vor meinen Fenstern zusammen und tanzten auf freier Straße.

Der Pastor und der Schulmeister erklärten mich für einen fähigen Kopf und meinten, ich müsse studiren. Der Ansicht war mein Vater nicht. Ich der einzige Sohn sollte einst seine Felder und Grundstücke besitzen, und mit seinen harten Thalern gedachte er meine Schwester auszustatten. Er machte daher kurzen Prozeß, warf meine Hefte und Bücher in's Feuer, schickte mich mit den Knechten und Mägden auf's Feld und sagte: „Es sei nun aus mit der Schulfuchserei, jetzt müsse frisch Hand angelegt werden."— Sicher hätte er auch mein Pianoforte zertrümmert, allein es war ein schönes Möbel, welches dem Zimmer zur besondern Zierde gereichte.

Meine Mutter hätte mich für ihr Leben gern auf der Kanzel gesehen und zankte sich täglich deßhalb mit meinem Vater, dessen Art, seinen Willen durchzusetzen, sie verdroß. Die Nachbarn mischten sich drein, man sprach im ganzen Dorfe davon und endlich auch in den umliegenden Dörfern.

Mein Vater war reich und geldstolz, und deßhalb suchte Jeder gern ihm etwas anzuhaben. Man hatte eine überaus große Meinung

von meinen Fähigkeiten, und daß er mich nicht studiren lassen wollte, setzte ihn in der öffentlichen Meinung herunter. Vielen diente es zum Vorwand, ihn des Geizes zu beschuldigen, und kein Vorwurf konnte ihn mehr erbittern. In der That! Weit entfernt, geizig zu sein, liebte er's, sein Geld zu zeigen und trieb diese Sucht, wenn es galt, Neid und Aerger zu erregen, bis zur Verschwendung. Wo er sich von nun an blicken ließ, in Schenken, auf Schmäusen, Jahrmärkten und Kirmsen, fing man damit an, mich zu loben. „Rothkopf! Sein Fritz ist ein herrlicher Junge, ein offener Kopf, er hat viel gelernt." Das war die Einleitung, dann hieß es weiter: „Hätte ich den Buben, so wollte ich nichts an ihm sparen, um Ehre und Freude von ihm in meinen alten Tagen zu haben." Das Ende davon war: „Rothkopf, es ist unbegreiflich, warum Ihr mit ein paar tausend Thalern knausert, die es euch kosten kann, den Jungen studiren zu lassen."

Aus Spaß wird Ernst und oft wiederholte Neckereien werden zuletzt sprichwörtlich. Bald hieß mein Vater nicht mehr der reiche Rothkopf, sondern der geizige Rothkopf. Das verdroß ihn sehr. Allein er hatte einmal „Nein!" gesagt, und ohne einen ganz besonderen Anlaß konnte er sein Wort nicht zurücknehmen.

Diesen ganz besonderen Anlaß wußte er herbei zu führen. Eines Tages bat er den Pastor zu Tische und lud nur noch den Schulzen ein, um einen Zeugen zu haben. Beide wurden mit großem Pompe bewirthet. Bei Tische war einzig und allein von mir die Rede. Der

Paſtor wiederholte mit endloſer Weitſchweifigkeit, was mein Vater von Anderen ſchon bis zum Ueberdruß gehört hatte: „daß ich ſtudiren müſſe.“ Und mein Vater ließ ihn reden um auf eine gute Art ſeine Willensänderung eingeſtehen zu können; denn die Bauern mochten ſagen, was ſie wollten, darauf gab er nicht. Etwas Anderes aber war es mit dem Herrn Paſtor. Das war ein ſtudirter, gottſeliger Mann, der verſtand es; der brauchte nur ein Wort zu ſagen, ſo nahm er guten Rath an.

Als das Mahl zu Ende war, ließ mein Vater mich rufen und ſprach zu mir in Gegenwart des Paſtors und des Schulzen: „Höre Fritz! Ich will, daß Du ein Paſtor werden ſollſt, und Du mußt mir nach der Reſidenz auf die Hochſchule. Geld kannſt Du bekommen, ſo viel Du haben willſt; denn Du mußt bedenken Fritz, daß Du der Sohn des reichen Rothkopf biſt und darfſt Dich nicht lumpen laſſen.“

Ich meines Theils wäre lieber ein Bauer geworden. Nachdem ich mich müde gearbeitet, ſchmeckte mir das Eſſen und ich ſchlief gut. In Wahrheit auch fürchtete ich mich vor dem Studiren, beſonders weil ich Latein lernen ſollte. Griechiſch und Hebräiſch gar hielt ich der fremden Zeichen halber für Zauberſprachen. Indeß intereſſirte ſich die ganze Dorfſchaft für meine Studien; ich erhielt herrliche bürgerliche Kleider, die allerfeinſte Wäſche, kurz eine Ausſteuer, deren der Sohn eines Edelmannes ſich nicht zu ſchämen gehabt haben würde, und außerdem gab mir mein Vater Geld, um mir zu kaufen, was mir irgend anſtand und ſchärfte mir ein, nur nicht zu ſparen.

Bevor ich einen festen Entschluß fassen konnte, fühlte ich mich gedrungen ein altes Unrecht gut zu machen. Ich mußte Dörthe sehen, ihr sagen, welche Laufbahn ich gewählt, wie ich aber, wenn etwas aus mir werden sollte, der Gewissensruhe bedürfe, die ich nur durch ihre aufrichtige Verzeihung zu erlangen hoffte. Dann wollte ich ihr innig und von ganzem Herzen meine Schuld abbitten und ihren Eltern ein beträchtliches Geldgeschenk hinterlassen.

Leider traf ich sie nicht im hellsehenden Schlafe. Eine blödsinnige Bäuerin, leidend, verwahrlost, lag sie in einem dumpfigen Bettstelle, in einer schmutzigen, räucherigen, von der ganzen Tagelöhnerfamilie bewohnten Stube. Es war ein schauerlicher Anblick und ich fühlte, wie nervenschwache Personen ihr gegenüber augenblicklich von demselben Leiden befallen werden konnten. Ich brachte mein Geschenk dar, dessen der Vater mit freudiger Gier sich bemächtigte und eilte davon zu kommen. Das Tagelöhnerpaar ließ es sich nicht nehmen, mich mit Glück- und Segenswünschen über die Schwelle zu begleiten: mich, dem Unglücksstifter, dem die arme Dörthe alle ihre Leiden zu danken hatte.

Leider galt der talentvolle Bauerknabe in der Residenz nur für einen sehr mittelmäßigen Kopf. — Wie glücklich sind in großen Städten die Kinder. Sie lernen, wenn sie sprechen lernen, richtig sprechen. Sie haben gebildete Lehrer, sie hören die Gespräche gebildeter

Hausfreunde und der praktiſche Zweck des Wiſſens und der Gelehrſamkeit offenbart ſich in ihrer nächſten Umgebung. Nicht der Dichter und der Philoſoph werden auf Schulen gebildet, ſondern der gelehrte Praktiker, deſſen das geſellige Leben, die Bürgerwelt bedarf. Auf Schulen lernt man gelehrte Arbeiten angreifen und anfertigen und dieſes Lernen bedingt die Fähigkeit, ſich fremde Gedanken und Begriffe mit Leichtigkeit anzueignen, was nicht Jedermann's Sache iſt. Ich zumal hatte den Hang zur Einſamkeit, ich ſann und forſchte, träumte und grübelte gern, und auf dem Dorfe lernt man nur für ſich denken und empfinden. — Ich ſollte Sprachen, Geſchichte, Mathematik, Geographie lernen. Das Alles waren mir neue fremde Begriffe, mein Gedächtniß war nicht geübt, und die Anweſenheit jüngerer Knaben, welche geſchickter waren, als ich, ſtörte mich vollends. Viel Geiſtesgegenwart hatte ich auch nicht. Sollte ich eine Lektion aufſagen, ſo ſtammelte ich und verwirrte mich. Jede Frage, die meine Lehrer an mich richteten, ſetzte mich in Verlegenheit. Kaum daß ich den Diktaten folgen und die mir aufgegebenen Arbeiten zur gehörigen Zeit vollenden konnte. So fehlte es denn nicht an Vorwürfen und Strafen und meine jüngeren Mitſchüler verachteten und verſpotteten mich. — Wie herzlich ſehnte ich mich nach meinem Dorfe zurück, um Feldarbeit zu verrichten, meinem Vater die Zeitung vorzuleſen und Sonntags in der Kirche die Predigt zu hören.

Ich verſchwieg das Alles keineswegs meinen Eltern; doch alle meine Klagen halfen nicht. Mein Vater ſagte: „Ich will jetzt einmal,

daß Du Prediger wirſt, ich laſſe es Dir an Geld nicht fehlen und zum zweiten Male ſoll mich Niemand wieder irre machen.", — Meine Mutter ſagte: „Aller Anfang iſt ſchwer. Du mußt an den Tag denken, wo Du Deine Predigt halten und wir Alle davon erbaut ſein werden. Wenn ich das erlebe, ſo werde ich vor Freuden noch einmal wieder jung."

So blieb es denn bei'm Alten, und ein Semeſter nach dem andern verſtrich. Ich wuchs heran, ward groß und ſtark und ſaß immer noch unter kleinen Knaben, die es mir in Allem zuvorthaten. Schon zum dritten Male war ich bei der Beförderung in höhere Klaſſen übergangen worden; da faßte mich Verzweifelung und eines Tages gerieth ich auf den ſeltſamen Gedanken, daß ſchwerere Aufgaben ein größeres Intereſſe für mich haben und meinem Eifer beſſer dienen würden. Ich beſchloß daher zum Direktor zu gehen, um ihn zu bitten, mich endlich einmal nach Secunda zu verſetzen.

Mein Muth aber begleitete mich nur bis an die Schwelle ſeines Studirzimmers. Als ich pochte und er herein ſagte, als ich die Thür öffnete und den gelehrten Herrn in Büchern vergraben daſitzen ſah (denn Bücher füllten die Repoſitorien rings an den Wänden, und Bücher lagen zerſtreut auf Tiſchen, Stühlen, auf ſeinem Sopha und auf dem Boden ſelbſt): — da fühlte ich mich von heiliger Ehrfurcht durchdrungen und war keines Wortes mehr mächtig. — „Was wollen Sie, lieber Nothkopf?" fragte der Direktor gütig.

Hätte ich die Fähigkeit beſeſſen, meine Empfindungen in Worte einzukleiden, ich würde geſagt haben: „Ich habe noch niemals ſo viele und ſo große Bücher geſehen, und Sie Herr Direktor beherrſchen dieſe maſſenhafte Weisheit mit der ruhigen Sicherheit eines Eigenthümers. Dieſer Anblick raubt mir den Muth, auch ein Gelehrter zu werden, und ich verſchweige eine Bitte, die ich vortragen wollte, weil ich die Nutzloſigkeit derſelben einſehe.“

Statt deſſen aber ſchwieg ich, und ließ ihn drei, vier Mal fragen, bis er endlich die Geduld verlor und mich zur Thür hinauswies. Dies war der Erfolg eines Entſchluſſes, den mir Verzweiflung eingegeben. Ich ging und dachte mit Schrecken an die Zukunft, wo mein Vater einſt mich fragen würde: „Was hat nun alles Geld geholfen, was ich für dich ausgegeben?“ und meine Mutter ſich grämte, weil ihr Lieblingswunſch, mich auf der Kanzel zu ſehen, nicht in Erfüllung ging.

Auch zum vierten Male ward ich bei der Beförderung übergangen. Ich war der Spott der ganzen Schule. Meine Lehrer waren es überdrüſſig, mich auszuſchelten und zu beſtrafen; ſie richteten keine Frage mehr an mich, weil mich das doch nur in Verlegenheit ſetzte, ließen mich keine Lektion mehr aufſagen, in der Vorausſetzung, daß ich doch nichts wußte, und wenn ich meine ſchriftlichen Arbeiten vollendet hatte, nahmen ſie ſie gleichgiltig hin, ohne ſie weiter zu beachten. Ich, der fähigſte Kopf in der heimathlichen Dorfſchule, für den die ganze Gemeinde ſich intereſſirte und dem der Paſtor ſelbſt das Wort redete,

galt hier etwa für eben das, wofür man daselbst Dörthe gehalten hatte: für ein blödsinniges Geschöpf, mit dem sich nichts aufstellen liehe und das man nur verlachen oder bemitleiden könne. — Wie weise und beherzigenswerth ist doch der Bibelspruch, die Ersten sollen die Letzten sein. Um diese Wahrheit zu erproben, braucht man nicht erst in ein anderes Leben überzugehen, sondern nur aus einer Dorfschule in eine Stadtschule zu kommen.

Weil ich ganz mir selbst überlassen blieb, ergab ich mich völlig meinem Hange zur Schwärmerei und zur Träumerei. Ich las viel Dichterwerke und philosophische und mystische Schriften, wovon ich freilich gar wenig verstand. Dennoch aber bemühte ich mich, sie auszulegen. Diese Auslegung schrieb ich sogar nieder. Doch was ich heute schrieb, strich ich morgen wieder aus, und übermorgen warf ich alles in's Feuer, um wieder von vorn anzufangen. Hätte ich jene Papiere bewahrt, sie würden heute für die Schriften eines Irrsinnigen gelten können, und doch hatten diese wunderlichen Bestrebungen ihren Nutzen. Dies war der einzige Weg, auf dem mein Geist zur Klarheit gelangen konnte; durch diese chaotische Verwirrung mußte er sich durcharbeiten, um sich seiner bewußt zu werden.

Bei der fünften Versetzung kam ich endlich nach Secunda. Nicht weil ich es verdiente und mir daraus ein Nutzen erwuchs, sondern nur weil man sich mit mir und meiner gelehrten Erziehung endlich einmal abfinden mußte. Hier war der Schüler [illegible] mehr sich selbst überlassen, und nach herkömmlichen Brauche wurde ich nach drei

Semestern auch nach Prima versetzt, wo fast schon ein akademischer Ton herrschte. Die Lehrer hielten ihre Vorträge, woven die Schüler profitiren mochten, so viel sie wollten und konnten. Man kümmerte sich nicht weiter um sie, und nachdem ich alle Klassen durchlaufen hatte, ohne etwas Sonderliches zu lernen, nahte sich die Zeit, wo ich zur Universität abgehen mußte. Bis dahin aber warteten meiner noch herbe Prüfungen, die ich wohl schwerlich bestanden haben würde, hätte sich meiner nicht ein Wesen angenommen, gegen das ich mich schwer versündigt hatte.

Eines Tages hatten mehre meiner Schulkameraden mich eingeladen, sie auf eine Kirmeß nach einem fernen Dorfe zu begleiten. Der Grund, weshalb sie meine Gesellschaft suchten, war, weil meine Börse ihnen stets offen stand; denn mein Vater hatte niemals unterlassen mir einzuschärfen, daß ich das Geld nicht schonen und mich auf keine Weise lumpen lassen sollte.

Als mein letzter Groschen ausgegeben war, schlichen meine Commilitonen davon, wahrscheinlich um heimliche Vergnügungen aufzusuchen, zu denen ich mich niemals verstehen konnte. Ich wartete vergebens auf ihre Wiederkunft; es wurde spät und ich beschloß, bei meinen Eltern zu übernachten; denn der Weg nach der Residenz war mehrere Stunden weit und mein Geburtsort lag in der Nähe.

Die Sommernacht war mild und lau, an der reinen Himmelsdecke funkelte das zahllose Sternenheer. Ich blickte sehnsüchtig hinauf, nach jenem endlosen Geheimniß und dachte an bessere Welten und ewige

Glückſeligkeit. — Darüber achtete ich des Weges nicht, vertiefte mich in Kornfelder, irrte hin und her und traf immer nur neue mir unbekannte Querpfade und Steige. Ich erhitzte und ermüdete mich, ich fürchtete auf freiem Felde übernachten und allen gewohnten Bequemlichkeiten auf Koſten meiner Geſundheit entſagen zu müſſen. Ich dachte an Räuber, an Wölfe und verſank am Ende dermaßen in Kleinmuth, daß ich mich weinend in's Korn warf. — Bald linderte die Erſchöpfung meine Angſt und ich unterlag dem Bedürfniß der Jugend nach Schlummer.

Mit einem Male hörte ich von einer leiſen Stimme meinen Namen rufen. Ich ſchlug die Augen auf und Dörthe lieblicher und zarter als ich ſie je geſehen, ſtand vor mir. Kalte Schauer rieſelten mir durch Mark und Bein. „Dörthe," fragte ich, „Du hier zu dieſer Stunde?"

„O nein!" antwortete die lieblich leiſe Stimme. Ich liege ſchlafend und todtkrank im Bette, ganz ſo wie Du vor vielen Jahren mich geſehen haſt. Ich höre Dich jammern und erſcheine Dir. — Fritz, Fritz! Wie biſt du doch ſo ganz und gar in Kleinmuth verſunken! Ein Pferd, ein Hund wäre in der milden Sommernacht wohlgemuth nach Hauſe getrabt und Du ein heller Kopf, ein kühner Philoſoph, der durch alle Himmelsfernen ſchwärmt, verlierſt Dich in den heimatlichen Kornfeldern. — Weh Dir! Harte Prüfungen ſtehen Dir bevor. Du wirſt Noth und Kummer kennen lernen. Wirſt Du Kraft haben ſie zu ertragen? Du biſt gewohnt Dich nach Laune

und Willkür zu beſchäftigen; Du wirſt erhitzt und hingeriſſen ſein um Dich anzuſtrengen. Allein die Zeit wird kommen, wo Du für den Erwerb arbeiten mußt. Wirſt Du den Muth dazu in Dir finden? — Sammle Deine Geiſteskräfte und vertraue einer allwaltenden Vorſehung, die ſich eines jeglichen ihrer Geſchöpfe erbarmet. — Siehſt Du den hellen Sirius dort über dem Hügel? Dies iſt der Weg, der Dich heimführt; wärſt Du hundert Schritte weiter gegangen, hätteſt Du Dich zurecht gefunden."

Sie verſchwand und ich — erwachte. Ich ſah den Stern, den Hügel und mit einem Male war die Gegend mir bekannt.

Wenn man Nachts ſchlaftrunken erwacht, glaubt man bisweilen, ſeine Bettſtelle ſei umgekehrt; verwechſelt rechts mit links, und hält zu Füßen, was zu Kopf iſt. Allein man richtet ſich auf, erkennt Fenſter, Thür, Ofen — und alles hat die gewohnte Lage wieder; man bemüht ſich umſonſt, ſich ſeine Verwirrung zu erklären oder gar ſich zurück in den früheren Zuſtand zu verſetzen.

So war mir, als ich Stern und Hügel ſah — — — — —

Als die erſten Häuſer des Dorfes ſchwarz vor meinen Blicken auftauchten, hörte ich das fromme Lied des Nachtwächters:

„Hört Ihr Herrn und laßt Euch ſagen,
Die Glocke die hat zwölf geſchlagen;
Menſchenwachen wird nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird ſchützen,
Herr, durch deine Güt' und Macht
Gieb uns eine gute Nacht!"

Er stieß zwei Mal in's Horn. Dann hörte er meine Schritte und blieb stehen. —

„Wer da?" rief er an.

„Gut Freund! Rothkopf's Fritze!"

„Sind Sie es, junger Herr? Machen Sie, daß Sie heimkommen! Mit ihrem Vater thut's nicht länger gut."

„Was ist's mit meinem Vater?"

„Das geht so Nacht für Nacht — schon seit Wochen, schon seit Monden. — Die Nachbarn beschweren sich, — Mord und Todschlag bei nachtschlafender Zeit. — Ein Nachwächter ist auch ein Mensch — Läßt sich aber nichts sagen, weil er Geld hat." Brummend setzte er seinen Weg fort.

„Sollte heute schon die Prophezeihung in Erfüllung gehen!" dachte ich betroffen.

Ich erreichte das Gehöfte, wollte anklopfen, fand aber die Thür zerschlagen und in den Angeln hängen. Auf der Flur war es dunkel. Ich stolperte über Topf- und Glasscherben und allerlei zerbrochenes Geräth. In der Stube sah es nicht besser aus. Auch hier war alles zertrümmert, als hätte der Feind geplündert. Nur ein Nachtlicht brannte in einem Drahtleuchter und mein Vater saß, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, düster vor sich hinstarrend, an demselben.

„Um Gotteswillen was ist geschehen?" fragte ich erschrocken. — Ich mußte drei Mal fragen. Da erhob meine Mutter kläglich ihre Stimme. (Sie selbst sah ich nicht; sie saß in einem düsteren Winkel hinter dem Ofen.)

„Dein Vater hat nun Alles verspielt, wir haben keinen harten Thaler mehr im Hause!“

Mein Vater schlug mit geballter Faust auf den bereits gespaltenen Tisch, daß das Licht im schweren Drahtleuchter hoch emporhüpfte.

„Noch ein Wort!“ drohte er. „Die Wirthschaft ist schon kurz und klein; aber ich stecke auch das Haus noch in Brand.“

Wort und That waren bei ihm niemals weit auseinander und schon warf er bedenkliche Blicke auf das Licht.

Meine Mutter fing laut zu weinen an.

„Heule nicht!“ gebot mein Vater. „Für Dich und mich habe ich noch genug Zeitlebens und aus den Kindern mag werden, was da will.“ Er warf mir einen feindseligen Blick zu und rief: „Junge, geh' mir aus den Augen!“

Meine Mutter hatte ihre Thränen getrocknet, sie zündete schweigend ein Licht an und geleitete mich auf mein Zimmer.

Droben fragte ich sie: „Der Vater hat doch nur sein baares Geld verspielt? Er hat doch noch Haus, Hof, Pferde, Kühe, Felder, volle Böden und Scheunen!“

Meine Mutter ward böse: „Ist der Verlust nicht hart genug! Ein leichtsinniger, halbverrückter Student aber hat kein Gefühl für das Unglück seiner Eltern.“

Freilich konnte sie nicht ahnen, was mir geweißsagt worden und daß ich bereits auf ein großes Unglück gefaßt war. Ich versuchte sie

zu tröſten und ermahnte ſie, auf Gott zu vertrauen und ſeine Schickungen in Geduld und Demuth hinzunehmen.

Damit verdarb ich's vollends. „Noch biſt Du kein Prediger!“ ſagte ſie. „Iſt unſer Unglück Dir nicht groß genug, ſo bleibt immerhin, der Vater habe auch Haus und Hof, Acker, Vieh und Scheunen verſpielt. Sieh', wie Du Dir weiter hilfſt; von uns haſt Du nichts mehr zu erwarten.“

Ich fühlte mich beruhigt und getröſtet. Doch war es nur die Aufregung der Nacht und die wunderbare Stimmung, in welche mich die Viſion verſetzt hatte. Als ich am andern Morgen erwachte, war ich wieder dem bitterſten Kleinmuth, der troſtloſeſten Zaghaftigkeit preisgegeben. Weinend ſchied ich von meinen Eltern, die mir rauh und trocken ihr Lebewohl ſagten. — Auf meine Schweſtern ſchien das Vorgefallene nicht den mindeſten Eindruck gemacht zu haben. Sie waren völlig gleichgültig und unbeſorgt um die Zukunft. Sie bemühten ſich nur die Trümmer fortzuſchaffen und Alles wieder in's Gleiche zu bringen, um, was geſchehen war, vor aller Welt zu verbergen.

Wie ich nachmals erfuhr, war ein verſchmitzter Roßkamm der böſe Genius meines Vaters. Ein falſcher Spieler ſonder Zweifel, hatte er alle reichen Bauern der Umgegend auf ſeiner Seite, die ihm auf jegliche Weiſe beiſtanden, meinen Vater auszuplündern, der ſie durch ſeinen Geldſtolz immerwährend beleidigt hatte. Mit hämiſcher Schadenfreude halfen ſie ihn in's Verderben ſtürzen.

Bevor ich nach der Reſidenz zurückkehrte, wollte ich Dörthe noch einmal ſehen. Wieder traf ich ſie nicht im hellſehenden Schlafe, wieder ſah ich nur die kranke Bäuerin im Bettſchranke liegen und hörte ſie ächzen in der einzigen, von der ganzen Tagelöhnerfamilie bewohnten, armſeligen Stube.

Wie unendlich lieblicher und hehrer iſt doch das Belebende und Beſeeligende in uns, als die verirdiſchte, hinfällige Körperlichkeit, die ſich unſeren Sinnen darbietet!

Ich beſuchte meine Eltern jetzt alle Sonntage. Sie ſetzten ihre verſchwenderiſche Lebensart fort, ohne ſich im mindeſten zu beſchränken. Sie ſchienen immer noch die reichſten Bauersleute der ganzen Umgegend und wollten bei jeder Gelegenheit etwas voraushaben. Wenn meine Mutter und meine Schweſtern zur Kirche gingen oder Kirmſe und Jahrmärkte beſuchten, waren ſie wie Städterinnen nach der neueſten Mode gekleidet, man räumte ihnen die Ehrenplätze ein und erwies ihnen die meiſten Rückſichten, wie ſie es verlangten. Leider auch fuhr mein Vater fort zu ſpielen und ſeit er unglücklich ſpielte, kühner und leidenſchaftlicher als je.

Der Ehrgeiz wäre ja keine Leidenſchaft, wenn er der Vernunft Gehör ſchenken könnte und wenn der augenblickliche Rauſch einen Gedanken an die Zukunft aufkommen ließe. —

Auch die Gelder zu meinem Unterhalte erhielt ich regelmäßig und meine Mutter gab mir bisweilen ſogar Zuſchüſſe, nur damit ich mir nichts abgehen laſſen ſollte. Aeußerte ich Bedenklichkeiten ſie

anzunehmen, ſo erhielt ich Verweiſe. Ich ſollte durchaus irre gemacht werden; ich ſollte die Lage der Meinigen nicht durchſchauen und mein Vater, dem Aeußerungen dieſer Art jedesmal hinterbracht wurden, fragte mich dann gewöhnlich:

„Fritz, wie lebſt Du in der Reſidenz? Du wirſt doch nicht vergeſſen, daß Du der Sohn des reichen Rothkopf biſt und Dich nicht etwa wie ein armer Schlucker aufführen?“

Indeß ging ich mit dem Gelde wohl zu Rathe und brauchte nicht den vierten Theil von dem, was ich erhielt. Ich war ſehr betrübt und niedergeſchlagen und mied den Umgang meiner Schulkameraden und ihre lärmenden Zerſtreuungen. Ich gedachte mir einen anſehnlichen Nothpfennig zu ſparen, um dereinſt den Meinigen zu Hülfe kommen zu können.

Indeſſen wurden die Kennzeichen einer nahen Kataſtrophe immer ſichtbarer, obſchon man ſie hinter der heiterſten Sorgloſigkeit zu verbergen trachtete.

Es war an einem Sonntagvormittag. Mein Vater ſaß pflegmatiſch im Sorgenſtuhle, meine Schweſtern kamen in reichen Feierkleidern aus der Kirche, und während ſie mich bewillkommneten und ſchwatzten, trat meine Mutter ein, ging mit ernſthaften Mienen auf meinen Vater zu und flüſterte ihm etwas in's Ohr.

„Ach was! Es iſt Sonntag!“ verſetzte mein Vater laut und mürriſch.

Meine Mutter deutete ihm an zu ſchweigen und fuhr leiſe zu reden fort, bis mein Vater ſich erhob, den Geldſchrank öffnete und

eine gewiſſe Summe abzählte. Ich ſah ſeine Hände zittern und den Angſtſchweiß auf ſeiner Stirn. Meine Mutter ging mit dem Gelde, er nahm ſeinen Platz wieder ein und ſtarrte bekümmert vor ſich hin.

„Vielleicht," dachte ich, „kann er heute ſchon von meinen Erſparniſſen Gebrauch machen. Wie aber ſollte ich ihm das Anerbieten machen, ohne ihn zu erzürnen?"

„Vater!" begann ich ſchüchtern. „Ich habe einen kleinen Gewinn in der Lotterie gehabt; will Er ſo gut ſein und mir das Geld aufheben?"

— „Wie viel?!"

— „Je nun! Es wird wohl ein halbes Tauſend Thaler ſein."

— „Auf welche Nummer?"

Ich nannte die erſte beſte, die mir einfiel.

— „In der Landes-Lotterie?"

— „Ja!"

Mein Vater war auch ein eifriger Lottoſpieler und nahm ſtets eine anſehnliche Menge Looſe, womit er ſein Glück zu zwingen hoffte. Er holte die Liſte, ſah die Gewinne nach und rief:

„Junge, Du lügſt! Deine Nummer iſt noch gar nicht heraus!"

Ich hörte die Mutter kommen und bat: „Still, Vater! Um Gotteswillen!"

Er drückte mir die Hand und ſprach: „Du biſt ein guter Junge. Allein Dein Geld brauche ich nicht, und für Dich iſt noch genug da, daß Du Deine Studien vollenden kannſt."

Meine Mutter kam und fragte was wir sprächen.

„Nichts!“ sagte mein Vater. „Er ist ein guter Junge und wir werden Glück und Freude an ihm erleben.“ —

Der Winter trat ein. Die Wege wurden grundlos und ich mußte eine gute Zeitlang meine Besuche einstellen. Ich erhielt vom Hause allwöchentlich Briefe mit den gewöhnlichen Nachrichten vom Wohlbefinden, und auch meine Gelder liefen nach wie vor regelmäßig ein.

Eines Nachts träumte mir wieder von Dörthe. Mir war, als säße ich an meinem Schreibtische, und — fuhr erschrocken zusammen, weil ohne Anzupochen plötzlich die Thür aufgerissen ward. Mein Vater, die Verzweiflung in allen Zügen, trat ein und geberdete sich wild und ungestüm. Plötzlich stand Dörthe's milde Gestalt zwischen uns Beiden. „Gieb ihm kein Geld, Fritz!“ flehte sie. „Hörst Du mich? kein Geld! Nähre nicht seine Leidenschaft. Beschleunige nicht sein Verderben! Ueberlasse ihn seinem Schicksale, damit er zur Besinnung komme! — Mein Jesus! Ich kann ja nur warnen. — Ach, es wird fruchtlos bleiben! — Feiger, unentschlossener Mensch! Siehst Du nicht, daß er wahnsinnig ist?! — Schmach über Dich! Wehe! — Mich siehst Du niemals wieder, Es sei denn im Sarge!“

Am folgenden Morgen gedachte ich meines Traumes. Ruhig setzte ich mich an meinen Schreibtisch, gefaßt darauf meinen Vater eintreten zu sehen. Ich hegte den festen Entschluß Dörthe zu gehorchen und, was auch mein Vater thun und reden würde, ihm jede Geldhülfe zu versagen. — Allein, was bedeuten unsre Vorsätze und

Entschlüsse? Wie steht es um die gepriesene Willensfreiheit? — Sind wir die reinen Geister, die nur in der Erkenntniß des Sittlichen leben? — —

Um die Dämmerung saß ich noch an meinem Schreibtische, ganz vertieft in Schiller's Abhandlung über das Schöne und Erhabene, — als ich plötzlich aufschrak; denn die Thür wurde heftig aufgerissen und bleich und entstellt trat mein Vater ein. Sein Auge rollte, seine Mienen zuckten, sein Mund schäumte. Daß er dem Wahnsinn nahe war, leuchtete mir ein.

„Du zitterst! Du entfärbst Dich?" begann er. „Erschrecke ich Dich, oder erräthst Du, was ich will? Ich habe ja noch kein Wort gesagt!"

„O Vater!" rief ich. „Er sieht gar unglücklich und entsetzlich aus."

„Alle Donnerwetter!" rief er. — Er war ein großer muskelkräftiger Mann; sein Fluch in solcher Aufregung hatte etwas Furchtbares. — „Alle Donnerwetter! Liegt mir das Unglück schon auf dem Gesichte? Und ich brauche Geld! Das Unglück findet keinen Credit und ich brauche Geld, das Unglück hat mich schon so gestempelt. Und ich brauche Geld. — Bin ich nicht mehr der reiche Rothkopf?! — Wohl bin ich es noch! Heute bin ich es noch! — Fritz! Sei nicht wie alle Andern, die dem Unglücke weit aus dem Wege gehen, aus Furcht, sie könnten mitleidig werden und sich in Kosten setzen. Gieb mir, was Du mir versprochen, das Geld, — was Du in der Lotterie gewonnen!" —

„Vater! Er kömmt leider zu einer ungelegenen Zeit," verſetzte ich zitternd. „Das Geld habe ich nicht mehr im Hauſe; ich habe es ſchon verliehen!"

Mein Vater ſtieß ein grimmiges Gelächter aus, was mir durch Mark und Bein fuhr. — „Zur ungelegenen Zeit! Kein Geld im Hauſe! So reden Hinz und Kunz und Caspar, Melchior und Balthaſar. Und ſo ſpricht auch mein Fritz? Dummer Junge, Du haſt doch nicht lügen gelernt. Deine Lippen beben, Deine Knie ſchlottern! Lüge nicht! Dein Vater bittet! Er bettelt, bettelt bei Dir um Geld! — Erſchrick nicht! Schäme Dich meiner nicht! Ich bin kein gemeiner Bettler; ich habe noch keinen Menſchen angeſprochen. Nein, noch habe ich Ehrgefühl und Stolz! — Lieber Pulver und Blei! Ich bin ein verſchämter Bettler; ja Fritz, nur zu meinem einzigen Sohne gehe ich betteln! —

— „Vater! Ich kann, ich darf Ihm nichts geben!"

— „Nichts geben! Und ich bettle doch darum; Ich, der reiche Rathskopf, bettle. Fritz, gieb Deinem armen Vater Geld! Nein! Ich bin ein unverſchämter Bettler. Stoße mich mit Füßen von Dir! wirf mich zur Thür hinaus und die Treppe hinunter: — ich bettle fort und fort. Fritz, Deinen Gewinnſt in der Lotterie! Geld für Deinen armen Vater! Geld für Deinen armen Vater! Deinen Gewinnſt in der Lotterie." — So ſchrie er immer lauter, bis ich endlich betäubt und ebenfalls von Sinnen die Schieblade aufriß, die meinen blanken Mammon enthielt.

Mein Vater erhob ſich aus der niedergekauerten Stellung, in der er gebettelt hatte. Er ſchien plötzlich ruhig und beſonnen, und während ich gelähmt und in mich ſelbſt zuſammengeſunken auf dem Stuhle mehr lag als ſaß, füllte er ſeine Taſche und ließ auch nicht ein einziges Geldſtück übrig.

„So iſt es gut!“ ſagte er. „Gott wird es Dir vergelten und mir Glück ſchenken. Jedenfalls ſegne ich Dich. Entweder — oder — Morgen bin ich noch der reiche Rothkopf, oder — das Schaaf kann kein Ochs, der Ochs kein Pferd ſein — und der reiche Rothkopf nicht zum Lumpen werden! — Gieb Acht! Morgen wirſt Du ſagen: Dein Vater iſt ein ganzer Mann!“

Sporenſtreichs eilte er davon. Ich wußte lange nicht, was mir geſchehen war. Wie ein Träumender ſtarrte ich meine leere Schieblade an.

Als ich allmählig mich beſann, umfing mich ein entſetzliches Bangen. „Alſo deshalb,“ ſeufzte ich, „blicken höher begabte Weſen in unſer wüſtes Erdenleben hinein? Was helfen die weiſſagenden, warnenden Träume?“ —

Ich ſuchte Zuflucht und Rettung im Gebet. Aber nein! Ich war aller Gemeinſchaft mit den Mächten des Himmels beraubt. Jede Ahnung von Andacht und Heiligkeit erfüllte mich mit Grauen. Ich fühlte mich ſo namenlos elend und verworfen, als wäre ich ein Geſpenſt, ein Verdammter der Hölle, für den es keine andere Hoffnung gab, als aus dem Daſein getilgt zu werden.

Endlich fand ich Thränen. Die Beklemmung schwand und ich sammelte meine Lebensgeister wieder. Daß ein Unglück bevorstand, durfte ich nicht länger bezweifeln, und eben so wenig, daß ich es mit veranlaßt hatte.

Vor allen Dingen wollte ich meinen Vater wieder aufsuchen, allein wohin war er gegangen? Wo sollte ich ihn finden?

Ich eilte mich anzukleiden und rannte durch die Straßen. Ich fragte an allen Thoren, beschrieb sein Aeußeres, seine Tracht: — umsonst; ich erhielt keine Auskunft oder nur ungenügende, unzuverlässige.

Müßig durfte ich nicht bleiben. Ich entschloß mich rasch nach Hause zu eilen.

Es regnete und stürmte. Die Wege waren grundlos. Zu Pferde oder mit Fuhrwerk war kein Durchkommen. Ich mußte zu Fuß und im Dunkeln die Reise antreten.

Ich legte sieben Stunden in fünfen zurück. Halb ohnmächtig vor Anstrengung, Kälte und Erschöpfung, erreichte ich das Gehöfte. Man hörte mich kommen und es wurde mir augenblicklich geöffnet.

„Mein Himmel! Du bist es!“ rief meine Mutter. „Woher kommst Du so spät? Wie siehst Du aus!“

Die letzte Frage hätte ich ihr zurückgeben mögen. Wie hatte meine Mutter in den wenigen Wochen sich verändert! Ihr Haar fing an zu ergrauen und ihre Wangen sich zu furchen. — Sorge und Kummer sind hurtig im Zerstören. Die Meinigen waren vom Mißgeschick als Beute schon bezeichnet.

„Wo iſt der Vater?“ fragte ich ängſtlich. „Ich habe nothwendig mit ihm zu ſprechen.“

„Ich weiß nicht, wo er bleibt!“ verſetzte meine Mutter ſorglos. „Ich glaubte ſchon, er ſei es, als wir Dich kommen hörten.“

Ueberhaupt herrſchte die größte Sorgloſigkeit im Hauſe. Meine Schweſtern waren im Begriff ihre Nachtkleider anzulegen; doch erſt mußten ſie mir warmen Wein bereiten, denn in den naſſen Kleidern bebte ich vor Froſt, und meine Mutter gab mir derbe Verweiſe, weil ich bei ſolchem Wetter am Winterabend ſpät mich auf den Weg gemacht.

Ich mußte mir trockene Kleider anziehen, und nachdem ich einige Gläſer Glühwein genoſſen, hatte ich den Muth, noch einmal nach meinem Vater zu fragen.

— „Ich weiß nicht, wo er bleibt. Die Knechte ſind ſchon ſeit geſtern Abend hier.“

— „Welche Knechte?“

— „Die mit den Pferden nach L— zum Roßmarkt waren.“

Auf dem Roßmarkt zu L— wurde hoch und falſch geſpielt. Ohne Zweifel hatte mein Vater ſeine Pferde verkauft, das Geld verſpielt und war zu Fuße nach der Reſidenz gekommen, mir meine Erſparniſſe abzufordern.

Ich fragte: „Was macht der Vater denn ſo lange in L—, wenn ſeine Knechte ſeit geſtern ſchon hier ſind?“

„Er wird wohl noch Geld einzukaſſiren haben,“ ſagte meine Mutter ſo arglos, daß ich für den Augenblick nicht wagte meine unheilvollen Ahnungen laut werden zu laſſen.

Erſt nachdem meine Schweſtern zu Bette waren begann ich:

— „Aber Mutter, iſt Sie denn nicht im Mindeſten ängſtlich?“

„Wohl bin ich ängſtlich! Der Vater hat viel Geld bei ſich und längſt ſchon hätte ich ihm den Großknecht entgegen geſchickt; nur hat er das nicht gerne.“

— „Schicke ſie ihm um Gotteswillen den Großknecht entgegen, Mutter, oder — ein Unglück ſteht bevor! Mich hat ein Traum gewarnt und deshalb komme ich. In der vergangenen Nacht erſchien mir Dörthe.“

Bei dem Namen Dörthe wechſelte meine Mutter die Farbe. Denn oftmals und vielen Perſonen war ſie weiſſagend und warnend im Traume erſchienen, und im ganzen Kirchſpiel ſprach man von ihr mit ehrfurchtsvollem Grauen.

— „Nun geſchwinde, was hat Dir Dörthe offenbart?“

Wie aber durfte ich meinen Traum erzählen, da ich ſo wunderbare Warnung nicht geachtet hatte? — Sollte ich tödliche Beſorgniſſe erwecken, um mich der Mitſchuld an Allem, was bevorſtand, anzuklagen? — Ich bat meine Mutter, keinen Augenblick zu verlieren und den Großknecht auszuſchicken.

In fünf Minuten war geſattelt und aufgezäumt. Der Großknecht ſaß auf, und der Hufſchlag klirrte über das Hofpflaſter.

Um nicht weiter über meinen Traum befragt zu werden, gab ich vor, ſo müde zu ſein, daß ich mich kaum aufrecht erhalten könne. Ich ging auf mein Zimmer. Meine Mutter blieb wach, um den Vater zu erwarten.

Schlaflos lag ich im Bette. Bei der Erinnerung an meinen Traum war alles Bangen, alle Selbstqual wieder über mich gekommen. Dörthe war für mich der Inbegriff alles Hehren und Heiligen. Was selten nur hienieden sich offenbart, hatte ich an ihr wirklich und leibhaftig erlebt, und doch war ich ihrer Worte uneingedenk gewesen und hatte ihre Warnungen vernachlässigt, um mich dem gebieterischen Verlangen meines Vaters zu fügen, auf dessen Angesicht der Wahnsinn deutlich ausgeprägt lag, ganz wie Dörthe es mir geweissagt hatte. — Welche Gewissenlosigkeit bei einem so zarten Gewissen, wie das meinige? — War auf Erden jemals eine ähnliche That der Feigherzigkeit geschehen? — Gab es jemals auf dieser herrlichen Gotteswelt ein so elendes, schwachmüthiges Wesen, wie ich war? Gesetzt, der Tod sei Vernichtung! fragte ich ganz ernsthaft mich selbst. Würdest du feige, schwache Seele wohl den Muth zum Selbstmord finden? — Lange suchte ich vergebens nach irgend einem Beispiel, was mich entschuldigen konnte. Mein wundes Gedächtniß war nur angefüllt mit Thaten der Seelengröße, der Geisteskraft und des Dudermuthes. Alles Gedenkens- und Erzählenswerthe bildeten den schroffsten Gegensatz zu meinem Ich und verdammte meine Feigheit.

Mit einem Male aber ward es Licht in mir und mein ganzes Selbst erhellte sich. — Es gab ein tröstliches Beispiel, weit über alle meine Erwartungen und Hoffnungen. Die Sünde, womit sich mein verzärteltes Gewissen peinigte, war gröber, unverzeihlicher und zu wiederholten Malen begangen worden und zwar von keinem Geringeren, —

als von dem Hort der Christenheit, dem Fels der Kirche — von dem Apostel Petrus. Drei Mal hatte er seinen Herrn und Heiland aus Menschenfurcht verleugnet, obschon sein Herr und Heiland ihn gewarnt: „Ehe der Hahn kräht wirst Du mich drei Mal verrathen!"

Jetzt konnte ich mit einem Male beten, mit einer Andacht, glühend wie ich sie wiederzufühlen nicht hoffen kann; denn sie erhob sich zu dem Bewußtsein, vom Allerbarmer erhört zu werden. O, wie selig machte mich der Glaube. Der Glaube ist es, der allen Schwächen und Gebrechen der Sterblichkeit Trost und Muth einflößt. Ich betete für mich und meinen Vater, vielleicht das seine reuige Seele (denn seine That war in diesem Augenblicke schon begangen) mit mir betete, vielleicht auch betete Dörthe mit uns Beiden.

Mittags kehrte der Großknecht heim. „Hilf Gott!" sagte er „Wenn nur dem Herrn kein Unglück zugestoßen ist."

Aus seiner Erzählung ergab sich: daß mein Vater in L— bis Mitternacht gespielt und zu Fuße aufgebrochen war. Im Wirthshause zum Fahrkrug hatte man ihn zuletzt gesehen. Gegen 1 Uhr hatte er den Wirth aus dem Schlafe gepocht. Er verlangte Rum und leerte hastig Glas auf Glas. Er deutete auf seine vollen Taschen und behauptete viel Geld bei sich zu haben. Als er vom Stuhle aufstand, taumelte er. Der Wirth suchte ihn zu überreden bei ihm zu bleiben. Er wollte nach Hause, da er schon viel zu lange ausgeblieben sei, die Seinigen wären besorgt um ihn, meinte er, auch müsse er am andern

Morgen mit dem Frühesten bei der Hand sein. Er ging und der Wirth sah ihn den abschüssigen Steig nach dem Damm einschlagen. Er weckte seinen Burschen und befahl ihm, meinen Vater mit der Laterne über den Damm zu geleiten. Allein mein Vater zerschlug die Laterne, mißhandelte den Burschen und drohte ihn in's Wasser zu werfen, wofern er ihm weiter folge. — Von da an, schloß der Großknecht seinen Bericht, hörte jegliche Spur auf.

Zwei Tage verstrichen in Sorge und Betrübniß. In der Umgegend verbreiteten sich Gerüchte: mein Vater sei auf dem Heimwege von L — beraubt und erschlagen worden. Denn er hatte im Fahrkrug volle Taschen gezeigt und behauptet, eine große Summe bei sich zu führen. Wir erhielten zahlreiche Besuche von Freunden und Bekannten, welche ihre Neugier hinter der Maske der Theilnahme versteckten. Sie wurden reich bewirthet, denn so verlangte es die Sitte.

Am dritten Tage kam mein Oheim, der Bruder meiner Mutter; er hatte sich lange fern gehalten, denn auch ihn hatte mein Vater durch seinen Geldstelz beleidigt.

Nach einer langen Unterredung mit meiner Mutter wurde ich gerufen.

„Weißt Du schon Fritz," redete meine Mutter mich an, „Du hast keinen Vater mehr."

„Gerechter Gott!" rief ich. „Er hat doch nicht Hand an sich gelegt?"

„Plagt ihn der Teufel!" fuhr mein Oheim mich an. „Wird man vom Studiren nicht klüger? Lernt man dergleichen auf der Hochschule

in der Residenz?" — Schweſter fuhr er fort. „Auf den verlaſſen Sie ſich gar nicht. Der darf nichts wiſſen. Sie ſieht ja, er kann das Maul nicht halten."

„Willſt Du mich um das Wenige bringen, was Dein Vater hinterlaſſen?" fragte weinend meine Mutter.

„Will Er ſeinen Vater um ein ehrliches Begräbniß bringen?" ſetzte mein Oheim hinzu. „Er weiß, daß der Herr Paſtor keinen Spaß verſteht!"

Ich gelobte Schweigen und mein Oheim ermahnte mich, als älteſter Sohn für Mutter und Schweſtern zu ſorgen und pünktlich zu befolgen, was er mir verſchreiben würde.

Unfern der Mühle meines Oheims war mein unglücklicher Vater gefunden worden. Der Leichnam wurde augenblicklich erkannt und in die Mühle gebracht. Geld fand man nicht bei ihm. Doch hatte er große Feldſteine in ſeinen Taſchen, die mein kluger Oheim vor der Beſichtigung geſchickt zu beſeitigen wußte. Hätten aber auch wirklich dieſe thatſächlichen Beweiſe vorgelegen, ſo würde der Paſtor doch nicht vermocht haben, meinem armen Vater ein Begräbniß in geweihter Erde zu verweigern, ohne die Gemeinde in einen langwierigen und koſtſpieligen Prozeß zu verwickeln. Unſer Dorf nämlich hatte ſeinen eigenen Gottesacker, der vor Zeiten von meinem Vater erſtanden war, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ein anſehnlicher Begräbnißplatz lediglich ſeinen Nachkommen verbleiben ſolle, ſo lange es deren gäbe.

Als die Begräbnißfeierlichkeiten und der Leichenschmauß vorüber waren, verließen wir Haus und Hof. Mit Ausnahme unserer Habseligkeiten wurde alles mit dem Gerichtssiegel belegt, und wir zogen zu unserem Oheim.

Erst jetzt ward ein Verdacht rege, der sich bei Anordnung des Nachlasses zur Gewißheit steigerte. Bis dahin hatte der Name „der reiche Rothkopf" Wunder gewirkt. Mein Vater hatte auf sein bloßes Wort große Summen theils baar entlehnt, theils im Spiele verloren. Von seinem Reichthum hatte man sich fabelhafte Begriffe gemacht. Niemand hatte seine Verarmung für möglich gehalten. —

Mit Anbeginn des Frühjahrs waren unsere Angelegenheiten geordnet und eines Morgens sagte mir meine Mutter: „Wir sind jetzt verarmt, wenn wir auch nicht ganz und gar Bettler sind. Für Dich, mein Sohn, ist mir nicht bange; Du hast Kenntnisse, Du kannst Dir helfen. Deine Schwestern aber — was soll aus ihnen werden? Als Mägde können sie nicht dienen und wollten sie sich auch die häutigste Behandlung gefallen lassen, so sind sie doch von Jugend auf nicht zu schweren Arbeiten angehalten worden und können sie nicht verrichten. Auch wird sich Niemand mit reicherzogenen Töchtern belasten wollen; denn der rüstigen und derben Mägde giebt es genug, die besser taugen."

„Bin ich etwa glücklicher daran als meine Schwestern?" fragte ich. — „Wie? Du? Der so viel gelernt hat?"

— „Aber wo finde ich einen Erwerb?“

„Wie Frik! Aus dem Tone redeſt Du jetzt? Erinnerſt Du Dich noch, wie Dir zu Anfang unſer Unglück nicht groß genug erſchien, weil der Vater noch Haus, Hof, Acker, Vieh und Scheunen beſaß. Nun? — Weißt Du jetzt, was Unglück iſt? Doch beruhige Dich und verliere den Muth nicht! Du biſt noch jung! Wer weiß, welch Glück Dir bevorſteht! Und vorläufig iſt es ein Glück für uns Alle, daß ich das knappe Vermögen, welches ich Deinem Vater zugebracht, aus dem Nachlaſſe gerettet habe. Denk' aber an Deine Schweſtern; denn wahrlich ich kann nur wenig für Dich thun!“

Ich verlor den Muth nicht. Meine Erlebniſſe hatten mich zum Manne gemacht, meine Leiden und Selbſtkämpfe mir Gottvertrauen gegeben. Ich war entſchloſſen, jeglichen Erwerb zu ergreifen und je eher je lieber meine Heimath zu verlaſſen, wo das übermüthige Leben meines Vaters den Haß der Menſchen auf ſeine Kinder geladen und ſein unglückliches Ende ſie geächtet hatte.

Zuvörderſt aber mußte ich Dörthe noch einmal ſehen. Einige harte Thaler, die ich beſaß und einige Wäſche, die mir meine Schweſtern gaben, wollte ich ihr zum Geſchenk bringen.

Von der Mühle meines Oheims bis zur Hütte, welche Dörthe bewohnte, waren gute vier Stunden. Ich ſchlenderte dahin auf der breiten Heerſtraße unter Gottes weitem Himmel und ſeufzte über die genuß- und habſüchtige Geſittung, die Alles zum Beſitze macht und dem Geldwerthe unterwirft. Der Boden unter meinen Füßen und

Alles was er trägt, die Thiere des Feldes und des Waldes, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Wasser, ja selbst die Kräfte, die Fähigkeiten und Thätigkeiten des Menschen waren einem Maße unterworfen und wurden nach dem Geldwerth zu Markte gebracht und verhandelt. Ach, wo fand ich ein Unterkommen für meine Fähigkeiten und Kräfte? Wo konnte ich sie an den Mann bringen und welcher Thätigkeit sollte ich mich unterziehen, der ich gar nichts geübt und gelernt hatte, was von eigentlichem Nutzen war? —

Ich erreichte die Hütte. Es ging laut und lebhaft darin zu. Viele Menschen standen mit dem Rücken gegen die engen, blinden Fenster und ich unterschied die dröhnende Stimme des Pastors, der nicht eben von geistlichen Dingen zu reden schien.

Betroffen öffnete ich die Hausthür. — Der Flur war gesäubert und mit weißem Sande bestreut. In der Mitte stand ein Sarg und in demselben lag Dörthe, den Todtenkranz in den blonden Locken, erstarrt, im kalten, heiligen Todesschlaf. — Ein hehrer Friede war über die bleiche, schmale Gestalt ausgegossen und verklärte die stillschönen Züge. Auf ihren gefaltenen Händen lag eine schwarz gebundene Bibel. — Sie hatte mir es verhießen: „Mich siehst Du niemals wieder, es sei denn im Sarge."

Ohne zu wollen, weinte ich heiße Thränen.

Dörthe! waren meine Thränen die einzigen, die das Dahinscheiden von dieser Welt eines so edlen, guten Wesens begleiteten? —

Doch nein! ihre Eltern weinten ja auch; Dörthe war ihnen nützlich gewesen. Die armseligen, kargen Spenden, womit man ihre wunderbare Sehergabe lohnte, hatten sie in eine behagliche Lage gebracht. Die Lebende hatten sie vernachlässigt; die Todte lernten sie vermissen. Sie begruben mit ihrem Kinde auch ihren Wohlstand.

Nichts läßt alberner, als eine ländliche Begräbnißscene. Grobe bäuerliche Gestalten kleidet es schlecht, paarweise zu gehen, und die Würde, die sie sich in ihrem plumpen Sonntagsstaate geben wollen, wird zur abgeschmackten Altklugheit.

Wie passen diese stumpfsinnigen Gesichter zu einem schwarzen Sarge, jener geheimnißvollen Sehnsucht und Schrecken erregenden Hieroglyphe, vor der die Gedanken schwindeln und die Phantasie erlahmt, während sie dem verworrenen Erdenleben Einheit, Friede und Zweck verspricht?

Doch mit unerforschlichen Geheimnissen weiß der träge Mensch sich durch herkömmliche Aeußerlichkeiten und Gebräuche, abzufinden: — der Kirchhof ist erreicht, die Bahre wird vor der offenen Gruft niedergesetzt, das schwarze Gefolge schließt einen Kreis, der Eine stäubt den Rock ab, der Andre schnupft eine Prise und reicht seine Dose dem Nachbar, der Dritte schnäuzt sich, der Vierte kratzt sich den Kopf. Und jetzt — o Gaukelspiel! — jetzt tritt der Pfarrer an den Rand des Grabes und hält eine Rede.

Er sagt, was er gelernt hat, und wovon er lebt. Ein wandernder Bettelmönch würde seine Sache besser machen. —

Der Pastor — er hatte die Verblichene ja vom Gottestische ausgeschlossen, und ein Geistlicher darf sich nicht widersprechen. — Der Pastor sprach von der Gnadenwahl, er erklärte, wie Gott seine Gnade nach Wohlgefallen verschenke. Mitten unter den Heiden erleuchte er diesen und jenen zu einem frommen Christen, und weil seine Beschlüsse unerforschlich bleiben, versagte er mitunter auch mitten unter frommen Christen diesem und jenem die Fähigkeit und den Trost das heilige Evangelium zu fassen.

So sprach er in pfäffischer Selbstseeligkeit und die Bauern hörten ihm zu in müssiger Gleichgültigkeit. Es schien ihnen ganz einerlei, ob er Dieses oder etwas Anderes sagte.

Ein einziger Zuhörer nur schien bleich und bewegt. Es war der Schulmeister, welcher die arme Dörthe einst so grausam gezüchtigt, worauf sie in jene Krankheit verfiel, die nunmehr ihrem jungen Leben so früh ein Ende gemacht hatte. Bei aller seiner Devotion gegen den Herrn Pastor lauschte er doch scheu und bedenklich auf dessen dreiste Worte, die ihn sichtbar ängstigten.

Die Gruft ward zugeworfen, die Begräbnißfeierlichkeit war zu Ende, das Gefolge trennte sich, ich allein blieb auf dem Kirchhofe zurück.

Ich setzte mich auf einen Leichenstein dem frischen Grabe gegenüber. O, wie beneidete ich Dörthe um ihren Sarg. Das Leben erschien mir ein abgeschmacktes, inhaltschweres Gaukelspiel. Um Dörthe mochte ich weinen, und je mehr ich weinte, desto weher ward mir.

So verstrich eine gute Weile, da fühlte ich meine Schulter sanft berührt. Ich blickte auf: es war der Schulmeister.

„Rothkopf-Fritzel" begann er. „Herr Rothkopf! wollte ich sagen," verbesserte er sich. „Von meinen Fenstern aus sehe ich Sie trauernd an diesem Grabe sitzen. Ich will Sie nicht stören. Sammeln Sie sich und dann treten Sie näher. Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Ich folgte ihm in's Schulhaus. Wir setzten uns und er sprach: „Herr Rothkopf! Meine Stelle hier ist gar nicht uneinträglich. Die Gemeinde ist zahlreich und die Bauern sind meistens sehr wohlhabend. Ich bin zugleich Küster, Schulmeister und Organist. Allein mein Schulmeisteramt ist mir verleidet. — Sie werden sich eines gewissen Vorfalls erinnern, an den ich ungerne denke. Seitdem verwahrlose ich die Kinder und sie verwildern von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Ich zähle nunmehr fünfundsechszig und vom Consistorium ist mir ein Gehülfe für die Schule bewilligt. Ich habe an Sie gedacht. Sie waren von Ihrer Kindheit an mir werth und jetzt haben traurige Familienereignisse ihre Studien unterbrochen. Was meinen Sie zu diesem Antrage?"

— „Haben Sie auch bedacht, welch' herrschenden Vorurtheilen Sie entgegentreten? Zwar gründen sie sich nur auf einen Verdacht —" fügte ich vorsichtigerweise hinzu, denn bittere Erfahrungen hatten mich klüger gemacht — „thatsächliche Beweise sind nicht vorhanden."

— „Ich habe das bedacht."

— „Das Vorurtheil der Dorfleute ist gefährlich. Ich fürchte es".

— „Ich nicht. Es wird gehen, wenn Sie wollen. Sie sind mir empfohlen."

— „Empfohlen? Ich? Giebt es unbekannte Gönner, die meiner gedenken?"

Der Schulmeister senkte sein kahles Haupt und sprach leiser:

„Besser und zuverlässiger konnten Sie mir nicht empfohlen werden."

Eine Pause entstand. Eine Ahnung ergriff mich, und ich warf einen langen Blick zum Fenster hinaus auf Dörthe's Grab.

Der Schulmeister überraschte mich dabei und verstand ihn.

— „Ja!" sprach er leise und geheimnißvoll. — „Auch ich habe sie gesehen! — Ich hatte in vergangener Nacht einen Traum. Doch nein! nicht in der Nacht. Als ich erwachte graute der Tag schon. Es war gerade ihre Sterbestunde. — Wir wollen einmal davon reden und nie wieder. — Auch mir ist sie erschienen, um mein Herz zu erleichtern und meinem Alter Frieden zu bringen. — „Auch Du sollst mich einmal sehen!" sagte sie. „Bisher wollte ich Dich nicht erschrecken und bekümmern; denn Du thatest Unrecht. Ich war unschuldig, geistigarm und hülflos. Darum stand ich unter Gottes eigenem Schutze, und wer mich grausam beleidigte, den traf der Zorn Gottes. — Du fühlst ihn und es giebt noch einen, der ihn fühlt. Du mußt seiner gedenken und wirst es! — Jetzt ist Alles gut. Mein freudenleeres Leben ist in Krämpfen und Schmerzen vollbracht. Jetzt gehe ich ein in meinen Frieden."

So ſprach der Schulmeiſter und bedeckte ſein Antlitz ſchluchzend mit beiden Händen.

Eine tiefe Pauſe erfolgte. Dann erhoben wir uns faſt gleichzeitig und umarmten uns, der Verewigten gedenkend, an der wir uns ſo elend verſündigt hatten. Lange und innig hielten wir uns umſchlungen.

Zeitlebens werde ich in Dörthe meine Vorſehung erblicken. Von allen Looſen des Schickſals konnte nur eins mir genügen und das verdanke ich ihr. Fern von der Welt, für die ich nicht tauge, und in die ich mich nicht finden kann, habe ich durch ſie in meinem heimathlichen Dorfe eine Zuflucht erlangt und ich, der ich niemals weit über die Anfangsgründe hinauskonnte, tauge ja auch zu nichts Beſſerem, als eben zu der Schule, wo ich als Schüler zu Hoffnungen Anlaß gab, eben das zu lehren, was ich erlernt. Auch die Amtsfolge iſt mir geſichert und bin ich erſt Küſter und Organiſt, ſo habe ich reichen Ueberfluß, kann die Meinigen unterſtützen und auch mir gute Bücher anſchaffen. Kinderweisheit zu lehren iſt kein übermenſchliches Werk, doch wer nur Kinderweisheit lehrt, verliert ſich leicht darin und läuft Gefahr, am Ende Welt und Menſchen ſeinem Kinderurtheil zu unterwerfen. Die Bücherwelt iſt aber auch eine Welt und die edelſten Menſchen haben hier ihr Edelſtes niedergelegt.

So weit die Jugendgeschichte des Dorfschulmeisters Nothkopf. Sein Tagebuch führte er gewissenhaft bis an sein Lebensende und es enthält viele weise und tiefsinnige Urtheile über Menschen und Bücher. Ein Beweis, wie weit er seine Gewissenhaftigkeit trieb, ist die vollkommene Fibel, die doch nicht ganz das war, was er sich davon versprochen hatte. Eine Enttäuschung, von der er sich nicht erholen konnte. Die letzten Worte seines Tagebuches lauten:

„Wer zweifelt an der Fortdauer der Seele? — Doch Gott ist allweise und gerecht und was er für die Ewigkeit bestimmt, muß werth sein, ewig fortzudauern. O Mensch! der du diese Zeilen liesest, schlag' an deine Brust: fasse die vorlaute Gedankenkugel, die dein Gehirn beherbergt und frage dich: „Was ist hier, was darin, das einer Ewigkeit würdig sei. Gott helfe dir und mir. Amen!"

Er schrieb dieses auf seinem Todbette. — Friede seiner Asche! Ein kleinliches Geschick bestimmte ihn zum Dorfschulmeister. Seine Treue und Emsigkeit waren eines höheren Looses werth. Hoffen wir, daß Gott ihn dort befördert haben wird, wo wir alle auf Beförderung hoffen.

Teufel Weltis.

Eine Legende.

Motto:

Der deutsche Geist, der deutsche Muth,
Der ist's, der alle Wunder thut;
Er [illegible] der Päbste Sitz,
Er schuf sich Donnerwerk und Blitz,
Er fand das Maß der flücht'gen Zeit
Und gab dem Wort Vielfältigkeit.
Darum bewahrt den deutschen Muth
Es geh' Euch schlecht, es geh' Euch gut;
Der deutsche Geist wird auch nicht ruhn,
Wird noch sein letztes Wunder thun,
Und geben deutscher Einigkeit
Das Dasein für die fernste Zeit.

Bruder Medardus war nicht schön; sein bräunliches Antlitz war von Malen und Leberflecken entstellt, seine Ohren standen lang und weit vom Kopfe ab und sein breiter, mit scharfen Zähnen wohlbewaffneter Mund gab ihm ein wildes, fast unmenschliches Ansehen; aber er war ein trefflicher Kanzelredner und konnte die Hölle so heiß und den Teufel so schwarz malen, daß seine frommen Zuhörer den Schwefeldampf des feurigen Pfuhls zu wittern und das Heulen und Zähneklappern der Verdammniß zu hören vermeinten. Alte gottselige Leute haben dies aus eigener Erfahrung bestätigt und was so glaubwürdige Personen einstimmig versichern, ist als unleugbare Thatsache anzusehen.

Er führte einen überaus heiligen Wandel, kümmerte sich um nichts Irdisches und Weltliches, sondern ging beständig mit heiligen Gedanken um und beschäftigte sich ausschließlich mit der Sorge für seine Seele.

Schöne Weiber und blühende Mädchen haßte er und ging ihnen weit aus dem Wege. Allein er zählte vier und zwanzig Jahr und hatte Phantasie. Er liebte die Heiligen und bald diese, bald jene

derselben gewann Reiz für ihn, durch ihre himmlischen Eigenschaften, durch [illegible] Leiden, oder durch Jugend, Schönheit und Unschuld. Am gefährlichsten war ihm die heilige Margarethe, die jüngste aller [illegible]. Denn sie zählte funfzehn Jahr, da sie den Märtyrertod starb, und die höchsten Personen des Himmels verhätschelten sie wie ein Schoßkind und liebes Nestküchlein, und erfüllten alles, um was sie bat.

Es war am Vorabend des St. Margarethenfestes, als Bruder Medardus nach dem nahegelegenen Städtchen pilgerte, um daselbst zu predigen. Die Luft war schwül, der Wind spielte mit den würzigen Düften des Lustwäldchens, liebkosend schienen die Zweige im Dunkeln sich zu umfangen, zärtlich rauschten die Blätter und wollüstig klagte die Nachtigall, während der fromme Bruder eben so zärtlich und geheimnißvoll an die heilige Margaretha dachte, um sie morgen durch seine Predigt zu verherrlichen. —

Die liebe kleine Heilige verspürte eines Tages einen so mächtigen Teufelshaß, daß sie Gott fußfällig bat, er möge ihr einmal den Teufel senden, um an den Vater alles Bösen, an dem Erbfeind der Menschheit, ihr gottseliges Müthchen zu kühlen und ihn derb abprügeln zu können. Der Himmel konnte ihr einmal nichts abschlagen. Kaum erhob sie sich von ihren Knieen, so war ihr Wunsch erfüllt, und nach der aurea legenda, woraus ihre Leidensgeschichte als Theil des Gottesdienstes an ihrem Gedächtnißtage verlesen wurde, nahte ihr der Teufel in Gestalt eines furchtbaren Drachen. St. Margarethe

ſchlug ein Kreuz und der Drache borſt mitten von einander und ein ſchwarzer Sklave mit gebundenen Händen lag zu ihren Füßen.

Sogleich machte ſich St. Margarethe über ihn her und prügelte ihn, bis er ohnmächtig am Boden lag. Hierauf ſetzte ſie zum Zeichen ihres Sieges ihm den Fuß auf den Kopf, betete nochmals, und ein helles Licht ſtrahlte in ihr Gefängniß, ſie ſah den Himmel offen, in welchem das Kreuz Chriſti ſchimmerte und eine Taube ſprach die deutlichen Worte:

„Gebenedeiet biſt Du, o Margarethe, die Thore des Paradieſes harren weit geöffnet Deiner Ankunft.“

Margarethe dankte Gott und ſprach zum Teufel:

„Sage mir Deinen Namen.“

Der Teufel erwiderte: „Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich reden kann.“

Und als Margarethe willfahrtet, fuhr er fort: „Ich bin Weltis, einer der zweiundſiebzig Höllenfürſten welche König Salamo, ſammt ihren hölliſchen Legionen, in einen kupfernen Keſſel gebannt und vergraben hatte. Aber die Babilonier kamen und meinten einen Schatz zu finden, ſie hoben den Keſſel, öffneten ihn, und wir alleſammt flogen heraus. Seitdem liegen wir und lauren im Hinterhalte, die Gerechten zu haſchen und in's Verderben zu bringen.“

Nur einen Scrupel fand der fromme Bruder hierbei, weil er morgen darüber predigen wollte. Der Teufel ſprach: „Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich ſprechen kann.“ Woher konnte er denn ſprechen:

Zieh Deinen Fuß zurück, damit ich sprechen kann, weil er doch nicht sprechen konnte, da die Heilige ihren Fuß auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Er sann und sann und kam dahinter und lächelte wie ein Seliger:

„Das Füßchen einer liebenswürdigen blutjungen Heiligen, ja, wer das auf seinem Kopfe fühlt, dem wird gar bang und beklommen zu Muthe, daß ihm das Reden schwer ankömmt. O, Margarethe! Du liebe Margarethe!“ seufzte er nun selber aus beklommener Brust.

Er durchschritt, während er so gottselig seufzte, einen dichtverwachsenen Gang des Lustwäldchens, in welchem es so finster war, daß man keine Hand vor Augen sah, und zur Erwiderung tönte eine weibliche Stimme:

„Bist Du es, mein Walter?“ Zugleich fühlte er sich von weichen Armen umfangen und eine schlanke Jungfrau lag an seiner Brust, welche aber sogleich ihren Irrthum bemerkte und den struppigen Capuziner von sich stoßen wollte.

Der fromme Bruder aber hielt sie mit Macht und Inbrunst umschlungen und rief in glühender Sinnesabwesenheit:

„O, Margaretha! heilige Margaretha! reine Jungfrau! gebenedeite Teufelshasserin Margaretha!“

„Ja, ich heiße Margarethe!“ erwiderte sie, indem sie sich wacker sträubte. „Und weil Ihr mich kennt, müßt Ihr auch wissen, daß man mit guter Leute Kind nicht so umgeht. Au weh, wie drückt

Ihr meine Hand, Ihr reißt mir ja den Ring vom Finger, ich bin die Braut eines Ehrenmannes! Schämt Euch!"

Ihr Widerstand entzündete den frommen Bruder vollends. Er entriß ihr den Ring und schrie:

„Ja, heilige Margaretha! ich bin ein Ehrenmann! ich will Dein Bräutigam sein, sei Du meine Braut."

Und von Neuem bemächtigte er sich der Widerstrebenden, die „Hülfe! Diebe! Räuber! Mörder! Feuer!" schrie. Seine Küsse verschlossen ihr den Mund, doch sie, ihres Vortheils gewahrend, stellte ihm ein Bein und warf ihn mit vieler Gewandtheit zu Boden.

Der fromme Bruder fiel, er wußte nicht wie und aus Zorn und Ingrimm versetzte ihm die gemißhandelte Jungfrau einige Fußtritte. Da verwirrten sich die Sinne des armen Capuziners vollends, und mit seiner gewaltigen, Mark und Bein durchdringenden Stimme rief er:

„Ich bin der Teufel Weltis! Ich bin der Teufel Weltis! holde Margaretha, setze mir nur deinen Fuß auf den Kopf, wenn ich dann auch nicht reden kann."

Bei diesen fürchterlichen Worten nahm Margaretha voll Entsetzen die Flucht.

Bruder Medardus indessen blieb noch eine gute Weile am Boden liegen, und wie allmählig seine Sinne zurückkehrten fragte er sich: „Habe ich dieses geträumt, oder war es eine Anfechtung des Teufels inmitten meiner heiligen Verzückungen?"

Aber noch fühlte er ja den Ring am Finger. Er wollte ihn abziehen und von sich schleudern; allein der Ring von zarter Jungfrauhand hatte sich fest in sein derbes Fleisch gedrückt und je mehr er sich bestrebte ihn los zu machen, desto mehr schwoll sein Finger.

Kurz das war offenbare, leibhaftige teuflische Bosheit, und kopfschüttelnd machte sich der fromme Bruder auf den Weg, bald den Ring betrachtend, bald der schlanken blühenden Jungfrau gedenkend, bald vor der teuflischen Bosheit schaudernd. — Still und demüthig langte er endlich im Kloster an.

Der Prior konnte sich nicht genugsam verwundern über den Bruder Medardus, der sonst immer so hochfahrend und rechthaberisch war, und Niemanden zu Worte kommen ließ, heute so betrübt und kleinlaut einherschlich und was man ihn fragte, entweder ganz überhörte, oder unverständlich, wo nicht gar unsinnig, beantwortete.

„Was in aller Welt," fragte er endlich, „ist Euch denn widerfahren, weil ihr so gänzlich abwesend seid?"

„Ach," seufzte Medardus kläglich, „die Bosheit der Hölle geht in's Weite. Eben dicht vor dem Thor, da ich ganz in Verzückung der heiligen Margaretha gedenke, benutzt der Teufel Weltis meine gottselige Abwesenheit, um in Gestalt einer frischen vollen Dirne mich heimzusuchen.

„Aber," fügte er, wüthend vom Stuhl aufspringend, hinzu: „ich habe wohl den Pferdefuß bemerkt und den Schweif, der, sieben und eine halbe Elle lang, aus dem Kleide hervorguckte. O, Weltis!

infames verworfenes Höllenvieh! Weil Dir's einmal so wohl wurde, da eine liebe junge Heilige ihr Füßchen auf Deinen ungeschlachten Kopf setzte, wagst Du Dich gottloserweise an einen glaubensfesten Capuciner? Du Lumpentei[illegible] Wer bist Du? Hätte Dich Salomo nicht in den babilonischen Kessel gebannt, kein Mensch würde an Dich denken. Du willst ein Höllenfürst sein? Ja, zweiundsiebenzig Deines Gleichen mit sammt ihren finsteren Schaaren sind nur ein einziger kupferner Kessel voll. Wärst Du nicht eine so überaus elende jämmerliche Spottgeburt, daß in der ganzen Hölle kein schäbigeres, verworfeneres, ruppigeres, niederträchtigeres Unding aufzutreiben war, nimmer wärst Du wichtig genug erfunden worden, unter die Füße der heiligen Margaretha zu gerathen. Aber warte Du Schandbube, Du geborstener Drache, Du mit Ketten der Finsterniß gebundener schwarzer Mohr. Warte, ich habe auch Lust Dich auszuprügeln. Warte, Du sollst Fäuste fühlen, die keiner funfzehnjährigen Jungfrau angehören, sondern einem handfesten vierschrötigen, vierundzwanzigjährigen Capuciner."

„Geliebter und in Gott wohlgeehrter Bruder!" unterbrach der Prior den Eifernden, „wollt Ihr Eure Salbung nicht bis morgen zur Predigt sparen? Ich sehe mich sonst wahrlich genöthigt, mir zwei handfeste Laienbrüder kommen zu lassen, damit sie uns Gesellschaft hier in meiner Zelle leisten."

„Ich bin so wüthend auf den Teufel Weltis," versicherte Medardus, schon bei dem entferntesten Gedanken an ihn möchte ich aus der Haut fahren.

„Dazu habt Ihr morgen auf der Kanzel ja die schönste Gelegenheit!“ ermahnte der Prior. „Ihr thätet besser, vorlieb zu nehmen mit diesem Nachtmahl und was die geistliche Armuth unseres Klosters noch ferner Euch anzubieten vermag, als [illegible] heraus schon heut Euch heiser zu schreien aus frommen Eifer für morgen.“

Medardus sah ein daß der Prior Recht habe und weil er eben nichts besseres zu thun wußte, setzte er sich an den wohlgedeckten Tisch und aß und trank mit einem Appetit, womit der Himmel nur seine Auserwählten segnet.

Indeß war Walter, ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, auf einem andern Wege zur Stadt gekommen und bei den Brauteltern angelangt. Er vernahm, daß Magaretha vor nicht langer Zeit das Haus verlassen habe, um ihm entgegen zu gehen, und ließ sich den Weg bezeichnen den sie genommen.

Vor dem Thore sah er eine weiße Gestalt in den Feldern umherirren. Er war nicht furchtsam, aber die Nacht ist keines Menschen Freund, und was vermag ein Laie gegen Hexen und Gespenster. Für eins von beiden hielt er die weiße Gestalt, die einige Schritte ging, dann wieder stehen blieb, die Hände rang und wieder ausbreitete, dann wieder eine Strecke lief und sich gar wild und unselig gebehrdete. — Mit einem Male schien es, als ahne sie seine Nähe, denn sie wandte sich gerade auf ihn zu und kam mit schnellen Schritten näher.

Walter bekreuzigte sich, murmelte Stoßgebete und vergaß in seiner Herzensangst zu fliehen. Vollends aber glaubte er vor Schreck zu

ſterben, als er in der weißen Geſtalt, Margaretha, ſeine Braut erkannte, die mit ihren Blicken, fliegenden Haaren, verſchobenen Gewändern und wahnſinnigem Lächeln jetzt vor ihm ſtand und rief:

„Fort, mir aus den Augen, flieh', aber Du biſt des Todes!"

„Margaretha!" rief er, „erkennſt Du mich nicht? Ich bin ja Walter, Dein Bräutigam."

„Das lügſt Du!" ſchrie ſie wild, „mein Bräutigam iſt der Teufel Weltlich er hat meinen Ring. Ich bin eine Furie und gehe jetzt heim mit meinen Eltern zu berathſchlagen, ob ich mich den Gerichten ergeben und mich verbrennen laſſen oder ins Waſſer ſpringen ſoll, um mit Haut und Haar zur Hölle zu fahren. Folge mir nicht, ich haſſe Dich! ich verabſcheue Dich! ich drehe Dir den Hals um." — Und mit fliegenden Haaren, flatternden Gewändern eilte ſie in die Stadt; ihre Füße ſchienen den Boden kaum zu berühren.

Walter ſtand wie vernichtet. Die heißgeliebte Braut, das ſchönſte, ſittſamſte Mädchen der Stadt, war plötzlich zum Geſpenſt, zur Furie verwildert ihm erſchienen. Doch das vergab er ihr, er bedauerte ſie ſogar. Allein mit deutlichen Worten hatte ſie ihm ihren Haß, ihren Widerwillen erklärt und ſich die Braut eines andern — weſſen? — wußte er nicht mehr, genannt. Das empörte ihn.

„Ich will ſie verachten," rief er, „die ein ſolches Spiel mit mir getrieben. Sie iſt eine Verworfene vor Gott und Menſchen. Ich will nicht mehr an ſie denken".

Allein was halfen dieſe Vorſätze? Seine Gedanken konnten nicht

von ihr laſſen. Seine Gefühle hingen feſt an ihr und ein geheimniß-voller Zauber kettete ihn an ihre Spuren, ein räthſelhafter Trieb zwang ihn, ihren Schritten zu folgen.

Walter war ein ſchlichter Jüngling, der ſich nie damit abgegeben hatte, Rätſel zu errathen und Geheimniſſe zu ergründen, es blieb ihm daher nichts übrig als dem Zauber nachzugeben, mit dem ſie es ihm einmal angethan hatte.

Er fand ihre Eltern in der größten Beſtürzung. „Ach! welch ein Unglück! ach, welche Leiden!“ jammerte die Mutter. „Ach, Herr Walter, daß Ihr auch gerade jetzt darauf zukommt. Margarethe liegt im Bette und hat mich bei allen Heiligen beſchworen, ſie vor Euch zu verſtecken und zu verleugnen. Eure Gegenwart wird ihr Krämpfe verurſachen.“

„Krämpfe!“ rief Walter mit Thränen in den Augen. „Ich bin ja ihr Bräutigam und habe ihr nichts zu Leide gethan.“

„Mein Gott,“ jammerte die Alte, „das alles habe ich ihr geſagt, aber was hat's geholfen? Sie verzog ihr ſonſt ganz anmuthiges Geſicht auf Schauder erregende Weiſe.“

„Weib! Weib!“ unterbrach ſie der Vater, „was ſchwatzeſt Du! — Verehrter Herr Schwiegerſohn, Sie werden ein Einſehens haben. — Ach Gott, ich armer Mann weiß nicht wo mir der Kopf ſteht. Margarethe iſt mein einziges Kind, ſie iſt krank, Gott weiß, was ihr fehlt. Meine Hauptſorge jetzt iſt, ſie curiren zu laſſen. Ihr, als ein rechtſchaffener Bräutigam, der ſein Mädchen wahrhaft liebt, werdet gleich-

falls auf ihre Herstellung und Rettung bedacht sein und für den Augenblick nicht nach ihren Krämpfen und Gesichterschneiden, und was sie sonst thut und spricht, fragen, sondern hübsch in Geduld Euch fassen. Ich habe schon zum Pater Arnulphus gesendet, dieser gottselige Mann ist gar geschickt und erfahren in der Kunst den Teufel auszutreiben, der Schurke aber kann heute nicht ab, im Kloster giebt es viel zu thun, wegen des Festes auf morgen und was soll ich geschlagener Mann nun wohl beginnen?"

„Was ist ihr denn eigentlich widerfahren?" fragte Walter, und die Mutter antwortete:

„Im Hölzchen begegnete ihr ein Mann, der sie bei ihrem Namen rief: „Margaretha!" Sie glaubte nicht anders, als das Ihr es wäret, Herr Schwiegersohn, und flog auf ihn zu in seine Arme. Der war es aber der leibhaftige †††Gott sei bei uns. Er nannte sich Weltis, legte ihr die Hand auf's Herz, daß es augenblicklich verstockte, drückte sie, daß sie immer noch Schmerzen fühlt und endlich küßte er sie auf den Mund und mit diesem Kusse fuhr der böse Geist in sie, daß ihr eigener Bräutigam ihr nun zuwider ist, und sie nichts von ihm hören kann, ohne Krämpfe zu bekommen."

„Weib! Weib!" unterbrach sie der Alte, der Walttern erschrecken und erblassen sah. „Welch' böser Geist regiert Deine Zunge, daß Du allemal jedermann das sagst, was ihn am meisten ärgern muß. — Glaubt ihr kein Wort, liebwerthester Herr Schwiegersohn, sie ist ein unverständiges Weib, die nicht weiß, was sie spricht."

Stolz und erbittert aber begann Walter: „Ich bin ein reicher Mann und habe in Zucht und Sitten um Eure Tochter geworben, die nichts hat, als ihr feines Lärvchen. Sie hätte ehrlich sein und mir einen Korb geben sollen, wofern ich ihr nicht anstand, das hätte ich mir gefallen lassen müssen. — Aber erst Ja zu sagen und verliebt zu thun, und dann Ekel und Abscheu vor mir zu empfinden, dazu hat sie kein Recht, das ist himmelschreiend, denn ich bin kein Scheusal. Es giebt mehr schöne Mädchen auf der Welt, die keine Krämpfe bekommen, wenn ihr Bräutigam in Ehrbarkeit sie besucht, und die ihr Angesicht wohl zu einem holdseligen Lächeln, aber nicht auf Schauder erregende Weise verziehen. Sagt Eurer Tochter, ich könne auch nicht mehr an sie ohne Reue und Verachtung denken, und ich gönne sie dem Teufel Weltis und jedem andern Teufel, der Geschmack findet an ihrem Gesichterschneiden. Gott befohlen!“

Hiermit ging er und der Vater sprach:

„Nun erst ist das Unglück vollendet. Er tritt zurück und unsre Tochter ist beschimpft fürwahr. Du wirst es noch dahin bringen mit Deinem unseligen Schweigen, daß die Gerichte sich darein mischen und dann erleben wir vielleicht gar, daß unser unglückseliges Kind als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird.“

Bruder Medardus predigte heute mit einer Salbung, daß seine zahlreichen Zuhörer staunten und hingerissen waren.

„Welch' ein herrlicher Gedanke!" sprach er, „welch' ein glückseliger Einfall, den Teufel abzuprügeln! Wie kam nur die heilige Margaretha darauf. Es giebt ja der Heiligen viele im Himmel. Woher wünschte von allen nur die heilige Margaretha den Teufel durchzuprügeln! Suchen wir, meine andächtigen Zuhörer, dies aus ihrer Jugend zu erklären. Jugend ist rührig, lebendig, mag nicht gern still sitzen, und die heilige Margaretha zählte funfzehn Jahr, aber sie war heilig durch und durch vom Wirbel bis zur Sohle, und alle ihre Rührigkeit, Lebendigkeit war Heiligkeit. Wenn sie betete, wie eifrig bewegten sich da ihre frischen Lippen, wenn sie andächtig seufzte, wie munter wogte da die junge Brust, und wenn sie gen Himmel blickte, wie fromm verdrehten sich da ihre klaren hellen Augen. Aber die Händchen mußte sie still gefaltet halten, und die Arme und Beine mußten ebenfalls ruhig bleiben und konnten keinen Theil nehmen an Gebet und Andacht.

„Aber auch ihre Arme und Beine waren heilig und doch konnten sie nicht beten wie der Mund, nicht seufzen wie die Brust, sich nicht verdrehen wie die Augen, und die Heilige war jung, die Ruhe behagte ihr nicht, und warum sollten ihre Arme und Beine dem Mund, der Brust, den Augen einen so ungebührlichen Vorzug gönnen?

„Nein auch sie wollten einmal ihre Andacht haben, auch sie wollten einmal inbrünstig sein und ihre Heiligkeit von sich geben. Da kam

der heilige Geist einst über St. Magaretha, als sie auf den Knieen lag und sie betete und seufzte:

„O, mein Herr Jesus, ich liebe Dich sammt allen Heiligen, ich liebe die himmlische Maria und alle ihre schmucken Engelein, aber ich hasse den Teufel, denn er ist der Vater alles Bösen und der Erbfeind der Menschheit. Gott und allen Heiligen weihe ich Gebet, Seufzer und Blicke, dem Teufel aber meine inbrünstigsten Faustschläge und meine herzinnigsten Fußtritte. Gieb, o himmlischer Vater, daß, wenn Lippen, Brust und Augen sich müde gebetet, der Teufel zu mir komme, damit meine heiligen Arme und Beine auch einmal eine fromme Bewegung machen."

„Gott erhörte St. Margarethens Gebet, und seine Allweisheit, die sich in allen Stücken bewährt, zeigte sich auch in der Art, wie er die Bitte dieser lieben jungen Heiligen erfüllte.

„Es giebt der Teufel unzählige, welche alle Prügel verdienen. Es gibt Höllenfürsten und gemeine Teufel. Einen gemeinen Teufel konnte der allmächtige Gott ihr aber nicht senden, denn deren Name ist Legion und der Herr gebot ihnen in die Säue zu fahren, auch war die liebe junge Magaretha eine Heilige ersten Ranges, und für einen gemeinen Sauteufel waren ihre zarten Händchen und Füßchen viel zu gut.

„Er sandte ihr aber nicht den Pseudotheos, den vornehmsten Höllenfürsten, den Obhenobristen, welcher unsern Herrn Christum in der Wüste versuchte und ihm alle Reiche der Welt geben wollte, so er niederfiele und ihn anbete. (Matth. Cap. 4.)

„Er sandte ihr auch nicht den falschen Python, von dem es im Buche der Könige Cap. 22, Vers 22, heißt: „da ging ein böser Geist aus des Propheten Munde, der überredete Ahab, den König in Israel, wider die Syrier gen Ramoth in Gilead zu ziehen, allwo er fiel und umkam.

„Er sandte ihr nicht Belial, den Teufel der Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit. — Nicht den Asmodi, den Feind der Ehen. — Nicht den Menubal, den Teufel der Häßlichkeit und der Hexerei. — Auch nicht den Satan, den Großfürst der Zauberer. — Auch nicht den Ischkatan, den Teufel weiblicher Unzucht.

„Er sandte ihr nicht den Meririm, der den Hiob aus Verhängniß Gottes mit bösem Geschwüre schlug und Haus und Kinder mit Strahl und Donner verdarb.

„Auch nicht den schändlichen Astaroth, der zur Zeit des Leidens und Sterbens unsres Herrn Jesu mächtiglich regierte, in den Herzen der Hohenpriester und Schriftgelehrten, in denen des Pilati und Herodis, daß sie den Herrn verlästerten und verfolgten und zu Tode brachten; in den Kriegsknechten, daß sie ihn verhöhnten, verspotteten und verspieen, und endlich in den Juden, welche schrieen: kreuzige ihn! kreuzige ihn! er ist nicht werth, daß er lebe!

„Wie sehr auch alle diese Scheusale des Abgrundes Prügel verdienen, so war doch vorher zu sehen, daß die liebe Margaretha nicht im Stande sein würde sie nach Verdienst zu züchtigen, da sie ja besser seufzen, beten und die Augen verdrehen, als eben zuschlagen und

treten konnte, worin sie ja, so zu sagen, keine Uebung hatte. Wie leicht auch hätte das fromme Himmelskind ihre weißen Hände, und ihre zarten Füßchen an solch rauhem finstern Unhold, an solch hartgesottnem, am höllischen Feuer gedörrten Ungethüm sich schinden, oder auf andere Weise beschädigen können?

„Gott sandte daher, gleichsam, um der lieben kleinen Heiligen einen Spaß zu machen, damit sie bequem und mit leichter Mühe ihr Müthchen an dem Teufel kühlen möge, den ohnmächtigsten, armseligsten aller Höllenfürsten, den verächtlichen, erbärmlichen, elenden, nichtswürdigen Teufel Weltis.“

„Seiner Schwäche ungeachtet ist und bleibt aber Weltis immer doch ein Höllenfürst; der Schimpf also, daß ein Höllenfürst von der jüngsten aller Heiligen Prügel bekommen, fiel auch auf Lucifer, sammt allen Fürsten und Schaaren des Abgrunds, und seit dem Siege des Erzengels Michael, seit dem Sturze des Lucifer hatte die Hölle keine solche Beschämung und kein solch' Aergerniß wieder erlebt, wie diese blutjunge Heilige ihr zugefügt.

„Wohlan, meine frommen Zuhörer, laßt uns die Heiligen lieben und den Teufel hassen; denn den Teufel zu hassen, ist ein eben so großes Verdienst, als die Heiligen zu lieben. Laßt uns die Andacht unserer Lippen, unserer Brust und Augen dem Himmel weihen, die Andacht unserer Arme und Beine gehöre aber der Hölle.

„Für Gott zu leiden und den Teufel zu prügeln, ist ein gleiches himmlisches Verdienst und sind wir auch nicht ausersehen zu Märtyrern

die für Gott leiden, ſind wir die Heiligen auch nicht, die den Teufel prügeln können, ſo müſſen wir ihn doch haſſen, den Erbfeind der Menſchheit.

„Salomo im Buche der Weisheit ſagte: Gott hat den Menſchen geſchaffen nach ſeinem Bilde, daß er unſterblich werden ſollte, aber durch des Satans Neid iſt der Tod in die Welt gekommen. Die ganze Menſchheit iſt daher dem Teufel ihren Haß ſchuldig, und dieſen Haß der Menſchheit fühle jeglicher, der hier anweſend iſt und meine Worte hört, tief in ſeiner Bruſt, und dieſen Haß richte er heute, zu Ehren der heiligen Margaretha, deren Feſt wir feiern, ganz allein auf den Teufel Weltis.

„Du aber, o Herr mein Gott, ſende mir den Teufel Weltis, wie Du ihn der heiligen Margaretha geſendet haſt.

„Ich haſſe dieſen Teufel, dieſer Haß iſt jetzt meine Seele, und dieſe Seele mein Gebet, und dieſes mein Gebet bin ich ſelbſt. Erhörſt Du es nicht himmliſcher Vater, ſo bin ich vernichtet.

„O, mein Gott und Herr! ſende mir den Teufel Weltis in Geſtalt eines ſchwarzen Bockes und laß ihn dort aus der Sakriſtei kommen.“

Ohne Amen zu ſagen, verließ der fromme Bruder die Kanzel, denn er hatte ſeinen Zuhörern noch eine Ueberraſchung zugedacht, die um ſo weniger ihrer Wirkung fehlen konnte, da er mit allem Aufwande ſeiner Beredſamkeit ſie eingeleitet, ſeine Kräfte aber wohlweislich geſchont hatte, um ſie am Schluſſe in ihrem vollen Glanze ſpielen

zu lassen. Mitten in der Kirche blieb er stehen und das Angesicht der Sakristei zugewendet, hob er beschwörend an:

„Im Namen Jesu Christi befehle ich Dir, Teufel Weltis, in Gestalt eines schwarzen Bockes aus dieser Thür hervorzukommen, auf daß ich Dich züchtige, wie mein frommes Herz begehrt, nach dem Beispiel der heiligen Margaretha."

Er gab hierauf das verabredete Zeichen und zwei Mönche öffneten die Thür der Sakristei, aus welcher ein schwarzes Böcklein mit vergoldeten Hörnern hervorsprang, dessen Fell mit Harz und Schwefel stark bestrichen war und lichterloh brannte. Das arme Thier wußte vor Angst und Schmerz nicht, wohin es sollte, in der gedrängt vollen Kirche bot sich ihm nur der einzige schmale Weg nach der Kanzel, wo der fromme Medardus stand.

Mit possirlichen ungeberdigen Sprüngen stürzte es auf diesen los, während die andächtige Gemeinde Geter schrie. Die Gefahr war in der That nicht gering; das brennende Böcklein hätte einem Weibe zu nahe kommen und deren Kleider Feuer fangen können und bei dem Gedränge in der überfüllten Kirche wäre ein Unglück unvermeidlich gewesen.

Aber mit kalt entschlossener Wuth erwartete Medardus seinen Todfeind und versetzte ihm, da er ebenanlangte, einen so wohl angebrachten Faustschlag zwischen die Hörner, daß das Böcklein taumelte, zu Boden sank und wie todt dalag.

Da ward es still in der Kirche und Bruder Medardus, der triumphirend dastand, gewann von Neuem Aufmerksamkeit.

„Ei," rief er, „biſt Du mit einem Male ſo höflich und beſcheiden geworden, Du armſeliger Polterer und ſchon anfangs. Oho! Es wird noch beſſer kommen."

Das Böcklein fing wieder an zu ſtöhnen und zu mäckern, denn das Feuer brannte ihm immer näher auf die Haut und weckte es aus der Betäubung.

„So recht!" rief der eifernde Capuciner, „das entſpricht ſchon beſſer Deiner grimmig teufliſchen Natur."

Das Böcklein zuckte, zappelte und mäckerte noch ſchmerzlicher.

„So recht! noch ärger!" rief der fromme Bruder. „Meinſt Du etwa, ich ſoll Dich fürchten oder vor Dir laufen? Nein, im Geringſten nicht. Gott ſoll man fürchten, aber nicht den Teufel. Vor Dir ſoll man ſich nur hüten, Du garſtiger Koth- und Sündengeiſt. Komm' in welcher Geſtalt Du willſt, und wären Deine Hörner hundert Mal ſo lang und Dein Fell hundert Mal ſo feurig, ich fürchte Dich nicht."

Da raffte ſich das Böcklein mit einem Male wieder auf, machte raſende Capriolen, ſchüttelte Fell und Hörner, und abermals warf ſich Medardus über ihn her und ſtreckte mit neuen Fauſtſchlägen es zu Boden.

„Der Stärkere iſt über Dich gekommen!" rief er mit Heldenſtimme, „verdrießt es Dich? — Verdrießt es Dich, daß mein Herz, welches Du geſtern zu Deinem Pallaſte machen wollteſt, Dir entzogen und zu einer heiligen Wohnung geweiht iſt? — Was willſt Du noch? Ja! wenn Du könnteſt, wie Du wollteſt, ſo wäre keines meiner

Gebeine mehr ganz. Aber da, Du ohnmächtiger Geist, da, Du schwarzer mit den Ketten der Finsterniß gebundener Mohr!

„Kannst Du nicht besser Dich wehren? Kannst Du nicht furchtbarer Dich machen? Da, Du Narr!

„Nicht wahr? diese Fäuste schmecken anders, als die zarten Händchen und Füßchen der lieben Margaretha! Dies ist für mich, dies für die heilige Margaretha, dies wieder für mich, das für die heilige Magaretha, da, da, da, da."

Die andächtige Gemeinde fing laut und kreischend an zu lachen, und es war auch lächerlich, nur für das arme Böcklein nicht, welches sich gar närrisch und wunderlich gebehrdete.

Das Gelächter aber störte den frommen Capuciner auf keine Weise in einer Glückseligkeit.

„So recht, meine andächtigen Zuhörer!" fuhr er fort, „lacht den stolzen Teufel aus; seht, er weiß nicht mehr was er thun soll, und wird endlich zum Narren. Gern thät er etwas Großes und ein mehreres uns zu schaden, aber er kann nicht, der arme Teufel, der todte Löwe — der längst durch Christum überwundene Feind.

„Behütet Euch nur durch die Gnade Gottes, denn all' sein äußeres Poltern und Drohen ist lauter Wind und Narretei. Er soll damit aufhören, denn jetzt lege ich ihm sein Handwerk vollends."

Und von neuem schlug und trat er das arme Böcklein. Das Jauchzen und Gelächter vermehrte nur seine heilige Wuth.

Längſt ſchon ſtreckte der Erbfeind entſeelt alle viere von ſich, dies hinderte den eiſernden Capuciner jedoch keineswegs, noch ferner ſeinen Haß an ihm zu kühlen. Seine Kleider fingen Feuer, er achtete deſſen nicht.

Verſuch' Deine Macht nur einmal noch!" wollte er rufen, aber die Stimme verſagte ihm. Auch der letzte Reſt von Beſinnung verließ ihn endlich. Er ſank zu Boden, ſein Mund ſchäumte, convulſiviſch ſchlug er noch mit Armen und Beinen um ſich, und ſeine Gewänder glimmten und rauchten wie das Fell des armen erſchlagenen Böckleins. Die Laienbrüder eilten mit naſſen Tüchern ihm zu Hülfe und trugen ihn ſammt den todten Erbfeind leblos vom Wahlplatze.

Mehr als jemals erbaut verließ die zahlreiche Gemeinde heute die Kirche. Beträchtliche Spenden waren eingegangen, und Pater Arnulphus verkaufte St. Margarethen-Amulets, welche raſenden Abſatz fanden. Beſonders empfahl er ſie den Eltern mannbarer Töchter, denen er erzählte, wie der elende Weltis nicht nur an den frommen Medardus ſich gewagt, ſondern auch die ſchönſte und unbeſcholtenſte Jungfrau im Städtchen angefallen und ſie ihrem Bräutigam abſpenſtig gemacht habe.

Der arme Walter durfte ſich nirgends blicken laſſen, oder man deutete mit Fingern auf ihn und flüſterte ſich zu:

„Das iſt der Bräutigam, dem der Teufel Weltis ſeine Braut abſpenſtig gemacht."

Lichtſcheu, wie das böſe Gewiſſen, ſaß er ſtill im finſterſten Winkel der Gaſtſtube und zitterte, ſo oft die Thür der Herberge geöffnet wurde, aus Furcht, ein Bekannter könnte eintreten und ihn anreden.

Endlich fing es an zu dunkeln. Er hing ſeinen Mantel um, drückte den Hut tief in die Augen und ging. Für ihn gab's nur einen Weg — nach dem Hauſe der Geliebten, dahin führten alle Wege ihn, es war ſein Rom.

Schon ſtand er vor ihrer Thür, ſchon lag ſeine Hand auf dem Griff der Klinke, als noch einmal ſein Stolz erwachte:

„Sie hat mich dem Teufel aufgeopfert, ſoll ich nochmals von ihr hören, daß ich ihr zum Abſcheu und Widerwillen bin?"

Entſchloſſen wandte er der Thür den Rücken.

Vor dem Thor ließ er ſich auf eine Raſenbank nieder. Noch einmal rief er ſeinen ganzen Schmerz herbei und fing bitterlich an zu weinen. Er fühlte, daß er Margaretha lieben, daß er ſie bedauern, entſchuldigen, beklagen müſſe.

Wie fromm und keuſch, wie ſanft und ſchön war ſie, da ſie noch glücklich war, und als Furie und Hexe konnte ſie ſich doch keineswegs glücklich fühlen.

Die Nacht war völlig angebrochen, die alle unheimlichen Gefühle vermehrt. Ihm graute vor der Hölle und ihrer Macht, er fühlte ſich mit der Geliebten geſpenſtiſch und dämoniſch verwildert.

Er ſprang von ſeinem Sitze auf und ging eine Strecke vorwärts. Die Bewegung erwärmte ihn und einzelne Stellen aus der Predigt

fielen ihm bei und tröſteten ihn. — Auch er war in der Kirche geweſen, und hatte den frommen Medardus ſagen hören:

„Gott ſoll man lieben, aber den Teufel ſoll man haſſen.“

Und eine wunderſame Heiligkeit kam über ihn. Er haßte den Teufel als einen begünſtigten Nebenbuhler, als den ſchändlichen Verführer ſeiner Braut und wie kann der Teufel bitterer gehaßt werden?

Ebenfalls hatte der fromme Bruder geſagt:

„Für ſeinen Gott zu leiden oder den Teufel zu prügeln, ſei ein gleiches himmliſches Verdienſt.“

Mit Stolz betrachtete er ſeine Fäuſte. Und fühlte ſich ſelig in dem Bewußtſein, was er damit leiſten könne. Er dünkte ſich ein Auserwählter. Der Geiſt der heiligen Margaretha kam über ihn.

Er hatte eine lichte Stelle des Hölzchens erreicht, der Mond ſchien hell, und es war ihm, als würde ſich der Himmel hier ihm öffnen und ihm das Paradies verkünden. — Er eilte an's Werk.

Der Boden war uneben und viele Steine lagen im Wege, das Städtchen war arm und konnte nicht viel auf ſeine Verſchönerungen wenden. Aber Walter hatte gehört, daß Zauberer, um einen Geiſt zu beſchwören, zuvörderſt einen Kreis um ſich ziehen. Daher ſäuberte er den Platz und bildete einen Kreis von Steinen. Die Arbeit war mühſelig, aber ſie begeiſterte ihn.

Endlich war der Zauberkreis geſchloſſen und mitten in demſelben warf ſich Walter auf die Knie, faltete die Hände, ſchlug die Augen zum Himmel auf und rief:

„Barmherziger Gott! Du weißt warum ich heirathen wollte. Meine Knechte sind gottlose Diebe, meine Mägde faule Dirnen, meine Ochsen, Pferde, Schafe, ja, meine Böcke selbst sind Engel gegen sie. Lieber Gott! soll ich zeitlebens unter lauter Vieh stecken. Ich muß eine Frau in der Wirthschaft haben. Und Margaretha! — verzeih, lieber Gott, wenn ich mit meinem dummen Menschenverstande an Deiner Allgüte irre werde, — dieses liebe fromme Geschöpf, was hat sie Dir gethan, daß Du dem Teufel erlaubst, sie unglücklich zu machen.

„Die Menschen hatten ihre Freude an uns. „Da geht ein schönes Paar," riefen sie uns nach, wo wir uns blicken ließen. — Mich priesen sie glücklich, weil meine Braut schön und tugendhaft war. Sie pries man glücklich, weil Du mit Hab und Gut mich reichlich gesegnet hast. Darf mir aber der Teufel die Braut holen, so kann er mein Hab und Gut mit in den Kauf bekommen, und ich selber, lieber Gott, stehe nicht dafür, daß ich nicht auch von Dir abfalle.

„Wir aber sende einmal den Teufel Weltis, und Du sollst sehen, daß keine heilige Margaretha und kein frommer Capuciner, wo es auf's Zuschlagen ankömmt, sich mit mir messen können.

„Lieber Gott, ich seufze, bete, ringe zu Dir mit Augen, Brust und Lippen. Wohl möglich, daß die Heilige und Capuciner das besser vermögen. Aber wenn meine Arme und Beine sich eine fromme Bewegung machen, und Heilige und Capuciner glauben es mir gleichthun zu können, so ist das lächerlich.

„So weit die Andacht meiner Augen, Brust und Lippen, jetzt, guter Gott, sieh einmal die Andacht meiner Arme und Beine.“ Und mit gleichen Beinen sprang er in die Höhe wie ein Affe, schlenkerte was er konnte mit den Armen und schrie:

„Schicke mir den Teufel Weltis! Schicke mir den Teufel Weltis.“

Bruder Medardus hatte sich von seinen heiligen Convulsionen völlig erholt, und an der reichbesetzten Klostertafel seines ermüdeten Leibes wohl gepflegt. Erst im Freien merkte er, daß er ein wenig über die Gebühr den Bechern zugesprochen hatte. Doch gings noch auf den Straßen, welche ziemlich eben waren. Erst vor dem Thore und im Wäldchen merkte er, wie schwer ihm Kopf und Beine waren. Er stolperte über jeden Stein, sank bei jeder Vertiefung, brummte und taumelte weiter.

Wohlweislich mied er aber die finstern Laubgänge, damit es weder Weltis noch einem andern Höllenfürsten einfiele, ihn in einer Stimmung, wie seine gegenwärtige, heimzusuchen und hielt sich hübsch an die offnen lichten Plätze, auf welche der Mond gar hell schien.

Endlich erreichte er einen freien Platz. Eine freundliche Hand hatte alle Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt, welch ein Labsal für seine schwankenden Beine. Er stolperte in den Kreis und gewahrte einen wunderlichen jungen Menschen, der Sprünge machte wie ein Affe, dazu fürchterlich mit den Armen schlenkerte und rief:

„Schicke mir den Teufel Weltis, o Gott! Schicke mir den Teufel Weltis.“

„Was soll der Teufel Weltis!“ fragte der fromme Bruder in seiner heitern Weinlaune.

Und eine fürchterliche Stimme schrie:

„Dank! Dank! lieber Gott!“

Der fromme Bruder fühlte zu gleicher Zeit von ein Paar eisernen Fäusten sich berührt, daß er vermeinte, sein Rückgrad wäre ihm gebrochen.

„Au weh! au weh!“ schrie er, „was seid Ihr für ein gottloser Mensch, weil Ihr einen Geistlichen so hinterlistig anfallt!“

Einen Augenblick stutzte Walter, denn er erkannte den frommen Capuciner, der heut so schön gepredigt hatte und dem er seine jetzige heilige Stimmung verdankte. Da aber sah er an dessen abwehrend ausgestreckter Hand den Brautring seiner geliebten Margarethe und stieß ein heiseres Gelächter aus, wie das der mordlustigen Hyäne. Mit todtkalter Entschlossenheit kniete er auf die Brust des unglücklichen Capuciners und schlug phlegmatisch an den Schädel ihm zu zerdreschen, indem er sprach:

„Freilich siehst Du jetzt aus wie der Bruder Medardus. Aber ich habe Dich heut schon einmal gesehen, da warst Du ein Bock und Du kannst Dich auch in einen Drachen und in einen gebundenen Mohren, und sonst worin Du willst, verwandeln, und ich habe heute in der Kirche gelernt, wie ich Dich zu behandeln habe.

„Wiſſe, Du ohnmächtiger Teufel Weltis, daß Gott den Eheſtand eingeſetzt; Du aber ſchlimmer als Asmodi, der nur die Ehen ſtört, verführſt ſchon die Bräute, damit gar keine Ehen zu Stande kommen ſoll. Aber, Profit die Mahlzeit! Gott iſt allmächtig und Du nicht.

„Aus Verhängniß Gottes iſt es Dir erlaubt worden, meine Braut zu verführen, aber dafür hat die Allmacht Dich jetzt in meine Hände gegeben und ich bewundere die Allweisheit ihrer Fügungen, in ſchlimmere Hände konnteſt Du nicht gerathen.

„Frag' im ganzen Lande, wen Du willſt, ob einer ſich mit mir zu meſſen wagt, und jedes Kind wird Dir ſagen: „Wohin Walter ſchlägt, da wächſt kein Gras."

Der arme Medardus rief: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!"

„Warum haſt Du die heilige Margaretha nicht um Barmherzigkeit angefleht, als Du unter ihren Füßen lagſt. Sie kann beſſer lieben als haſſen, beſſer verzeihen als züchtigen, denn ſie iſt eine Heilige.

„Auch den Bruder Medardus hätteſt Du um Barmherzigkeit bitten ſollen, als er heut Dein brennend Fell Dir gerbte, denn Du haſt ihm nichts zu Leide gethan, und er haßt Dich nur aus allgemeiner Menſchenpflicht.

„Mich aber, hinterliſtiger Satan, bitteſt Du um Barmherzigkeit? Muß ich meine Braut nicht rächen? Darf ich dem ſchändlichen Verführer verzeihen, der noch den Ring meiner Braut am Finger hat? Sollen ehrliche Leute mich in's Geſicht ſpucken und meine Kinder mich einen dummen Jungen nennen?"

„Nimm ihn zurück den vermaledeiten Ring!“

„Erst muß ich für meine Seele sorgen, ich bin kein Märtyrer, für Gott kann ich nicht leiden. Allein den Teufel zu prügeln bin ich auserwählt. Sieh ich bin fast schon so glückselig wie der fromme Medardus, als er Dich heute in der Kirche züchtigte, und ich will mich heilig an Dir prügeln, so heilig wie die heilige Margaretha selbst, deren Fest heute ist. Und nicht eher will ich ablassen, als bis der Himmel sich öffnet und eine Taube ruft: Walter, das hast Du brav gemacht! Seit dem Sturze der bösen Engel in den Abgrund ist die Hölle dermaßen nicht gewackelt worden.“

Aber es ist nicht so leicht, sich zum Heiligen zu prügeln, wie Walter glaubte.

Schon lag der Capuciner bleich, blutig und wie leblos da, und immer wollte sich der Himmel nicht öffnen und keine Taube zeigen.

Vor Müdigkeit konnte Walter keinen Arm mehr rühren. Weil indessen auch jener schwarze Sclave unter Margarethens Händen ohnmächtig lag, glaubte auch er genug gethan zu haben. Er begnügte sich seinem Nebenbuhler den Ring von der kalten Linken zu ziehen, und weil jeder Sieg stolz macht, wollte er jetzt zu Margaretha gehen und ihr sagen:

„Ich lasse mich vom Teufel selbst nicht ungestraft beleidigen, der Teufel Weltis hat seinen Theil, und diesen Ring, den ich Dir gab, habe ich ihm abgenommen und behalte ihn. Hier ist der Deinige wieder, schenke ihn, wem Du willst.

Ruhig wie ein Held kehrte er in die Stadt zurück, durchschritt stolz die Straßen und vor der Hausthür besann er sich nicht lange, trat rasch ein und ging geradeswegs in die Stube.

Wie groß war seine Ueberraschung, als ihm Margaretha gesund und munter, mit einem Freudenschrei entgegensprang. — Aber dicht vor ihm blieb sie stehen und rief erschrocken:

„Mein Himmel, wie siehst Du aus!“

Walter dachte schon, ihr Widerwille und Abscheu kehrten zurück.

Doch Margaretha fuhr fort: „Deine Kleider sind zerrissen und voll Blut. Was hast Du gethan?

„Sage mir zuvor,“ rief Walter. „was ich von Dir zu erwarten habe, bin ich Dir immer noch ein Greuel! nun wohl! so weiß ich, was ich zu thun habe.“

„Still davon,“ flehte sie, „ich war gestern fieberkrank, ich phantasirte und war von Sinnen. Erst gegen Morgen schlief ich ein und erwachte gegen Mittag und jetzt ist alles vorüber.“

„Diesen Morgen,“ sagte die Mutter, „habe ich der heiligen Margaretha eine Kerze geopfert.“

„Und diesen Mittag,“ sprach der Vater, „habe ich ihr ein St. Margarethen-Amulet gekauft und umgehängt.“

„Und jetzt,“ rief Walter, „ist alles gut, denn ich habe den Teufel Weltis wacker durchgedroschen und ihm Deinen Ring wieder abgenommen; hier ist er.“

„Den Teufel Weltis habt Ihr durchgedroschen? Herr Schwiegersohn!“ fragten beide Eltern mit Erstaunen.

„Wie vermochtest Du das?“ rief Margaretha.

„Ich habe es heute in der Kirche von dem Kapuziner-Prediger gelernt. Erst betete ich was ich vermochte. — Zuletzt schlug ich darauf los, so lange ich den Arm rühren konnte.“

Er erzählte den ganzen Vorfall und mit sprachloser Bewunderung betrachteten alle drei den jungen Helden und Margaretha faßte plötzlich seine Hand:

„Komm, komm,“ flüsterte sie ihm zu, „ich habe Dir etwas zu sagen, was niemand hören darf.“

Mit wonnigen Regungen folgte Walter in ihr sauberes Gemach.

Sie war mit einem Male ganz verändert. Eine liebende, zärtliche Braut, bat sie: „Küsse mich, so herzlich wie Du kannst.“

Mit Entzücken that Walter was sie begehrte, und sie fuhr mit Thränen in den Augen fort:

„Jetzt bin ich wieder rein, und will Dir beichten, als ob Du mein Beichtvater wärst. Sieh, mein Freund, ich war ein stolzes, hoffärtiges Ding. Ich wußte, daß man mich schön fand, und wollte aller Welt gefallen. Daß Du mich liebtest, hielt ich für nichts besonderes, deshalb that ich spröde gegen Dich und erlaubte Dir kaum einmal mich zu küssen. Aber Gott hat meine Eitelkeit hart gestraft, indem er dem Teufel erlaubte mich grausam heimzusuchen. O, sieh mich nicht an, ich vergehe sonst vor Scham.

„Ja wohl, der Teufel war recht roh und unverschämt, und ich, eine sittsame Jungfer, hatte nie zuvor was Arges gedacht. Darum war ich so verwildert, ich fühlte mich so elend, so verworfen, als müßte ich vor jedem rechtlichen Mädchen mich schämen.

„Dich aber haßte ich, weil ich mich vor Dir am meisten schämen mußte, darum war mir Deine Gegenwart fürchterlich. Ich war von Sinnen und hatte Fieber. Doch als ich diesen Mittag erwachte, da fühlte ich, wie unrecht mir geschehen, und daß ich unschuldig sei, denn was vermag ein schwaches Weib gegen die Gewalt der Hölle, und ich hatte mich gewiß recht tapfer gewehrt, und den Teufel nicht nur überwältigt, sondern auch mit Füßen getreten.

„Ich fühlte aber jetzt auch, wie sehr ich Dich liebe, und wie gern ich Dir angehöre und Dir, theurer Bräutigam, mit Gottes Willen alles gewähren kann, was der schändliche Teufel Weltis mit Gewalt mir rauben wollte. Obendrein hast Du mich gerächt und ihm den Ring wieder abgejagt und schon deshalb würde ich Dich heirathen. — Jetzt lieber Walter, bin ich Dein mit Leib und Seele, aber wir wollen bald Hochzeit machen."

„Ja wohl, Du frommer Engel!" rief der beglückte Walter, „wir müssen dieser Tage schon Hochzeit machen, ehe es einem anderen Höllenfürsten einfällt, Dich heimzusuchen. Denn das kann ich Dir sagen, der Teufel Weltis ist einer der gottesjämmerlichsten und schwächsten Höllencreaturen, und es giebt deren noch viel grausamere, Du hättest heute nur in der Kirche sein sollen."

Nach wenig Tagen waren sie ein Ehepaar. Pater Armulphus umwand sie mit der Stola, und die ganze Stadt freute sich über das Paar, auf welchem Gottes Segen sichtbar ruhte, indem es sein Glück der Hölle und dem Teufel abgerungen.

Als das Hochzeitfest vorüber war, gedachte Walter des frommen Bruder Medardus, der ihn so trefflich beten und den Teufel Weltis züchtigen gelehrt. Das beste, was vom Hochzeitsschmaus an Wein und Speisen übrig war, lud er auf einen Wagen, spannte seine jungen feurigen Braunen vor und kutschirte nach dem Capucinerkloster.

Eine schreckliche Kunde vernahm er dort. Der Teufel Weltis, trotz Salomons Zaubermacht, den Fußtritten der heiligen Margaretha, den Faustschlägen des frommen Capuciners und der blutigen Rache eines beleidigten Nebenbuhlers immer noch nicht sattsam genug gedemüthigt, hatte sich in den Hinterhalt gelegt, den guten Medardus aufzulauern, um an einem profanen Orte, wo er freilich mächtiger war als in einer Kirche, dem frommen Capuciner alle aus Andacht und Gottseligkeit erhaltenen Faustschläge, aus höllischer Rachsucht und teuflischer Schadenfreude mit Wucher zurückzugeben.

Blutend, matt und krank — so erzählte der Bruder Pförtner — sei er spät am andern Morgen heimgekehrt. Er hatte verschiedene Löcher im Kopfe, mehrere Rippen im Leibe waren ihm zerbrochen und kein gesundes Fleckchen Haut war an seinem ganzen Körper zu finden.

Er lag im Bette und hatte wenig Hoffnung mit dem Leben davon zu kommen.

„Möge ihm Gott den ewigen Frieden ſchenken," ſeufzte Walter „Sagt ihm, ich habe den Teufel Weltis wacker abgedroſchen, daß nicht nur meine Frau, ſondern er vollkommen gerächt ſein wird; vielleicht freut ihn das auf dem Todtbette noch und erleichtert ſein Sterben."

Wirklich ſtarb der fromme Medardus in Folge der Verletzungen, welche der hinterliſtige Schandgeiſt ihm beigebracht. — Der Teufel Weltis aber iſt ſeitdem nie wieder geſehen worden; wahrſcheinlich haben die St. Margarethen-Amulets ihn vollends vertrieben, welche der Pater Arnulphus noch heutigen Tages verkauft.

Das Tollhaus.

Eine jüdische Erzählung.

Nathan sah seinen Vater emsig in großen Büchern lesen, und die edlen Züge des Greises, sein dichter silberweißer Bart, flößten dem kaum siebzehnjährigen Jüngling Ehrfurcht ein. „Mein Vater"! rief er aus: „ich möchte weise sein wie Du"!

Schwerlich hätte der Rabbi solch eine Störung bei seinen frommen Studien sich ungestraft gefallen lassen. Allein es war sein Erstgeborner, sein Liebling, der zu ihm gesprochen, und er begnügte sich gelassen zu erwiedern: „Mein Sohn! geh' in's Tollhaus!"

— „Du hast mich mißhört mein Vater! ich möchte weise sein wie Du."

— „Geh' in's Tollhaus! mein Sohn!"

— „Wohl mag ich wenig Hoffnung haben jemals so weise zu werden wie Du, aber bin ich deshalb ein Tollhäusler?"

— „Zum letzten Male mein Sohn, geh' in's Tollhaus."

Drei Mal hatte es der Rabbi gesagt. Einem Rabbi soll man gehorchen, einen Weisen nicht bei seinen heiligen Studien stören, und einen Vater soll man ehren. Mithin, um sich nicht gegen Gesetz,

Weisheit und Kindespflicht zu versündigen, mußte sich daher er entschließen in's Tollhaus zu gehen.

Mit Ehrfurcht empfing Jonas, der Aufseher, den Sohn seines Rabbi und überhäufte ihn mit Fragen: „Wie geht es Euch? Was macht Ihr? Wie befindet sich der Rabbi? Was steht Euch zu Diensten? Was befiehlt Euer Vater? Welcher Ursache verdanke ich die Ehre Eures Besuches?"

Auf alle diese Fragen antwortete Nathan schlichthin: „Guter Jonas, auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters komme ich hierher in's Tollhaus, um Dich zu bitten, mich unvorzüglich einzusperren."

Jonas zog ein bedenkliches Gesicht. Sein steter Umgang mit Geisteskranken hatte ihn dahin gebracht, daß er häufig Gesunde für nicht Bessere ansah, oder zum wenigsten überall gerne Sinnesverwirrung wahrnehmen wollte. Er betrachtete Nathan daher mit argwöhnischen Blicken und sprach mit bedenklichem Kopfschütteln:

„Gotteswunder! Wie mannigfaltig sind die Strafen, womit der hochgelobte Gott unsere Sünden heimsucht! — Nathan! Ihr müßt doch ein gar guter Mensch sein. Denn so lange ich meinen Posten bekleide, ist noch niemand zu mir gekommen und hat gesagt: „„Jonas ich bin toll! sperre mich ein!"" Wären alle Tolle so gescheut wie Ihr, so brauchte ich keine Knechte, keine Riegel, keine Stangen, Gitter, Schlösser und Ketten, und es wäre eine Lust Aufseher im Tollhause zu sein. Eben darum mein lieber Nathan, kann es so schlimm mit

Euch nicht stehen, denn Ihr wißt was Euch fehlt, und zieht daraus die richtige Schlußfolge, daß Ihr hierher gehört! Aber junger Mensch! Thätet ihr nicht besser Eure Einbildungskraft zu beherrschen. Denkt an Euren Vater, Eure Mutter und Eure Geschwister und bringt nicht solchen Kummer und solche Schande über Eure ganze Familie!"

„Du magst wohl selber toll sein!" rief Nathan zornig, „weil Du Dich unterstehst, mich für toll zu halten. So behandelst Du den Sohn Deines Rabbi? Kannst Du nicht blindlings gehorchen, wenn ich Dir seine Befehle überbringe? — Kömmt es Dir zu, Bemerkungen über die Sprüche eines Rabbi zu machen? — Thu' was Deines Amtes ist, oder Du wirst abgesetzt!"

Diese seltsamen Worte, sammt den zornigen Geberden, mit denen Nathan sie begleitete, bestärkten den armen Jonas nur in seiner vorgefaßten Meinung, und mit geheimnißvoller Miene erwiederte er: „Stille! lieber junger Herr! damit Euch meine Knechte nicht hören! das sind gar wilde und böse Menschen, die nicht den mindesten Lärm in diesem Hause dulden."

Nathan fühlte wohl, daß er sich zur Mäßigung bequemen mußte und daß sein Jähzorn nur dazu diente, die Mißverständnisse zu mehren. „In der That", sprach er, „ich habe alle Ursache mich meiner Heftigkeit zu schämen, denn, wie durfte ich auf's erste Wort Gehorsam von Dir verlangen, da ich meinem Vater drei Mal widersprach, ehe ich ihm gehorchte. Wie durfte ich mich erzürnen, da ich hier bin, die Befehle meines Vaters zu überbringen und, in so fern er glaubwürdiger ist

als ich, sie Dir zu erklären, wenn Du mich nicht verstehen solltest! Mein Vater aber durfte mir zürnen, denn er las in der heiligen Schrift, als ich mit unnöthigen Fragen, ihn drei Mal unterbrach, und statt zu schelten, wie ich mit Dir, wiederholte er mir sanftmüthig drei-Mal den gegebenen Befehl. — Wohlan mein lieber Jonas! hier bin ich im Namen meines Vaters, um Dich zu bitten, mich einzusperren! Nicht weil ich von Sinnen bin, sondern aus blindem Gehorsam gegen meinen Vater, dessen erhabenen Geist zu fassen mein schwacher Verstand nicht hinreicht."

War Jonas vorhin nur betroffen, über den seltsamen Auftrag den ihm Nathan überbrachte, so gerieth er jetzt vollends in Erstaunen, weil er eben den Jüngling, den er kurz vorher für toll gehalten, jetzt so weise und zusammenhängend reden hörte; und Nathan, der sich an seiner Verlegenheit weidete, fuhr selbstgefällig lächelnd fort: „Wie ich glaube mein lieber Jonas! hast Du jetzt eine vortheilhaftere Meinung von meinem Verstande gewonnen, dazu aber hätte es meiner Worte nicht bedurft, und ehe Du mich wie einen Irrsinnigen behandeltest, hättest Du wohl meinen Puls fühlen können."

Jonas machte Entschuldigungen.

„Nein!" sagte Nathan: „Nach meinen Worten darfst Du Dich nicht richten. Ich könnte jetzt einen lichten Augenblick haben und die beste Weisheit, wenn man sie ohne Geschick und Behelf vorträgt, kann wie Unsinn klingen; während der Unsinn durch eine glänzende blumenreiche Sprache aufgeputzt, wunder nach welch' einer Weisheit

ſchmecken kann. Du weißt, ich habe für mein Alter ſchon mancherlei gelernt, ſo daß ich allenfalls im Stande bin, prächtige Redensarten zuſammen zu ſtellen und ſie einem Ungelehrten für Weisheit hinzugeben. Meine Worte alſo kannſt Du nicht beurtheilen, denn Du biſt kein Gelehrter! Alſo fühle meinen Puls, das iſt Deines Amtes, das haſt Du gelernt und mußt es verſtehen!"

— „Wenn ich Euch nun ſage, ich halte Euch für ſo vollkommen geſund am Geiſte, wie nur irgend ein Menſch ſein kann, wollt Ihr dann zufrieden ſein?"

— „Nein Jonas! daran iſt mir wenig oder gar nichts gelegen, denn ich will hier eingeſperrt ſein und bleiben, ſo lange mein Vater es für gut erachtet. — Wozu die Umſtände? Entweder ich bin bei Sinnen, ſo wirſt Du meinen Worten Glauben ſchenken, indem ich Dir die Befehle des Rabbi überbringe oder ich bin von Sinnen, ſo gehöre ich hieher und Du würdeſt in Folge Deines Amtes recht und wohl thun, mich hier zu behalten."

„Unerhört!" rief Jonas. „Denn geſetzt, Ihr wäret nicht bei Sinnen, ſo müßte ich berückſichtigen daß Ihr der Sohn meines Rabbi ſeid, und darf Euch und den Eurigen die Schande nicht anthun. Da ich nun aber einſehe, wie gar mächtig Ihr Eures Verſtandes ſeid, ſo kann ich nicht glauben, daß der weiſe Rabbi Gedriel Ben Eleaſar ſeinen talentvollen, wohlunterrichteten Sohn zum Spaße in's Tollhaus ſchickt. Oder ich will wenigſtens zu ihm ſchicken und fragen laſſen, was ſein Wille ſei.

— „Haſt Du einen Knecht oder eine Magd, oder ſonſt irgend einen Botenläufer, den Du für glaubwürdiger hältſt, als mich?“

„Nein! ich werde ſelbſt gehen!“

— „Daß mein lieber Jonas würde ſündlich ſein, denn der Talmud lehrt uns ausdrücklich, man ſoll den Worten eines Rabbi glauben, nicht nur, wenn ſie aus ſeinem Munde gehen, ſondern auch wenn andere glaubwürdige Perſonen ſie berichten.“

Jonas wußte nicht mehr was er ſagen oder thun ſollte und Nathan fuhr fort:

„Hör' zu! ich will Dir eine Geſchichte erzählen und ſodann magſt Du einen Entſchluß faſſen. —

— In Iſrael, ſo berichtet unſer Talmud, herrſchte einſt große Dürre und die Früchte der Felder drohten zu verdorren. Man beſchloß daher zu dem weiſen Abba Chilkia zu ſenden, auf daß er eine Fürbitte zu Gott um baldigen Regen thun, denn Abba Chilkia war ſo wohlgefällig dem Herrn, daß alle ſeine Gebete Erhörung fanden. Er war ein Enkel des Chona Magol, der ein ebenſo wunderkräftiges Gebet hatte und einen Kreis um ſich zu ziehen pflegte, den er nicht eher verließ, als bis der Herr ſeiner Andacht Gnade geſchenkt. — Zwei Männer wurden mit der Botſchaft an Abba Chilkia beauftragt.

Als ſie anlangten trafen ſie ihn nicht daheim, und ſie mußten auf's Feld gehen, ihn aufzuſuchen. Endlich fanden ſie ihn und er arbeitete emſig wie ein Taglöhner mit Spaten und Haue.

„Friede ſei mit Euch,“ ſprachen die Männer.

Er dankte ihnen, wandte ihnen aber sein Antlitz nicht zu, und was sie ihn ferner frugen, ließ er unbeantwortet.

Darüber ward es Abend und Abba Chilkia nahm Hacke und Spaten auf die linke Schulter, seinen Mantel aber warf er auf die Rechte, um heim zu kehren und lud die beiden Männer ein, ihm zu folgen.

Anfangs lag der Weg voll spitzer scharfer Steine und Abba Chilkia ging barfuß und trug seine Schuhe in der Hand.

Hierauf kamen sie an einen Teich, da zog er seine Schuhe an und watete hindurch.

Endlich mußten sie sich durch Disteln und Dornhecken winden, da hob Abba Chilkia seine Gewänder auf und ritzte sich Kniee und Schenkel blutig.

An der Thür seines Hauses kam ihm sein Weib herrlich geschmückt entgegen. Er ließ sie voran in's Haus treten, dann folgte er selbst die beiden Männer aber ließ er hinter d'rein gehen. Er setzte sich mit Weib und Kindern zu Tische, nöthigte aber die beiden Männer nicht mit zu essen und nachdem er gegessen und gesegnet hatte, nahm er sein Weib bei Seite und sprach zu ihr:

„Ich weiß weshalb diese Männer hier sind. Komm laß uns auf's Dach des Hauses gehen und den lieben Gott um Regen bitten, der dem Lande noth thut."

Sie gingen auf das Dach ihres Hauses und er stellte sich diesseits, sie jenseits und fingen beide an zu beten. Da sandte Gott ein

kleines Wölkchen, das der Seite wo die Frau betete, und diesem Wölkchen folgten andere Wolken, zuletzt war der ganze Himmel voll schwerer dunkler Wolken, und der Regen fiel in Strömen nieder, so daß auf dem Dache keines Bleibens mehr war. Beide schlossen ihre Andacht und gingen wieder hinunter. Und Abba Chilkia fragte die beiden Männer: „Was ist Euer Begehr und weshalb seid Ihr gekommen?“

Die Männer sagten: „Unsere Gelehrten haben uns gesendet, auf daß Ihr Gott um Regen bitten möget, welcher dem Lande noth thut!“

„Gepriesen sei der Herr!“ versetzte Abba Chilkia, „denn er läßt in Strömen regnen, mein Gebet thut nicht Noth!“

„Wir wissen aber,“ entgegneten die Männer, „daß es auf Euer Gebet regnet.“

„Mit Nichten!“ sprach Abba Chilkia, „denn ich habe mit meinem Weibe gemeinschaftlich gebetet; ich diesseits, sie jenseits, und die Wolken kamen von ihrer Seite!“

Die beiden Männer wollten dies nicht glauben und meinten: „Alles was Ihr thut und redet scheint so absonderlich und unerklärbar, daß wir uns wohl darüber wundern müssen!“

Abba Chilkia erwiederte: „Fraget, so will ich es Euch erklären.“

Und die Männer fragten: „Warum verrichtet Ihr als Meister Tagelöhnerarbeit?“

„Ich kann nicht stets bei den Büchern sitzen und muß mir bisweilen auch Bewegung machen, die ebenfalls nicht nutz- und zwecklos sein darf!“

— „Warum habt Ihr uns beim Gruße das Antlitz nicht zugewendet und alle unsere Fragen unbeantwortet gelassen?"

— „Wenn ich Tagelöhnerarbeit verrichte, darf ich mich nicht auf Gespräche einlassen und mein Antlitz gehört dem Werke an, welches ich beschaffe."

— „Warum nahmt Ihr beim Nachhausegehen den Mantel auf die eine, Spaten und Hacke aber auf die andere Schulter, da die schweren Feldgeräthe Euch minder gedrückt haben würden, hättet Ihr sie auf dem Mantel getragen?"

— „Alles was ich habe, betrachte ich wie mir von Gott nur geliehen, der mir mehr nicht schenkt als ich nothdürftig eben für mich selbst gebrauche. Alles übrige gehört den Armen und ich gebrauche nur so viel, wie der Theil eines Armen beträgt. Ein Mantel, der mir geliehen worden ist, darf wohl von mir getragen werden, ich aber darf nichts auf demselben tragen, denn dazu ist er mir nicht geliehen."

— „Warum habt Ihr auf steinigem Wege Eure Schuhe in die Hand genommen, aber sie angezogen um durch's Wasser zu waten?"

— „Die Steine, die im Wege lagen, konnte ich sehen und mich in Acht nehmen. Allein das Wasser war trübe und ich durfte befürchten, daß etwas auf dem Grunde lag, woran ich mich verwunden könnte."

— „Warum hobt Ihr denn Eure Kleider auf um durch Disteln und Dornen zu schreiten und ritzet Euch die Beine blutig?"

— „Meine Kleider hat wie gesagt Gott mir nur geliehen, meine Beine aber hat er mir geschenkt, sie sind mein Eigenthum und ritze ich sie blutig, so heilen sie von selber wieder. Nicht so meine Kleider."

— „Heute ist weder Sabbat noch Festtag und doch ist Euer Weib so herrlich geschmückt?"

— „Nicht umsonst haben die Israelitinnen den Trieb sich zu schmücken und der ärmste Bettler soll einem guten Weibe diese Lust gönnen, damit sie strebe ihrem Manne zu gefallen und er Geschmack an ihr und nicht an anderen Weibern finde.

— „Warum ließet Ihr beim Eintritt in Euer Haus Euer Weib vorangehen, uns aber hinter drein folgen?"

— „Ich kenne mein Weib, aber Euch nicht. Ich weiß, daß mein Weib schön ist, ich weiß aber nicht ob Ihr keusch seid.

— „Warum habt Ihr uns nicht eingeladen, wie es die Gastfreundschaft mit sich bringt, Theil zu nehmen an Eurem Mahle."

— „Ich hatte, wie Ihr gesehen haben werdet, nur wenig Brod."

— „Wir sahen es, und würden, wie es die Höflichkeit erfordert, für alles gedankt haben."

— „Ich aber sage nicht, was ich nicht aufrichtig meine."

— „Warum verleugnet Ihr, daß es auf Euer Gebot jetzt regnet."

— „Wahrlich! Wahrlich! Die Wolken kamen von Seiten meines Weibes — und sie ist Gott wohlgefällig, des vielen Segens, den sie von Hungrigen und Durstigen bekömmt, drum während ich studire um für meine Seele zu sorgen, vertheilt sie Brod und Almosen. Unsere

Nachbarn auch sind große Schalke und weil mein Weib sauber einhergeht, wünschen sie ihr alles Unheil über den Hals. Sie aber betet zu dem Allmächtigen, daß unsere Nachbarn ablassen mögen von bösen Worten, wo nicht, daß seine Barmherzigkeit ihnen verzeihe."

Als die Männer alles das gehört hatten, sagten sie zu einander: „Wahrlich! Abba Chilkia ist weise und was er spricht ist klug und sinnreich! weil aber seine Absichten unseren blöden Augen nicht einleuchten, dürfen wir seine Handlungen nicht nach unsrem Sinne beurtheilen, oder seine Reden thöricht finden, weil wir sie nicht besser verstehen. Vielmehr wäre es nicht nur lachenswerth, sondern ruchlos sogar die Eingebungen eines Weisen für Thorheiten zu erklären."

„Meine Geschichte ist aus!" fügte Nathan hinzu. „Wohlan Jonas wie gefällt Dir die Nutzanwendung. Ist es nicht lachenswerth und zugleich ruchlos in den Eingebungen der Weisen Thorheit zu erblicken.

„Freilich!" rief Jonas. „Es wäre schlimmer als die schlimmste Tollheit. Jeder Wahnsinnige nämlich, und steht es noch so arg mit ihm, verräth immer noch ein Fünkchen von Menschenverstand. Wer sich einbildet König zu sein, setzt sich eine Krone auf, denn einem Könige gebührt eine Krone. Wer sich einbildet von Glas zu sein, fürchtet sich zerbrochen zu werden, denn Glas ist zerbrechlich; wer sich für einen Astrologen hält, guckt nach den Sternen, zieht Winkel und Kreise und andere mathematische Figuren, wie es die Astrologen thun. Kurz in allem diesen liegt noch eine Art Zusammenhang und Sinn

Wer aber die Eingebungen der Weisen für Thorheiten erklärt, begeht einen vollkommenen Unsinn, der alle Wahrscheinlichkeit und allen Zusammenhang ausschließt, so daß nicht einmal ein Tollhäusler auf solch' ausgemachten Aberwitz kommen könne."

— „Nun denn, Jonas! Auch mein Vater ist ein Weiser, der nach göttlichen Eingebungen handelt. Er sendet mich zu Dir, auf daß Du mich einsperrest. Hüte Dich, diesen seinen ausdrücklichen Willen für unwahrscheinlich und widersinnig zu halten, damit Du nicht nach Deinen eigenen Worten aberwitziger erscheinst als Deine sämmtlichen geisteskranken Pfleglinge.

Mit Staunen betrachtete Jonas den blutjungen Menschen, der so weise sprach. „Kommt!" seufzte er endlich. Gott ist gerecht, und der Rabbi Euer Vater hat es befohlen". „Aber kommt gleich, denn noch habe ich mein bischen Verstand beisammen und wenn ich Euch länger zuhöre, weiß ich nicht mehr, soll ich Euch einsperren, oder Euch die Schlüssel geben, damit Ihr mich in mein eigenes Tollhaus einschließt.

Sie gingen nach dem Hinterhause, erstiegen dort eine Treppe, durchschritten einen Vorplatz und erreichten das verhängnißvolle eiserne Gitter. Jonas erschloß es und sie betraten den wohlverwahrten Gang, der nach drei Kammern führte. Sie waren mit den Nummern Eins Zwei und Drei bezeichnet.

„Billigerweise," sagte Jonas, sollte ich Euch Nummer Eins geben. Allein dort sitzt bereits seit dreißig Jahren eine verrückte Weibsperson Sie ist die älteste Kranke im Hause, und nehme ich ihr das Zimmer, so könnte sie Euch mehr Unruhe verursachen als Ihr Bequemlichkeit darinnen findet. So muß ich Euch denn Nummer Zwei geben, obgleich Ihr da Wand an Wand einen gefährlichen Nachbarn habt, einen Rasendtollen, der lange nicht zu bändigen war. Jetzt aber ist er mit centnerschweren Eisen an den steinernen Boden geschlossen, die werden ihn schon festhalten und Ihr habt nichts zu fürchten, auch wenn er noch so sehr rumoren sollte.

Mit diesen Worten erschloß Jonas die Thür des Zimmers No. 2 und im selben Augenblicke öffnete sich die Thür von No. 1, aus der ein kleines altes Weib, seltsam und alterthümlich gekleidet, mit gezierten Schritten hervortrat. „Gott grüße Sie, Herr Jonas!" begann sie auf lächerliche Weise sich drehend und wendend. „Wer ist dieser feine junge Herr? Ein Doctor?"

— „Nein!" sagte Jonas verdrießlich.

— „Ein Fremder, der diese Anstalt besehen will?"

— „Nein."

— „Also auch ein Kranker? — Ach! so! Und sich vor Nathan tief verneigend, fuhr sie mit verzerrter Höflichkeit fort: „Freut mich die Ehre zu haben, Sie kennen zu lernen, Ihre Nachbarschaft Wand an Wand ist mir sehr willkommen und ich werde das Meinige thun, um Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen.

Nathan lachte und Jonas rief ſtrenge: „Still Libiſch! Kannſt Du denn nicht einen Augenblick vernünftig ſein?“

„Ich bin mehr als vernünftig!“ erwiederte ſie. „Ich habe Bildung und Lebensart. Aber dieſer junge Kranke iſt in ſeinem Wahnſinn ſo verbauert, daß er nicht einmal antwortet, die Ehre iſt ganz auf meiner Seite und ich werde Ihre Artigkeit dankbar erwiedern.“

Jonas öffnete die Thür ihrer Zelle und rief: „Marſch! auf Dein Zimmer!“

Libiſch verneigte ſich vom Neuem: — „Bitte, Herr Jonas, ſpaziren Sie voran. Ich gehöre hier zu Hauſe.“

Jonas faßte ſie unſanft beim Arm, ſchob ſie hinein, warf die Thür zu und ſchloß ab.

„Herr Jonas! Herr Jonas!“ rief ſie laut

— „Was ſoll ich noch?

— „Sagen Sie mir nicht Adieu?“

— „Adieu in's Teufels Namen.“

— „Adieu! beſuchen Sie mich bald wieder. Ihre Gegenwart iſt mir jederzeit angenehm. Aber Sie müſſen ſo vorlieb nehmen. In dieſem Hauſe iſt nicht viel und noch weniger etwas Gutes zu haben.“

Jonas wandte ſich zu Nathan: — „Sie iſt ganz unſchädlich und thut Niemanden etwas zu Leide, weßhalb ich ſie auch frei auf dem Gange einhergehen laſſe. Nur Euretwillen habe ich ſie eingeſchloſſen. Eure Thür laſſe ich offen, damit Ihr hier nach Belieben heraustreten könnt. Wünſcht Ihr noch ſonſt etwas? So ſagt es frei heraus!

„Nichts, gar nichts," seufzte Nathan, indem er seine Zelle betrat. — „Gern wollte ich Euch irgendwie dienen, wenn ich nur wüßte womit. — Ich möchte Euch Bücher bringen, damit Ihr einen Zeitvertreib habt. Allein es dunkelt schon und Licht darf ich Euch nicht geben. Es würde die Irren beunruhigen, und könnte mich einer schweren Verantwortung aussetzen. — Da seht Euer Bette, es ist rein und das beste, das ich habe. Eine Nacht werdet Ihr es schon aushalten und morgen mit dem Frühesten gehe ich zum Rabbi Eurem Vater und sage ihm meinetwegen: „Euer Nathan ist Eurem Willen gemäß bei mir im Tollhause. Was soll ich nun weiter mit ihm anfangen? Die Gemeinde hält dieses Haus für die Irren und hier hat der Arzt zu sagen und nicht der Rabbi.

Nach diesen Worten ging Jonas und Nathan hörte ihn das Gitter schließen. Schon als er seine Zelle betrat, beim Anblick des mit eisernen Stangen wohlvergitterten Fensters, hatte ihn ein seltsamer Mißmuth ergriffen. Jetzt, wo er zum ersten Male in seinem Leben der Freiheit sich beraubt fühlte, wallte eine Art zorniger Ungeduld in ihm auf. Er eilte auf den Gang hinaus, prüfte das Gitter um sich zu überzeugen, ob es auch wirklich verschlossen und er ein Gefangener sei, dann rief er laut aus; „Vater! o mein Vater, warum hast Du mich hierher gesendet.

Noch einmal beruhigte er sich und dachte in seine Zelle zurückkehrend: „Alle Welt rühmt die Weisheit des Rabbi Gavriel Ben Eleasar. Sicher also beabsichtigt er nichts anders, als meinen Gehorsam

und meine Standhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen und je härter die Prüfung iſt, der er mich unterwirft, um ſo mehr wird es mir zur Ehre gereichen, wenn ich ſie beſtehe.

Der Mond ging auf und ergoß ſeinen vollen Glanz durch das eiſenvergitterte Fenſter in Nathans Zelle, welcher andächtig den üblichen Gebetſpruch herſagte: „Gelobt ſeiſt Du Herr, der Du das große und kleine Licht gemacht.“

Zugleich aber auch erhellte der Vollmond die anderen Zellen und ſei es nun, daß die magiſch bleichen Strahlen verſtörend auf die Augen wirkten oder daß dieſes Geſtirn einen anderweitigen geheimnißvollen Einfluß, der noch nicht wiſſenſchaftlich ergründet iſt, auf mangelhafte Organiſationen ausübt. Kurz die Wahnſinnigen fingen an ſich zu regen und unruhig zu werden.

„Mein weiſer, zärtlichbeſorgter Vater,“ tröſtete ſich Nathan anfangs, „wird mich ſicher keiner Leib- und Lebens-Gefahr hier ausgeſetzt haben. Die Närrin, ſo ſagte Jonas, iſt unſchädlich und der Wüthende liegt in centnerſchweren Ketten, die keine Menſchenkraft brechen kann.“ Völlig aber konnte er ſeiner unheimlichen Empfindungen nicht Herr werden und er fügte hinzu: „Das iſt der Fluch, der auf dem Wahnwitze ruht! Wehe dem Unſeligen den Gott mit Irſinn ſtraft. Dem Sichern weihen wir Pflege und Wartung; wir führen den Blinden und ſtützen den Lahmen; und jedem Leiden und Gebrechen begegnen wir mit Theilnahme und Beihülfe. Nur den Wahnſinnigen ſcheuen wir. Er erregt uns Furcht und Grauen, wir legen ihn in Ketten, beſchränken ſeine Kräfte und züchtigen ſeine abſichtsloſen Frevel.

In diesem Augenblicke begann der Wüthende neben an mit seinen Ketten an zu klirren und mächtig auf zu seufzen, wozu er mit melancholisch tiefer Baßstimme klagte: „Weh! weh! diese Ketten! Was habe ich verbrochen, daß man mich mit centnerschweren Eisen belastet. Zu gleicher Zeit fing Libisch an, mit gellender Stimme lustige Lieder zu singen, laut aufzujauchzen in der Zelle, wild umher zu tanzen und in die Hände zu klatschen.

So zwischen wahnsinniger Heiterkeit und dumpfem Wuthgestöhne mitten inne, vermochte Nathan nicht länger sein Bangen zu beherrschen und klagte von Neuem: „O Vater! mein Vater! warum hast Du mich hierher gesandt! hast Du auch wohl bedacht, daß ich aus Mitgefühl im Grauen der Nacht und der Einsamkeit mit den Wahnsinnigen wahnsinnig werden kann?"

Aber der Wüthende hörte auf zu ächzen und begann mit tiefer Stimme: „Libisch! Libisch!"

Und Libisch unterbrach ihren Tanz und Gesang, indem sie zärtlich erwiederte: „was willst Du geliebter Manasse?"

„O Libisch," fuhr die melancholische Baßstimme fort, „mich dauert der Narr auf No. 2. Er muß sehr unglücklich sein."

— „Woraus schließest Du das, mein scharfsinniger Manasse?"

— „Höre nur wie laut er seufzet und klaget. Ich unter meinen centnerschweren Ketten ächze und stöhne doch nur dumpf in mich hinein. Er aber klagt und seufzet hell und deutlich auf; folglich muß ein Unglück ihn zu Boden drücken, was schwerer wiegt, als meine Centnerlast von Eisen."

Nathan ſtutzte. „Es iſt erſtaunlich,“ dachte er, „daß der Wahnſinn ſelbſt in ſeiner Aufregung und Wirrniß ſo glückliche Einfälle zu Tage bringt. Der Hauch Gottes, der ſich im menſchlichen Geiſte offenbart, kann doch unter keinen Umſtänden ſein lichtes Weſen verleugnen.“

Sein Erſtaunen vermehrte ſich als Libiſch erwiederte: „Weiſer Manaſſe! Du irrſt, wenn Du den Narren auf No. 2, unſeren gemeinſchaftlichen Nachbarn, für unglücklich hältſt. Er kann mit ſeiner Lage ſehr zufrieden ſein.“

— „Iſt er nicht leidend?“

— „Im Gegentheil, mein lieber Manaſſe. Er iſt geſund wie ein Fiſch, ihm thut kein Finger weh.“

— „Weshalb denn geberdet er ſich ſo kläglich?“

— „Erräthſt Du das nicht, mein ſcharfſinniger Freund? Er iſt friſch und geſund und verrückt.“

„Wahrlich,“ dachte Nathan, „dieſes Weib hat recht und giebt mir eine gute Lehre. Mein Benehmen iſt nicht das eines Verſtändigen.“

— „Horch', Libiſch!“ begann Manaſſe wieder, „der Narr iſt jetzt ganz ſtill geworden.“

— „Das iſt er, vortrefflicher Manaſſe, denn er hat unſer kluges Zwiegeſpräch vernommen und die Weisheit unſrer Worte hat ihn gerührt.“

— „Wenn das iſt, meine fromme Libiſch, ſo iſt wohl auch Hoffnung vorhanden, daß er wieder zu Verſtande kömmt.“

— „Dieſe Hoffnung dürfen wir nicht aufgeben, mein edler Manaſſe und wir müſſen das Unſrige thun um ihn zu heilen.“

— „Wie fangen wir das an?“

— „Ich will zu ihm gehen und mit ihm reden.“

„Ach Libiſch, wie vermagſt Du das? Ich habe wohl gehört, daß Jonas Dich heute einſchloß!“

— „Poſſen!“ lachte ſie hell auf. „Perſonen von ſo ausbündiger Weisheit wie Manaſſe und Libiſch fragen nicht nach Schloß und Riegel.“

„Wie froh bin ich, dachte Nathan, mit eignen Augen geſehen zu haben, daß Jonas ihre Thür verſchloß. Ohne dies würde ſie unfehlbar jetzt zu mir kommen.

Allein er wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, als er vernahm, daß Libiſch nach einigem Rütteln, ihre Thür aus den Angeln hob, ſie anlehnte und hinaustrat auf den Gang. Er hatte noch ſo viel Beſinnung raſch aus dem Bette zu ſpringen und nach ſeiner Thür zu eilen. Inwendig aber befand ſich weder Schloß noch Riegel und Libiſch hatte die Klinke bereits ergriffen und öffnete ſie mit überlegener Kraft, indem ſie ein gellendes Gelächter ausſtieß.

Das kleine dürre Weib in ihrer altväteriſcher Tracht ſtand da[illegible] bleichem Mondlicht zu einem Geſpenſt entſtellt und alle ihre Geſi[illegible] muskeln waren in einem fortwährenden Zucken, alle ihre Glieder in einer unheimlichen Bewegung begriffen.

„Armer, junger Menſch,“ begann ſie höhniſch, „denkſt Du Libiſch läßt ſich durch Schloß und Riegel halten?“

„Soll ich einmal meine Ketten abschütteln?“ brüllte Manasse und erhob ein furchtbares Geklirre. —

„Wie kommst Du hierher?“ fragte Nathan bestürzt. „Ich sah Jonas Deine Thür verschließen.“

„Blödsinniger Knabe!“ sprach sie mit unbeschreiblicher Verachtung. Du begreifst also nicht, daß man eine verschlossene Thür immer noch aus den Angeln heben kann? Ja so seid Ihr Menschen, die Ihr Euch die Vernünftigen schelket. — Die Schlösser befestigt Ihr an der Klinke!“

„Und wo soll man sie denn anbringen,“ fragte Nathan ängstlich.

„Wo? Dummkopf! Wo? — An der Angel. Kannst Du eine Thür öffnen, deren Angeln unbeweglich sind?“

„Aber dahin richtet sich die ganze Hebelkraft,“ erwiederte Nathan. Der stärkste Riegel würde brechen, wenn das Holz nicht weicht.“

„Schuldloser, unerfahrener Jüngling, Dein Geist gleicht dem alten steifen Karrengaul, der keinen Muth mehr hat, daß eingefahrene Geleise zu verlassen, Du kannst mich nicht verstehen, denn Du hast nie gewagt auf eigene Hand klug zu sein. Weiche von hinnen! Dein Beruf ist das Tollhaus nicht. Du wirst die Weihe des Wahnsinns [illegible]mpfangen. Du bist nur hier, — weil Dein Vater Dich hierher [illegible]ickt hat.

„Weib, um Gotteswillen! Woher weißt Du das?“ rief Nathan uneingedenk, wie oft er selbst das laut ausgerufen.

„Der Mond da!“ schrie Libisch wild und deutete mit weitausgestrecktem Zeigefinger aus dem Fenster. Der Mond da sagt mir alles.

Die bleichſüchtige Fratze, wie ſie mich angrinſet, Du blankes verzerrtes Affengeſicht. — Aber der Sonne ſage ich's wieder. Morgen ſage ich es der Sonne.

Sie bemerkte Nathan's Entſetzen und fuhr fort: „Ja! ja Du biſt hier, weil Dein Vater Dich hergeſchickt. O ich weiß alles. Ich weiß auch, weßhalb er Dich hergeſchickt hat."

— „Und weshalb denn?"

— „Du ſollſt hier lernen auf eigene Hand klug ſein!"

— „Auf eigene Hand klug ſein?"

— „Ja! Thu' was Dir einfällt und ſprich was Dir auf die Zunge kömmt. Laß die Leute lachen und die Köpfe ſchütteln, und ſage ihnen: Sie ahnen nicht die Seligkeit auf eigne Hand klug zu ſein. Wenn ſie aber weinen, ſo lache Du, und wenn ſie gehen, ſo tanze, frühſtücke, wenn Du zu Bette gehſt und ſpeiſe zur Nacht, wenn Du aufſtehſt. Sie werden Dir ſagen, der Schnee iſt ſchwarz, Du aber höre nicht auf ſie, ſondern ſtecke Deine Laterne an, und ſuche Blutegel. — Sie werden Dir ſagen, daß Blutegel Geld koſten, weil ſie rar werden. Ich ſage Dir, es giebt deren mehr als zu viel. Die ganze Welt iſt ein großer Blutegeltiſch, wohin Du gehſt ſetzen ſie ſich Dir an und ſaugen ſich feſt und doch ſind ſie theuer, unverſchämt theuer. Sie koſten [illegible] alles."

„Barmherziger Gott!" rief Nathan. „Ich werde wahnſinnig!"

„Heißa!" jauchzte Libiſch. „Wird es Licht in Dir? Auf! Juhe! Springe! Tanze! Nur Muth und Selbſtvertrauen; denn das iſt Glück

und Wonne! — Horch! Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen. Aber Hand auf den Mund. Niemand darf es wissen! — Sieh' ich bin nicht toll. Allein die Menschen sind's, und ich kann sie nicht alle binden, weil es zu wenig Stricke giebt. Mich aber haben sie gebunden, denn so viel Stricke hatten sie und der Klügste giebt nach. Meinetwegen. Laß sie die Gescheidten sein. Ich denke zu groß um mich über solche Kleinigkeiten nicht erhaben zu fühlen. Denn, damit Du es nur weißt: Hier ist gar kein Tollhaus, — das Tollhaus ist draußen. Da draußen wird geraset, so lange die Welt steht. — Da draußen beten sie das goldene Kalb an, da draußen beschwören sie die Sündfluth über sich, da draußen empört sich die Rotte Korah, da draußen wird noch immerfort der Tempel Zion zerstört. — Ist es nicht Tollheit sein Gesicht zu entstellen um zu sagen: ich bin schön? Wohlan! die Sünde hat das scheußlichste Gesicht und die schönsten Weiber entstellen sich durch Sünde und blicken verächtlich auf ihre häßlichen Mitschwestern, die nicht schön genug zur Sünde sind. — Ist es nicht Tollheit Gäste zu bitten, wenn man selbst nichts zu essen hat. — Wohlan, draußen bitten sie Gäste, setzen ihnen die kostbarsten Gottesgaben auf Silber und Gold vor, nicht um sie zu sättigen und zu laben, sondern um sie zu ärgern und ihren Neid und ihre Mißgunst zu erregen und um zuletzt doch als Schwindler und Betrüger dazustehen. — O junger Mensch, fuhr sie fort, ich hatte ganze Böden voll Getreide und edler Früchte. Aber die Würmer kamen hinein und fraßen sie an. Ich hatte über hundert Liebhaber und keiner von den Scheinen

hat mich geheirathet. Ich hatte Hausfreunde und Freundinnen und Diener und Mägde die Menge und es waren lauter Schufte und Spitzbuben, die mir mein Gold und Silber ſtahlen und gehenkt und ausgepeitſcht wurden. — Und warum mir das alles? kann das Zickelein dafür, daß das Kätzelein gekratzet?" — Und hiermit brach ſie in bittere Thränen aus. — „Ach! ach!" ſchluchzte ſie: „hätte nur das Kätzelein nicht gekratzt, ſo hätte das Hündelein nicht gebiſſen, und das Stöckelein nicht geſchlagen und das Feuer nicht gebrannt und der Todesengel nicht gewürgt und Gott hätte den Todesengel nicht geſtraft. — Ich armes, unſchuldig gekratztes Zickelein, ich bin rein von aller Sünde!"

Manaſſe regte ſich wieder und begann mit kräftigem Baß:

„Ein Zickelein, ein Zickelein,
Das hat gekauft mein Väterlein
Um zwei Pfennigelein.
Ein Zickelein, ein Zickelein!" *)

Libiſch aber trocknete ihre Thränen und begann mit einem Male ernſt und feierlich: „Junger Menſch! ſeid aufrichtig und ſagt die Wahrheit, ohne Scheu und Rückhalt. — Nicht wahr? ich falle Euch läſtig und Ihr wünſcht allein zu ſein. — Sprecht! iſt es nicht ſo?

„In der That!" ſeufzte Nathan. „So iſt es!"

— „Wohlan ich gehe. Aber eines müßt Ihr mir verſprechen: denn ich meine es gut mit allen Menſchen und Euer Wohl liegt mir ganz beſonders am Herzen."

*) Ein jüdiſcher Paſſahliedgesang.

— „Ich will es, wofern ich irgend vermag.“

— „So hört denn. Dieses ist eine feierliche Stunde. — Versprecht mir niemals eine Thür bei der Klinke zu öffnen, sondern stets bei der Angel.“

„Ich verspreche es,“ seufzte Nathan.

„Nun wohl, so kann noch etwas aus Euch werden und Ihr braucht nicht ganz zu verzweifeln, wie die arme unglückselige Libisch.“

Und von Neuem brach sie in Thränen aus, eilte auf ihre Zelle, warf sich zu Boden und heulte und schrie wie ein ungezogenes Kind.

„Mein Geld! mein Korn! meine Juwelen! mein Silberzeug! meine seidenen Kleider! meine Spitzenwäsche! meine Daunenbetten! O die falschen Freunde, die Schelme, die mich gefangen hatten und den Raub sich theilten. Gott Du Allgerechter, erhebe Dich in deinem Zorn, räche die arme betrogene Jungfrau! Herr Zebaoth! Wenn Du der jüdische Gott bist, so züchtige die Frevler, die das reine schuldlose Zickelein kratzen! Zerschmettere sie mit Deinem Donnerstrahl! Spalte den Erdboden unter ihren Füßen, daß er sie lebendig verschlinge!“

Während Libisch sich der ausgelassensten Verzweiflung überließ, sang Manasse mit gewaltiger Stimme und begleitete seelenvergnügt sich mit Kettengeklirre:

„Da kam das Hündelein
Und biß das Kätzelein,
Das gekratzt das Zickelein,
Ein Zickelein! Ein Zickelein,
Das gekauft mein Väterlein
Um zwei Pfenniglein.
Ein Zickelein! Ein Zickelein!“

Und länger hielt ſich auch Nathan nicht. Er fühlte ſeine Sinne ſchwanken. Er glaubte bereits wahnſinnig zu ſein. Er rannte an's Gitter und rief aus Leibeskräften: „Jonas! Jonas!“

Indeß iſt ein nächtlicher Lärm in einem Tollhauſe etwas gar zu Gewöhnliches und weder Jonas noch ſeine Knechte hätten ſich ſo leicht in ihrer Nachtruhe ſtören laſſen, doch Nathan's ängſtliche, dringend flehende Stimme miſchte ſich in den ſtets wachſenden Höllenlärm und das beunruhigte Jonas. Er erſchien endlich in Nachtkleidern und mit der Nachtmütze. Das Licht in der einen Hand und in der andern die Peitſche.

„Ich will Euch ſchon Ruhe ſchaffen!“ ſprach er zu dem fieberiſch zitternden Nathan.

Zuerſt trat er bei Manaſſe ein und gab ihm einige derbe Peitſchenhiebe. Und dieſer ſchrie, ſich in ſeinen raſſelnden Ketten windend, „ich will gut thun, ich will gut thun! nur keine Schläge.“

Hierauf ging er zu Libiſch und mit den Worten „das tolle Menſch hat ihre Thür aus den Angeln gehoben,“ fing er an ſie unbarmherzig zu züchtigen.

Weit entfernt aber gute Worte zu geben, beſchwor Libiſch die grauſeſten jüdiſchen Flüche über das Haupt ihres Peinigers, während Manaſſe mit gewaltiger Stimme wehklagte: „Manaſſe hat Prügel gekriegt! Manaſſe hat Prügel gekriegt.“

Nathan benutzte dieſe Zeit ſich völlig wieder anzukleiden, und als Jonas endlich inne hielt, weil der Arm ihm wehe that und wieder auf den Gang kam, ſprach er zu ihm:

„Ich bleibe hier nicht länger. Es ist um meinen Schlaf geschehen. Die Prüfung, der mich mein Vater unterwarf, muß hier zu Ende sein; denn ich bin dermaßen verstört, daß, soll ich noch die Nacht hier zubringen, ich morgen diesem Hause verfallen sein werde."

„Wie Ihr wollt!" antwortete Jonas. „Ihr seid aus freien Stücken gekommen und mögt ebenso wieder gehen; ich habe Euch aufgenommen und entlasse Euch im Namen des Rabbi, Eures Vaters. —

Zögernd pochte Nathan an die Hausthür. Nur der Rabbi war noch wach. Er pflegte bis spät in die Nacht sich mit seinen heiligen Büchern zu beschäftigen. Schweigend öffnete er, winkte seinem Sohne näher zu treten und sich auf einen Sessel niederzulassen.

„Du kömmst früher als ich Dich erwarte," hob er an. „Sprich! welche Weisheit bringst Du heim?"

Nathan erzählte sein Gespräch mit Jonas und der Rabbi lobte seinen Gehorsam und sein kindliches Vertrauen.

Nathan fuhr fort seine Auftritte mit Libisch und Manasse zu beschreiben und schilderte seine ausgestandene Angst.

Mißbilligend schüttelte der Rabbi sein Haupt; „wo bleibt Dein Vertrauen zu meiner Weisheit, was Du dem ungelehrten Jonas so siegreich predigen konntest? Waren das leere Worte? Warst Du nicht innerlich überzeugt, daß ich Dich einer ernstlichen Gefahr nicht aussetzen würde? Obendrein sagte Dir Jonas, daß Libisch unschädlich

ſei und Manaſſe an centnerſchweren Ketten läge, die ſelbſt die Kraft des Wahnſinnes nicht zu brechen vermag."

„O mein Vater!" rief Nathan, „es iſt entſetzlich ſich Wahnſinnigen gegenüber zu befinden. Wie dämoniſch kann doch der Geiſt, der Odem Gottes, den ſeine Allgüte uns eingehaucht, verwildern, ſo daß die menſchliche Geſtalt, ohne Ebenmaß und Adel, wie ſich ſelbſt zum Hohne, häßlich und lächerlich erſcheint. In den Geſichtszügen regt ſich keine Seele, mechaniſch zucken die Mienen in Krämpfen; die Stimme iſt rauh und ohne Wohllaut und die Worte ſind dem Zufall und dem blinden Ungefähr preisgegeben, die ſie wild und gräßlich zu einem geheimnißvollen Sein zuſammen würfeln!"

„Zufall und Ungefähr," lehrte der Rabbi, „ängſtigen uns häufig im Leben. Und unſere Welt, unſere Mutter Erde, hat Krankheiten wie das menſchliche Gehirn. Sie verleugnet ihr lachendes prangendes Anſehn, ihre Schönheit, das Ebenmaß, die Ordnung, kurz alles, was ihren göttlichen Schöpfer vor unſren Sinnen preiſet und verkündet, um fiebriſch zu beben, und in blinder Zerſtreuungsluſt zu raſen. Das feſte Land alsdann ſchlägt Wogen auf wie das Meer und das ſtürmiſche Meer thürmt ſich in gewaltigen Säulen bis zu den Wolken empor. Die mütterliche Ernährerin überläßt ſich der rohen Wuth entfeſſelter Elemente und darf der Weiſe da, bei einem Erdbeben, das Vertrauen auf Gott und einer allweiſen Vorſehung verlieren? Auch die Menſchheit hat ihre Krankheiten. Sie verwildert und entartet in langen blutigen Kriegen, ſpricht allen Geſetzen und aller Gottesfurcht

Hohn und berauscht sich in Mord- und Schandthaten. — Mögest Du solche Zeiten nie erleben. Gesetzt aber sie ständen Dir nie bevor, wie willst Du da Liebe und Vertrauen zu Gott bewahren, da Du heute schon an der Fürsorge und Liebe Deines Vaters irre wurdest?

— „O mein Vater! Ich hätte mich wohl minder gefürchtet, hätte nicht das Grauen der Nacht, wo jeder lose Schein zum Schreckniß wird, mich verstört.

— „Mein Sohn auch dieses Erdenleben ist eine Nacht voll bösen Spuks, loser Gespenster und beängstigendem Wahnsinns. Tägliche Erfahrung lehrt, daß der Redliche aus seinem Eigenthum gestoßen wird, und der Frevler im Genusse seiner Schandthaten schwelgt, daß Verdienst in den Staub getreten wird, und der Unwerth sich mit dem Lorbeer schmückt, daß die Wahrheit verhöhnt und verfolgt, und der Unsinn und die Lüge bewundert und belohnt wird. — Man hat im Tollhause Dir gesagt, das Tollhaus sei die Welt, und selbst ein verwirrtes Gehirn fand einen Schein von Recht für eine so abentheuerliche Behauptung. Wohlan, mein Sohn, laß uns die Welt ein Tollhaus nennen, aber nicht im Sinne der Tollen, die in Fieberhitze schwärmen und ihren Wahnsinn beschönigen wollen, sondern im Sinn der Weisen, die den blinden Zufall, das wilde Ungefähr belächeln, wenn sie im Vertrauen auf den Augenblick sich die Weltherrschaft anmaßen und die allweise Ordnung zu verdunkeln glauben. Möge Leid und Elend stets Dir ferne bleiben. Wenn aber das Glück Dir entgegen ist, wenn harte Schicksalsschläge Dich treffen, wie willst Du da als

Meiſter beſtehen, da Du im Tollhaus ſelbſt ein Toller unter Tollen warſt?

„O, mein Vater, ſende mich noch ein Mal ins Tollhaus!“ rief Nathan, „ich werde meine Prüfung beſſer beſtehen.“

„Mit Nichten!“ verſetzte der Rabbi, „das Tollhaus iſt Dir kein Prüfungsort mehr, nun Du eines Beſſern belehrt biſt; und Du ſpotteſt jetzt ſeiner nächtlichen Schreckniſſe und Zerrbilder. Aber ein andrer Prüfungsort iſt dieſe Erde voll nächtlicher Täuſchungen und Wahnbilder. Vergiß nicht, o Nathan, daß ein himmliſcher Vater Dich in dieſes Leben geſendet hat, wie ich Dich in's Tollhaus und traue ſeinem Walten und ſeiner Fürſorge beſſer als Du meiner Sorgfalt und Umſicht dieſe Nacht vertrauteſt. Wenn dereſt mächtige Feinde Dich unterdrücken, böswillige Neider Dich verfolgen, wenn übermüthige Glückspilze Dich verhöhnen, wenn Schelme Dich verlocken und Thoren Dich beſtechen wollen, ſo hüte Dich ein Toller unter Tollen zu ſein. Umnachtet ſich aber Dein Schickſal, wirſt Du von Leiden, von Siechthum, Sorgen und Plagen heimgeſucht, ſo denke an den Tag, zu dem Dein göttlicher Schöpfer Dich nach vollbrachter Erdenmacht abrufen wird; wie ich Dich aus dem Tollhauſe abgerufen haben würde, hätteſt Du, muthig und gefaßt, die Nacht dort überſtanden. Du kannſt aus dieſer Erdennacht nicht übereilt und ängſtlich zu Gott dem Herrn Dich flüchten wollen. Der Todesengel iſt kein ſo willfähriger Schließer wie Jonas, darum harre auf Gottes Wink. Es gilt ſtandhaft und gefaßt zu dulden, bis der allmächtige Wille Dich erlöſt. Und wenn, o

Nathan, einst die Stunde schlägt, die Dich abruft von diesem Prüfungsorte zu deinem Richter, — wenn Du dann — was der Allbarmherzige verhüte — vor Deinem himmlischen Vater beschämt und kläglich dastehen müßtest, wie heute vor Deinem leiblichen Vater; — dann wirst Du nicht flehen können: „O Gott, mein Gott, sende mich noch einmal ins Erdenleben zurück, auf daß ich meine Prüfung besser bestehe.“ — Diese Welt ist dann kein Prüfungsort mehr für Dich. Ihre Täuschungen und Wahnbilder [illegible] dann ebenso machtlos über Deinen Geist und [illegible]. Die leer und eitel, wie heute jene nächtlichen Schreckgesichte im Traumhaus. — Vergiß nicht, Nathan, um der einst vor Gott zu bestehen: „Geschehenes kann nimmer ungeschehen werden. Das Gute bleibt immer gutes, das Böse ewig böses. Die Lüge bleibt Lüge, die Wahrheit, Wahrheit von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Du möchtest weise sein? — Gehe hin! — Ich habe Dir den Weg gezeigt.“ —

Norddeutsche

Volksbibliothek.

Herausgegeben

von

Dr. Herm. Schiff.

Erster Band:

Regina, oder: Das Haus Todtenstein.

Altona. Verlags-Bureau.
1858.

Druck von Wilh. Ordenbagen.

Regina,

oder:

Das Haus Todtenstein.

Historische Novelle

von

Dr. Herm. Schiff.

Altona. Verlags-Bureau.
1858.

Druck von Wilh. Grönhagen.

Einleitung.

Von dem Ende des 10ten Jahrhunderts erwartete man nichts Geringeres, als den Untergang der Welt und den Anbruch des jüngsten Tages. In der Offenbarung Johannis (20, 7) heißt es ausdrücklich: „Und wenn tausend Jahre vollendet sind“ u. s. w., und die scharfsinnigsten und gelehrtesten Geistlichen zweifelten keinen Augenblick, daß nunmehr Christus wiederkehren würde, sitzend zur Rechten Gottes, um zu richten über die Lebendigen und Todten.

Bettler, Gauner und herrenloses Gesindel, welches in allen Klöstern gastliche Aufnahme und reichliche Bewirthung fand, machte Märkte und Kirchhöfe zum Schauplatze der abentheuerlichsten Bußübungen. Männer, Weiber, Kinder und Greise bildeten einen Kreis, entblößten ihre Rücken und peitschten sich mit scharfen Ruthen so lange sie den Arm rühren konnten, oder bis sie, überwältigt von Schmerz und Blutverlust, zu Boden sanken. Dazu lautete ihre Sündenbeichte die eine schauerlicher, als die andere. Man wetteiferte, sich der empörendsten Frevel zu zeihen, und war so erfinderisch in unerhörten Sündenbekenntnissen, daß alle vorhandenen heiligen und profanen Exempel nicht in Anschlag zu bringen waren, gegen solche außerordentliche Bußfertigkeit.

Bald waren Märkte und Kirchhöfe zu enge für all' das Gesindel, welches wie Pilze aus der Erde wuchs. Alle Landstraßen wimmelten davon und die Städte hatten keinen Raum mehr es zu fassen. Unter Glockengeläute und das dies irae singend, zogen

sie aus den Thoren, um sich auf freiem Felde bald todt zu peitschen. Auch hohe geistliche Herren im härenen Gewande, das Haupt mit Asche bestreut, mischten sich in ihre Reihen und wer ihnen entgegen kam, mußte ohne Ansehen des Standes, Alters und Geschlechts mit eintreten und Theil nehmen an der Geißelfahrt. Oder sie zogen in ansehnlichen Haufen von Haus zu Haus, riefen die vornehmsten und angesehensten Bewohner bei'm Namen und hielten ihnen ihre Sünden vor, welche nicht immer aus dem Stegreif erfunden waren; vielmehr gab es unter den Bußpredigern auch fanatische Geistliche, die, schäumend vor Bußeifer, selbst das Siegel der Beichte nicht schonten.

Die Einen schenkten Hab und Gut der Kirche und begaben sich mit dem Stabe, dem härenen Kittel und zween Sandalen auf die Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Niemand wagte mehr Haus und Acker zu besitzen und die Todten wurden nicht mehr begraben, da sie doch gleich wieder auferstehen sollten. Tag und Nacht standen die Kirchen offen, und bei jedem Sturm und Unwetter wurde mit allen Glocken geläutet, als sei der verhängnißvolle Augenblick im Anzuge, wo das Alles verzehrende Feuer ausbrechen und die Welt in Asche legen würde.

Aber Wochen, Monde und Jahre verstrichen und kein Sturm und Unwetter beschädigte das zum Untergange reife irdische Jammerthal. Vergebens lauschte man auf den Posaunenschall, der bis in die Gräber dringen würde (Paul. a. d. Cor. I., Cap. 15, 52). Mit stillem Eigensinn beharrte die Welt bei ihrem herkömmlichen Bestehen und schien sich keiner Verpflichtungen bewußt gegen eine rechtgläubige Menschheit, welche mit frommem Vertrauen an heiligen Verheißungen hafte. Die Geißler, wo sie sich eingenistet hatten, zehrten alles kahl und brachten böse Seuchen mit; die Menschen starben dahin, die Leichen blieben unbeerdigt, Gras wuchs auf den Straßen, die Häuser standen leer und stürzten zusammen. Endlich ward man des Hoffens und Harrens müde und hatte das Beten, Büßen und Fasten satt.

Woran man anfangs nur mit Zittern und Zagen gedacht, war im Laufe der Zeit alltäglich worden, man hatte sich daran gewöhnt, ja man wünschte sogar den Augenblick herbei, der aller Noth und Plage ein Ende machen sollte und weil er ausblieb, mißhandelte und tödtete man die Bußprediger und Propheten, und plünderte und brandschatzte Kirchen und Klöster, wo alle Reichthümer hochaufgehäuft sich gesammelt hatten. Auch die Großen und Reichen die sich ihrer Schätze und Besitzungen entledigt hatten, um am jüngsten Tage arm und schuldlos dazustehen, verspürten wieder Gelüste nach irdischem Hab und Gut, und machten gemeinschaftliche Sache mit Räubern und Wegelagerern. Alles raubte und plünderte wild durcheinander bis irgend ein Mächtiger die Oberhand gewann, der den Landfrieden wieder herstellte und die Ritter und Räuber im Zaume hielt.

Die Geißler blieben mehre Jahrhunderte lang eine Alles verheerende Landplage und wie oft man sie auch mit Feuer und Schwert vertilgte, sie kehrten von Zeit zu Zeit immer wieder, um den Untergang der Welt zu verkünden, den sie nur abzuwenden vermochten, indem ihre unsägliche Bußfertigkeit die Langmuth des Himmels stärkte und die Geduld des Gotteslammes anfrischte, so daß der Satan in seinen tausendjährigen Banden verblieb.

Aus jener geheimnißvollen Zeit: dem Uebergange des ersten Jahrtausends in ein zweites, sind zwei Vermächtnisse auf uns gekommen. Die Geißel wurde damals erfunden, welche, im Laufe der Jahrhunderte sehr gemildert, noch heutigen Tages zur Selbstkasteiung angewendet wird, und jenes wunderbare Geißlerlied ward damals gedichtet, in welchem die ganze Reimpracht der lateinischen Sprache sich offenbart: Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David et Sybilla etc. (Tag des Zornes, Tag vor dem Jahrhunderte sich in Spreu auflösen, wie David und Sybilla verkünden ꝛc.)

Erstes Buch.

Ritter Unbesonnen.

Seltsame Gerüchte hatten sich verbreitet. In den Bergen, hieß es, sei eine Abenteurerin erschienen, um Ansprüche an die Krone zu erheben, und viele muntere junge Ritter, von ihrer Schönheit und ihren Schätzen geblendet, hätten sich bereits für sie erklärt und ihr Kriegsvolk zugeführt.

In der Hauptstadt wurden ernsthafte Zurüstungen getroffen und von allen Kanzeln wurde gelehrt: Dieses sei die große babylonische Sündenmutter, von der es in der Offenbarung Johannis heißt, daß sie die Keyer tränke mit dem Zorne Gottes, daß sie buhle und Muthwillen treibe mit den Königen und die Kaufleute reich mache mit ihrer Wollust. Die Burg, auf der sie hause, sei das verfluchte Babylon, wo der seiner tausendjährigen Banden erlöste Satan seinen höllischen Thron aufzuschlagen gedenke, um das neue Zion zu bekämpfen und dem Reiche Gottes ewigliches Trotz zu bieten.

An einem heitern Frühjahrsmorgen zog das gesammelte Kriegsheer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel vor's Thor, um Seelen und Waffen zum heiligen Kampfe zu weihen.

Abt Bernhard hielt eine begeisternde Rede und sprach:

„Hier bringe ich Euch Alle Freuden. Wählet Euch die, so Euch am meisten behagen, denn der Freuden giebt es viel und mancherlei.

„Zuerst giebt es Freuden der Hölle! Wenn die Heiligen gelästert und die Majestät der Himmelskönigin angetastet wird, so freut sich die Hölle und es jubeln die verworfenen Schaaren.

„Sodann giebt es sündliche Freuden. Es freut sich der Mörder der gelungenen Blutthat, der Gauner seines verwegenen Diebesgriffes, der Böswicht seines angestifteten Aergernisses und der Wüstling seiner unsauberen Schwelgereien.

„Es giebt aber auch erlaubte Freuden. Es freut sich der Dürstende des kühlenden Trankes, es freut sich der Hungernde des sättigenden Mahles, es freut sich der Nackte des wärmenden Gewandes. Allein das sind die Freuden des Leibes.

„Es giebt auch Freuden des Geistes. Es freut sich der Betende seiner Andacht, welche empfangen wird vor dem Throne der Himmelskönigin. Eine Freude, die wiederum gedoppelter Art ist.

„Es giebt nämlich Freuden des Geistes im Leibe und Freuden des Geistes außerhalb des Leibes. Bei jedem Ave und Paternoster freut sich die Seele dergestalt, daß oft der Leib nicht mehr vermag sie zu halten, daß er, betäubt und erstarrt, gleich einer entseelten Hülle, zurückbleibt, während die Seele sich emporschwingt zu Paradiesesfreuden, unerhörte Worte spricht und und undenkbare Wonnen fühlt (2. Cor. 12, 4).

„Wer möchte nicht solcher Wonnen theilhaftig sein; wer nicht bei lebendigem Leibe Paradiesesfreuden erfahren?

„Kann aber nur der Geistliche, der Betende ihrer theilhaftig werden? O nein! Nicht allein das Beten macht selig!

„Die Heiligen im Himmel können nur beten, aber nicht streiten; denn sie führen keine Waffen. Sie müssen sich begnügen, die Heiden und die Ketzer zu hassen und zu verfluchen, und wer von Euch so recht aus vollem Herzen die Heiden hasset, wer so recht aus dem Grunde seiner Seele die Ketzer verflucht der hegt ein paradiesisches Gefühl, welches er mit den Heiligen im Himmel gemein hat.

„Ihr aber vermögt mehr als die Heiligen. Ihr könnt mehr als haſſen und verdammen, Ihr könnt Lanzen und Schwerter ſchwingen. Und ich ſage Euch: Eure Kampfluſt, Euer Schlachtenmuth ſind paradieſiſches Entzücken. Selig, wer in ſolchem Kampfe ſiegt; denn er wird Wonnen fühlen, die er nicht erklären, auf die er ſich kaum beſinnen kann. Dreimal ſelig aber, wer in ſolchem Kampfe fällt; denn er wird die erſte Auferſtehung haben, worüber der Tod keine Macht hat. Er wird ein Prieſter Gottes und Chriſti ſein.

„Wohlan denn, meine Freunde! Sagt mir, welche Wahl habt Ihr getroffen?

„Die Freuden der Hölle? — Nein! Das iſt der Antheil Eurer Feinde, wider die ihr ſtreitet, und deshalb ſind ſie Eure Feinde.

„Die Freuden der Unthat? Ei ſo plündert und würget nach Herzensluſt, denn es ſind Eure Feinde und obendrein ſind es Ketzer. Es wird Euch Segen bringen.

„Seid Ihr Euch böſer Lüſte bewußt? — Die Kirche knauſert nicht mit ihren Streitern und hat der Gnade Ueberfülle.

„Wählt Ihr erlaubte Freuden? — Je nun! Die Kampfluſt iſt eine erlaubte Freude, die ſich auch zur Freude der Seele außer dem Leibe ſteigern kann, wenn ihr kämpfet und ſtreitet für das Lamm. Siebenfach ſelig der Streiter für das Lamm.

„Doch Eure Wahl iſt getroffen! Nicht wahr, meine Freunde? Euer Theil iſt Freude der Seele in und außer dem Leibe. Entrollt die Fahnen! Laßt die Trommeln wirbeln und die Zinken und Poſaunen ſchmettern! Denn ich ſage Euch: die Heiligen werden Euch beneiden um Eures irdiſchen Leibes willen, welcher die Waffen ſchwingen kann gegen die Creaturen des Abgrundes, gegen die Legionen des Satans in Fleiſch und Bein. Ich ſage Euch: die Heiligen werden ihren himmliſchen Wohnſitz verlaſſen, weil das Schlachtfeld, auf dem Ihr kämpfet, zum paradieſiſchen

Gefilde wird. Und ſie werden mit ihrem „Hoſſanna!“ und „Halleluja!“ einſtimmen in Euren Schlachtenſang.“

Und die Krieger jauchzten und klirrten mit den Waffen. Und während die Monſtranz erhoben wurde, wirbelten die Trommeln, ſchmetterten die Zinken und Poſaunen, und alle Fahnen wurden geſchwenkt.

Wären ſie heute ſchon im Angeſicht des Feindes geweſen, ſie hätten freudig ſich in den Tod geſtürzt, um der erſten Auferſtehung theilhaftig zu ſein.

Aber mit einem Male ward Alles wieder ſtill. Die großartigen Zurüſtungen, der gewaltſam erweckte Heldenmuth, der zur fanatiſchen Wuth geſteigerte Ketzerhaß, das alles hatte, wie es ſchien, nur einem blinden Lärm gegolten. Auf den Kanzeln hörte man nicht mehr gegen die große babyloniſche Sündenmutter eifern, die Geißler, wo ſie ſich zeigten, wurden mit ſchonungsloſer Grauſamkeit vertilgt und das geweihte und frommbegeiſterte Kriegsheer wurde entlaſſen und zerſtreute ſich, indem es nach üblicher Weiſe, ſengend, brennend und plündernd das Land durchzog.

Zu einem Treffen war es nicht gekommen, viel weniger noch war ein Sieg errungen worden. Der große, gewaltige Aufſtand war ohne Schwertſtreich unterdrückt. Die Unruhſtifterin, ſo erzählte man ſich, war auf unerklärliche Weiſe verſchwunden, ob lebendig oder todt, oder was ſonſt aus ihr geworden, wußte Niemand zu ſagen. Ihre Ritter hatten ſich ſchüchtern und beſchämt auf ihre feſten Burgen geflüchtet und das Kriegsvolk ſich aufgelöſt und zerſtreut.

Alle dieſe Räthſel forderten jedoch das Mißtrauen und den Argwohn heraus und ließen nur eine Deutung zu.

Die hohen Herren und edlen Ritter führten nicht immer ihre Waffen für Recht und Ehre und zum Schutze der Unſchuld und Bedrängten. Bisweilen wurde auch ein ſogenannter „ſtiller Zug“ unternommen: ein Zug in Rüſtungen ohne Wappen und Ab-

zeichen und es gab sogar eine gewisse Gattung von Waffenschmieden, welche alles Raubgesindel und herrenlose Kriegsvolk kannten, und deren heimlicher Betrieb es war, mit Allem, was zu einem stillen Zug gehörte, auszuhelfen, woran sie auch für ein gutes Handgeld, oder wenn sonst Aussicht auf gute Beute war, wohl selbst Theil nahmen.

Wenigstens auf der Königsburg glaubte man mit Sicherheit zu wissen, daß alle diese erstaunlichen Veränderungen sich während einer zehntägigen Abwesenheit des Grafen Hochwart nebst seinem ältesten Sohne Edmund begeben hatten und heute, wo beide sich wieder bei Hofe zeigten, leuchtete das Antlitz des Vaters von Selbstzufriedenheit und Edmund schritt noch einmal so stolz und kerzengrade als sonst einher.

Allein Graf Hochwart war der Erste nach dem König und Edmund warb um die Hand der stolzen Königstochter. Durfte ein so schnöder Argwohn sich an solche hohe Herren wagen? Waren die Ersten nach dem König nicht erhaben über den Verdacht, mit Raubgesindel zu verkehren und edle Jungfrauen heimlich aus dem Kreise ihrer Mannen zu entführen? — Bei Hofe herrschte schwüle Stille. Die jungen Ritter knirschten vor Zorn und Ingrimm und die alten, weisen Räthe schüttelten bedenklich die Köpfe.

Nur Isalde, die üppige junge Königstochter, trieb Scherz und Kurzweil wie immer und hatte ihre Lust daran, ihre Umgebung und das Hofgesinde in Verlegenheit zu bringen.

„Ich hasse die Geheimnißkrämerei!“ sprach sie. „Oheim Hochwart ist ein schlauer Fuchs. Seine Thaten leuchten ein, doch nicht die Mittel, deren er sich bedient. Und frage ich ihn: „Wie habt ihr Dieses, wie Jenes möglich gemacht?“ so schweigt der graue Schelm und lächelt schlau, als wollte er sagen: „Errathe es, wer kann!“

Ihre Frauen blickten still zu Boden; die jungen Ritter schauten finster und verdrossen drein und ein alter, greiser Rath nahm wohlbedächtig das Wort:

„Durchlauchtige Prinzessin! Wir dürfen nicht vergessen, daß Graf Hochwart sich hohe Verdienste um den König, Euren Vater, erworben.“

— „Nicht wahr, Hochweiser Herr,“ lächelte Isalde, „die Erinnerung glorreicher Thaten kann einen wortkargen, mürrischen Krieger zur Ruhmredigkeit verleiten?“

— „Ohne Zweifel, Hoheit!“

— „Und der ärgste Schwätzer plaudert nicht leicht aus, was ihn verunglimpft und ihm Schande bringt?“

— „Allerdings, Hoheit! So sollte man denken!“

— „Was bedeutet nun die Ruhmredigkeit eines schlauen Staatsmannes?“

— „Hoheit! Ich weiß das nicht zu sagen.“

— „So sagt mir wenigstens, was sein Schweigen bedeutet, wenn er sich hohe Verdienste um den König erworben?“

— „Hoheit! Ich weiß das eben so wenig zu sagen.“

— „Und seid doch geheimer Staatsrath? — Wohlan, ich will es Euch sagen, obschon Ihr bei Hofe grau geworden seid. Die Ruhmredigkeit eines schlauen Staatsmannes bedeutet, daß er für seine Verdienste gut bezahlt sein möchte, und sein Schweigen: daß er Gelegenheit gefunden, sich selbst mit ungewaschenen Händen dergestalt bezahlt zu machen, daß er füglicherweise nicht daran erinnern darf.“

Es war nur zu bekannt, wie theuer dem Könige die Dienste zu stehen kamen, die Graf Hochwart ihm leistete, und während die jungen Ritter lächelten und lachten, wußte der alte Herr nicht, was er erwidern sollte.

Indem wurde Herr Edmund von Hochwart angemeldet und trat klirrenden Schrittes in die Gemächer. Ueber seinem scharlachrothen Sammetwams blitzte heute ein silbernes Panzerhemd von ausnehmend zierlicher Arbeit.

„Siehe da! Vetter Edmund!“ rief die muthwillige Isalde. „Schon wieder einen neuen Waffenschmuck! Sollte man nicht

denken. Ihr ſtändet im Verkehr mit allen Waffenſchmieden, die Euch ihr Schönſtes und Beſtes liefern?"

Edmund merkte die Bosheit nicht. Er fühlte ſich geſchmeichelt, daß ſein neues Panzerhemd die Aufmerkſamkeit der Königstochter erregte, und erwiderte ſelbſtgefällig: „Verzeihung, Hoheit! Dies iſt venetianiſche Alliarane, wie hier zu Lande nicht zu haben iſt."

— „Ihr kommt von der Reiſe? Erzählt mir etwas von Euren Abenteuern!"

— „Das Wenige, was ich zu erzählen habe, iſt wohl kaum würdig, von Hoheit vernommen zu werden."

— „Ich möchte etwas Näheres von der Abenteurerin ſelbſt wiſſen. Iſt ſie ſo ſchön, wie man ſagt; und beſitzt ſie unermeßliche Schätze? Wo hat ſie dieſelben? Was iſt aus ihr geworden?"

Mit ſichtbarer Beſtürzung fragte Edmund: „Wer durfte wagen, meiner holden Königstochter ſolch' ſchnöde Kunde beizubringen?"

— „Nur der Truchſeß hat die Befugniß Vorſchriften zu geben, was in dieſen Gemächern paſſend oder unpaſſend iſt, und ich habe die Weiſung noch nicht erhalten, nur das zu reden und anzuhören, was ſich der Billigung des Edmund von Hochwart erfreut. Wollet mir Eure Abenteuer erzählen!"

— „Hoheit! Ich bitte die Huld, mich anzuhören nicht gleich und hier mir ſchenken zu wollen."

— „Was Ihr zu verſchweigen habt, behaltet für Euch, und wenn es auch das Beſte iſt. Ein Hochwart pflegt bei Allem, was er thut, das Beſte ſtets für ſich zu behalten. Erzählet denn!"

Während die Verlegenheit der alten Herren faſt einer Beſtürzung glich, wagten einige junge Ritter laut zu lachen. Allein Herr Edmund blickte ſtolz im Kreiſe umher. Alles ward ſtill und nur ein Jüngling ertrug mit edlem Anſtande die fragenden Blicke des Herrn Edmund.

Italde bemerkte es. — „Herr Udo von Uchtenhagen!"

sprach sie. „Die Anwesenheit dieses jungen Helden ziert erst seit gestern unsern Hof. Schon hat er die Welt mit seinem Ruhme erfüllt, und durch seine Tapferkeit und Abentheuer sich den Namen Ritter Unbesonnen erworben. Seine Wunderthaten zu Land und See im Kampfe mit den Ungläubigen gelten für unbegreiflich. Jedermann kennt sie. Er selbst braucht sie nicht zu erzählen. Wollet doch Eure Abentheuer endlich einmal erzählen."

Leise und zürnend sprach Herr Edmund zur Prinzessin: „Wollet nicht Euren nächsten Verwandten und ergebensten Ritter vor solch einem Abentheurer demüthigen."

Eben so leise fragte Isalde: „Weshalb nennt Ihr ihn einen Abentheurer?"

— „Wegen seines ungeschickten und dreisten Benehmens hier in Euren Gemächern."

Diese Worte wurden mit so leiser Stimme gewechselt, daß selbst die Zunächststehenden sie nicht vernahmen. Allein dem scharfen Ohr des Ritters „Unbesonnen" waren sie nicht entgangen und er that, was seines Namens würdig war und worauf keiner der Anwesenden gefaßt sein konnte.

Er trat einige Schritte näher und fragte: „Prinzessin, darf ich ein Lied singen?"

Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er die Laute der Prinzessin von einem Tischchen, versuchte die Saiten und nach einem kurzen Vorspiel, welches den Tactschlag der Schmiedehammer ausdrückte, begann er in einer altbekannten Weise

Der Schmied ist seinem Amboß gleich,
Ihn machen Stoß und Hieb nicht weich.
Der Schmied, der schlägt das Eisen.
Mein Harnisch ist von gu em Stahl
Und Lanz' und Schwerter allzumal,
Die werden dann — o Jammer!
Stumpf wie mein Schmiedehammer.

Chorus: Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja! das Eiſen.

Geglüht hat ſieben Mal im Heerd
Mein langes, breites Schlachtenſchwert.
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen
Viel hundert Schläge gab ich drein,
Auf alle mag der Feind ſich freun
Mein Schwert ſo treu und bieder
Zahlt Alles redlich wieder.

Chorus: Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja! das Eiſen

Wohlauf zum blut'gen Waffenſpiel
Der König ſchlägt der Ritter viel,
Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen.
War manchem Ritter eiſenfeſt
Hieb meine Schmiedefauſt den Reif
Der Schmiedeſchlag vernichtet,
Was Königsſchlag errichtet.

Chorus: Der Schmied, der ſchlägt das Eiſen,
Ja! das Eiſen.

Dieſes Lied ſtammte von den Waffenſchmieden her, wenn ſie auf Kampf und Raub auszogen und hatte ſich durch ſeine einfache kriegeriſche Weiſe bei Vornehm und Gering beliebt gemacht. Es war nicht eben unſchicklich, es in Gegenwart einer zarten Königstochter und in deren Gemächern vorzutragen; nur heute, wo Herr Edmund von geheimen Abentheuern und „ſtillen“ Thaten zurückkehrte, gereichte es dieſem zur bitteren Beſchämung. Doch Jedermann gönnte ſie ihm von Herzen und die jungen Ritter, von Udo's kühnem Beiſpiel ermuthigt, nahmen keinen Anſtand beim Chorus einzufallen. Erſt leiſe und ſchüchtern, dann herzhaft und lebendig, und zuletzt wurden ſogar leiſe höhniſch klirrende Sporntritte vernommen, welche den Tact begleiteten.

Isalde hatte mit anscheinendem Gleichmuth zugehört, ohne ein Zeichen des Wohlgefallens oder Mißfallens von sich zu geben, und Udo legte gelassen die Laute auf den Tisch zurück, von dem er sie genommen.

Herr Edmund erhob sich, verneigte sich ehrerbietig vor der Königstochter und sprach mit schlecht verhehltem Ingrimm: „Hoheit! Ich danke für den gnädigen Empfang.“

Allein Herr Udo that nie etwas zur Hälfte. Er nahte dem jungen Grafen und warf ihm seinen Handschuh hin:

— „Herr Edmund von Hochwart! Nicht nur gleich und hier, auch sonst wo, und zu jeder andern Zeit könnt Ihr Beweise meiner Geschicklichkeit erhalten.“

Grabesstille trat ein. Selbst Isalde schien von dieser unerhörten Kühnheit betroffen und den jungen Rittern pochte das Herz. Herr Edmund aber begnügte sich, einen geringschätzenden Blick auf den verwegenen Jüngling zu werfen, ließ den Handschuh liegen und wollte gehen. Doch in plötzlicher Zornesaufwallung erhob sich Isalde.

„Bleibt, Herr Edmund! und Ihr, Herr Udo, werdet gehen und Euch in diesen Gemächern nicht wieder blicken lassen!“

Mit edlem Anstande verneigte sich Udo.

— „Ich that, was ich mußte und kann nicht dafür, daß ich hörte was in meiner Gegenwart gesprochen wurde. Wie soll ich dem begegnen, der vor einer hohen Dame in meinem Beisein mich einen Abenteurer nennt. Ihr thatet es, Graf Hochwart! Wenn auch mit leiser Stimme, doch nicht leise genug für mein Ohr. Nehmt meinen Handschuh auf! Ich thue ferner was einem Ritter ziemt, geborche, und gebe.“

Noch einmal verneigte er sich vor der Prinzessin und verließ sodann die Gemächer.

„Welch ein Ritter ist das!“ sprach feierlich und gemessen Herr Edmund. „Aus dem reizenden Muthwillen unserer holdseligen Königstochter nimmt er Anlaß, böse Leidenschaften aufzuwühlen.“

Daß er den Handschuh liegen ließ, hatte die jungen Ritter vollends wider ihn aufgebracht.

König Philipp war in Nachtkleidern, der Wein röthete sein Antlitz und glühte aus seinen Augen.

„Walther!“ sprach er zu seinem Leibdiener. „Es ist keine Lust König zu sein; die Krone bringt ewigen Verdruß. Das ist noch viel zu glimpflich — eine Krone tragen, heißt unaufhörlichen Verdrießlichkeiten ausgesetzt sein. — Weißt du Schuft, welch' einen Unterschied es giebt zwischen Verdruß und Verdrießlichkeiten? Der Verdruß ist ein stolzes Raubthier, Verdrießlichkeiten aber ekles Ungeziefer. Hat man sich hier die Haut wund gescheuert, gleich juckt es da wieder. — Hast Du das verstanden, Dummkopf?“

Walther, der die finsteren Weinlaunen seines Gebieters kannte, zwang sich zu einem Gelächter.

Schwermüthig fuhr der König fort: „Wäre ich ein Heide, ich malte den Gott des Verdrusses als gekrönten König. Ich bin der Gott des Verdrusses.“ — —

In den Vorzimmern erhob sich eine jugendliche helle Mädchenstimme: „Ist der König schon zu Bette?“

Philipp's Antlitz erheiterte sich: — „Isalde! Ich will sie sehen!“

Isalde eilte in die Arme ihres Vaters, streichelte seine Wange, glättete seine Stirn und fragte zärtlich:

„Wie geht es Dir, mein Vater? Hat der böse Hochwart mich verklagt? Hat er um meinetwillen Dir den Schlaf verscheucht?“

— „Nicht doch! Er hat mir gemeldet daß — daß Du ein Kind bist.“

— „Nein, mein Vater, ich bin kein Kind mehr, dem nicht

Alles zu wissen dient. Ich komme noch so spät, um Dir zwei ernste Fragen vorzulegen."

Der König warf einen finstern Blick auf seinen Diener, und stampfte mit dem Fuße. „Vor die Thür, Tölpel! Bewache die Vorzimmer, Niemand soll unserem Gespräche nahen. — Was willst Du, Isalde?"

— „Herr Edmund von Hochwart wirbt um meine Hand. Doch eine echte Königstochter kann nicht der Dank sein für einen stillen Zug und einen Junafrauenraub. Sollte ich auch die Thronerbin nicht sein, die Königstochter bin ich ganz gewiß!"

— „Was soll das heißen?"

„Prinz Heinrich war der ältere Bruder und die Rechte und Ansprüche seiner Tochter gehen den meinigen vor."

„Isalde!"

„Mein König! Ich bin stolz auf meinen Vater. Nicht aus Ehrgeiz und Herrschsucht nahm er die Krone, sondern aus königlicher Ueberlegenheit in der selbstbewußten Ueberzeugung, der Herrschenswerthere zu sein. Man **erbt** nicht immer eine Krone, man **nimmt** sie auch bisweilen. Und wer eine Krone **nimmt**, pflegt allemal mehr König zu sein, als wer sie nur erbt. Ich, eines solchen Königs Tochter, lasse meine Hand nicht erzwingen."

— „Wer gedenkt sie zu erzwingen?"

— „Eben derjenige, der meine Nebenbuhlerin in seiner Gewalt hat. — Scheint es doch fast, als habe seine Hand nunmehr die Krone zu verleihen. Zuerst bietet er sie mir! Billiger Weise gönnt er mir den Vorkauf. Sage ich Nein, so ist **sie** in seinen Händen und er macht ihre älteren Rechte und Ansprüche geltend."

— „Das kann er nicht, Isalde. Was einmal zu Grunde gerichtet ist, läßt sich nicht wieder emporheben und Hochwart wird nicht umstürzen, was er erbauen half."

„Ein Hochwart ist zu Allem fähig."

„Wird er über die Blutstätte der Gerichteten die Fahnen schwenken lassen und ihre Güter, die er eingezogen, herausgeben?"

— „Eine Krone ist Alles, und für Alles thut man Alles'"

— „Nun denn, was begehrst Du?"

— „Das ist meine zweite Frage. Was wird ihr Schicksal sein?"

— „Wessen?"

— „Der Zauberin, der Hochverrätherin oder wenn Du willst, der Tochter des Prinzen Heinrich."

— „Sie ist im Kloster und wird den Schleier nehmen."

— „Gelübde können gelöst werden und von Eiden läßt man sich entbinden. Nachdem sie den Schleier genommen, sind wir die Unterthanen des Prinzen."

— „Und welches Loos möchten Du ihr bestimmen?"

— „Wenn sie eine Zauberin ist, den Scheiterhaufen, und wenn eine Hochverrätherin, das Schaffot."

— „Gesetzt nun, sie wäre keins von Beiden?"

— „Eine von Beiden muß sie sein, wenn nicht Beides. Sie hat ihre Ansprüche geltend gemacht, und je älter und bündiger diese sind, um so mehr ist sie Hochverrätherin."

— „Solche Worte aus einem so rosig frischen Mädchenmunde?"

— „Wie anders, mein König, soll deine Tochter reden? Wer herrschen will, muß Muth und Geist haben, um zwischen zweien Uebeln das kleinste zu wählen! Welches von beiden Uebeln ist das kleinste? der Tod einer Nebenbuhlerin oder ein Bürgerkrieg?"

„Still, still, Isalde! Du weißt nicht, was Du begehrst. Hochwart's stille Ida, wie sehr sie Dich auch verdrießt, war gut und nothwendig. Denn wisse! der Aufstand war gefährlicher als Du ahnest. Die Ursberin hat von ihrem Vater die Volksliebe geerbt und von ihrer Mutter die Schönheit. Alle ritterliche Jugend schwärmt für sie."

— „Um so schlimmer für sie, je gefährlicher sie ist."

— „Es giebt Dinge, die man meiden muß. Ihr Tod auf

offenem Hochgericht' — Die älteſten Greiſe werden ihren Kindeskindern davon erzählen, und von Geſchlecht zu Geſchlecht würde das Gerücht forterben. — Nein! Der Menſchenſinn will geſchont ſein! Man führt keine empörende Schauſpiele auf, die das Gedächtniß unheilbar verwunden."

Der König ſchwieg und nachdem er eine gute Weile forſchend die mißvergnügte Tochter betrachtet hatte, fuhr er wehmüthig fort:

„Iſalde! Wenn irgend wer das Recht hat mit ſeinem Schöpfer, der ihn in's Daſein rief, zu hadern, ſo bin ich es. Ich hatte wenig Freuden mein Lebenlang, doch Aergerniß und Kränkung vollauf. Von Allem, was ich wollte, iſt wenig mir gelungen, und was mir gelang, wäre beſſer ungeſchehen geblieben. — Iſalde! Du biſt reizend und alle Welt liebt und feiert Dich. Wirſt Du Deinen unglücklichen Vater verſtehen, wenn er Dir klagt, daß er niemals geliebt ward? — Schon als Kind liebten mich meine Eltern nicht. Mein Bruder überſah mich. Ich war ein Königsſohn und hatte nicht einmal Schmeichler. — Ich bin mißgeſtaltet. Meine Sitte iſt rauh und ungefällig, und meine Laune düſter und ſchweigſam. Mein Bruder hingegen hatte alle Vorzüge. Noch war er nicht Herrſcher, noch trug er die Krone nicht; allein er war der angebetete Thronerbe, der Abgott des Adels und der Held des Volkes. Man wetteiferte ihm wohlgefällig zu ſein und fühlte ſich belohnt durch ſeine huldreichen Blicke, durch ſein gewinnendes Lächeln. — Eine Krone läßt ſich nehmen. O ja! Allein welch ein König bin ich? Ich bin nur zur Hälfte König. Nein, kaum zum Drittheil! Ohne Hochwart habe ich keinen Adel, ohne Geiſtlichkeit kein Volk. Ich habe nichts als die leere Krone! Wer mir dient, der beraubt mich; wer ſich vor mir neigt, gedenkt mich zu mißbrauchen. Ach, was ſage ich! Ich wähnte, daß es eine einzige Seele gäbe, die mich liebt; es war mein letzter Troſt. Und ſiehe da! Meine einzige reizende Tochter hat meinen ſtolzen, unruhigen Geiſt. In aller Unſchuld tritt ſie mit jungfräulichem Ehrgeiz zu mir und fordert Blut. Ich habe mich ſchwer verſündigt an meinen Bruder, doch

geschah es heimlich, bei stillem, mitternächtlichem Dunkel. Jetzt soll ich bei hellem Tageslichte auf offenem Markte im Angesichte des Himmels seine einzige Tochter hinwürgen lassen? Meine einzige Tochter begehrt, daß ihr Vater — schlimmer als Kain das gehässigste Scheusal sei, das je die Erde trug? Daß er sein Gedächtniß für ewige Zeiten mit Fluch und Verdammniß brandmarke? Gott sei mir gnädig!"

So schrie der König wild und ungebärdig.

„Mein Vater! mein König!" meinte Isalde. „Welche Verwandlung! Könnte ich doch meinen heitern Sinn und Jugendmuth Dir einflößen! Ach, wie gern wollte ich die Blütenzeit meiner Freuden und Triumphe opfern, könnte ich Dein Blut damit erfrischen und Deinen Trübsinn verscheuchen."

Der König hatte sich gesammelt und erwiderte matt und verstört: „Weh, herzliebes Töchterlein! Vergieb Deinem kranken Vater. Beachte nicht die mitternächtlichen Geisterstunden, die seinen Schlaf vom Lager scheuchen. Sie haben keine Macht über Dich; Du wirst dereinst mit reinen Händen die Krone empfangen, die ich Dir hinterlasse. Geh' schlafen! Gott segne Dich! Gute Nacht."

„Edmund!" begann Graf Eberhard zu seinem Sohne. „Die reizende Isalde ist Dir gewogen, der König überhäuft Dich mit Beweisen seiner Gnade; die Krone winkt Dir. Erfülle Deine erhobene Bestimmung und spricht Deinem glänzenden Geschicke nicht Hohn. Du bist ausersehen spielend zu erringen, wofür Deine Ahnen ihr bestes Blut opferten. Sei ihrer würdig!"

Sie schritten in der weiten Ahnengallerie auf und nieder und Edmund entgegnete: „Das eben ist es, was mir nicht gefällt. — Bin ich ein Mädchen, daß ich eine Krone mir erheirathen soll? Ich hasse die lästige Größe, die nur getragen sein will und keine Thaten, keine Abenteuer aufkommen läßt; ich gebe es vor, eine Krone zu erobern."

„Sachte, mein Sohn! Uns, durch Geburt so hochgestellt, uns ziemt es nicht, selbstgeschaffenen Grillen nachzuhängen, Luftschlösser zu bauen und Steckenpferde zu tummeln. Mögen die, so unter uns stehen, mit ihren Einbildungen sich trösten und sich an selbstgeschaffenen Träumen laben. Wir müssen Eins und einig sein mit unserer Macht. Und wie Dein Leib sich frei und leicht bewegt im centnerschweren Harnisch, den ein Knecht kaum tragen kann, so sicher und gewandt bewege sich Dein Geist im Glanze und in der Größe, die Du von Deinen Vätern erbtest."

„Was habe ich zu thun, mein Vater?"

„Wirb um die Königstochter mit Eifer und mit Leidenschaft, wie es Deinem Range und Adel ziemt. In Festgewändern, wie im Waffenschmucke habe nur Augen für Isalde. Im Prunk der Säle, wie in der Kampfbahn sei gefeierter Held, wie sie die Königin der Feste ist. Kurz, all' Dein Ritterthum muß ihr nur gelten, und spricht sie Deinem Dienste auch noch so schnöde Hohn, darf dies Deinen Eifer nur entflammen. Wenn sie Dich ärgert und beschämt, laß ihre Mädchentücke abprallen an Deinem Stolze, wie stumpfe Bolzen von einem tüchtigen Panzer und wenn sie Dich verhöhnt, zeig', daß Du ein echter Hochwart bist, der nichts vor Augen sieht, als seinen Zweck. Ermüde sie mit Deiner Beharrlichkeit, betäube sie mit Deiner Leidenschaft."

„Und wo schöpfe ich den Muth dazu?"

„Frag' hier Deine Ahnen!" sprach Graf Eberhard und deutete längs den Wänden auf die lebensgroßen Bilder. „Im vollen Schmucke ihrer Wänden, mit allen Kleinoden ihrer errungenen Besitzungen, schauen sie Dich trotzig an, und ihre stolzen Augen folgen uns, wohin wir gehen. Trachte Dir sagen zu können: Auch ich bin ein Hochwart und brauche nicht zu erröthen vor diesen Bildern, vor gemalten Waffen, vor den Abzeichen errungener Macht und Hoheit. Edmund! Heute noch

bin ich der Erste nach dem König. Ich will Niemandem zur Linken stehen außer dem Könige und meinem Sohne. So wird nicht an Vasallen fehlen, die den ehrgeizigen Blick zur Thronerbin erheben. Schmach Dir, wofern Du den Rang Dir abgewinnen läßt und morgen dem zur Linken steht, der gestern Dir zur Linken stand."

So sprach Graf Eberhard und ging, um seinem Sohne Zeit zu lassen, diese wichtigen und staatsklugen Lehren zu beherzigen.

Heute fand Herr Edmund eine freundliche Aufnahme bei der Königstochter.

„Zürnt Ihr noch?" fragte sie ihn lächelnd.

„Hoheit! Ich Euch zürnen?"

— „Je nun! Ich habe Euch ein wenig gedemüthigt!"

— „Bin ich denn nicht von frühester Jugend an gewohnt von Hoheit Alles zu ertragen? Als Hoheit noch auf dem Arme getragen wurde — damals waret Ihr ein liebliches, feines Kindlein, prangend in herrlichen Stoffen, Spitzen und Geschmeide, wie ein Heiligenbild, welches zur Verehrung ausgestellt wird. Auch waret Ihr die kleine Gottheit, der alle Welt zu huldigen sich bemühte. Jedweder beeiferte sich, Euch zu Willen zu sein und aus dem Wege zu räumen, was Euch reizen und erzürnen könnte. Schon damals, als Ihr noch auf dem Arme getragen wurdet, war ich stolz darauf, Euer steter Spielgefährte zu sein, an dem Ihr Eure Kinderlaunen, gute wie schlimme, ausließet."

„Aber ich bin jetzt kein Kind mehr."

— „Man kann auch für ein Kind nicht fühlen, was ich jetzt für Euch fühle."

„Herr Edmund! Ihr werbt um meine Hand. Antwortet treu und wahr, wenn Euch an meiner Huld gelegen ist."

— „Ich bin bereit Euch jegliche Auskunft zu geben."

— „Wo befindet sich die Jungfrau, welche Du entführt hast?“

„Wohl verwahrt im St. Annenkloster unter der Obhut einer gottseligen Priorin und zwanzig alter gespenstischer Nonnen, die in ihren unzugänglichen düstern Mauern verlernt haben, daß draußen eine frische Gottesluft weht. Nichts Unheiliges kann sich dort auf drei Stunden im Umkreise nahen. Das Gebiet ist geistlich und wird von einer abergläubigen Bevölkerung bewohnt, der es unter dem Krummstabe wohlergeht. Der Schirmvogt hält strenges Regiment und ist uns treu ergeben. Für diese Welt ist die Unglückliche verloren.“

— „Heißt es nicht der Geistlichkeit zu vielen Einfluß gönnen, wenn die Gefährliche in ihrer Obhut bleibt?“

— „Von daher ist nichts zu fürchten. Man ist zu weit gegangen und kehrt niemals auf halbem Wege um. Man kann heute nicht rein und heilig sprechen, was man gestern verflucht, verketzert und zur Hölle verdammt hat.“

— „Wann wird sie den Schleier nehmen?“

— „Sobald der Erlaß ihres Novitiats anlangt.“

— „Darüber kann viele Zeit vergehen.“

— „Bei der kränklichen Gemüthsbeschaffenheit des Königs bleibt uns nichts Anderes übrig, als uns in Geduld zu fassen und Alles von der Zeit zu hoffen.“

— „Zu hoffen? — Was ist zu hoffen?“

— „Du willst Alles wissen, Isalde! Deine Jugend, Dein Geschlecht verschmäht jegliche Schonung!“

— „Ich will Alles wissen!“

— „Es sei! — Vielleicht erlebt sie ihre Einkleidung nicht.“

— „Kränkelt sie?“

— „Das wohl eben nicht. Allein sie zieht sich ihr Unglück zu Gemüthe, und Abt Bernhard fand für gut, ihr seinen spanischen Freund, den Leßmeister Doctor Alguarara zuzusenden, damit er sie behandle.“

— „Und der hochgelahrte Herr ist der Meinung, daß sie ihre Einkleidung nicht erleben werde?"

— „Er hat es sogar versprochen' Isalde' Man dient dem Könige und Dir mit seiner Ehre und seiner Seligkeit."

Es entstand eine lange Pause. Endlich, nachdem beide sich gesammelt, sprach Isalde: „Edmund, dies ist der Weg zu meinem Herzen. So liebe ich Dich."

„Du liebst mich, Isalde?"

„Ja! In Uebereinstimmung mit meinem Beruf und meinen Pflichten. Das Schicksal, mächtiger als Königsmacht, vereint die Königstochter mit dem ersten und edelsten Ritter des Landes. Zähle auf meine Hand, sobald die That vollbracht ist."

Udo verlachte die Warnungen seiner Freunde, vor der Rache der Hochwart's auf seiner Hut zu sein. Nach wie vor prunkte er glänzend gerüstet auf einem seiner herrlichen Rosse durch die Straßen der Hauptstadt. Und vor der Herberge, die er bewohnte, hatte er sein Wappenschild ausgehängt, welches ein Edelknabe sammt einem Kriegsknechte bewachte.

Eines Morgens trat ein Mönch, tief vermummt, zu ihm in seine Herberge.

„Wer seid Ihr, ehrwürdiger Vater?" redete Udo ihn an, als sie allein waren. „Kommt Ihr etwa, mich an das Heil meiner Seele zu gemahnen, weil ich seit meinem Hiersein nicht zur Messe und Beichte war? Dergleichen verlernt man in heiligen Landen, wo man genug thut, wenn man für seinen Glauben streitet."

— „Mein hoher Herr!" antwortete der Vermummte. „Rettet eine Unglückliche aus der Gewalt mächtiger und grausamer Feinde! Das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe."

— „Ehrwürdiger Vater! Ich thue gern das Doppelte, für die Hälfte dieser Worte."

— „Euer alleiniger Beistand und ein flüchtiges, zuverlässiges Roß, dem eine zarte Jungfrau sich anvertrauen kann, genügt zu ihrer Befreiung."

„Meine schwarze Perserin holt den Sturmwind ein und ihre Hufen scheinen kaum den Boden zu berühren. Was weiter?"

— „Das Fernere wird der schöne Mund der hohen Gefangenen selbst Euch offenbaren."

„Der schöne Mund der hohen Gefangenen? Das Abenteuer wird immer reizender."

— „Ich sage aber zu wenig als zu viel. Ein großes, hochwichtiges Werk sollt Ihr fördern."

— „Wann und wo?"

— „Das Wo? ist bald gesagt, nicht so leicht das Wann. Wollet allnächtlich vor dem St. Annenkloster zur Vigilienstunde sein und lasset Euch die Mühe nicht verdrießen, vielmal vergebens auf Wacht zu sein. Die hohe Jungfrau findet nicht leicht Gelegenheit, Euch zu sprechen. Die Losung sei: „Für Recht und Unschuld'" Die Erwiderung: „In Gottes Namen'"

— „Gut' Ich weiß genug'"

„Hoher Herr' Ihr seid nicht nur ein stolzer, sondern auch ein schlauer Kriegsheld. Die hohe Jungfrau ist verloren, sobald man ahnt, daß sie Freunde hat. Ihr tödtet sie, wofern Ihr Eure Nähe verrathet."

— „Spart Eure Worte' Ich weiß genug'"

— „Noch Eines möchte ich hinzufügen. Obschon Ihr als Glaubenskämpfer im Stand der Gnaden seid, dürfte es doch gerathen sein, nachdem Ihr die hohe Novize entführt, Euch Ablaß dafür aus dem Dominikanerkloster hieselbst zu holen. Ich bin der Beichtmeister dort. Ihr habt Euch alsdann an den Doctor Alquarara zu wenden."

Hiermit enthüllte der Vermummte sein Antlitz; es war weiß und verwittert, die tiefen Runzeln und Furchen aber verklärte ein freundliches Wohlwollen.

Ilde hielt sein Roß an; denn die Fenster der Klosterkirche waren hell und die Nonnen sangen ihre Vigilie. Er harrte und lauschte: doch Alles blieb still und sein Pferd stampfte ungeduldig den Rasen.

„Hast Recht, wackerer Gaul!“ sprach er. „Diese Grabgesänge beklemmen unsere Brust. Komm', laß uns noch einmal die Runde machen.“

Und das kluge Thier, als habe es die Worte verstanden, streckte sich, zog die Vorderbeine ein und schritt langsam fort.

Die Büsche öffneten die Aussicht in's Thal. Die Gewässer spiegelten den sternklaren Himmel wieder. Der Peregstrom funkelte im Mondlicht und die Bäume am Abhange schauerten ihre silbergesäumten Kronen. Ilde hielt sich in dem Schatten der Klostermauern, deren Pappeln hoch und schwarz in den Nachthimmel ragten.

„Ihr armen Bäume!“ seufzte er. „Ihr fühlt es, daß eine hohe Mauer euch umschließt. Nur selten gaukelt wohl ein Schmetterling durch eure Zweige; nur selten summt ein Käfer verirrt in eurem Laube, und die zwitschernden Vögel selbst verscheuchen die Trauergesänge, welche in eurem Gefängniß hausen!“

So sprach Ilde gedankenvoll vor sich hin. Da tönte ihm zur Erwiderung ein heller Seufzer. Er horchte auf. Und noch einmal, viel heller und klarer, ließ sich das „Ach!“ einer süßen Mädchenstimme vernehmen.

„Wer hört mich?“ fragte er an. Doch Alles blieb still. Nur der Wind sauste durch die Pappeln und das Laub flüsterte und rauschte: allein bei weitem nicht so unvergeßlich süß und schmelzend, wie jenes „Ach!“

Noch niemals hatte ihn sein Ohr getäuscht. „Wer seufzt hier?“ wiederholte er lauter: doch wollte er sich nicht verrathen. Er ritt langsam weiter. Er schaute in die dämmernde Mondgegend und sie gefiel ihm kaum halb so gut, wie vorhin. Der duftige Mondhimmel, die silbergesäumten Wolken, das flitternde

Laub und die blitzenden Gewässer — Alles erinnerte ihn nur an jenen Seufzer und war bei weitem minder hell und silbern und schmelzend.

„Entweder giebt's Alraune,“ dachte er bei sich, deren heillose Klänge durch's Ohr sich in's Gehirn stehlen und rettungslosen Wahnsinn erzeugen; Sprengtöne, die dem verwegenen Lauscher aus Mitgefühl und Weh das Herz zerbrechen; oder — ich habe mein Abenteuer gefunden.

Er wandte sein Ross und ritt zurück an die Stelle, wo er seufzen gehört.

„Wer Du auch seist, Unbekannte, welche leidet, Deine Klagetöne haben mich tief gerührt. Sprich! Ich bin Dir zu helfen bereit.“

So sprach Udo und zur Erwiderung tönte hell und lieblich: „Ich nehme Dich beim Wort!“

Mit freudiger Ueberraschung erkannte Udo die ersehnte holde Mädchenstimme.

„Du bist?“ fragte er.

— „Eine verwaiste Jungfrau in Händen mächtiger und grausamer Feinde!“

— „Ja! das sind Worte, die ich hören soll. Wohlan! Für Recht und Unschuld!“

— „In Gottes Namen! Du bist Herr Udo von Uchtenhagen?“

— „Ja!“

— „Wart' einen Augenblick!“

— Und es knisterte in den Pappelzweigen, es rauschte und strebte die Mauer hinan und droben tauchte, vom Mondschein verklärt, ein holdseliges Jungfrauenantlitz auf und lächelte hernieder.

„O Du bist schön, wie ein Engel!“ sprach Udo, „und hast Du auch Flügel, die so leicht die hohe Mauer Dich hinanheben?“

„Ach, hätte ich Flügel,“ seufzte die holde Erscheinung, „so

würde ich der hohen Mauern und tiefen Gräben spotten und Deines Beistandes nicht bedürfen. Mich stützt hier das Gezweig der Pappel. Doch laßt uns kurz sein, denn ich werde scharf bewacht. Jetzt fesselt Andacht meine Verfolger und man wähnt mich todtkrank in meiner Zelle auf dem Lager. Hast Du ein flinkes Roß bereit?«

»Meine Perserin steht angehalftert im Dickicht. Ich selbst habe sie geschult.«

»O! könnte ich sie heute schon besteigen! Vielleicht morgen! spätestens übermorgen! Mit dem letzten Schlage der Mitternachtsglocke erwarte ich Dich vor jenem Fenster der Klosterkirche, auf welchem die heilige Anna in Ordenstracht abcontrafeit, den Erdball mit Füßen tritt. Sei standhaft! Denn Du könntest Dinge schauen, daß Dein Haar sich sträubt und Schauer Deine Glieder durchrieseln.«

»Ich zittere nicht leicht.«

»Ich weiß es, Ritter Unbesonnen. So leb' denn wohl für heute! Schon bewegen sich Lichter auf dem Gange. Die Vigilie wird gleich zu Ende sein. Ich muß auf meine Zelle. Lebe wohl!«

Und flüchtig, wie ein Traum, verschwand die holde Erscheinung. Die Zweige knisterten und die Gewänder rauschten. Dann ward Alles wieder still. Die Mauer lag starr und öde vor Udo's Blicken, die Pappeln ragten hoch und schwarz empor, und mit schwerem Herzen trat Udo den Rückweg an.

»Wer ist diese holdselige Jungfrau, die so liebreiche Worte zu mir gesprochen und die ich zu retten ausersehen bin?« fragte er sich unaufhörlich und bekämpfte mühselig die Ahnungen, die ihn im wilden Strudel fortzureißen drohten.

Zwei Tage schon befand sich Abt Bernhard mit dem hochgelahrten Doctor Alguarara im Laboratorium. Die Retorten

glühten über Kohlen und die Alchimisten lagen auf den Knieen, und schienen im tiefen Nachdenken oder eifrigen Gebet begriffen.

Der Doctor im langen, mit magischen Chiffern bemalten Talar, beobachtete sorgfältig seinen wohlbeleibten Gesellen, der seit sechs und dreißig Stunden sich der Nahrung und des Schlafes enthalten, weil das hochwichtige Werk, welches sie betrieben, es also begehrte.

Doch die gebieterische Natur forderte endlich ihre Rechte und Abt Bernhard fing an, vernehmlich zu schnarchen. Aufmerksam betrachtete ihn der Doctor. Er, ein geübter Alchimist, konnte knieend, Kopf und Ellenbogen auf die Lenden gestützt, schlafen und schnarchte niemals. Da er sich unbelauscht sah, langte er nach einer Phiole mit einem braunen, kräftig duftenden Safte, leerte sie gemächlich und putzte sorgfältig den Bart, um alle Spuren dieser geheimen Handlung zu tilgen. Darauf begann er laut zum Abte:

„Bei allen Heiligen! Ich glaube, Ihr schlafet.“ Er kniff ihn derb in Arm und Lenden, allein der Abt ließ nur ein klägliches Brummen vernehmen. Der Doctor stieß ihm mit geballter Faust in die Rippen: „Hochwürdiger Herr Abt, Ihr schlafet! Ei, so widersteht dem Schlafe!“

Der fromme Abt zuckte und schnappte nach Luft, rieb sich die Augen und klagte schmerzlich: „Ach, welch' ein süßer Traum glänzend wie eine Vision und anschaulich und sinnreich, wie eine Metapher, deren ich mich häufig in meinen weltberühmten Kanzelreden bediene. Ja, auch die Deutung hätte ich gefunden, aber gewaltsam habt Ihr mich herausgerissen aus meiner geistlichen Verzückung! Ach, ich bin so wach, so matt, so ohnmächtig, so hinfällig!“ und hiermit fing er laut und herzlich an zu gähnen.

Der Doctor rüttelte ihn: „Erzählt den Traum, damit Ihr wach bleibt.“

„Mir träumte, ich sei ein Fels in einer sonnig schwülen Landschaft. Mein Haupt war mit herrlich grünen Bäumen ge-

ziert, welche wollüstig die Sonnenstrahlen einsogen, und die Beine lagen tiefrubig ausgestreckt in einem crystallenen See, der mit kühlen plätschernden Wellen die Riesenglieder umspülte. — Plötzlich ergriff eine unerklärliche Angst mein Innerstes. Mein Herz war starres Gold, und starres Gold alles Blut in meinen Adern, und mit klingendem Spiel, bewaffnet mit Spaten und Hauen zog eine Schaar Bergleute heran, um mein Innerstes den Tritten rastloser Wanderer, den Hufen und Klauen wilder Thiere Preis zu geben und das Gold meiner Adern zu heben und dem heillosen Treiben der Menschen zu überliefern. Schon drang ein hartes Eisen in meinen Leib. — Ist es mir doch, als fühle ich den entsetzlichen Stoß noch immer. Hier! O! O!" — Kläglich preßte er beide Hände vor die Herzgrube.

„Das ist Magenweh," ermahnte der Doctor. „Bekämpft Euren Hunger noch um ein Kleines! Gleich sind wir am Ziel. Seht nur, wie die lichtbraunen Dämpfe schon die Retorten vergolden."

„Nein, ich vermag's nicht länger!" schrie der Abt. „Geht in die Hölle mit Eurem lapis philosophalis. Speise ist die wahre essentia vitae."

„Wahret Eure Zunge!" gebot der Magier und geheimnißvoll in's Leere deutend, fuhr er leise drohend fort: „Seht Ihr nicht die Geisterhände sich um Euren Nacken schlingen? Noch ein Wort, und Ihr seid ein Kind des Todes!"

Aber mit irren Blicken und mit den Händen in die Luft greifend, stammelte der Abt: „Ich kenne Dich. Du bist der „Gottseibeiuns!" — trotz dem appetitlichen Schinken auf silberner Schüssel. — Ha, böser Feind! lieblich duftet das Fett der wilden Sau! — Foppe nicht die Frommen! — Laß mich kosten! — Ha, trefflicher Koch!" — Er lächelte und schmatzte und sank bleischwer in die Arme des Magiers, der ihn zu Boden gleiten ließ, wo er starr und regungslos lag, wie der Fels in seinem Traume. Der Doctor fühlte seinen Puls, lauschte auf seine Athemzüge und sprach höhnisch:

„Schlaft, Hochwürdiger Herr! Schlaft in guter Ruh! Schlaft in Einem fort, während Euch ein Streich geſpielt wird, von dem Ihr Euch nichts träumen laſſet. Zwar ſoll es Euch an Gold nicht fehlen. Was werdet Ihr aber ſagen, wenn Ihr jemals erfahrt, daß das Gold, was Ihr ſelbſt gemacht zu haben wähnt, Gold der Königin iſt, um Euren Schlaf zu erkaufen? Möge die Freude und der Ruhm, das Gold ſelbſt gemacht zu haben und alle ehrgeizigen Träume und Hoffnungen, die ſich daran knüpfen, Euch für den Aerger entſchädigen, wenn bei Eurem Erwachen die Königin nicht mehr in Eurer Gewalt iſt. Fürwahr! Von allen meinen Gaukeleien und Blendwerken hat mir noch keines ſo gut gefallen, wie dieſes."

Hiermit verließ er den lautſchnarchenden Abt, um zwei handfeſte Laienbrüder herbeizurufen, welche den wohlbeleibten Schläfer auf die Schultern luden und zu Bette ſchafften. Der Doctor blieb allein im Laboratorium zurück, um Alles zu bereiten, damit der Hochwürdige Herr bei ſeinem Erwachen eine artige Menge Goldes fände.

Um Mitternacht hielt Udo vor der Kirche. Das Innere war erhellt. Kerzen und Fackelſchein drang durch die hohen bunten Fenſter und das Rieſenbild der heiligen Anna, in unheimlichem Schimmer prangend, ſchien, wie die Lichter hin und her ſchwankten, in ſeiner weitfaltigen Ordenstracht ſich zu regen.

Wenn Udo ſich in den Bügeln erhob, konnte er die feierliche Handlung überſchauen. Die Nonnen, Weihkerzen in der Hand, ſangen ein heiſeres Requiem und ließen an langen, weißen Leinentüchern einen Sarg in die Gewölbe nieder. Die ernſten Geſtalten, der qualmende Weihrauch, die finſteren Grabesbräuche und die ſeltſame Färbung durch das bunte Glas der Kirchenfenſter flößten dem jungen Ritter Schauer ein und erwartungsvoll pochte ſein Herz.

Der Sarg ſank nieder, die Todtenſeile wurden emporgezogen und vier Nonnen erhoben die Steinplatte an den Eiſenringen, um ſie über die Gruft zu decken. Mit einem Male entſtand ein fürchterliches Gepolter, die Thür einer Seitenkapelle ſtürzte in Trümmer und eine leichenhafte Geſtalt, in brauner Ordenstracht, trat aus der Wölbung, mit der einen Hand ein Rauchfaß ſchwingend, aus welchem ein lichtweißer Qualm in dichten Wolken emporquoll; mit der andern ſchwere eiſerne Ketten nach ſich ſchleifend.

Beim Anblick dieſes ſcheußlichen Geſpenſtes, mit dem runzligen alten Todtengeſichte, erhuben die Nonnen ein jämmerliches Angſtgekreiſche: „Schweſter Beate! ihr Geiſt!“ Kerzen und Weihgefäße entglitten ihren Händen, der ſteinerne Gruftdeckel klirrte dröhnend zu Boden — Alles rannte und drängte ſich wild durch einander zur offenen Kirchthür hinaus, während das ſcheuſelige Geſpenſt wild und gellend ihnen nachſang:

Bei Nacht und Grau,
Bei Windgeſaus
Verlaſſe ich mein Leichenhaus;
Unruhe jagt und plagt mich 'raus.

Hinweg lebend'ge Kreatur!
Ich blicke tödtlich
Dem Wand'rer Weh auf nächt'ger Flur!
Ich ſchrecke tödtlich!

Aber plötzlich ließ das Geſpenſt Kette und Rauchfaß fallen, ſtürzte ſich im Fluge auf die Kirchthür und ſchlug ſie aus Leibeskräften zu. Dann ſtreifte es Larve und Kutte ab und war nun mit einem Male wieder die liebliche Erſcheinung, welche in voriger Nacht dem lauſchenden Ritter von der Mauer hernieder ſo holdſelig zugelächelt hatte.

Eine Weile ſtand ſie da, mit wogendem Buſen, die Hand auf's Herz gelegt, um ſein Pochen zu bemmen.

„Sie iſt's!“ rief Udo freudig, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſetzte über die Kirchhofmauer. Dem muthigen Hengſte aber mißhagte der Kirchhofraſen: er zerſtampfte und zerwühlte die Gräber, ſchlug Funken aus den Steinplatten, ſtürzte die Kreuze um und zertrümmerte die Leichenſteine.

Udo zwang ihn nach dem Kirchenfenſter und als er ſich eben wieder bäumen wollte, gab er ihm die Sporen, daß er ſchauderte und knirſchte. Dieſen Augenblick benutzte er, ſprang auf den Sattel und trat mit beiden Füßen auf die Hüften ſeines Thieres, um, während es mit den Hinterbeinen ausſchlug, ſo hoch es konnte, ſich zu einem zweiten Sprunge zu heben und geſenkten Hauptes mit untergeſchlagenen Armen ſich in's Kirchenfenſter hineinzuſchleudern, mitten in die bunten Scheiben, daß Eiſenſtäbe und Bleifugen wichen und brachen, und das ganze Fenſter klingend und klirrend in Splitter ſtob.

Mit einem Freudenſchrei begrüßte die ſchöne Jungfrau den von Kopf bis Fuß gewaffneten Ritter, der plötzlich ſtatt der Heiligen in Ordenstracht mitten im Fenſterbogen ſtand.

„Seid Ihr es, Herr Udo? O ſo hat man mir nicht zu viel geſagt, weil man mir den beſten Ritter weit und breit zu Hülfe ſenden wollte.“

Zuvörderſt reichte ſie ihm das Rauchfaß mit den Worten: „Nehmet hin! Es iſt gar köſtlicher Balſam darin, der mir noch trefflich zu Statten kommen wird.“

Auch Larve und Ordenskleid, womit ſie ſich als Geſpenſt vermummt hatte, reichte ſie ihm, und endlich ein Todtenſeil, an welchem er ſie wie in einer Schwebe zur Fenſterbrüſtung emporhub.

Als ſie eben neben ihm ſtand, befeſtigte ſie zuerſt Larve und Ordenskleid an den zerſprengten Eiſenſtäben, ſo daß die geſpenſtiſche Nonne jetzt die Stelle der zertrümmerten Kloſterheiligen einnahm.

„Mag es ſie noch einmal erſchrecken!“ ſprach ſie. „Es ſoll ihnen darthun, daß Liſt und ſchlaue Täuſchung den Weg zur

Flucht mir gebahnt; nicht aber Zauberkunst und Hülfe böser Geister, womit man mich schon arg genug verketzert hat.«

Hierauf ergriff sie das Leinentuch.

»O seltsame Fügung! An einem Grabseile lasse ich mich zur Erde nieder, um der Gruft zu entfliehen, in der man mich lebendig begraben wollte, und eine gespenstische Hülle hinterlasse ich, um in's Leben zurückzukehren. Ihr trübseligen Gespenster, die Ihr in dieser Gruft hauset, könnt Ihr Euer Dasein irgend Leben nennen!? So lebt wohl!«

Hiemit glitt sie am Seile nieder und Udo sprang ihr nach.

Er hob sie über die Kirchhofmauer und geleitete sie in's Dickicht, wo die schwarze Stute angebunden stand. Der Rucks hatte sich inzwischen ausgetobt und folgte lammfromm.

Muthig schwang sich die Befreite in den Sattel. Kaum ließ sie Udo Zeit, den Halfter mit dem Dolche zu zerschneiden. Gestreckten Laufes sprengte sie voran. Auf dem zierlichen Rosse schwebte sie leicht und lieblich dahin; ihre Schleier flatterten, ihre Gewänder flogen und das Rauchfaß, auf das sie großen Werth legte, hinterließ einen weißen, wohlriechenden Nebelstreif, wie Geisterspur.

Allein sie zügelte ihr Roß und winkte Udo näher, der vergeblich sich bemüht hatte sie einzuholen. Sie wandte sich zu ihm: »Die Freiheit ist süß! Welch ein Glück! Nachdem ich im Kerker Trauergesänge vernommen und Weihrauchduft geathmet, brause ich dahin in mondheller Nacht auf flüchtigem Rosse längs dämmernden Helfen und Hainen!«

Udo schaute in ihr Antlitz, von Freude und Mondschein verklärt, und sprach: »Wahrlich, kein Gespenst eine Selige reitet neben mir!«

Sie erreichten den Gipfel. Die Gegend öffnete sich und die Waldungen verliefen in eine fruchtbare Ebene. Gewässer blinkten

und Dorfkirchthürmer hoben ſich ſtill und ſchwarz in den duftigen Nachthimmel.

Die ſchöne Jungfrau hielt ihr Roß an.

„Hier ſcheiden wir! — Du, mein hoher Herr, verfolge Deine Bahn des Ruhmes und ſchmücke Deinen hehren Namen mit dem Glanze Deiner Thaten. Ich werde in ödem Gemäuer unter Trümmern und Leichenſteinen die vergangene Größe und Herrlichkeit meiner Ahnen betrauern.“

„Welch' ein Glanz und welche Herrlichkeit Deiner Verfahren hätte ſich in Dir nicht verjüngt! Eine Dame von ſo ſiegreichem Weſen, wie Du, ſoll trauern? Ich kann's nicht dulden; Du ſollſt ſiegen, oder ich will ſterben.“

„Von Allen, die für mich ſterben zu wollen geſchworen, will aus Furcht für Leben und Eigenthum keiner mehr meinen Namen hören.“

„Ich aber bin nicht, wie Alle. Für mich hat die Gefahr Reiz. Und bedürfteſt Du, holdes Zauberbild, noch eines Reizes für mich, ſo wäre es der, daß es gefährlich iſt, Dir zu dienen. Was habe ich heute für Dich gethan? — Eine gläſerne Heilige zertrümmert, die auf dem Kirchenfenſter prangte. Ich habe ſchon beſſeres Ritterthum geübt. Unrecht herrſcht hier zu Lande. Feigheit und Aberglaube pocht auf ſeine herkömmliche Macht. Soll ich Dein Ritter ſein? Willſt Du mir, das Beiſpiel treuen Muthes und Aufopferung zu geben?“

„Du weißt, wer ich bin?“

„Ich will es nicht wiſſen; und ſelbſt wenn ich es errathen könnte, werde ich es nicht errathen wollen. Ich denke nur an mich. Bisher war ich ein Wagehals, der ſeine Haut zu Markte trug, der blindlings ſich in jedes Abenteuer ſtürzte und Thaten vollbrachte, die unter hundert Mal nur einmal gelingen und von Rechtswegen niemals gelingen ſollten. Nicht dem blinden Glücke, ſondern Dir möchte ich dienen. Ich fühle mich geadelt, ſeitdem ich Dich ſehe. Dein Bild könnte mich zum Helden machen,

zum Halbgott, deſſen Thaten und Wunderwerke ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen und noch von ſpäten Enkeln bejubelt und bewundert werden. Von dieſem Augenblick an lebe ich für Dich. Verleugne Du mich, wie und wo Du willſt, ich werde nun was ich der Dame, die ich heimlich mir erkoren, ſchuldig bin.“

„Was Du mir bieteſt, wäre ich vielleicht von Jeglichem zu fordern berechtigt, hätte ich überhaupt Rechte. Doch ſiehe! Ich bin aller Rechte baar, ich darf Dich nicht zum Ritter annehmen; noch viel weniger aber kann ich es jemals vergeſſen, was Du mir geboten. Wolle ein Andenken dieſer Stunde als Pfand von mir in Empfang nehmen!“

Hiemit zog ſie ein Kettchen aus dem Buſen, an welchem ein blitzendes Kleinod hing, hakte es los und reichte es ihm.

„Was?“ fragte Ilde. „Eine Koſtbarkeit?“

„Aus meiner Hand ehrt jede Gabe. Was Du verweigerſt, darf ich nicht zurücknehmen; es liege auf dem Raſen!“

Verächtlich ließ ſie die Koſtbarkeit fallen und fuhr ernſthaft fort: „Verlaß mich jetzt! Du ſtörſt meine Flucht. Meine Verfolger legen großen Werth auf mich, und haben ſich die St. Annenſchweſtern von ihrem Schrecken erholt, vermißt man mich im Kloſter, ſo wird Sturm geläutet.“

Sie hatte dieſe Worte kaum beendet, als ein leiſer, dumpfer Glockenhall von Ferne hallte.

„Horch! Was war das?“

Nach geraumer Weile folgte ein zweiter Hall, und ein dritter und mehr und immer mehr in immer kürzeren Zwiſchenräumen, bis endlich ein feſtes feierliches Geläute die Mondnacht durchhallte.

Die große Sturmglocke vom St. Annenkloſter bedurfte langer Zeit, um von altersſchwachen Nonnenhänden in Schwung geſetzt zu werden. Erweckt von den langſam-tiefen, feierlichen Klängen ſtimmten allmälig auch die Dorfglocken geſchwätzig-bimmelnd ein, und in den Thälern erglommen Lichterchen und Feuer.

Die holde Reiterin war emsig beschäftigt, ihr Rauchfaß anzufachen.

„Willst Du schutzlos durch die offene Gegend reiten?“ fragte Ido.

„Dies ist mein Schutz!“ lächelte sie und schüttelte das Rauchfaß, daß eine lichtweiße Dampfwolke sie umhüllte. „Ich reite mitten durch die Ebene, mitten durch das wachgeläutete Landvolk; ich schrecke die Thoren mit ihrer eigenen Thorheit, und ihr Plötzsinn ist mein Schutz.“

Hiemit spornte sie ihr Roß und flog den Abhang hinunter. Noch einmal wandte sie sich, und lächelte und grüßte. Und der schnaubende Rappe brauste thalwärts, ihre Schleier flogen, ihre Gewänder flatterten und von Neuem hinterließ das magische Rauchfaß einen weißen Nebelstreif, wie Geisterspur.

„Ach,“ seufzte Ido, „an diesem Nebelbande nimmt sie meine Seele mit!“

Aber plötzlich ward es Licht in seinem Geiste. Alle Zweifel schwanden, alle Räthsel lösten sich. Es herrschte eine Sage im Lande: Bei bevorstehenden Kriegen erscheine eine Jungfrau auf schnaubendem Rappen, ein Rauchfaß schwingend, um die Schlachtfelder zu weihen. Wo sie anhält, wüthet der Krieg mit seinen blutigsten Greueln, doch wo sie flüchtig vorüberbraust, bleibt die Gegend verschont und verwahrt von Kriegsnoth und Plagen. Da flog sie hin, die weißgekleidete, weißverschleierte Jungfrau auf schnaubendem Rappen.

Wer durfte die unheimliche Schlachtfeldweiberin in ihrem Laufe hemmen, um Feuer und Schwert über seine Heimath zu beschwören? — Mußte das wachgeläutete Landvolk nicht zitternd auseinander stieben, mit Grauen ihr nachstarren und froh aufathmen, wenn sie dahingeschwunden war? — So schreckte sie die Thoren mit der eigenen Thorheit und deren Plötzsinn war ihr Schutz.

Tief gerührt bewunderte Ido den erhabenen Muth und die

Seelengröße der hehren Jungfrau, die solch kühnes Spiel mich mit Gefahr und Aberglauben.

Längst war sie verschwunden, auch der geheimnißvolle Nebelstreif hatte sich verzogen und nur das Kleinod, was sie zu Boden hatte fallen lassen, blinkte noch auf dem Rasen — die letzte Spur ihrer Anwesenheit.

Udo schwang sich aus dem Sattel und hob es auf. Es war eine Perle, künstlich zum Todtenkopfe geschnitzt und drüber blitzte ein Kreuz von Diamanten.

Udo kannte dieses Wappen, das geächtete, das von Henkerhand zertrümmerte. Und all' seine Ahnungen und Glückträume wurden zur stolzen Gewißheit. Er hatte die Königin befreit.

„O Regina!" rief er und streckte die Rechte mit dem Kleinod gen Himmel aus. „Beim ersten Laut Deiner Stimme war ich Dein eigen. Dein bleibe ich mit Leib und Leben."

Als die Vesper vorüber war, fragte ein Ritter, geharnischt vom Wirbel bis zur Zehe und mit geschlossenem Visir, im Dominikanerkloster nach dem Beichtmeister, um seine Beichte vor ihm abzulegen. Er zeigte einen Beutel mit Gold auf und man eilte den Doctor Alquarara zu rufen, der sich in den Beichtstuhl begab.

„Hochwürdiger Herr! Ich bringe Euch hier 800 Goldgulden, es ist mein ganzer Schatz."

„Fasse Muth, mein Sohn, und gestehe mir, welch' ein schweres Verbrechen Dich belastet, weil Du Deine ganze Habe opferst!"

„Ich habe eine Novize entführt."

— „Doch nicht gewaltsam und wider ihren Willen?"

„Nein hochwürdiger Vater! Sie wollte fliehen und ich stand ihr bei."

— „Eine ſolche Verletzung des Kloſterfriedens iſt mit 20 Goldgulden nach altem Recht und Herkommen abgemacht.“

— „Schmach über mich, wofern ich einen Heller für mich behalte, wenn es gilt, ſich für dieſe Entführung auszulöſen. Jetzt habe ich nichts weiter, als eine alte, verfallene Stammburg, das Einzige was Hochwart mir ließ, als er meinen Vater und meine Brüder auf's Blutgerüſt ſchickte. Dieſer darf ich mich nicht entäußern. Doch habe ich noch ſtolze Roſſe und koſtbare Waffen, und es ſtehen Zeiten vor der Thür, wo Roſſe und Waffen reichliche Zinſen tragen. Ich kann die meinigen auf noch andere 800 Goldgulden anſchlagen. Wollt Ihr ſie auf mein Wort für Euren Kloſterſchatz annehmen? Ich zahle ſie, ſo bald ich ſie erobert habe.“

— „Mein Sohn, nicht nur dieſe, ſondern jede Summe, die Du nennſt, ſteht Dir zur Verfügung.“

— „Hochwürdiger Herr! Jede Summe, die ich nennen kann, wäre zu gering mich für Entführung dieſer Novize auszulöſen. Allein ein Schelm giebt mehr, als er hat.“

— „Dieſe Art und Weiſe mein Sohn, ſich auszulöſen für Entführung einer Novize, beweiſt, daß man dieſelbe erkannt oder errathen hat.“

— „Und wenn das wäre?“

— „Die Novize kann vielleicht Gründe haben, nicht errathen ſein zu wollen.“

— „Es würde mir leid ſein, wenn ich irgend etwas thäte, was ihr mißfiele. Allein ich kann und darf nicht anders handeln.“

— „Da Ihr nun die Novize kennt, ſo werdet Ihr wiſſen, daß man ohne ihre Genehmigung ſich nicht zu ihrem Ritter aufwerfen darf.“

— „Das weiß ich.“

— „Nach dieſer Art Euch auszulöſen ſcheint es aber, als wolltet Ihr Euch zu Ihrem Ritter aufwerfen.“

— „Leſet meine Verſchreibung, ſie iſt unterzeichnet: „Ein unbekannter Ritter!“

— „Man wird den Ritter Unbesonnen sehr bald an seinen Thaten erkennen. In dieser Verschreibung schon hat er sich verrathen. Und der Königin geschieht kein Dienst, wenn ein Einzelner für sie auftritt.“

— „Ich werde thun, was jeder andere Ritter an meiner Stelle auch thun würde.“

— „Ritter Unbesonnen! bleibt Eures schönen Namens würdig und werdet nicht zum Ritter Zuunbesonnen.“

— „Noch weiß ich nicht, was ich thun werde.“

— „Bleibt diese Nacht in unserem Kloster, so haben wir bis morgen Zeit zu überlegen. Wo weilt Euer Gefolge?“

— „Ich bin allein!“

— „So folgt mir auf meine Zelle, wo Ihr völlig ungestört seid. Ihr werdet darin keine Bequemlichkeit vermissen und eine kostbare Schrift will ich Euch vorlegen, die Euch enthüllen soll, um was es sich hier handelt, und in welchem geheimnißvollen Zusammenhange die heutige heillose Lage der Dinge mit einer entsetzlichen Vergangenheit steht. Ihr werdet diese Schrift bei verschlossenen Thüren lesen.“

Zwei tüchtige Wachskerzen erhellten ein freundliches Gemach neben der geräumigen Zelle des Vater Leßmeisters, und nachdem Ulo die Thüren wohl verriegelt und verschlossen hatte, enthüllte er die geheimnißvolle Schrift, die Folgendes enthielt:

Zweites Buch.

Denkwürdige Geſchichte einer Krone.

Ich, Graf Friedrich von Greifenberg auf Greifenberg, habe folgende Denkwürdigkeiten eigenhändig niedergeſchrieben zur Ehre Gottes, der Wahrheit zu Dank und zu Nutz und Frommen Aller, welche es leſen. Denn die Erkenntniß der Vergangenheit führt zum Verſtändniß der Gegenwart und geſtattet einen vernünftigen Schluß in die Zukunft.

Mit der Krone hat es eine eigene Bewandtniß. Gold iſt das ſchwerſte Metall, und Edelſteine wiegen noch ſchwerer. Das drückt die Stirn und härtet die Schläfen und macht eigenſinnig und eigenwillig und die Zacken, welche eine Krone umgeben, ſind eben ſo viel eingelegte Lanzen, um alles fremde Denken und Wollen, ſobald es ihr zu nahe kommt, niederzuſpießen. Eine Krone iſt demnach ein gefährliches Ding, und welche Gefahr es hat, auch nur einmal zum Spaße ſie aufzuſetzen, beweiſt nachfolgende Begebenheit, die ich als Augenzeuge beſchreibe.

Es war am Faſchings-Dienstag und die Dominikaner, welche keine Gelegenheit verſäumen, es den weltlichen Herren an Glanz und Pracht zuvorzuthun, hielten einen pomphaften Umzug. Unter den Heiligengeſtalten mit funkelnden Glorien und vergoldeten Marterwerkzeugen, und unter den Kirchenfürſten in koſtbarem Ornate machte ſich beſonders ein junger Papſt bemerkbar: ein hochgewachſener Novize von trotzigem Anſehen und bäuriſchem

Wesen, der mit unglaublichem Stolze das Pallium um die breiten Schultern trug. Seine Tiara aber — o Wunder! — war sein eigenes, ungewöhnlich starkes, brandrothes Haupthaar, welches über seinem Scheitel künstlich zu einer dreifachen Krone verflochten und mit Gold und Edelsteinen reichlich geschmückt war. Wo hätte man auch sonst mit solch' einem Wulst von Haaren bleiben sollen? Man kann doch füglich keine Tiara einem wilden Lockenschmuck aufthürmen und das Haar kürzen, wenn die Weihe bevorsteht, ist auch nicht räthlich, weil es gar zu feierlich läßt, wenn die Priesterscheere mähend einen tüchtigen Schopf durchwühlt. — Als nun der junge Papst, so ausstaffirt, sich der Menge zeigte, gab ihm die Schaulust eine absonderliche Deutung. Man staunte und pries ihn hoch und selig, weil eine Tiara unmittelbar seinem Haupte entwachsen war. Er aber nahm die Faschingstollheit einer ausgelassenen Menge für baare Münze an und schaute so stolz und trotzig drein, als wären alle Segenswünsche und Heiligsprechungen pflichtmäßiger Tribut, den er kaum eines Dankes würdigte.

Bald darauf legte er sein Gelübde ab, und siehe! In der ersten Nacht nach seiner Weihe träumte der nunmehrige Bruder Bernhard: die heilige Jungfrau komme vom Himmel hernieder mit einer dreifachen Krone in beiden Händen, um seinen kahlgeschorenen Schädel damit zu schmücken.

Es giebt Leute, die aus jeglichem Ding gern ein Wunder machen und diese nannten jenen Traum einen prophetischen und meinen noch heutigen Tages, daß er seiner Zeit schon in Erfüllung gehen würde. Ich aber sage, ein dichtbewachsener und plötzlich kahlgeschorener Schädel muß sonderbar kitzeln und kühlen und da er sich nach einer Mütze sehnt, oder was sonst den Kopf warm hält, mag er im Schlafe allerhand thörichten Kopfputz ausbecken. Das ist mir aber ein Prophet, der aus der Maskentollheit von Faschingsdienstag, Aschermittwoch ein Wunder macht! Und dennoch! Warum sollte Bruder Bernhard nicht eines Tages Papst

werden können? Ein Sprichwort ſagt: „Um Papſt zu werden, braucht man es nur zu wollen.“ Das heißt, man muß nur den einen Willen hegen, keinen andern je gehabt haben und einen andern in aller Zukunft nicht bekommen. Um aber lebenslänglich nur einen Willen zu haben, darf man nicht eher wiſſen, was man will, als bis tauſend und aber tauſend faſchingstrunkene Mäuler es einem zubrüllen; darf man nicht eher von einer Mütze träumen, als bis einen der Kopf friert. Mit einem Worte — man muß ſo roh, ungeſchlacht und ſtumpfſinnig ſein, wie ein —. Mehr darf ich nicht ſagen, da ich ohnehin ſchon nach einem Ketzer rieche und die Dominikaner keinen Spaß verſtehen.

Kurz nach dieſem unbedeutenden Vorfall erkrankte der König. In allen Kirchen wurden Fürbitten veranſtaltet, und mit einem Male richtete ſich die ganze Aufmerkſamkeit wieder auf den Faſchingspapſt und vermeintlichen Propheten, den man ſeitdem ſchon völlig vergeſſen hatte und der jetzt Abend für Abend in der Domkapelle ein ganz abſonderliches Schauſpiel aufführte.

Vor dem Bilde der Gebenedeiten lag er platt am Boden, mit nacktem Leibe auf kalten Steinen. Seine Kutte war als Decke über ihn gebreitet; doch ſo, daß Rücken und Arme freiblieben, denn zwei rüſtige Laienbrüder ſtanden zu beiden Seiten mit ſcharfen Geißeln und ſchwangen ſie aus Leibeskräften, bis roth und rauchend ſein Blut floß. Dann hielten ſie inne, erneuten aber ſogleich die gewichtigen Streiche, ſobald das Blut zu ſtocken anfing. Der fromme Bruder aber blieb ſtarr und regungslos am Boden liegen, und nur das fließende Blut verrieth, daß noch Leben in ihm ſei.

Einige alte Weiber, welche um die Veſper ihre Andacht dort zu verrichten pflegten, fragten ſchon am erſten Abend, woher der junge Mönch ſo ſchwere Buße ſich zugezogen, und erſtaunten nicht wenig zu vernehmen: er unterwerfe ſich derſelben freiwillig, um von der Gnade der heiligen Jungfrau die Geneſung des

Königs zu erlangen. Sie säumten nicht, dieses weiter zu erzählen und schon am folgenden Abend strömte Alles nach dem Dome, so daß man nur vornehmen Herren und Damen, von denen reiche Spenden zu erwarten waren, den Zutritt in die Kapelle gestattete, um sich daselbst an der grausamen Kasteiung zu erbauen und andächtig zu laben. Auch der König hörte von dem eifrigen Gebete des jungen Dulders und verehrte, um seine Fürbitten zu unterstützen, dem Bilde der Gebenedeiten einen mannshohen silbernen Leuchter. Demnach war Bruder Bernhard seinen Obern und dem Kloster von neuem wichtig und durfte sich einbilden, der Erfüllung seines Traumes um einen Schritt näher gekommen zu sein.

Auch Prinz Philipp zeigte sich Abend für Abend in der Kapelle, bisweilen kniete er dicht hinter dem Büßer, bisweilen lag er gleich ihm platt am Boden, flehend für das Leben seines Vaters. Nur Prinz Heinrich verachtete das Gaukelspiel. „Ich liebe meinen Vater," sagte er, „und lasse mich für ihn in Stücke hauen; ich weiß, was ich meinem König schuldig bin, und auf ein Wort von ihm stürze ich mich in den offenen Tod. Doch vor den Augen aller Welt weinen und mich zerknirschen, — das kann ich nicht. Ich bin ein Königssohn und kein Pfaffe!"

Trotz aller Kasteiungen und öffentlichen Gebete aber genas der König nicht, und die Aerzte wußten keinen Rath mehr; ihre Weisheit und Heilmittel waren erschöpft.

Da verloren sich die edlen Herren und Damen auch aus der Kapelle, denn die heilige Jungfrau wollte einmal nicht hören, sodaß durfte man sie mit zudringlicher Fürbitte nicht allzusehr belästigen und noch viel weniger durfte man durch allzuhartnäckiges Beten für das Leben des Königs dem Durchlauchtigen Herrn Thronfolger die Scheu vor einem Regierungswechsel zu erkennen geben.

Der König aber schied ungern von Leben und Krone, und hielt es schon bei gesunden Tagen schwer, ihm etwas

recht zu machen, so offenbarte sich seine unwirsche Gemüthsart vollends auf dem Krankenlager. Zumal auf den Prinzen Heinrich warf er seinen ganzen Haß und Unwillen. Er wollte ihm an den Augen absehen und in seinen Mienen lesen, daß sein Vater ihm zu lange lebe und er die Zeit nicht abwarten könne, an die Regierung zu kommen.

Prinz Heinrich war empört über diesen unköniglichen Argwohn. „Es ist hart," sagte er, „von einem König so niederer Gesinnungen gezeiht zu werden; das erniedrigt den König und den Thronfolger tief unter den Knecht, der ein redlicher Vater redlicher Söhne ist. Wenn es ein Mittel gäbe, das Leben meines Vaters zu retten, so will ich hundert Mal mein Leben dran setzen, es zu erbeuten."

Weil ich ihn dies öfter sagen hörte, nahm ich die Gelegenheit wahr zu erwidern: „Und wenn es nun ein solches Mittel giebt, was nicht eben lebensgefährlich ist und nur die Mühe eines Weges kostet?"

Prinz Heinrich stutzte. „Was soll das heißen?" fragte er.

Ich erinnerte ihn an meinen alten Ohm, den Herrn Theobald von Todtenstein, und an den Lebensbalsam, den sein Urahnherr hinterlassen und welcher laut uralter testamentlicher Vorschrift nur Königen und Thronerben verabreicht werden darf.

„In der That, ich habe davon gehört," sagte der Prinz, „und laut Urkunden und Chroniken soll der Trank bisher noch immer Wunder gewirkt haben."

„So ist es, gnädiger Herr, und solcher Wunder giebt es noch heutigen Tages, obschon Niemand mehr daran denkt und davon spricht."

„Ich hörte von fabelhaften Schätzen auf dem Todtenstein."

„So ist es, gnädiger Herr! Die Schatzkammer sucht ihres Gleichen. Was die tapfern Todtensteiner auf Turnieren errungen, in Fehden erbeutet und aus heiligen Landen heimgebracht; Ehrengeschenke und erhandelte Kleinode und Kostbarkeiten — das

Alles wird sorgfältig dort aufbewahrt und es ist das Lieblingswerk meines alten Oheims, diese Andenken an die Herrlichkeit seines Hauses wohlgeordnet zu erhalten und die Begebenheiten, die sich daran knüpfen, sorgfältig aufzuzeichnen."

„Und Dein Oheim lebt auf diesem Schlosse ganz einsam?"

„Einsam mit seiner Enkeltochter Camilla, genannt „das stille Fräulein."

„Das stille Fräulein? Woher diese seltsame Benennung?"

„Wisset, gnädiger Herr, daß alle Töchter dieses edlen Hauses sich durch seltene Leibes- und Geistesgaben von jeher auszeichneten. Die Todtensteinerinnen alle waren entweder überaus kunstreiche Stickerinnen, wie noch so manche Teppiche und Tapeten auf der Burg Todtenstein bezeugen, die von so feinen Stoffen und trefflichen Seiden gearbeitet sind, daß sie nach Jahrhunderten noch wie neu in frischen Farben prangen, — oder sie hatten eine entzückende Stimme und sangen zur Harfe, wie die Engel, oder auch hatten sie einen weissagenden Geist und schauten die Zukunft in Träumen. Man glaubt, es sei die überaus keusche und mäßige Lebensweise, wozu der Ahnherr der Todtensteiner durch strenge Verordnungen seine Nachkommen verpflichtet, welche zumal bei den Frauen so erstaunliche Erscheinungen hervorbringt."

„Und Dein schönes Mühmchen besitzt auch eine dieser Eigenschaften?"

„Die erstaunlichste von allen. Sie schaut in Träumen, und die geheimnißvollen Bilder, die stumme Zeichensprache des Traumes sind ihr geläufiger und klarer, als unser einem das dürre, dürftige Wort, womit wir bei sonnenheller Wirklichkeit im Dunkeln tappen. Daher verkündet sie nur selten die Eingebungen ihres inneren Gesichts. Doch ihre Anstalten und Vorkehrungen bekunden hinreichend ihre wunderbare Sehergabe. Sie spricht wenig und höchst selten, doch versteht man ihre leisesten Gebärden und Winke und jedweder, selbst der greise achtzigjährige Herr Theobald gehorcht ehrfürchtig dem schönen „stillen Fräulein."

„Mit jedem Worte, was Du sprichst, steigert sich meine Theilnahme. Und hat Dich niemals verlangt, ein so vollkommenes Wesen Dein zu nennen? Reizen Dich die großen Schätze und Reichthümer nicht, die sie von ihrem Großvater erbt?"

„Sie werden dereinst mir oder meinen Söhnen zufallen, denn meine selige Mutter Clotilde von Todtenstein war die einzige Schwestertochter des Herrn Theobald."

„Du hast also niemals daran gedacht, Dich mit dem „stillen Fräulein" zu vermählen? Liebst Du sie nicht?"

„Gnädigster Herr! Um sie zu lieben, genügt es sie zu sehen, und doch wagt man nicht, sie zu lieben; so heilige Schauer fühlt man in ihrer Nähe. Ich leugne nicht, daß ich um ihre Hand warb. Denn unsere beiderseitige Zukunft verlangte es."

„Und sie sagte Nein?"

„Sie sagte gar nichts, gnädiger Herr! Sie heißt das „stille Fräulein."

„Sie schüttelte etwa mit dem Kopfe?"

„Auch das nicht."

„Gab sie durch irgend einen Wink, eine Geberde verschmähte sie Dich?"

„Eben so wenig."

„Wie gab sie Dir denn zu verstehen, daß sie Deine Hand ausschlüge?"

„Durch gar nichts eben, gnädiger Herr! Sie ließ uns reden, mich und Herrn Theobald, und achtete nicht darauf, als ginge es sie gar nicht an."

Prinz Heinrich ward nachdenklich und schweigsam. Mit untergeschlagenen Armen ging er eine gute Weile im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor mir stehen und sprach: „Geh zu Bette, Greifenberg! Denn morgen vor Sonnenaufgang müssen wir wach sein. Gute Nacht!"

Lange vor Sonnenaufgang trat Prinz Heinrich reisefertig an mein Lager und weckte mich. Er war gar schlicht wie ein einfacher Reitersmann gekleidet.

Ich rieb mir die Augen. „Wie, gnädiger Herr, in so verhängnißvoller Zeit wollt Ihr von hinnen?“

— „Es ist beschlossen.“

— „Ihr selbst wollt nach dem Todtenstein? In diesem einfachen Aufzuge und ohne Gefolge?

— „Schweig' und verrathe Niemandem, am wenigsten aber dem Könige, meinem Vater, was ich vorhabe.“

— „Ueberlaßt es mir, dahin zu reiten, gnädiger Herr!“

„Nein!“

— „So vergönnt mir wenigstens Euch zu begleiten.“

„Nein! Es gilt das Leben meines Vaters, und ich allein will es retten.“

Prinz Heinrich hatte ein eigenhändiges Schreiben an Herrn Theobald abgefaßt, um es selbst wie ein schlichter Bote zu überbringen.

Er gab es mir zum Durchlesen. Ich fragte: „Wollt Ihr etwa die Sehergabe meiner schönen Muhme auf die Probe stellen?“

„Keinen Vorwitz, Greifenberg; vergiß nicht, zu wem Du sprichst! Hör' mich an und zeige Dich meines Vertrauens würdig. — Du hast mir ein Mittel gezeigt das Leben meines Vaters zu retten, und *wenn ich einst König bin* — daß ich heute mit freier Stirn von dem dereinstigen Ableben meines Vaters reden darf, verdanke ich Dir. — Wenn ich einst König bin, will ich Dir lohnen; der Ihrenerbe bleibt Dein Schuldner. — Du wirst wissen, das Dein Oheim als ein arger Zauberer verschrieen wird. Es heißt sogar, daß der Urahnherr der Todtensteiner ein Bündniß mit der Hölle geschlossen und sich und seine sämmtlichen Nachkommen der Verdammniß verschrieben habe.“

„Die Mönche sagen es und Herr Theobald zählt achtzig Jahr.“

— „Gleichviel! Unterbrich mich nicht! Bedenke wohl, es giebt der frommen und gottesfürchtigen Leute hier bei Hofe viel, die, wüßten sie, was ich vorhabe, den König bereden würden, eher zu sterben, als durch solch' einen Zaubertrank das Heil seiner Seele zu gefährden. — Wohlan! Vier Tage und vier Nächte bleibe ich abwesend. Am fünften Tage mit dem Frühesten bin ich wieder hier. Darum, was auch inzwischen geschehen mag — bis auf den einzigen Fall, den Gott verhüten möge, daß der König meine Wiederkehr nicht erleben sollte — bis auf diesen einzigen Fall, sollst Du weder durch Wort noch Blick, noch Laut, noch durch irgend ein Zeichen verrathen, wo ich bin und was ich vorhabe. Versprich mir das mit Wort und Handschlag."

Ich gehorchte und Prinz Heinrich schüttelte mir die Hand und sprach: „Lebe wohl! Möge Gott Alles zum Guten lenken."

Am zweiten Abend erreichte Prinz Heinrich den Todtenstein. Er stieß in's Horn und rief: „Ein Bote vom Königsschloß!" Der Thürmer gab das Zeichen, es öffneten sich die Thore. In der Halle standen mehre Diener bereit, das Roß in Empfang zu nehmen und den Ankömmling die breite Treppe hinauf zu führen nach dem Rittersaal.

Im einfachen bestäubten Reitkleide betrat der Prinz diesen Saal, und glaubte im ersten Augenblick zu träumen. Auf den silbernen Wandleuchtern ringsum strahlten Kerzen und erfüllten alle Räume und Winkel mit blendender Helle. Vergoldetes Schnitzwerk flimmerte und in den Nischen funkelten prächtige Wappenstücke. Ein großer Schenktisch war von oben bis unten mit goldenen und silbernen Humpen und Pokalen reich besetzt und an den Wänden hie und da prangten jene Wunderwerke der kunstreichen Todtensteinerinnen, jene herrlichen Teppiche, von denen ich dem Prinzen erzählt hatte.

Ohne sich von seinem Sessel zu erheben, empfing Herr Theobald das Schreiben aus den Händen des Prinzen, entfaltete es und las.

Prinz Heinrich betrachtete ihn. Es war ein hoher Greis, der sein mit dichten Silberlocken reich geschmücktes Haupt noch ungebeugt emportrug und auf dessen Wangen trotz der Furchen des Alters immer noch die Röthe der Gesundheit blühte.

Er hatte vollendet, warf einen prüfenden Blick auf den einfach gekleideten Ueberbringer solch eines wichtigen Schreibens, faltete es zusammen und deutete auf einen Sessel neben dem Seinen.

Schweigend ließ der Prinz sich nieder und Herr Theobald begann:

„Seid mir willkommen, edler Herr! Denn bedeutungsschwer und verhängnißvoll ist Eure Sendung. Sie gemahnt mich wie ein Wink des Schicksals, mein graues Haupt bereit zu halten für die Ahnengruft. Dies Schreiben meldet mir, daß ein schleichendes Fieber an dem Leben meines Herrn und Königs zehrt und sein edler Sohn, der Prinz Thronfolger wendet sich an mich mit gnädigen Worten und begehrt eine Phiole von jenem Wundertrank, den mein Urahnherr bereitete und der kraft hinterlassener Verordnungen nur Königen und Thronfolgern verabreicht werden darf. Es bewahrt aber meine Schatzkammer nur noch eine einzige solche Phiole. Es ist die letzte und dieses Schreiben fordert sie mir ab, mir, dem 80jährigen Todtenritter. Er hat ausgereicht, der Wundertrank, und geht zu Ende mit unserem Namen. — Gottes Wille geschehe. Ich bin bereit."

Seufzend schwieg er und Prinz Heinrich betrachtete ehrfurchtsvoll den edlen Greis, der in diesem Saale voll Kerzenschimmer und blendender Kostbarkeiten zur Ehre seiner Vorfahren und zur Feier ihres Gedächtnisses so einsam seine Abendstunden zu verleben schien.

Aber plötzlich öffneten sich beide Flügelthüren und eine schimmernde buntaufgeputzte Tafel ward hereingetragen. Die silbernen

und goldenen Schüſſeln auf derſelben waren mit ſchmalen Blumenkränzen umgeben und auserleſene Blumenſträuße prangten in blitzenden Cryſtall-Vaſen.

Selbſt Herr Theobald ſchien befremdet. Dieſe ſeltenen Blumen zog Camilla ſelbſt. Sie hielt gar viel darauf und ſie gedieben wunderbar unter ihren Händen. Warum hatte ſie heut' ihren ganzen Blumenſchatz dieſem einfach gekleideten Jüngling zu Ehren verſchwendet? — Forſchend betrachtete er noch einmal ſeinen Gaſt, dann erhob er ſich, trat zum Schenktiſch und holte zwei goldene, mit Edelſteinen beſetzte Becher, die er auf den Tiſch ſtellte.

„Verzeiht, edler Herr!“ begann er; „wenn ich Euch jetzt erſt den Willkommbecher biete. Seit lange ſchon ſpricht Niemand mehr auf dieſer öden Burg ein und faſt habe ich verlernt, was Brauch iſt, edle Gäſte zu empfangen.“

Den einen Becher füllte er mit Wein, den andern halb mit Wein und halb mit Waſſer. — „Verzeiht,“ fuhr er fort, indem er den Letzteren ergriff — „dies iſt ſo Todtenſteiner Brauch. Stoßt an auf das Wohl des Prinzen Thronerben! Unſtreitig ſteht Ihr ihm ſehr nahe, weil er Euch ſolche Botſchaft anvertraut. Gott lohne es ihm, daß er meiner gedachte.“

Auch über das köſtliche Mahl war Prinz Heinrich erſtaunt. Eine fürſtlichere Bewirthung hätte er nicht erwarten dürfen, ſelbſt wenn er als Thronerbe ſeine Ankunft hätte anmelden laſſen. Vorläufig aber wirkte der herrliche Anblick der Tafel und der leckere Duft der Speiſen ſo verlockend auf ihn, daß er alles Verwundern und Erſtaunen bei Seite ließ, um dem Mahle gebührende Ehre anzuthun.

Doch kaum hatte er den erſten Hunger geſtillt, als ſich von Neuem die Thür öffnete, und lautlos — nur das Rauſchen der Gewänder war vernehmbar — eine Jungfrauengeſtalt näher ſchwebte, ſtrahlend von Schönheit und Koſtbarkeiten. In den lichtbraunen Locken trug ſie ein Diadem, künſtlich wie ein Myrthenkranz gebildet. Smaragde funkelten als Blätter, und Diamanten

blitzten als Blüten. Ihr Gürtel war mit Rubinen von unschätzbarem Werthe besetzt und Perlenschnüre umwanden ihre nackten Arme, die reizend sich in luftigen Aermelhüllen regten.

Befremdet schaute der Burgherr sie an und Prinz Heinrich starrte auf die glänzende Erscheinung wie erschrocken über so hehren Liebreiz.

Sie nahte der Tafel, bog leicht und zart ein Knie vor dem Prinzen, erhob sich wieder und nahm den goldenen Becher, aus welchem der Prinz getrunken hatte, hinweg, um ihn auf dem Schenktische, mit einem kleineren silbernen Becher zu vertauschen, den sie vor den Prinzen hinstellte. Im Kelche dieses Bechers aber war das königliche Wappen eingegraben und auf dem Deckel blitzte eine Königskrone. Es war der Mundbecher eines alten Königs, der einstens auf dem Todtensteine übernachtete und ihn als Gastgeschenk dem damaligen Burgherrn hinterlassen hatte. Seitdem prangte er als Ehrenschmuck und Heiligthum auf jenem Schenktische und keine Livre durfte ihn berühren.

Als Herr Theobald solches gewahrte, blieb ihm kein Zweifel mehr über seinen hohen Gast. Er ließ sich gleichfalls auf ein Knie nieder und sprach:

„Jetzt erst weiß ich, welche hohe Ehre mir widerfährt und daß der Sohn meines Königs, der Prinz Thronerbe Heinrich geruht ein Gast auf meiner Burg zu sein."

Prinz Heinrich vermochte kaum zu danken. Die holdselige Jungfrau hielt seine Lebensgeister wie mit Zauberbanden gefangen.

Herr Theobald nahm seinen Sessel wieder ein und auch Camilla ließ sich nieder. Sie genoß nur ein wenig Brot, welches sie in Wein, stark gemischt mit Wasser, tauchte; denn Todtensteiner trinken keinen Wein, es sei denn aus geweihtem Kelche beim Abendmahle. — Und wieder trat dieselbe Stille ein. Prinz Heinrich war im Anschauen der zauberischen Jungfrau versunken und schlug die Augen nieder, wenn sie den glänzenden Blick aus langen Wimpern auf ihn warf. Und wenn sie ihn wieder

senkte, zufrieden mit der Aufmerksamkeit, die der Prinz ihr erwies, spielte ein leises Lächeln um ihre zarten Purpurlippen.

Sie hatte ihr kurzes Mahl vollendet, erhob sich, beugte nochmals das Knie und wandte sich zur Thür.

„Wohin, Camilla?“ rief der Burgherr. „Bleib' dem hohen Gast zu Ehren.“

Sie aber achtete nicht darauf und ging.

Prinz Heinrich schaute ihr lange nach. Es war ihm recht weh um's Herz, daß sie so bald verschwunden, und als es endlich Zeit ward, sich zur Ruhe zu begeben, wandte er sich zu Herrn Theobald und sprach:

„Wohl ist mein Eintreffen auf dieser Burg bedeutungsvoll und verhängnißreich. Ich komme hieher, um das Leben meines Vaters aus Euren Händen zu empfangen, und finde hier mehr als ich suchte, einen zweiten Vater, den ich nicht minder lieben und ehren will, als den König. Ja' Herr Theobald, Gott gab Euch ein wunderbares Tochterkind. Camilla verdient eine Königin zu sein, denn sie ist mehr als Königin, eine Heilige. In Euren Händen liegt nicht nur das Leben des Königs, sondern auch das Lebensglück des Thronerben. Wohlan denn, letzter Todtenritter, gebt mir die letzte Phiole des Wundertrankes aus Eurer Schatzkammer, und Euer Wappen, bevor es mit Euch zur Gruft getragen wird, werde mit dem meinigen unter der Königskrone vereint.“

Voll Würde antwortete Herr Theobald: „Hoher Herr' Mein achtzigjähriges Leben ist nur der Ehre meines Hauses geweiht und zehrt von dem Andenken meiner glorreichen Vorfahren. Urtheilt daher selbst, wie stolz ich mich fühle, ob Eures Antrags, da keiner meiner Ahnen einer Ehre dieser gleich sich zu rühmen hat. Der höchste Glanz fällt auf dieses letzte achtzigjährige Haupt der Todtensteiner. Jedoch ein wunderbarer Geist wohnt meiner Enkeltochter inne; Jedweder gehorcht ihr blindlings und selbst ich darf mich nicht rühmen, einige Gewalt über sie zu

beſitzen. Sie träumt allnächtlich, was Tages über geſchehen wird und ihre Traumgeſichte trügen niemals. Auch Eure Ankunft hat ſie vorausgeſchaut und ſchweigend Anſtalten getroffen, Euch zu empfangen. Ich kannte Euch anfangs nicht und vermutete in Euch nur einen zuverläſſigen Boten des Prinzen. Erſt als ich ſah, daß ſie alle ihre Lieblingsblumen hergegeben, um die Tafel für Euch zu ſchmücken, ward ich aufmerkſam und erblickte in Euch einen gar vornehmen Herrn aus der engſten Umgebung des Prinzen. Endlich als ſie ihr Knie vor Euch beugte und den Königsbecher vor Euch hinſtellte, da erſt wußte ich, wer Ihr ſeid."

Und betroffen hielt er plötzlich inne und wiegte bedenklich ſein Silberhaupt. Sinnend fuhr er fort:

„Ja, Ja! Auch Euren Antrag hat ſie vorausgeahnet und im Voraus angenommen. Und darum erſchien ſie bräutlich geſchmückt. Denn das Diadem von Smaragd und Diamant und der koſtbare Rubingürtel dient ſeit undenklicher Zeit den edlen Töchtern unſeres Hauſes zum Brautſchmuck. Deshalb hat ſie ihn angelegt, denn ſie wußte, Ihr würdet um ſie freien."

Prinz Heinrich warf ſich dem edlen Greis an die Bruſt und rief mit Wonnetränen: „Auch ich wußte auf den erſten Blick, daß ſie mein werden müſſe. Meine Seele gehörte ihr im erſten Augenblicke ihres Erſcheinens. O, welch eine Wonne, ſolch eine Beſtimmung zu erleben."

Nicht minder Erzählenswertes begab ſich inzwiſchen auf der Königsburg. Der bevorſtehende Regierungswechſel hatte bereits viele hohe und edle Herren herbeigelockt. Es galt die Gnade des künftigen jungen Herrſchers bei Zeiten zu erlangen, ſeine Aufmerkſamkeit zu erwecken und ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen. Denn was man unter der alten Regierung gehabt, wollte man bei der Neuen feſthalten und was man bisher nicht erlangt,

hoffte man nunmehr von dieſer zu gewinnen. Ja, nach Beſchaffenheit der Umſtände wollte Jedweder möglicherweiſe noch zu Beſſerem und Höherem gelangen.

An allen Herbergen prangten Wappenſchilde und Paniere und vor den Thüren ſah man wohlbewährte Kriegsmänner und reichgekleidete Edelknaben müſſig daſtehen.

Allein, wo war der junge Held, in deſſen aufgehenden Strahlen man ſich zu ſonnen gedachte und um deſſentwillen man ſo viel Pracht zur Schau ſtellte? Was hatte ſeine Abweſenheit zu bedeuten? Weshalb verbarg er ſich und an wen ſollte man ſich inzwiſchen halten? — Die Verlegenheit und der Mißmuth mehrten ſich mit jeder Stunde.

Im Dome wurde Abend für Abend noch immer für das Leben des Königs gebetet, und Bruder Bernhard fuhr fort ſich geißeln zu laſſen.

Zwar hatte er keinen Zulauf mehr, denn auch die Menge war des frommen Schauſpiels ſatt und er ſelbſt mochte einer Kaſteiung überdrüſſig ſein, von der man weder im Himmel noch auf Erden ſonderliche Kenntniß zu nehmen ſchien. Es galt daher die Buße pomphaft zu beſchließen und die Gelegenheit dazu war vorhanden.

Die ganze Stadt war in Unruh und Beſorgniß wegen des Prinzen-Thronfolgers, und Bruder Bernhard, der jeden neuen Gedanken, den äußere Umſtände ihm in den Kopf ſetzten, für eine himmliſche Eingebung hielt, erließ folgende Weißſagung.

Es war am vierten Abend ſeit der Abreiſe des Prinzen. Auch Prinz Philipp hatte wieder in der Kapelle gebetet, und als die Glocke das Zeichen gab; als die Laienbrüder mit der Geißelung inne hielten, das Blut trockneten und die Kutte über die zerfleiſchten Glieder warfen, nahte Prinz Philipp wie gewöhnlich dem ſchäumenden zerknirſchten Dulder, um ſeinen erſten friſchen

Segen in Empfang zu nehmen. Aber heut weigerte ſich der fromme Bruder zu ſegnen. — „Königsſohn!“ ächzte er; „weiche von hinnen! Die Heiligen verſchmähen Deine Andacht; nicht die Dulderkrone iſt Dir beſchieden, ſondern die Königskrone. Dein Vater wird ſterben. Deinen Bruder ſiehſt Du niemals wieder. Gehe hin und ſei König!“

Dieſe Prophezeihung ermangelte nicht, augenblicklich ſtadtkundig zu werden und wer ſchon im Bette lag, wurde aus dem erſten Schlafe geweckt, um zu vernehmen, mit welcher Eingebung der fromme Bruder Bernhard nach ſeiner überſtandenen unerhörten Buße neuerdings von den Heiligen begnadigt worden ſei.

Die Beſtürzung und Verwirrung, welche dieſe Kunde verbreitete, läßt ſich ſchwer beſchreiben, und diejenigen, welche am erſten und meiſten in Verlegenheit geriethen, waren die Dominikaner ſelbſt.

Prinz Philipp hatte allerdings nach dem Thronerben die nächſte Anwartſchaft an die Krone. Allein er war ſchwächlich und verwachſen; kaum daß er eine Rüſtung zu tragen vermochte geſchweige daß er ſchwer gebarniſcht und in vollem Waffenſchmuck auf ein Roß ſich ſchwingen konnte. Seine Erbfolge hing demnach von der Zuſtimmung der hohen Kronvaſallen ab, und die Dominikaner durften ſich daher weder mit Gebeten, noch Prophezeihungen, noch anderweitigen Fingerzeigen in eine Frage miſchen, deren Entſcheidung nur dem hohen Adel zukommt, welcher darin ſein unantaſtbares Heiligthum erblickt, worauf er eben ſo hochfahrend-ſtolz wie kindiſch-eitel iſt.

Die erſte Sorge der Dominikaner war daher ſich eines ſo gefährlichen Ordensmitgliedes zu entledigen und Bruder Bernhard mußte ſein Ordenskleid ablegen, den Armen-Sünderkittel anziehen, um den weltlichen Gerichten überliefert zu werden.

Noch in derſelben Nacht fand ein Verhör Statt. Ich war zugegen und ſaß in meinen Mantel gehüllt, in einer dunklen

Ecke der Gerichtsstube. Man konnte mir das, vermöge meiner Stellung zum Prinzen-Thronfolger, nicht versagen.

Mit untadelhaftem priesterlichem Anstande behauptete der Sünder steif und fest, aus heiliger Eingebung geweißsagt zu haben, und berief sich auf die nächste Zukunft, die es erfüllen würde.

Weil man aber nach den Beweisen, daß er wirklich im Geiste geredet habe, forschte, erwiederte er gelassen: „Weltliche Gerichte können darüber nicht entscheiden, denn wenn ich ihnen Auskunft geben wollte, so würden sie mich nicht verstehen."

Der Oberrichter drohte mit der peinlichen Frage und der fromme Bruder lächelte.

„Ich habe mich wochenlang freiwillig der schärfsten Kasteiung unterzogen. Ich sehne mich jetzt nach Kasteiungen, wie sie im Kloster nicht üblich sind, und werde mit christlichem Muth jede Prüfung ertragen. Ich werde weder als armer Sünder, noch als Kirchenschänder sterben. Man kann mich nur zum Märtyrer meines Wortes machen. Alsdann: Wehe! über die ungerechten Richter."

Weil ich sah, daß mit diesem geistlichen Tölpel nichts anzufangen war, erhob ich mich und trat aus meinem Versteck.

„Wohlgestrenger Herr!" wandte ich mich an den Oberrichter. „Wie Ihr seht, ist der fromme Bruder bei seinen unmenschlichen Kasteiungen übergeschnappt; sein Orden hat ihn verworfen, weshalb also wolltet Ihr hochnothpeinlich gegen ihn verfahren. Im Namen des Prinzen Thronerben ersuche ich Euch daher, schickt diesen Narren in's Tollhaus. Er will nun einmal durchaus hungern und kasteit werden und an Hunger und Prügeln wird es ihm dort nicht fehlen, bis er seinen Geist wiederfindet oder ihn aufgiebt."

Der scheinheilige Sünder verdrehte die Augen und seufzte: „Gott, hoher Herr, verzeihe euch, wie ich euch verzeihe."

Doch seine salbungsvollen Einwände halfen ihm nichts. Er wurde sofort in's Tollhaus geschickt.

Ich glaubte nun freilich das Beste gethan zu haben, was sich unter solchen Umständen thun ließ: allein ich hatte es hierdurch nur mit allen Partheien verdorben. Denn siehe da: — der Tag brach an, ja, es ward sogar Mittag und Prinz Heinrich ließ sich noch immer nicht blicken, worauf ich fest gerechnet hatte.

Daß Prinz Philipp mir gram war, weil ich den Propheten, der ihm die Krone zusprach, für einen Tollhäusler erklärt hatte, konnte mich wenig kümmern. Denn er hatte durchaus keinen Anhang.

Daß die hohen Herren mir zürnten, weil sie schon längst einen Zahn auf die aufgehäuften Kirchenschätze und festen Besitzungen der Dominikaner hatten und diese Gelegenheit gern benutzt haben würden, um sich einen Eingriff in ihre Rechte theuer bezahlen zu lassen, konnte ich vorhersehen und wußte auch, was ich that, indem ich Ihnen den Spaß verdarb.

Daß der König in mir nur ein willenloses Werkzeug des Prinzen Thronfolger erblickte, an dem er jedes mögliche Aergerniß zu nehmen habe, ließ sich eben so wenig vermeiden.

Kurz alles das war unvermeidlich und ich war jeglicher Verantwortlichkeit ausgesetzt und mußte Jedem Rede stehen, bis zur Rückkehr des Prinzen, dessen Abwesenheit sich Niemand erklären konnte.

Am meisten machte mir Graf Hochwart zu schaffen. Wenn nämlich Prinz Philipp von der Erbfolge ausgeschlossen ward, so ging die Krone auf die weibliche Linie über und fiel dem Grafen Eberhard von Hochwart zu. Es lag ihm daher ob, bei dieser Gelegenheit an seine Ansprüche zu erinnern und sie auf jede Gefahr hin für alle Zukunft glänzend und denkwürdig zu bewähren. Er vermehrte daher nach Kräften die Aufregung und Erbitterung, versammelte die hohen Herren und sprach zu ihnen:

„Der König beleidigt uns mit seinen kränklich herrischen Launen; Prinz Heinrich, im Vertrauen auf seine Rittertugenden und Liebenswürdigkeit, vernachlässigt uns und Prinz Philipp

hält es mit den Pfaffen und betet. Noch geſtern Abend lag der blaſſe Frömmler knieend neben dem wahnſinnigen Büſer und neigte die Stirn in den gefalteten Händen zu Boden. Ziemt ſich das für einen Königsſohn? Ziemt es ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden, wo der König im Sterben liegt und der Thronfolger unſichtbar zu ſein beliebt? Gelten wir gar nichts mehr? Unſer koſtbarſtes Vorrecht! Wollen wir ſeiner nicht mehr gedenken? Soll die Thronfolge in zweifelhaften Fällen nicht mehr von uns entſchieden werden und ſoll uns die Geiſtlichkeit etwa mittelſt ihrer Propheten zu Hülfe kommen? Kurz, es iſt viel geſchehen, wozu wir nicht ſchweigen dürfen; wo wir wenigſtens anfragen müſſen, wie es gemeint ſei, und eine bündige Erklärung zu fordern haben.«

Sämmtliche hohe Herren waren dieſer Anſicht und zogen Graf Hochwart an der Spitze mit großem Pomp nach der Königsburg.

Sofort erhielt ich Befehl vor dem König zu erſcheinen und Gott weiß mit wie ſchwerem Herzen ich gehorchte.

Der König, in Kiſſen eingehüllt, hatte ſich auf einem Armſeſſel nach dem Thronſaal tragen laſſen und ich erſchrak bei ſeinem Anblick. Das Fieber hatte die Lebensfarbe von ſeinem Antlitz weggebeizt. Seine Augen waren ungleich geöffnet, ſeine blauen Lippen bedeckten kaum die wenigen Vorderzähne und ſeine Stimme war rauh und heiſer.

Er ließ mich hart an, wo der Prinz Thronerbe ſei.

»Gnädigſter Herr! Wichtige Gründe bewegen ihn ſich fern von hier zu halten. Leider iſt es nur zu bekannt, daß zwiſchen König und Thronerben nicht alles iſt, wie es ſein ſollte. Schmeichler und Ohrenbläſer haben den Argwohn erregt, als trachte Prinz Heinrich nach der Krone und ſehe mit Ungeduld dem Ableben ſeines Vaters entgegen. Hauptſächlich wollte er daher den voreiligen Huldigungen aus dem Wege gehen, welche Aergerniß erregen und das Uebelbefinden des Königs verſchlim-

mern konnten. Mögen die hohen Herren das wohl bedenken: denn ihr gegenwärtiges Benehmen, abgesehen von der Löblichkeit dem Prinzen Thronfolger ihre Liebe und Anhänglichkeit pflichtgemäß zu erkennen zu geben, steht nur der Krankheit des Königs bei und vereitelt die edlen Absichten des Prinzen Thronfolger.

Hochwart nahm das Wort. Ob der Prinz Thronfolger seine kindlichen Gesinnungen hiemit nicht hinreichend an den Tag gelegt habe, um allen Argwohn zu zerstören und ob nach Allem, was geschehen, es jetzt nicht hohe Zeit sei, wieder sichtbar zu werden.

Der König bejahte und ich fügte hinzu: „Prinz Heinrich ist schon unterwegs hieher und kann jeden Augenblick eintreffen."

Der König fragte weiter, ob ich eigenmächtig den Mönch zum Tollhaus verurtheilt oder auf besondern Befehl des Prinzen gehandelt habe.

„Da Prinz Heinrich heute noch sich wieder zeigen wird und der Mönch das Gegentheil prophezeihte, hat er im Wahnsinn gesprochen und sein Tollhaus verdient."

Die hohen Herren lachten und Hochwart fragte: „Ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte den Mönch seinem Schicksal überlassen?"

„So hätte man ihn entweder als Lügenprophet auf den Scheiterhaufen oder als Landesverräther an den Galgen geschickt und das Henken und Verbrennen ist kein so seltenes Schauspiel, daß die hohen Herren ein besonderes Gelüste darnach haben könnten; während es doch ganz etwas Neues ist, einen überspannten Geistlichen ins Tollhaus zu schicken."

Neues Gelächter. Aber der König gerieth in Zorn und verwies es mir heftig, mich in eine Angelegenheit gemischt zu haben, wodurch die höchsten Adelsrechte verletzt wären.

„Welches Recht ist verletzt, welche Erbfolge ist streitig, da, dem Himmel sei Dank! König und Thronerbe am Leben sind. Ich rede Thatsachen und die hohen Herren stützen ihre Beschwerden

auf Befürchtungen. Wer soll nun Recht haben, ich, den man kennt, oder jener aberwitzige Mönch, der im Tollhause sitzt?"

Diese Worte steigerten den Zorn des Königs und er überhäufte mich mit Schmähungen, weil ich seine Kronvasallen aufbrächte und lauter Verwirrung anrichtete. Ich mußte Alles geduldig über mich ergehen lassen und der König, nachdem er sich ausgetobt, sank in die Kissen zurück, that, als müsse er zur Stunde sterben und ließ sich in seine Gemächer zurücktragen.

So gar schlimm aber konnte es nicht um ihn stehen. Am Rande des Grabes verlernt man es, sich jähzornig zu erhoßen, und entsagt den Uebereilungen der Menschlichkeit.

Ich glaubte endlich alle Beschwerden und Ungemächlichkeiten hinter mir zu haben, um in Ruhe der Heimkehr meines durchlauchtigen Herrn entgegen zu sehen, die ja jeden Augenblick erfolgen mußte, denn Prinz Heinrich ritt seinen besten Jagdhengst und bis zum Todtenstein waren kaum zwei Tagereisen.

Allein es ward Abend, und der König ließ den Bischof rufen und sprach zu ihm: „Hochwürdiger Herr haltet Alles bereit, mir das Hinscheiden aus dieser Welt zu erleichtern."

Worauf der Bischof erwiederte: „Durchlauchtiger König, die Kirche wird nicht ermangeln, Euch in Euren letzten Stunden treulich beizustehen."

Als ich vernahm, daß der König die letzte Oelung verlangte, fing ich an Besorgnisse zu hegen; — Wer fürchtet für einen jungen Helden wie Prinz Heinrich, der ebenso furchtbar wie liebenswürdig sein kann? — Und dennoch, bis hieher hatte er glücklich stets sein Wort gehalten. Welch ein Hinderniß war ihm heute begegnet, ihm, der niemals Hindernisse kannte.

Noch immer wartete ich vergebens und in den Fenstern des königlichen Krankenzimmers brannte schon die Todtenkerze. Ein einfaches Licht, welches vor das Fenster gestellt wird und bedeutet, daß der König in den letzten Zügen liegt. Wie er den Geist aufgiebt, wird die Todtenkerze erloschen, dann läuten die

Trauerglocken und ſein Nachfolger wird zum König ausgerufen.

Mein Platz war jetzt in den Vorzimmern des Königs, um im Augenblick ſeines Dahinſcheidens den Mund zu öffnen über den Thronerben.

Einſam ſtand ich lange in den geräumigen Vorzimmern. Manchmal glaubte ich den König ſchmerzvoll ächzen zu hören. Manchmal war 'mir's als hörte ich ihn röcheln.

Die Prophezeihung des Mönches lautete: Königsſohn, Dein Vater wird ſterben und Deinen Bruder ſiehſt Du niemals wieder. — Sie ſchien wörtlich in Erfüllung zu gehen. — Wäre Bruder Bernhard alſo dennoch ein Prophet? Weiſſagung iſt eine Gabe des Himmels und die Vorſehung vertheilt ihre Gaben ſparſam. Den einen macht ſie ſchön, den andern klug, den dritten ſtark und den vierten gefühlvoll, aber ſie giebt dem einen nicht alles und dem anderen gar nichts und holde Seherinnen, wie das ſtille Fräulein gehören zu den Ausnahmen. Kluge und aufgeweckte Köpfe ſchauen ohne Sehergabe in die Zukunft. Es wäre ein unbilliger und unnutzer Vorzug, wenn ſie auch noch Ahnungen haben ſollten; wie aber das Thier ſeinen Inſtinkt hat, wird vielleicht auch die Roheit und der Stumpfſinn mit der Weiſſagung begnadigt und in dieſem Falle iſt der Bruder Bernhard vielleicht kein Tollhäusler.

Während ich mich mit ſolchen Gedanken quälte, öffnete ſich die Thür zu den königlichen Krankenzimmern und Prinz Philipp bleich und verſtört trat zu mir.

„Greifenberg! Mein Vater hat mich geſegnet! Er ſprach zu mir: Vergieb mein Sohn, weil ich Dir nie ein guter Vater war. Die glänzenden Eigenſchaften Deines Bruders ſtanden Dir im Wege. Er war mein Liebling. Er, der ſtolz und widerſpenſtig mein Sterbelager meidet. Vergieb wo ich hart und ungerecht gegen Dich war und ſchmähe mein Andenken nicht durch böſe Erinnerungen und Klagen.“

— „Mein Prinz, die Bitte eines sterbenden Königs muß Euch heilig sein."

— „Hierauf gab er mir seinen Siegelring."

— „Das Reichssiegel?"

— „Ja! Du siehst es hier in meiner Hand."

— „Prinz, das Reichssiegel gehört nicht in Eure Hände."

— „Allein es ist in meinen Händen wie Du siehst und gar manches, was Dir nicht einleuchtet, geschieht demnach."

— „Ja! wenn es so steht, bereue ich von Herzen, mich in dieses wahnwitzige Spiel gemischt zu haben. Hätte ich den tollen Mönch doch an den Galgen geschickt."

— „Nein, Greifenberg, das solltest Du nicht. Die Vorsehung gab Dir ein, ihn am Leben zu erhalten, denn er ist ausersehen, die dreifache Krone zu tragen."

— „Mag er eine siebenfache Krone tragen, was kümmert es mich? Allein das Reichssiegel gehört nicht in Eure Hände und ich fordere Euch auf, es zurückzutragen in die Gemächer des Königs."

— „Der König hat mir das Reichssiegel gegeben und Gott mir die Krone verheißen durch den Mund seines Propheten."

— „Wird Gott auch seine Heerschaaren aussenden, sie Euch zu erkämpfen. Verlaßt Euch nicht auf die Thronvasallen und den Adel, auch der verschmitzte Hochwart ist ein gefährlicher Nebenbuhler, abgesehen davon, daß das Reichssiegel in Eurer Hand ein Hochverrath an Eurem Bruder ist."

— „Bis zur Rückkehr meines Bruders will ich es behalten."

— „Könnt Ihr das rechtfertigen?"

— „Greifenberg! werde ich meinen Bruder wiedersehen? wann sahst Du ihn zuletzt? Hast Du inzwischen Kunde von ihm vernommen? — Ich lese die Bestürzung in Deinen Mienen! Ja, ja! Unfälle sind nicht undenkbar. Missethaten liegen nicht außer dem Bereiche der Unmöglichkeit. Gott sei ihm gnädig."

Tief erschüttert verbarg ich das Antlitz in meinen Händen.

— „Merkst Du's," fuhr er salbungsreich fort. „Andacht ist kein Gaukelspiel, heilige Verzückung kein Wahnsinn, Märtyrerlust keine Tollheit und Prophezeien sind nicht vorwitzig. Ich sage Dir, Greifenberg, von dem Augenblick an, wo der heilige Mann mir die Hand auflegte und sprach: Gehe hin und sei König, fühlte ich die Krone auf meinem Haupte. — Horch! rief er mit aufgehobenem Zeigefinger um sich lauschend. — Horch! Horch!"

Die Domglocke hub an Mitternacht zu schlagen und alle Thürme stimmten schauerlich ein. Nebenan ächzte der König, sonst regte sich nichts in den öden Vorgemächern und ich war allein mit dem von Ehrgeiz und Frömmelei halb verrückten Königssohn.

— „Hörst Du!" fragte er gebieterisch.

Schauer rieselten mir durch Mark und Bein.

— Was soll ich hören, gnädigster Prinz. Hier ist alles todtenstille."

— „Hörst Du nicht die Trauerglocken läuten? Die Todtenkerze ist erloschen, der König lebt nicht mehr. Wünsche mir Glück, denn ich bin König und ich will Euch allen zeigen, daß ich erbfähig bin."

— „Prinz Philipp! Gott sei Euch gnädig. Was Ihr für Trauerglocken haltet, ist weiter nichts als die Mitternachtsglocke. Ihr seid der andächtigen Verzückungen gewohnt. Prinz! meidet die weltlichen Erregungen des Ehrgeizes, sie jagen Euch aus allen Sinnen."

Prinz Philipp aber stand lauschend da mit aufgehobenem Zeigefinger und hörte mich nicht. Da öffnete sich die Thür hinter ihm und ich schrie laut auf vor Freuden. Es war Prinz Heinrich, mein gnädiger Herr.

— „Der König lebt!" rief ich ihm zu.

— „Bewach' die Thür," gebot er. „Niemand soll mir folgen." Und hiemit verschwand er in die königlichen Gemächer.

Prinz Philipp war einer Ohnmacht nahe in einen Seſſel geſunken. Ich waate nicht ihm zu nahen.

Plötzlich ſprang er auf. „So wird ein Königsſohn genarrt, die Kirche äfft: Glaube iſt Betrug und Gottesdienſt Spiegelfechterei.“

Er wollte in die königlichen Gemächer, allein ich vertrat ihm den Weg. „Mein Prinz, es thut mir leid, doch habe ich gemeſſene Befehle.“

— „Nimm dieſen Ring und gieb ihn meinem Bruder.“

— „Gnädigſter Herr! Ihr wißt nicht was Ihr redet. Ihr verlangt von mir, daß ich ein Reichskleinod berühre?“

— „Du haſt Recht! Ich weiß nicht, was ich thue. Ich bin krank. Mein Vater! mein Bruder! Ich habe mich erſchöpft durch beten, wachen und faſten für ſie. Gewiß habe ich auch manches geſprochen, was Geiſtesabweſenheit verrieth. Du wirſt nicht darauf geachtet haben, lieber Greifenberg. Sieh' ich liebe Dich, denn Du biſt treu, klug und ſchweigſam.“

Er ging. Aber dieſes Mal durfte ich nicht ſchweigſam ſein, Prinz Heinrich mußte wiſſen, welche Leidenſchaften die kurze Zeit ſeiner Abweſenheit entfeſſelt hatte, denn die Krone iſt ein verfänglich Ding und es giebt nicht viele hochgeſinnte Thronfolger, wie Prinz Heinrich.

„Sehe ich Dich wirklich noch einmal vor meinem Ende?“ fragte der König, als er ſeinen herrlichen Sohn erblickte.

— „Vater! Du darfſt nicht ſterben, ſo lange es noch ein Rettungsmittel giebt und das bringe ich. Doch dies iſt eine Angelegenheit zwiſchen König und Thronerbe und nicht für Geringere.“

Er gab den Dienern und Wärtern einen Wink ſich zu entfernen. Sie zögerten.

„Habt Ihr nicht verſtanden. Entfernt Euch.“

— „Was haſt Du vor Heinrich? Warum entfernſt Du meine Diener?“

— „Hegſt Du immer noch Mißtrauen. Du haſt das Abendmahl genommen, Deinen Irrthümern entſagt und Deinen Feinden vergeben und mich verkennſt Du noch immer und willſt Dich mit mir nicht verſöhnen?“

Ein Wink des Königs entfernte die Diener.

„Mein Vater,“ begann der Prinz, „während Trauer um Dich das ganze Land erfüllte, ward eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren in mir lebendig und wie ein altes Mährchen tauchte es auf, daß ein Wundertrank vorhanden ſei, der manches Königsleben ſchon gerettet. Es iſt keine leere Sage. Der Wundertrank, den der berühmte Leibarzt Königs Chriſtian des Weiſen vor vielen hundert Jahren bereitete, wird nur Königen und Thronerben verabreicht und ſeit jenem weiſen König hat unſere Krone ſtets vom Vater auf den erſtgebornen Sohn ſich vererbt. Solch eines dauernden Segens hat ſich kein anderes Herrſchergeſchlecht zu rühmen. Hier iſt die letzte Phiole aus einer alten wunderreichen Schatzkammer. Ich ſelbſt habe ſie für Dich geholt.“

Weil die Phiole ſchwer zu öffnen war, zerſchlug der Prinz ſie über einen Becher, den er dem König reichte:

„Trink, Vater!“

— „Heinrich! Du warſt allezeit mein Stolz, mein Liebling.“

— „Hegſt Du immer noch Mißtrauen, ſoll ich kredenzen?“

— „Nein Heinrich. Aber Du ſollſt vergeſſen und vergeben, denn ſeit dieſem Augenblick weiß ich, daß ich Dir Unrecht gethan.“

— „Das gehört jetzt nicht hierher, trink Vater!“

Der König trank und hoch und leicht athmete er auf. „O Heinrich, welch Wohlbehagen, welch Hochgefühl durchdringt mich. Schon jetzt verdanke ich Dir mein Wohlſein.“

— „Jetzt mein theurer König gönnt Euch Ruhe.“

— „Gut will ich Dir danken.“

— „Nein Vater, Du mußt ruhen, ich will ſorgen, daß Du nicht geſtört wirſt.“

— „Wie ſoll ich Dir vergelten.“

— „Davon ein ander Mal. Ich werde meinen Lohn ſchon fordern.“

— „Dir ſei gewährt und forderteſt Du die Krone.“

— „Wenn es mich nach der Krone lüſtete, hätte ich das gethan? Ich fordere was Lieberes, was Dich nicht ärmer und mich überreich macht.“

— „Es ſei gewährt auf Königswort.“

— „Es gilt. Jetzt ſchlafe Vater! Habe gute Nacht.“

Ich plauderte mit meinem geliebten Prinzen noch bis zum Tagesanbruch.

Er erzählte mir ſein holdes Abentheuer auf dem Todtenſtein.

Am anderen Morgen war er mit dem Frühеſten aufgebrochen, um keine Zeit zu verlieren, doch ſeine Gedanken blieben beim ſtillen Fräulein auf dem Todtenſtein und ehe er ſich's verſah, war er vom rechten Weg abgekommen und mußte ihn mühſelig wiederſuchen. Kaum hatte er ihn wiedergefunden, ſo kehrten ſeine Gedanken, wie ſehr er ſich auch zuſammennahm, nach dem ſtillen Fräulein zurück und er verirrte ſich von Neuem. Darüber ging viel Zeit verloren, bis er endlich merkte, daß ſein Hengſt zuverläſſiger ſei als er und ſich den Heimweg beſſer gemerkt hatte. Getroſt überließ er ſich daher dem klugen Thier und gab ſich ganz dem ſüßen Zauber hin, den das ſtille Fräulein auf ihn übte.

„Greifenberg!“ ſchloß Prinz Heinrich ſeine Erzählung, „ich bringe Dich um eine reiche Erbſchaft, allein Du ſollſt entſchädigt werden.“

Ich aber reichte ihm die Hand. „Ich bin entſchädigt durch einen lieben hohen Vetter, den ich gewonnen habe.“

Der König genas zu Jedermanns Erſtaunen und kam den

Trauer- und Huldigungsfeste, auf die man sicher gezählt, mußte man zur Genesung Glück wünschen und den Thronerben bewillkommnen.

Auch der Unglückspropbet, dessen Weissagung so schmählich zu Wasser geworden, ließ wieder von sich hören. Er war aus dem Tollhause entsprungen.

Als Prinz Heinrich endlich die Gelegenheit wahrnahm, seinen Lohn zu fordern und den König an sein gegebenes Wort erinnerte, erschrak derselbe bei dem Namen Camilla von Todtenstein und wollte mit solch einer ketzerischen Sippschaft nichts zu schaffen haben. Allein was half's, er hatte einmal sein Königswort gegeben und Prinz Heinrich wollte es sich nicht wieder abschwatzen lassen. „Seit Kurzem," meinte er, „geht hier jeder darauf aus, seine Ansprüche geltend zu machen. Es ist hohe Zeit, daß auch ich einmal mich selbstständig erweise."

Weil der König nichts gegen ihn ausrichten konnte, verwies er ihn samt all' seiner Schwägerschaft vom Hofe.

Die Verbannung des Prinzen Thronfolger traf alle wie ein Donnerschlag. Graf Hochwart war der Erste, welcher sich zum Prinzen begab, um ihm die Entrüstung des gesammten Adels kund zu thun. Prinz Heinrich aber ließ ihn mit harten Worten an, daß er in Angelegenheiten zwischen Vater und Sohn sich nicht zu mischen habe.

Noch am selben Tage verließ Prinz Heinrich die Königsburg und begab sich nach dem Todtenstein. Die Vermählung ward daselbst aufs prächtigste vollzogen und mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Graf Hochwart und sein Anhang, fanden sich sämmtliche hohe Kronvasallen mit würdigem Prunk und stattlichem Gefolge dazu ein und alle bekannten einmüthig, daß sie noch nie einen so festlichen und denkwürdigen Tag erlebt.

In der Nacht vor ihrer Hochzeit träumte dem stillen Fräulein, daß sie an der Hand ihres königlichen Bräutigams die Kapelle betrete. Doch schüchtern blieben beide an der Schwelle, denn

alle Gräber waren geöffnet und die Marmorbilder alle lebten und ſtreckten die Arme aus und winkten dem Prinzen fern zu bleiben. Sie allein durfte ſich den Bildern ihrer Ahnen nahen, die mit geſchloſſenen Augen und ſtarren Zügen die kalte Marmorhand ihr reichten. Nur ein Grab war geſchloſſen und auf demſelben gewahrte ſie ihr eigenes Bild von Marmor wie ſchlafend hingeſtreckt, das Haupt hintenübergeſunken. Allein ſie fürchtete ſich nicht, vielmehr war ihr recht ſüß und heimlich zu Mute als wollte ſich ihr ein holdes Geheimniß offenbaren. Ein Prieſter ſtand vor dem Altar und winkte die Ahnen einen nach dem anderen heran. Er nahm ein Brod und brach es und gab jedem ein Stück. Er füllte einen Becher und reichte ihn jedem und jeder trank daraus. Und wer vom Brode gegeſſen, der öffnete die Augen und wer vom Weine getrunken, bekam rothe Wangen. Endlich kam die Reihe auch an Camilla und der Prieſter winkte ihr, daß ſie näher trete. Er redete wunderbare Worte, die ſie mit ſchauriſem Entzücken erfüllten, daß ſie es nicht zu ertragen vermochte. Endlich brach er auch ihr das Brod und reichte ihr den Kelch und ſprach: „Nimm hin, denn es iſt Gottes Kraft, Deine Sehergabe iſt Menſchenkraft und wird von Dir weichen.“ Da mit einem Male, wollte ihr bange werden, doch ihre Ahnen lächelten und nickten und regten ihre Lippen als ob ſie Glückwünſche ſagten. Dann kehrten ſie in die Gruft zurück und winkten ihr zu folgen.

Als die hohen Gäſte ſich im Rittersaal verſammelt und das herrliche Brautpaar im Fürſtenſchmucke eintrat, beugten wir alle unwillkürlich das Knie. Zumal die hohe Braut war ſo feierlich ſchön, daß wir ſtillbewundernd kein Auge von ihr wandten. Hierauf begaben wir uns in die Burgkapelle, wo der Burgkaplan die Trauung vollzog.

Ernſt und feierlich ging alles von Statten. Nur als die hohe Braut den Kelch empfing, um daraus zu trinken, mußte ſie heftig huſten, denn der Schenkmeiſter hatte zu Ehren des Feſtes

vom ältesten besten Weine genommen, den eine Todtensteinerin, die keinen Wein gewohnt ist, so leicht nicht über die Lippen bringt. Das stille Fräulein betrübte sich sehr darüber und als Prinz Heinrich sie zu trösten suchte, erzählte sie ihm ihren Traum der vorigen Nacht, indem sie hinzufügte, daß der Geist der Weissagung von ihr gewichen sei. Jener Traum aber weit in die Zukunft reiche, weiter als irgend ein Traum, den sie je geträumt.

Nach der Trauung führte uns Herr Theobald in den Sälen umher, in welchen die Kostbarkeiten, Schätze und Seltenheiten ausgestellt waren, woran die Todtensteiner alle von ihrem Urahnherrn an gesammelt. Da hatten wir nicht Augen genug zu sehen und nicht Ohren genug zu hören, was der hohe Greis erklärend hinzufügte.

Hierauf begaben wir uns an die reich besetzte, wohlgeschmückte Tafel. Immer neue Gerichte wurden aufgetragen, immer köstlichere Weine kredenzt. Das stille Fräulein aber berührte kaum die Speisen und brachte nur selten ihren Becher an die Lippen. Auch Prinz Heinrich schien über die wunderholde Braut Speise und Trank zu vergessen. Wir andern aber thaten dem Mahle und dem Weine die gebührende Ehre, obschon alles still und friedlich zuging, denn ganz besondere Ehrfurcht hinderte uns in die Ausgelassenheit und den Lärm des Banquettirens zu verfallen.

Als wir spät in der Nacht uns trennten, fragten wir uns: Was ist wohl die größte Seltenheit und Kostbarkeit auf der Todtenburg, und einstimmig meinten wir das Wunder aller Wunder sei das stille Fräulein, unsere gnädige Frau Thronerbin. Ja als wir am anderen Morgen zur Abreise gerüstet uns wiedersahen, ergab sich, daß wir alle von der königlichen Braut geträumt hatten; der alte Herr Rudolph von Bileck nicht ausgenommen der bereits sieben und siebenzig Jahre zählte.

Gott segne das durchlauchtige Paar und schenke ihm seinen Frieden. Er verleihe dem Prinzen, meinem gnädigen Herrn, eine glückliche und glorreiche Regierung und bescheere ihm eine zahl-

reiche Nachkommenſchaft. Ich beuge mein Knie zu Gott dem Vater zu meinem Herrn und Heiland Jeſus Chriſt und zu dem heiligen Geiſte und ſeufzte herzinniglich: „Amen.“

Von einer anderen Hand ward hinzugefügt: Es gefiel der allweiſen Vorſehung nicht, dieſen frommen Seufzer zu erhören. Meine Enkeltochter Camilla ſtarb im Jahre darauf, nachdem ſie einem Töchterlein das Leben geſchenkt, welches kaum geboren, ſchon eben die hohe Schönheit verrieth, die ihre Mutter noch im Sarge ſchmückte. Als Nächſtgeborne zum Throne, wenn nicht aus einer zweiten Ehe des Prinzen Heinrich männliche Nachfolger entſproßen, erhielt ſie in der Taufe den Namen Regina.

Drittes Buch.

Der Doktor Algnarara.

Fortſetzung der denkwürdigen Geſchichte einer Krone.

Zur Vermählung des Prinzen Philipp waren koſtbare Banquette und Tourniere veranſtaltet, und Gaukler und Poſſenreißer kamen von nah und fern, um das Volk zu beluſtigen. Vor Allem erwartete man die Ankunft eines berühmten Magiers, des hochgelahrten Doctors Algnarara aus Ägypten. Auf der Königsburg wollte man wiſſen, daß er Gold machen könne und im Volke erzählte man ſich, er habe dem König verſprochen, das ganze Land zoll- und ſteuerfrei zu machen.

Solche Gerüchte erzeugen ſich leicht, wenn ein ſtiller, gottesfürchtiger Hof einmal Gelegenheit nimmt, von ſeinen ſchlichten und einfachen Gewohnheiten abzugehen, um zur Feier eines denkwürdigen Ereigniſſes alle Pracht und Herrlichkeit der Welt zur Schau zu ſtellen. Das Volk verſammelte ſich nun auf öffentlichen Plätzen, erzählte ſich Wunderdinge von den bevorſtehenden Luſtbarkeiten, ſchwärmte in goldenen Hoffnungen, und opferte den letzten Heller, um im Voraus einen Becher zu leeren, auf die kommenden glücklichen Zeiten.

Die Stadt gewann mit jedem Tage ein feſtlicheres Anſehen. Immer mehr hohe und edle Gäſte langten an und zogen mit ſtattlichem Gefolge durch die wohlgeſchmückten Straßen. Und ſo

oft der Truchseß von Dornwart ſich zeigte, der den Oberbefehl in der Stadt führte und dem es oblag, jede fürſtliche Perſon, welche das Weichbild überſchritten, zur Königsburg zu geleiten, begrüßte ihn die Menge mit lautem Jubel:

„Gott ſegne Euch, Herr Truchſeß, und bringt uns bald nur den hochgelahrten Doctor Algurara, damit er uns Gold mache.“

Das verdroß den edlen Truchſeß nicht wenig, denn er hatte etwas Beſſeres zu thun, als Marktſchreiern das Ehrengeleite zu geben.

Indeß begannen die Feſte der Mummereien und Banquette, die ritterlichen Aufzüge und allegoriſchen Vorſtellungen. Nur der Doctor ließ nichts von ſich ſehen noch hören und auf dem Schloſſe gedachte man ſeiner ſchon nicht mehr.

Eines Abends jedoch erhob ſich Lärm und Jauchzen in den Straßen. Der Lärm drang bis in den Saal, wo der König mit erlauchten hohen und edlen Gäſten hoch und herrlich banquettirte und mit einem Male fing es vom Dome zu läuten an. Der König, den alles leicht reizt und ängſtigt, meinte ſchon, es ſei Feuer in der Stadt, und das Domviertel ſtände in Flammen. Doch war es nicht die Feuer-, ſondern die Freudenglocke. Die übrigen Thürme ſtimmten ein und als ich an's Fenſter trat und einen Vorhang lüftete, ſah ich zahlreiche Gruppen über den Markt eilen, ſah ich Fackeln anzünden und die Straßen ſich erhellen.

„Ohne Zweifel,“ meldete ich dem Könige, „hat eine hohe Perſon zu dieſer ungewöhnlichen Stunde das Weichbild der Stadt betreten und das wird niemand anders ſein als des Prinzen Heinrich unſeres gnädigen Herrn Thronfolgers Durchlaucht, den wir ſo lange ſchon vergeblich erwarteten.“

Da beklagte der Truchſeß von Dornwart laut, daß er, wie es der Dienſt um den König erfordere, lange Kleider trage, die es ihm unmöglich machten ein Roß zu beſteigen, um dem Prinzen Thronfolger gebührenden Empfang und Ehrengeleit aufs Schloß zu geben.

Ich erbot mich, seine Stelle zu vertreten und erhielt nebst drei andern jungen Edelleuten, die ihre Kleider und Rosse eben so wenig wie ich zu schonen Lust hatten, die Erlaubniß. Wir nahmen zehn Mann Lanzenreuter mit und als wir über den Markt sprengten und man den Galopp unserer Pferde im Thronsaal vernahm, verwunderte man sich über unsere Behendigkeit, die der König belobigte.

Am Thore hatte das Gedränge dermaßen sich gehäuft, daß wir nicht hindurch konnten, wie wacker wir auch unsere Rosse tummelten und unsere Reuter ihre Lanzen gebrauchten. Und zu unserem Aerger und Verdruß erkannten wir die Ursache des Tumultes.

Keine hohe Person, nur der langersehnte Marktschreier war angelangt. Da hielt er unter der brüllenden Menge, die ihn wie einen Prinzen empfangen hatte, auf einem schlechten Wagen, mit zwei elenden Rappen bespannt. Sein Kutscher war ein Zwerg in Scharlach und Gold gekleidet, und ein mißgestalteter Affe ebenfalls in einer Scharlachjacke, sprang an einer Kette auf dem Wagen herum und fletschte der gaffenden, jauchzenden Menge die Zähne. Der Doctor selbst, ein ältlicher hagerer Mann mit langem grauen Barte, saß mürrisch und in sich gekehrt da und schien sich um nichts zu kümmern; während tausend von Fackelruß geschwärzte Angesichter mit gierigen Augen nach ihm blickten, sich tausend Hände nach ihm ausstreckten und tausend grobe Mäuler nach Gold brüllten.

Herr Vileck, der neben mir ritt, sprach zu mir. Dieser Schalk macht eben so wenig Gold, wie Ihr oder ich. Warum zeigt er sich nicht bei heller Mittagssonne, in königlicher Pracht: in Purpur, Gold und Edelsteinen; in allem was die Welt Kostbares hat? Das Gold, wozu ist es ihm nütze, als die Hufen seiner Pferde damit zu beschlagen? Warum kleidet er seinen Affen in solchen Plunder und Flitterstaat? Mich dünkt, der zerlumpte

Scharlach, die unechten Treſſen verrathen den Gaukler mehr als überflüſſig.

„Ich werde auch nicht viele Umſtände mit ihm machen,“ antwortete ich. „Doch wer einmal A geſagt hat, muß auch B ſagen. Wir ſind ausgeritten den Prinzen Thronfolger zu empfangen, ſtatt deſſen müſſen wir jetzt einen Unfug ſteuern, der ärgerlich genug iſt.“

Bereits hatten Einige den Wagen des Wundermannes erſtiegen, um ihm, da er ſich um gar nichts kümmern wollte, durch Rippenſtöße und andere Mißhandlungen, einiges Geld abzuverlangen. Von Neuem ſpornten wir unſere Roſſe und unſere Reuter ſchlugen und ſtießen mit der Lanze drein, was ſie konnten. So gelangten wir endlich unter Gebeul und Gejauchze zu dem Wagen.

„Ihr hättet Eure Ankunft wohl auf morgen verſchieben können!“ rief ich laut. „Ihr hättet nicht nöthig gehabt, ſo ſpät noch die Stadt zu beunruhigen!“

Der Magier ordnete ſeine Gewänder erhob ſein bleiches Angeſicht unter den ſchwarzen Hutfedern und gab ein Zeichen zur Stille. „Still! ſtill!“ lief es von Mund zu Mund, und er begann zu mir:

„Mein feiner junger Herr! zu Werken und Thaten ſo abſonderlicher Art, wie die meinen, berechnet man fein die geeignete und günſtige Stunde. — Meine Weisheit hat mich gelehrt, daß der König, den Gott erhalte, zur Stunde meiner Ankunft mit den erlauchten und hohen Gäſten feſtlich banquettiren, und das Glockengeläute, der Jubel und das Fackellicht ihm einigermaßen zum höchſten Erſtaunen gereichen werde. Wollet daher geneigt ſein, ihm zu verkünden, daß ich nur im ſchlichten Aufzuge angelangt bin. Mein Ruhm aber, der mir aller Wege voraneilt, dieſen lärmenden und ehrenvollen Empfang mir bereitet hat. Die Unruhe aber, die ich verurſache, und daß ich mit Fackelglanz und Glockengeläute mich empfangen laſſe, ſoll gleichſam eine Vorbe-

deutung der außerordentlichen Wunder sein, die ich vor hohen und erlauchten Augen in wenigen Tagen zu verrichten gedenke. Ob dieser Botschaft, glaubt meiner Weisheit, wird Euch der König gar sehr belobigen; und da Ihr berittene Mannschaft bei Euch führt, so laßt sie meinen Wagen schützen, ohne dies könnte sich leicht ein Unheil ereignen, was meine magischen Operationen weit hinausschiebt."

— „Genug der Worte!" unterbrach ich ihn. „Eure Weisheit sollte Euch lehren, daß ich weder jetzt noch hier gesonnen bin, Euch anzuhören. Meine Reiter sollen Euren Wagen schützen; begebt Euch aber ruhig in Eure Herberge: und wagt Ihr's ferner, durch Eure Wunder die Ruhe der Stadt zu stören, so setzt Ihr Euch einer schweren Verantwortung aus."

Das Volk zischte, murrte und pfiff; wir aber kehrten uns nicht daran, wandten unsere Rosse und sprengten dem Schlosse zu.

Als wir die breite, hellerleuchtete Treppe erstiegen, ergab sich, daß wir vom Fackelruß so übel zugerichtet und unsere Kleider dermaßen zerzaust und zerdrückt waren, daß wir uns füglich im Banquettsaale nicht blicken lassen durften. — Wir mußten aber dennoch auf Befehl des Königs erscheinen, und ein lautes Gelächter bewillkommte uns, daß wir uns vor Scham und Verdruß nicht zu fassen wußten. Obendrein hieß es, der Magier habe diesen boshaften Streich an uns verübt, um das Banquett zu erlustigen, obschon ich nicht begreife, was er dazu gethan haben konnte, da meine offenherzige Bereitwilligkeit mir all' den Schaden zugezogen. — Der König hörte meinen Bericht zwar gnädig an, allein die vom gelehrten Doctor mir geweissagte Belobigung blieb aus. Und um uns dem ferneren Gelächter und den Spottreden, worin selbst hohe Frauen einstimmten, zu entziehen, verließen wir, sobald es geschehen konnte, das Fest und wünschten dem gelehrten Doctor Alquarara alles mögliche Unheil auf den Hals. —

Am folgenden Tage war großes Tournier auf dem Schloßplatze. Der König in eigner Person eröffnete es, um zu Ehren der hohen Braut, die auf dem Altar den Dank zu verteilen hatte, mit dem Prinzen Philipp die erste Lanze zu brechen.

Lautes Jauchzen des Beifalls und zugleich der Rührung, begrüßte den greisen ritterlichen König, der immer noch so stattlich sein Roß zu tummeln wußte. Und als er mitten in der Bahn hielt und Zinken und Posaunen das Zeichen gaben, öffnete sich zugleich mit dem Zelte des Prinzen Philipp noch ein zweites ziemlich unscheinbares, was bescheidentlich in einem entlegenen Winkel des Marktplatzes aufgeschlagen war.

Auf einem feurigen Rappen, der bald sich bäumte, bald Sätze machte, bald mit den Hinterbufen hoch ausschlug, sprengte ein von Kopf bis Fuß schwarzgeharnischter Ritter an die Schranken; bevor noch Prinz Philipp im Sattel saß. Denn Prinz Philipp liebte nicht die ritterlichen Künste und hielt sich auch nicht sonderlich zu Pferde.

Es erhob sich ein unwilliges Gemurmel. — Wer durfte es wagen, gegen den König in die Schranken zu reiten, ohne dazu aufgefordert zu sein? — Indeß erklärten die Herolde den schwarzen Ritter, vermöge seiner Abkunft und Thaten für makellos und in jeder Hinsicht turnierfähig, und der König war zu ritterlich gesinnt um jetzt noch einen Kampf zu meiden, oder gar unverrichteter Sache aus den Schranken zu reiten, um in Gegenwart erlauchter Gäste, und seines Adels und Volkes einer Gefahr aus dem Wege zu gehen. Denn gegen diesen wilden schwarzen Ritter waren sichtbar alle Nachteile auf Seiten des Königs, dahingegen würde er mit dem Prinzen Philipp leichtes Spiel gehabt haben und es würde sehr die Frage gewesen sein, wer sich im Vorteil befunden hätte: ob der greise König oder der schwachselige Königssohn. — Wie sich von selbst versteht, hatte man zu diesem Rennen die leichtesten Lanzen, die es irgend gab, ausgesucht.

Ein peinlicher Augenblick erfolgte. Man fürchtete für den König. Was aber den ſchwarzen Ritter anlangte, ſo ſchien ihm das wenig zu kümmern. Er tummelte ſein Roß in der Bahn und grüßte rechts und links. Endlich hielt er vor den König, und indem er ſeinen Rappen auf die Vorderknie ſinken ließ, verneigte er ſich mit adeligem Anſtand und ſenkte die Lanze.

Das beruhigte die bangen Zuſchauer, denn es bewies, daß der ſchwarze Ritter weder rückſichtlos noch ungeſchickt war.

Beim dritten Ruf der Zinken und Poſaunen, rannten die ungleichen Kämpfer gegen einander. Allein der ſchwarze Ritter entging, indem er ſeine Lanze ſenkte, den Stoß des Königs mitten auf der Bruſt. Roß und Reuter wichen und wankten nicht, als wären ſie aus einem und demſelben Marmorblock gehauen. Des Königs Lanze ſplitterte. Sein ſchwaches Kampfroß ſtrauchelte. Er ſelbſt wankte im Sattel. Der ſchwarze Ritter aber ließ ſeinen Rappen noch einmal auf beide Vorderknie ſinken.

Da erhob ſich gewaltiges Jubelgeſchrei. Es galt dem Könige. Die Frauen, rings auf den Balkonen, weinten. Sie riſſen ſich Blumen, Schleifen und Geſchmeide aus den Haaren und von ihren Gewändern, um den König damit zu überſchütten, der noch ein paar Male die Bahn umkreiſte und ſodann die Schranken verließ, um auf dem Balkon zwiſchen dem durchlauchtigen Brautpaare, ſeinen goldenen Seſſel einzunehmen.

Indeß hielt der ſchwarze Ritter gemächlich in der Bahn, ruhig abwartend, wer ſich ferner gegen ihn zu wagen Luſt habe.

Es fehlte nicht an Kämpfern. Und ſiehe! — der ſchwarze Ritter ſchien jeden wohl zu kennen und zu würdigen. Den Einen hob er ſpielend und faſt nachläſſig aus dem Sattel. Bei Anderen ſetzte er ſich feſt, und nahm ſich beſſer zuſammen. Die Lanzen ſplitterten, allein der Vortheil blieb ſtets dem ſchwarzen Ritter.

Das verdroß endlich den König, und vor allen Dingen wollte

er wiſſen, wer der kühne Abentheurer ſei, der Allen den Preis abgewann. Er gab daher ſeinen beſten Rittern den Auftrag, gegen ihn zu reiten und vor allem nach dem Helm zu ſtechen, um ſein Viſir zu ſprengen, oder gar ihn helmlos zu machen.

Somit erhielt denn der ſchwarze Ritter gar mächtige, wohlgezielte Stöße an den Helm, ohne die Liſt zu merken und zu ahnen, was man mit ihm vorhabe. Endlich gelang es dem jungen Grafen Werbeſchwert, ſein Helmkleinod dermaßen zu treffen, daß Viſir und Halsberg brachen und die ganze Kopfrüſtung in den Sand fiel. Trompetengeſchmetter, Trommelwirbel und Poſaunenſchall erhob dieſe ſchöne That bis in die Wolken.

Allein nicht ungeſtraft ließ ſich der ſchwarze Ritter ſo behandeln. Sein Gegner war bügellos geworden, und er benutzte den Augenblick, bevor jener ſich wieder feſtſetzen konnte, um ihn mit beiden Armen zu umſchlingen und ihn vom Pferde zu reißen. Dann jagte er mit ihm, ſeines Sträubens ungeachtet, mehrmals um die Bahn und reichte ihn endlich den Kampfwärtern über die Schranken.

Nunmehr erkannte man endlich den ſchwarzen Ritter. Es war Prinz Heinrich, und unter Trompetengeſchmetter, Trommelgewirbel, Jauchzen und Vivatruf, ritt er mitten in die Bahn und rief mit mächtiger Stimme:

„Mein Ritterthum heut gilt, meinem vielgeliebten Töchterlein der neugebornen Prinzeſſin Regina. Ich ſelbſt bin der Herold der ihre Geburt dem König, dem Adel und dem Volke verkündet. Wohlan! Wer will, zu Ehren meiner kleinen Dame, noch eine Lanze mit mir brechen.“

Doch hatte niemand weiter Luſt ſich mit ihm zu meſſen. Als Sieger verließ er die Schranken und alle Preiſe wurden ihm zuerkannt.

So glänzend feierlich und denkwürdig iſt noch nie die Geburt einer Prinzeſſin verkündet worden.

Prinz Heinrich, der ehemals wenig nur auf Förmlichkeiten

gegeben hatte, hielt seit seiner Vermählung mit unerbittlicher Strenge auf alle ihm gebührenden Ehren und Vorrechte.

Die Geburt der Prinzessin Regina und der Tod des holdseligen stillen Fräuleins hatten ihn fern von der Königsstadt gehalten. Als er endlich gestern Abend spät anlangte und das Weichbild erreichte ward das übliche Feuerzeichen richtig gegeben und die Glocken fingen an zu läuten und Fackeln wurden vertheilt. Unglücklicherweise aber war kurz zuvor der wunderhaltige Magier angelangt, die Menge eilte zu diesem und wir sprengten dem Fackelscheine nach. So kam der Prinz um Empfang und Ehren, und nahm dieses so ungnädig auf, daß er augenblicklich nach dem Todtenstein zurück wollte, um von da aus Rechenschaft zu fordern. Indessen sandte er mir einen Vertrauten, der mich heimlich zu ihm beschied. Ich erklärte das Mißverständniß und welch ein Zusammentreffen seltsamer Umstände es herbeigeführt hatte.

Somit hatte denn der Prinz keine Lust, einem Marktschreier, den ihm geraubten Empfang streitig zu machen und beschloß als unbekannter Ritter sich zum Tournier zu begeben, um sich bessere Ehren zu holen, als die, um welche er irrthümlicher- und nächtlicherweise gekommen war.

Prinz Heinrich wollte nach dem Tournier sogleich wieder aufbrechen. „Ich habe die Geburt meiner neugebornen Tochter verkündet," sagte er. „Jetzt ziemt es mir heimzukehren um meine unvergeßliche Camilla zu betrauern."

Der König erwiederte hierauf: „Ich lasse Dich nicht fort, und sollte ich Gewalt anwenden müssen. Bewähre Dich nicht als Feind Deines Bruders, weil Du die Feste zu seiner Vermählung meidest."

— „Er war nicht anwesend zu den Festen, womit ich meine Vermählung feierte."

— „Soll denn der Hader niemals enden?"

— „Ich habe ihn nicht begonnen! Ich bin in tiefer Trauer

jetzt um meine holdselige Camilla, und werde sie nicht ablegen, um auf Festen zu erscheinen.

— „Du hast als schwarzer Ritter die Geburt deiner kleinen Prinzessin verkündet. Gereiche ihr das nie zur bösen Vorbedeutung! und gelte es einzig und allein dem Andenken des stillen Fräuleins. Die Ehren, die ich lebend ihr versagte, sollen ihr im Grabe werden. Erscheine auf allen Festen deines Bruders in tiefer Trauer. Ergieb dich den Fügungen einer Vorsehung und laß uns Friede machen!"

O hätte doch Prinz Heinrich den Bitten seines Vaters niemals nachgegeben!!! —

Endlich auch ließ der hochgelahrte Doctor Alquarara wieder von sich hören. Bei einem Banquette auf dem Königsschlosse sollte er die erlauchten, hohen und edlen Gäste zwischen einem und dem anderen Gange mit seinen Zauberkünsten unterhalten. Er hatte drei Tage Zeit gebraucht, seine magischen Operationen vorzubereiten. Alle unterhalb dem Thronsaale belegenen Räumlichkeiten waren zu seiner Verfügung gestellt. Mehrere hochbepackte Wagen, mit seltsamen Apparaten beladen, waren im Schloßhofe von seinen Leuten abgeladen worden, deren er über zwanzig hatte. Diese bewachten sie jetzt in den Gemächern, welche ihm eingeräumt worden, und wiesen Jedwedem, der denselben zu nahe kam, zurück.

Ei! dachte ich, welch große Anstalten doch Hexenmeister machen, nur um hohen Herrschaften eine Kurzweil zu schaffen. Welche Umstände würde es ihnen erst verursachen, wenn sie Berge versetzen oder Sturm und Gewitter erzeugen sollten?

Doch wenn ich auch alle Ursache hatte, auf den Gaukler und Marktschreier erbittert zu sein, so muß ich doch gestehen, daß ich vielleicht nach Allem, was ich von ihm gesehen, Zeitlebens an Zauberei geglaubt haben würde, wäre der Doctor

Alguarara nicht später, vermöge eines entsetzlichen Ereignisses, veranlaßt worden, sich in seiner ganzen Bedeutung mir zu offenbaren. Ich berichte hier treulich, was sich im Laufe des Abends begab; ach, es war der Letzte meines Erdenglückes. Doch fahre ich fort in meiner Beschreibung bis zum erschrecklichen Ende.

Der erste Gang ward abgetragen, — da erhob sich unter Trompetengeschmetter und Paukenwirbeln ein Vorhang, und der Magier, in kostbarer morgenländischer Tracht stand vor einem großen Tisch mit grüner Decke.

Er schien mir viel jünger, wie neulich Abends, und stattlicher, kurz, ein ganz Anderer.

„Allergnädigster König!“ begann er, „hochmächtige Fürsten! gestrenge und edle Herren und hochwürdige Väter! Es giebt eine weiße Magie: entgegengesetzt der schwarzen, wie Licht der Finsterniß. Sie heißt die weiße, denn sie ist lichtweiß und rein. Finster aber ist die Hölle, und am Schwarzen sieht man nicht, was Unholdes daran klebt. Die Weisheit sehnt sich nach dem reinen und weißen Licht; während Wollust, Verzweiflung und Frevelmuth, aber auch Leicht- und Stumpfsinn sich zur Finsterniß drängen. Die weiße Magie ist also die Magie der Weisheit, und ihre Werke sind leichtlich von denen der schwarzen Magie zu unterscheiden, denn der ✝✝✝ Gott sei bei uns kann seinen Pferdefuß nicht ganz verstecken. Die Hölle muß nach Schwefel riechen, und ihre Atmosphäre beängstigt die Menschenbrust. Der ✝✝✝ Gott sei bei uns ist erfinderisch und hat tolle, lustige, ja, sogar artige Einfälle. Doch wird er, ehe man sich's vermuthet, ängstigen und erschrecken. Er muß es und kann es nicht lassen. Die frommen hochwürdigen Väter werden mir dieses bezeugen. Die Weisheit aber und das Licht vermögen gefällig zu sein, zu erheitern, zu ergötzen und zu erfreuen, und eben daran sind sie und ihre Werke kenntlich. Auch die Weisheit kann uns in Erstaunen, Rausch und Entzücken versetzen. Wer hätte das nicht erfahren? Doch ängstigen und er-

ſchrecken wird ſie niemals. Die weiße Magie iſt aber die reine Weisheit. Gelehrſamkeit, Kenntniß und Geſchicklichkeit vollbringen ihre Wunder. Vor Allem aber erfordert ſie einen reinen und frommen Lebenswandel; denn nur dem Frommen neigen ſich die Geiſter, nur der Fromme hat ein kräftiges Gebet und ein mächtiges Wort, und nur des Frommen Werk darf auf den Segen hoffen, von dem das Wunder gedeiht." —

Hier ſchwieg der Magier, und der Abt des Dominikaner Kloſters, der bei anderen hohen Geiſtlichen am Ende der Tafel ſaß, ſprach ziemlich hörbar: „Bei meinem Schutzheiligen! dieſer Doktor führt einen gelehrteren Discurs, als ich jemals gehört oder geleſen."

Dieſe vorlaute Begeiſterung befremdete ſelbſt den König, daß er verwundert ſich umſah.

Der Magier aber nahte ſich demüthig und geſenkten Hauptes dem Abt. „Hochwürdiger Herr! ſprach er, „ein Unwürdiger fleht um Euren Segen." Der Abt faltete die gelenkige Linke und gab ſeinen Segen laut und ſalbungsvoll, und der Magier erhob ſich und ſtellte ſich wie: geſtärkt von ſolchem Segen. — Er ſchritt zu dem grünen Tiſch, ſetzte ſich rücklings darauf und bog ſich hinten über. „Ihr Geiſter," begann er, die Ihr unſichtbar den Gläubigen umgebt! flüſtert Eurem Meiſter zu: Was beginnt er, ſeine Zuhörer auf's Würdigſte zu unterhalten?"

Und ſiehe! rechts, dann links, dann hier-, dann dorther flüſterte es vernehmlich: „Zeig' Deine Theraphim! zeig' Deine Theraphim!"

Der König entfärbte ſich, da er die Stimmen rauſchen hörte; im Saale herrſchte tiefes Staunen, und lächerlich war's, den die hochwürdigen Herren Patres anzuſehen, wie ſie mit offnem Munde lauſchend daſaßen.

„Ein Theraphim," erklärte der Magier, "iſt eine verzauberte Wurzel, Rübe oder ein Rettig, mit plumper Kunſt zu einer menſchlichen Geſtalt geſchnitzt. Man ſpaltet die Spitze, ſo weit die

Beine reichen sollen, und kerbt den Kopf am dicken Ende ein. Dann ritzt man einen großen Mund, damit der Theraphim deutlich rede oder singe. Auch seine Arme schlitzt man lang, damit er sich bebende zu allen Diensten rege. Statt der Augäpfel drückt man ihm zwei Apfelkerne ein, und Kopf und Kinn besäet man mit Hirse oder Brunnenkresse zu Bart und Haupthaar. Auf seine Stirn aber schreibt man eine Chiffer, welche einen heiligen Namen enthält. Und durch diese Entweihung bewegt man den Bösen, den Theraphim gedeihen zu lassen, daß er Alles verrichtet, was man ihm aufträgt. Verlöscht man die Chiffer, so hört die Macht des Bösen auf und der Theraphim wird wieder zur plumpgeschnitzten Rübe, Wurzel oder Rettig. — Der Böse ist erfinderisch, und die weiße Magie hat Mühe, ihm Alles nachzuschaffen. Ich werde jetzt die Nachahmung eines solchen Theraphims mittelst der weißen Magie zeigen."

Er schlug mit seinem Zauberstab auf den Tisch. Es entstand eine viereckige Oeffnung, aus der sich eine abenteuerliche Figur erhob, mit dickem Kopfe, großen schwarzen Augen und einem ungeheuren, mit doppelten Zahnreihen bewaffneten Mund.

„Wie heißest Du?" fragte der Magier.

Die wunderliche Puppe regte taktmäßig den Unterkiefer und sprach mit heiserer Stimme: „Ich heiße Nußknacker; also benamet durch meine ausbündige Fertigkeit, Nüsse zu knacken, sowohl Wälsche, wie Haselnüsse, und Kerne jeglicher Frucht. Laßt mich eine Probe machen; achtet aber auf den Takt, den meine Zähne schlagen, damit Eure Finger nicht das Schicksal wälscher Nüsse haben: denn das Fleisch durchbeiße ich, wie die grüne Schale, zerknacke die Knochen, wie die harte Nuß, und lasse nur das Mark unbeschädigt, wie den süßen Kern."

— „Das ist wenigstens ein Trost," antwortete der Magier, „und ich wage es darauf." Er nahm unter vielen höflichen Redensarten, ein Schüsselchen mit Wälsch- und Haselnüssen von der Tafel, schob eine nach der andern rasch und geschickt seinem Thera-

phim zwiſchen die Zähne, der munter darauf losknackte: und ſie eben ſo geſchickt wieder auf das Schüſſelchen zurückſchnellte. Der Magier zeigte die Nüſſe und ſie waren ſehr zierlich geknackt, die harte Schale ging mit den grünen ab, und der Kern war jedesmal ganz.

„Du haſt Deine Sache gut gemacht!“ wandte der Magier ſich wieder an ſeinen Iberaphim. „Uebſt Du Deine Kunſt ſchon lange?“

— „Seit geſtern!“

— „Wie alt biſt Du?“

— „Acht Tage!“

— „Biſt Du ein Iberaphim, dem der Mißbrauch eines heiligen Namens das Daſein gab?“

— „Ich bin keine Rübe, in der Vollmondnacht aus dem Acker, nah einem Hochgericht, geſtohlen, ſondern aus Buchsbaumholz ſauber geſchnitzt. Meine Stirn iſt glatt und von keiner magiſchen Chiffer entſtellt.“

— „Kannſt Du mehr, als Nüſſe knacken?“

— „O ja! Ich ſchlage die Pauken.

— „Die ſollſt Du haben!“ ſprach der Magier, ſchlug abermals auf den Tiſch, und ein Paar kleine Pauken, mit zierlichen goldgeſtickten Sammetbehängen, erhoben ſich. Die Schlägel ſteckte er in die dazu eingerichteten Hände des Nußknackers, und ſogleich regte dieſer rüſtig ſeine Aermchen und wirbelte künſtlich über beide Felle hin.

„Genug!“ rief der Magier; „die Pauke iſt kein liebliches Inſtrument.“

— „So ruft Renommiſt!“ entgegnete der verſtändige Nußknacker, „damit er mich auf ſeiner Trompete begleite.“

Der Magier ſchlug von Neuem auf den Tiſch und rief: „He, Renommiſt, komm' hervor!“ und ein anderer Iberaphim erhob ſich, ſchwarz gekleidet, mit einem grauen Mantel, in einer Hand einen langen Stoßdegen, in der andern eine Trompete. Dreimal grüßte er mit der Klinge nach Fechterart, dann ſetzte er

die Trompete an den Mund und schmetterte eine kräftige Fanfare. „Dieß zum Gruß!“ sprach er mit kräftiger Stimme.

— „Wer bist Du?“ fragte der Magier.

— „Ein fahrender Schüler. Fürchte Dich nicht vor meiner blanken Klinge, denn ich habe Weltweisheit studirt, und weiß, daß man kein Menschenblut vergießen darf. Aber gieb mir zu trinken, denn ich leide an ewigem Durst und an ewig leeren Taschen.“

— „Ei!“ sagte der Magier, „Du machst wenig Umstände. Zum Glück aber giebt es hier mehr, als genug zu trinken.“

— „Mehr als genug — ist viel gesagt.“

Der Magier holte einen großen Becher herbei. „Dieser Becher wird Dir genügen!“

— „Er ist zu klein!“ sprach Renommist.

— „Er ist größer als Du!“

— „Mein Durst ist größer, als irgend ein Becher!“

— „O!“ antwortete der Magier, „in diesen Becher geht mehr als man glaubt!“ Er erbat sich die Erlaubniß, Wein vom Schenktische nehmen zu dürfen, um den Becher zu füllen, schleppte eine große Kanne herbei, die wohl zehn Maaß enthielt, und goß sie in den Becher, der keine zwei Maaß fassen mochte. Die leere Kanne aber schwang er leicht in die Luft, zum Zeichen, daß kein Tropfen mehr darin sei. — Mit einer zweiten und dritten Kanne machte er es eben so, und wir alle wußten nicht, was wir denken sollten und wo der Wein blieb.

„Fast ist es mir gelungen,“ sprach der Magier, über unser Erstaunen lächelnd, „den Boden des Bechers zu bedecken. Ich zweifle nicht, mit noch sieben Kannen ihn bis an den Rand zu füllen.“

Ein herzliches Gelächter lohnte dieß auserlesene Kunststück. Der Magier leerte noch sieben Kannen in den kleinen Becher und schwang jedesmal das leere Gefäß hoch in die Luft. Dann sprach er: „Richtig, der Becher faßt gerade hundert Maaß! Nicht wahr! Man sieht es ihm nicht an?“ — Neues herzliches Gelächter.

Der Becher war natürlich um so schwerer geworden, und mit

großer Mühe hob ihn der Magier und brachte ihn an die Lippen seines Theraphims. Nun ging es „Glucks! glucks!“ und eh' man sich's versah, hatte der kleine Renommist den Becher geleert. Er stöhnte ein behagliches „Ah!“ und fügte hinzu: „Nun habe ich mir wenigstens die Lippen genetzt, um eine Fanfare zu blasen.“

— „Die Lippen genetzt, Unverschämter!“ rief der Magier. „Und dazu bedarf es hundert Kannen Wein?“

— „Ja,“ sagte Renommist, „denn mein Durst ist groß!“

Der König in seiner festlichen Laune meinte: „Es soll mich nicht wundern, wenn Renommist sich anheischig macht, das Weltmeer zu leeren.“

Ohne Aufforderung des Magiers wagte Renommist dem Könige zu antworten: „Warum, Ew. Majestät, sollte ich mich dazu nicht anheischig machen? Vorausgesetzt, im Weltmeer flösse so auserlesener Wein, wie in Ew. Majestät Kellern sich befindet.“

Von Neuem erhob sich Gelächter: der Magier aber sprach zu dem Theraphim: „Still, Du Prahler! — Um Gottes willen, gnädiger Herr!“ wandte er sich an den König, „glaubet dieser unverschämten Puppe kein Sterbenswort. Ihr Name ist Renommist, zu deutsch: Prahlhanns. Sie kann nicht trinken — ihre Lippen sind trocken — Alles war nur Schein und Blendwerk — die Kannen sind auch nicht leer, und aller Wein ist noch darin, wie vorher.“

Er hatte die leeren Kannen jedesmal hinter den Tisch gestellt. Jetzt schleppte er sie, eine nach der andern, wieder hervor, und sie waren alle voll.

„Renommist!“ fuhr er fort, „Deine Schalkheit und Aufschneiderei sind weltbekannt! Auf! bessere deinen Ruf und blase uns ein treffliches Trompetenstückchen!“

Renommist sprach: „Bramarbas bläst die Posaune, ruf' ihn, daß er mich begleite!“

Wieder schlug der Magier auf den Tisch, und ein dritter Theraphim erhob sich in einer staubigen und zerhackten Rüstung.

Das aufgeschlagene Visir zeigte ein plumpes rothes Gesicht. In der einen Hand hatte er ein abgebrochenes Schwert, in der andern eine Posaune.

„Schämst Du Dich nicht," fragte der Magier, „in solchem Aufzuge hier zu erscheinen?"

„Das macht," antwortete der dritte Iberaphim mit tiefer Stimme, „ich komme so eben von Jerusalem, und habe die heilige Stadt von den Ungläubigen befreit. Mein Heer war in der Wüste vor Hunger und Mühsal umgekommen; ich aber liebe kein unvollendetes Werk, und rückte ganz allein vor Jerusalem und kündigte den Heiden Krieg an, damit es nicht heiße, ich hätte sie auf unritterliche Weise überfallen. Da lachten die Heiden, weil ich nur ein Einziger war. Ei, dachte ich, das Lachen will ich Euch vertreiben! Und weil Jerusalem feste Mauern und Thürme hat, setzte ich meine Posaune an und blies das große C mit solch einer Kraft, daß die Mauern und Thürme erst bebten, dann wankten und zuletzt einstürzten. Das verdroß die Türkenbande, denn ihre feste Stadt war ihr Stolz; — und da hätte Einer die Wuth sehen sollen, mit der sie auf mich anrückten. Weil sie aber ihren Allah anriefen, ward ich meinerseits auch bös, und das will was Anderes sagen. Ihr vermaledeiten ungläubigen Hunde! rief ich. Ihr nichtswürdiges türkisches Gesindel! weil Ihr Allah ruft, verdient Ihr keinen ritterlichen Tod! Darauf nahm ich die Fläche meines Schwertes und klatschte sie wie die Fliegen. Mein gutes Schwert hat manchen scharfen Hieb gethan. Es waren aber der Heiden zu viel; und als ich just den Letzten erschlug, brach es. Ei nun! dachte ich, ich hätte auch wohl meinen Stock gebrauchen können."

„Pramarbas!" sagte der Magier, „man kennt Dich und Deine Thaten. Du bist nicht des Redens halber hier, sondern zum Musiciren; aber mache es sacht und säuberlich, damit hier Alles ganz bleibe."

Pramarbas antwortete: „So eben ist mir Nimrod begegnet.

Er bläst ganz neue Stückchen auf dem Silberhorn. Nun ihn, so musiciren wir selbviere."

Und der Magier schlug wieder auf den Tisch und rief: „Nimrod!" Da erschien der vierte Theraphim, der zierlichste von allen. Er war grün gekleidet, hatte Armbrust, Köcher und ein Silberhörnchen.

„Hier bin ich!" sprach er mit heller Stimme. „Seid mir gegrüßt, hohe, edle und hochwürdige Herren! Und wofern es Euch genehm ist, mögen Wölfe, Bären und Auerochsen einstweilen das Leben behalten, bis ich hier ein künstliches Stückchen auf dem Silberhorn geblasen."

Er setzte an und blies erst allein, dann stimmte Pramarbas ein, dann Neonmist, und nun ward's lauter und voller, und Nimrod blies so künstlich, wie ich von keinem Menschen noch gehört. Endlich wirbelte auch Nußknacker drein, so lustig, daß uns das Herz im Leibe lachte.

Der Magier erhielt großes Lob, — und der zweite Gang sollte aufgetragen werden, — da bat er um die Erlaubniß, die Tafelmusik machen zu dürfen. Seine Theraphim, behauptete er, könnten auch viel lauter spielen, und Pfeifen und Schalmeien, Zimbeln und türkische Trommel sollten ertönen. „Ich rufe nur meinen fünften Theraphim," fuhr er fort, „der dieß Alles auf der Orgel macht. He, Windbeutel!" rief er, und schlug auf den Tisch.

Es erfolgte keine Antwort und keine neue Puppe wollte sich zeigen.

„Windbeutel! hörst Du nicht?" rief der Magier erzürnt.

— „Ich höre!" tönte ein feines Stimmchen ganz fern.

— „Warum erscheinst Du nicht?"

— „Ach das könnte ein Unglück geben!"

„Was für ein Unglück?"

— „Ihr wißt, gestrenger Herr Zauberer! wie ich von ausbündig schöner und liebreizender Gestalt bin. Wo ich erscheine,

ſetze ich alle Herzen in Flammen, und bin leider eben ſo ſtolz und kaltſinnig, als wohlgebildet; auch bin ich dermaßen gewohnt, unter allen weiblichen Herzen eine Niederlage anzurichten, daß ich nicht einmal Mitleid habe mit den armen Opfern meiner Reize. Was würde alſo aus den edlen und ſchönen Damen werden, wenn ſie mich ſähen? Und rathet Ihr ihnen auch, die Blicke ihrer ſüßen Augen fern von mir zu halten, ſo ſind die holden Evatöchter doch neugierig und vorwitzig, und das würde ſie nur um ſo mehr reizen, ſich in ihr Verderben zu ſtürzen."

— „Deine Bedenklichkeiten ſind unnütz," antwortete der Magier. „Erſcheine!"

— „Da bin ich!" rief daſſelbe Stimmchen hell und fein, — und ein fünfter Seraphim erſchien, den man nicht anſehen konnte, ohne zu lachen. Er trug ein Kleid von weißem Atlas, mit Silber geſtickt, und ein roſenfarbenes Mäntelchen mit goldenen Treſſen. Sein Antlitz war ein zartes Wachspärchen, weiß und roth, mit einer langen gebogenen Naſe, kornblauen Augen und einem kleinen roſenfarbenen Mund. Um Schläfe, Kinn und Nacken wallte ein unmäßiger Schmuck kleingekräuſelter, flachsblonder Locken. Es ſchien, als habe ſich Windbeutel alle möglichen Reize auf einem Weihnachtsmarkt zuſammengekauft. — Der Magier fuhr fort: „Schwatze nicht erſt lange, Windbeutel; denn wo Windbeutel, Renommiſt, Bramarbas und Nimrod in ein Geſpräch kommen, da iſt kein Ende abzuſehen. — Hier iſt Deine Orgel, thu' Deine Schuldigkeit!"

Aus dem Tiſche erhob ſich eine Orgel, die faſt bis an die Wölbung des Saales reichte, und man ſah Windbeutel die kleinen Finger, die in gelben Handſchuhen ſtaken, auf die Taſten legen. — Ich meinestheils hätte die vier Prahlhänſe lieber mit einander reden als muſiciren hören. Aber ſie muſicirten wacker; die Orgel klang bald wie eine Querpfeife und bald wie ein Dudelſack, und Renommiſt, Bramarbas, Nimrod und Nußknacker wirbelten und ſchmetterten drein, als gälte es, ſich

den Rang abzugewinnen. — Indeß ward der zweite Gang aufgetragen, und die Spielleute, welche voraus schritten, hatten ihre Instrumente unterm Arm. Der Zug ging rund um die Tafel, die Gerichte wurden zur Schau gestellt und die Vorschneider nahten sich. — Während des Schmauses konnten wir unser eigen Wort nicht hören, so gewaltig hallte die Musik in dem gewölbten Saale. Als sie endlich schwieg, freuten wir uns Alle der behaglichen Stille. — Aber siehe! der Magier hatte sich entfernt, vielleicht um neue Operationen vorzubereiten, und unsere fünf kleinen Musikanten, die sich ohne Aufsicht sahen, fingen einen Zank mit einander an.

— „Nimrod!“ begann Windbeutel, „wo hast Du Deine Fanfaren gelernt? Etwa von Deinen Hunden, wenn sie unter Deinen Schlägen heulten?“

— „Ich hätte Lust,“ antwortete Nimrod, „solch eine Fanfare Dir aufzuspielen, daß Du einschnurren sollst, wie ein zerrissener Balg!“

— „Zankt Euch nicht, lockeres Gesindel!“ bemerkte der ehrsame Nußknacker, „sondern betragt Euch, wie es weltberühmten Virtuosen geziemt!“

— „Was!“ schrie Renommist, „dieses zähneklappernde, beißere Paukenfell, dem das Nüsseknacken die Gehörknochen verschoben, will mit von Musik reden?“ Und Bramarbas streckte sein abgebrochenes Schwert aus und rief: „Euch All' zusammen spieß' ich wie Lerchen auf mein halbes Schwert, da könnt Ihr ein Quartett singen, um Steine zu erbarmen!“

Da erschien der Magier. — „Was ist das? was unterfangt Ihr Euch?“ fragte er erzürnt. „Fort mit Euch! Hinweg, Alle!“ — Er schlug auf den Tisch, und Alles war verschwunden, bis auf die Orgel, die wohl zu groß sein mochte, um, eh' man sich's versah, davon zu sein. —

Der Magier fing jetzt an zu metamorphosiren, und vor seiner Macht schien nichts sicher. Er verwandelte brennende Lichter

in Blumen und Blumen in brennende Lichter. Er warf volle Becher in die Luft, daß sie verschwanden, und griff ins Leere und brachte sie wieder. Geflügel, was mit ganzem Federschmuck in der Schüssel lag, nahm er zierlich bei den Flügeln, warf es empor, und es ward lebendig; dann fing er es wieder ein, und zubereitet legte er es von Neuem in die Schüssel zurück.

Der Magier schritt nunmehr zu seiner letzten großen Operation, nämlich Gold zu machen. Er ließ sich einen kupfernen Kasserolldeckel bringen, brach den Henkel ab und legte ihn, an einem Faden befestigt, in einen Becher, den er sodann bis an den Rand mit Wasser füllte. — Er zog ihn wieder heraus, zerfägte ihn in kleine Stücke und warf diese in einen Tiegel, den er auf Kohlen stellte. — Nachdem das Metall geschmolzen, goß er aus einer kleinen Phiole eine ölartige Feuchtigkeit hinein, und nun knisterte und prasselte die Masse, zischte in Blasen auf und sprühte weiße und blaue Funken und wollte sich nicht stillen, bis der Magier mit einer Zange den Tiegel vom Feuer nahm und das flüssige Metall in ein bereitstehendes Gefäß mit kaltem Wasser goß. —

„Es ist vollbracht!“ stöhnte er, streifte seinen Aermel auf und langte die einzelnen Körner heraus, um sie in den Becher zu legen, bis das Wasser wieder an dem Rande stand. „Dies geschieht,“ sagte er, „zum Zeichen, daß ich gerade so viel Gold gemacht, als ich Kupfer hatte. Was Kupfer war ist jetzt Gold geworden. Aber freilich haben die Stücke, die in der Glut geschmolzen, nicht mehr ihre frühere Form, und nachdem er sie im Wasser abkühlte, sind aus dem einen großen Stücke viele kleine geworden. Dieser mit Wasser gefüllte Becher aber deutet an, daß jetzt gerade so viel Gold darin ist, wie früher Kupfer und ich eben so viel Gold gemacht habe, als ich Kupfer hatte.

Die Goldkörner wurden auf einen Credenzteller gelegt, und daneben ein Probirstein, so gingen sie an der Tafel herum, damit

Jeder ſich überzeugen konnte, es ſei das feinſte Gold. Als der Magier den Teller zurück erhielt hatte er ſich mit demſelben dem Prinzen Philipp.

„Gnädiger Herr!“ begann er. „Dieſes iſt kein gemeines, ſondern Philoſophen-Gold. Es darf nicht zerſtreut werden; es darf keinen böſen Lüſten und Leidenſchaften dienen. Es darf nicht zum Preis und Lohn irgend einer Verrathes oder Frevels mißbraucht werden. Soll es wahrhaft glückbringend und von dauerndem Segen ſein, ſo bediene man ſich ſeiner zum Schmuck holder Schönheit. O mein Prinz, ich wollte, ich hätte Euch Kleinode darzubieten, die würdig wären, in den Haaren oder am Buſen Eurer erhabenen Braut zu prangen. Doch bin ich kein Fürſt und habe keine fürſtliche Gaben zu ſpenden. Als Weiſer aber vermag ich weiter nichts, als Euch ſo viel Gold darzubringen, als zur Faſſung eines Schmuckes hinreicht. In dieſem Sinne überreiche ich Euch hier das Gold, was ich zur Feier Eurer Vermählung und zur Kurzweil Eurer erhabenen Hochzeitgäſte bereitet habe. Hört meinen Wunſch an, womit ich dieſes Gold begleite und welchen Segen ich hineinlege, auf daß er aufgehe dem erlauchten Brautpaar.“

Von Neuem trat er an ſeinen Tiſch, ergriff einen Becher und ließ ihn von ſeinen Dienern füllen. Es war derſelbe Zauberbecher, in welchen hundert Maaß Wein gingen, ohne daß Nenommiß mehr vermocht hatte, als ſich die Lippen damit zu netzen.

Von Neuem that der Magier, als habe er große Mühe, den ſchweren Becher zu erheben, doch als er endlich mit ausgeſtrecktem Arm ihn empor hielt, ſchritt er raſch auf die erhabenen Neuvermählten zu und indem er mit mächtiger Stimme rief:

„Ich ſegne dieſen Wein, daß jeder Tropfen eine Freudenſtunde bringe und jede Stunde mit Roſen überſtreue Diejenigen, über die ich ihn ausgieße!“ Goß er den Becher über das erlauchte Brautpaar aus, ſo daß wir Alle erſchraken, denn wir glaubten nicht anders, als

er habe die Neuvermählten über und über mit Wein begossen. Statt des Weines aber flogen aus dem Zauberbecher nur unzählige Rosenblätter in die Höhe. Sie waren von äußerst feinfädigem und lockerem Zeuge. Von Form und Farbe aber Rosenblättern gleich und stöberten und stoben, Schneeflocken gleich, im Saale auf und nieder, während sie einen köstlichen Rosenduft verbreiteten.

Es war eine kühne Gaukelei, die sich der Magier erlaubte; doch bevor man sich noch von der ersten Ueberraschung erholt hatte, sah man ihn die ganze Tafel umschreiten, volle Hände von Rosenblättern stets aus dem Becher langend, und sie hoch in die Luft werfend, so daß ein betäubender Rosenduft sich verbreitete und die zarten rosenblattartigen Flocken im hohen Thronsaal allüberall herumstoben. Das Ueberraschende des Kunststückes, und die Geschicklichkeit des Zauberers versöhnte mit seiner Verwegenheit, und unter Paukenwirbel und Trompetengeschmetter ward dem hohen Paar ein Vivat gebracht.

Prinz Philipp mußte danken. Er wandte sich zuförderst an seine schöne Braut, mit den Worten:

„Wollen wir diesen Segen" — Er deutete auf den Credenzteller, worauf das Gold lag, — „für uns allein behalten? Es giebt eine kleine Dame hier zu Lande, die Ihrer Liebden, so wie mir voran geht, und zu deren Ehren mein Bruder Thronerbe vor wenig Tagen Wunder der Tapferkeit in den Schranken vollbrachte. — Wie wäre es, wenn wir dieses gesegnete Gold mit unsrer kleinen Nichte theilten?"

Er riß sich eine kostbare Aggraffe vom Hute, brach die Diamanten heraus und legte sie auf einen Credenzteller. Dann theilte er das Häuflein Goldklümpchen in zwei ungefähr gleiche Theile, schob mit seinem Messer den einen Theil auf den Credenzteller, auf welchem die Diamanten lagen, und fragte:

„Verzichtest Du auf diesen Antheil, auf daß ich ihn meinem durchlauchtigen Herrn Bruder überreichen darf?"

Die liebreizende Prinzessin sprach: „Ich verzichte darauf, wenn auch ich meinen Antheil zur Ehre der neugebornen Prinzessin beitragen darf und mein durchlauchtiger Herr Schwager meine Gabe nicht verschmäht!“ —

Sie brach nach diesen Worten ihre Ohrringe los, und übergab sie dem Prinzen Philipp, welcher die Steine herausbrach und ebenfalls auf den Credenzteller legte. Dann erhob er seinen Becher zu einem Vivat auf die jüngste Prinzessin des Königshauses.

Ein dauerndes Vivat erhob sich, und ich erhob mich, um aus den Händen des Prinzen Philipp den Credenzteller mit dem Golde und den Kleinodien zu empfangen.

Prinz Heinrich aber, bevor ich ihm denselben überreichen konnte, stieß seinen Becher plötzlich auf den Tisch zurück und fragte laut:

„Wer hat mir diesen Becher gereicht!“

Athemlos eilte der Schenk vom Geierstein herbei. —

„Wer hat mir diesen Becher gebracht? —

— „Gnädigster Herr! Ich nicht! Ich ward abgerufen von einem Edelknaben in Euren Farben.“

Zum dritten Male fragte der Prinz: „Wer hat mir diesen Becher gegeben?“

Und als ich nun mit dem Credenzteller, worauf das Gold und die Kleinode lagen, zu ihm trat, ließ er mich hart an, daß ich meine Pflicht versäumt, mich, wofern er banquettirte, an seiner Seite zu erhalten.

Stehend, den Becher in der Hand haltend, und ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen, verließ er den Thronsaal.

„Was fehlt unseren Prinzen Thronerben?“ fragte der König, den dies jähe Benehmen des Prinzen Heinrich befremdete.

Doch alle Anwesenden waren bestürzt, und nur Prinz Philipp sprach:

„Mein durchlauchtiger Herr Bruder kann, wie es scheint, den Tod des stillen Fräuleins nicht vergessen, und fühlt sich

nicht heimisch mehr auf unserem Feste und Banquette. Ich dachte es wohlzumachen, indem ich auf das Wohlsein seiner kleinen Prinzessin Tochter trank, und dennoch scheint es Mißverständnisse erzeugt zu haben.

Den Becher in der Hand, schritt Prinz Heinrich nach seinen Gemächern. Ich folgte ihm. —

Als ich ihn bleich und matt in einen Sessel sinken sah, fragte ich: — „Um Gotteswillen gnäd'ger Herr! Was ist geschehen?"

— „Still!" antwortete er, todtenbleich lächelnd, — nur Dominikaner Prophezeihungen gehen in Erfüllung. — Ich fühle ich bin des Todes! Gott schütze meine kleine Regina! — Greifenberg, keine Schwachheit, der Augenblick ist ernst! Verdopple Deinen Muth und Deine Standhaftigkeit, damit meine Freunde nicht irre werden, durch zu frühe Trauer. — Sende mir den Leibarzt."

Ich eilte, die Bitte des Prinzen zu erfüllen.

Im Vorzimmer traf ich den Doctor Alquarara. Zum zweiten Male erkannte ich ihn nicht wieder, denn er trug einen schwarzen Talar, wie ein Gelehrter von hohem Grade.

Als er mein Befremden gewahrte, sprach er lächelnd:

„Hoher Herr! Ich bin der gemeine Gaukler und Herenmeister nicht, wofür ich im Festsaale galt. Es hat seine eigene Bewandniß, daß ich mich bei hohen Herrschaften dafür ausgebe. Denn nur Gaukelei jeglicher Art, findet in der großen Welt ihren Preis, und den Thorheiten und Lastern der Menschen muß man huldigen, um auf Ruhm, Gewinn und Ehre zählen zu können. Allein es giebt auch Kenntnisse, zu denen man nur mit großer Mühe und Kosten gelangt. Diese aber führen (sobald man sich verräth) auf den Scheiterhaufen. Doch giebt es einen weit verzweigten Orden, dessen Brüder, wie Zünfte und

Gewerke geheime Zeichen haben, woran ſie ſich erkennen.“ — Und ſolch ein Zeichen gab mir jetzt der Doctor, welches ich, da ich einen Oberen dieſes Ordens in ihm erkannte, zu erwiedern hatte, indem ich den Zeigefinger der Linken auf meine Lippen legte, und mit der Rechten meine Augen verhielt, zum Zeichen meines blinden, ſchweigenden Gehorſams.

Es giebt nämlich einen Orden, von Baumeiſtern und Aerzten, zu denen aber auch Fürſten und Grafen gehören und endlich auch Juden und Heiden; einen Orden, der zwar ſtill und im Verborgenen wirkt, deſſen Macht und Verbreitung aber weiter reicht, als die, irgend eines geiſtlichen Ordens. Denn der Menſch will mehr als beten, um dereinſt in den Himmel zu kommen, er will, ſo lange er auf Erden lebt, geſund ſein und ſicher wohnen, und was die Weisheit der Aerzte und Baumeiſter lehrt, widerſpricht gar häufig dem Glauben, den die Mönche predigen. Wir haben der Jugend geſchworen, und ſtehen im Solde der Weisheit. Wir ſtreiten für Recht und Wahrheit und bekämpfen das Unrecht und die Lüge. — Mehr zu ſagen, verbieten mir ein heiliger Eid.

Nachdem der Doctor nun durch ein Zeichen, welches ich ſehr wohl verſtand, als ein Oberer dieſes Ordens ſich mir zu erkennen gegeben hatte, verlangte er, zum Prinzen geführt zu werden, was mir aber, ohne des Prinzen ausdrückliche Genehmigung völlig unmöglich war. Der Leibarzt erſchien mit ſeinen Gehülfen. Der Doctor gab auch ihm ein Zeichen, daß er ehrerbietig ſtehen blieb. Ich ſah dies Zeichen wohl, verſtand es aber nicht, denn der Leibarzt nahm einen höheren Grad in jenem Orden ein, als ich, und der Doctor Alquarara ſtand noch höher als er, was ich aus beider Benehmen ſchließen konnte.

Der Doctor wiederholte ihm ſein Geſuch, und der Leibarzt verſprach das Seinige zu thun.

Bald auch ward ich zum Prinzen gerufen und erhielt Befehl: vor allen Dingen den Doctor Alquarara in Betreff ſeiner Zauberkünſte auszuforſchen und möglicherweiſe auch den Schenk von

Gleichstein zur Rede zu stellen: Was ihn bewogen hatte, seiner Pflicht zu fehlen, und von seinem Posten zur Rechten des Sessels des Prinzen Ehrenfolger zu weichen.

Der Doctor antwortete mir: „Ich kann eben so wenig zaubern, wie irgend ein Anderer es kann, und wenn ich scheinbar alles, was mir unter die Hände kömmt, verwandle oder verschwinden mache, so ist Geschwindigkeit keine Hexerei. Denn die zu rasche, wie die zu langsame Bewegung entgeht dem menschlichen Auge. Meine Hände aber sind geübt, jeden Gegenstand, den sie halten, mit einer solchen Geschwindigkeit von mir zu werfen, oder mit einem anderen zu vertauschen, daß das Auge der Bewegung nicht folgen kann. Ich kann aus Kupfer kein Gold machen, wie ich zum Schein gethan. Ich vertausche nur, vermöge meiner erwähnten Geschicklichkeit, die Kupferklümpchen, die ich aus dem Eimer lange, mit Goldklümpchen, die ich in den Pokal werfe. Auch Geister kann ich nicht citiren, und wenn ich Stimmen rings umher an den Wänden rauschen lasse, so geschieht es, indem ich den Schall meiner Rede einsauge und in den Schlund zurückdränge."

Und er wandte sich rechts und links, nach oben und unten, und von allen Seiten rauschte und flüsterte es: — „Zeig' deine Therapeim'."

„Wollt ihr auch die Schallröhren sehen? — fuhr er fort, — mittelst welcher ich die Musik, die ich von Spielleuten machen lasse, in ein beliebiges Zimmer leite. Wollt ihr die Sangröhren sehen, womit ich augenblicklich meinen Zauberbecher leere, wie häufig ich ihn auch fülle? Mein Apparat steht noch unberührt da, und Ihr könnt Euch jeden Augenblick von seiner Wirkung überzeugen."

Der Schenk von Gleichstein sagte Folgendes aus.

„Gerade als die Prinzessin Braut ihre Ohrringe anhalte, um die Steine vom Prinzen Philipp herausbrechen zu lassen erschien ein Spielknabe, in den Farben des Prinzen Heinrich an der offnen Thür, und winkte mir und rief mich beim Namen.

Ich folgte, in der Meinung, daß ich in Angelegenheiten des Prinzen Thronfolgers irgend etwas vernehmen sollte, fand aber draußen niemand. Ich fragte die Diener, sie alle hatten den Edelknaben kommen, mir winken und sich wieder entfernen sehen. Während ich noch betroffen und verwundert dastand, wirbelten die Pauken, schmetterten die Trompeten zu Ehren der Prinzessin Regina. Ich stürzte in den Saal zurück, und Prinz Heinrich zeigte mir den Becher, den ich ihm nicht gereicht. Allein ein Mann, an Gestalt und Tracht mir ähnlich, so daß wir allenfalls beide zu verwechseln waren, war aus einer anderen Thür eingetreten, um jenen Becher vom Schenktische zu nehmen und ihn vor den Prinzen Thronfolger hinzustellen; dann war er sogleich wieder zur selben Thür hinausgegangen, wo er eingetreten. Dies geschah im selben Augenblicke, wo ich in den Saal stürzte. Ich habe daher jenen Mann nicht sehen können, wohl aber sahen ihn alle Edelknaben und Diener durch die Vorzimmer schreiten. Er ging aus dem Schlosse.

Während ich den Schenk von Geierstein anhörte, war der Doctor Alquarara zum Prinzen Heinrich gerufen worden, der bei voller Besinnung war, keine Schmerzen verspürte, und nur über Schwindel und Mattigkeit klagte.

Der Doctor sprach zu ihm: — „Wenn ich auch nur als fahrender Wunderthäter an diesen Hof gekommen bin, so kenne ich doch den menschlichen Körper in jedem Nerv und jeder Ader. Ich kenne jegliches Heilmittel und seine Kräfte, ich kenne die Gifte, wie die Gegengifte, und fühle mich, als weitgereister, viel erfahrener Arzt, berufen, das Meinige zu thun, um möglicherweise ein so kostbares Leben zu retten."

Der Wein, von dem der Prinz getrunken, hatte einen Zusatz von einer, dem Leibarzte unbekannten Substanz.

Der Doctor Alquarara konnte eben so wenig Auskunft darüber geben, obschon man alle mögliche Versuche damit anstellte

bis ich, nachdem ich den Schenk von Geierstein gesprochen, in die Gemächer zurückkehrte, um meine Meldung abzustatten.

Als ich vollendet hatte, sprach der Doctor Alguarara: „Jetzt kenne ich das Gift. Ich erkenne es an der Art, wie es gereicht wurde, die echt römisch ist, wie das Gift selbst. Unser hoher Patient muß sehr fein schmecken, weil er das Gift, was wenig nur auf die Zunge fällt, sogleich entdeckte. Das hat ihn gerettet, und ich glaube, daß hier keine große Gefahr vorhanden ist.

Prinz Heinrich meinte: „Ich habe mich niemals verweichlicht, und glaube nicht eben sehr fein zu schmecken. Was ich von diesem Weine noch im Munde hatte, gab ich augenblicklich wieder von mir, doch was ich davon genossen, betäubt und lähmt mich mehr und mehr mit jedem Augenblicke."

„Wir werden bald wissen, woran wir sind," sprach der Doctor Alguarara.

Er ließ sich einen reinen silbernen Löffel geben, erwärmte ihn über Kohlen und fuhr fort:

„Ich gieße einige Tropfen dieses Bodensatzes in den Löffel. Die Feuchtigkeit lasse ich verdunsten. Sie wird einen übelriechenden Dampf geben und rothbraune, rostartige Flecken auf dem Silber zurücklassen."

Wie er sagte, so geschah es. Lange betrachtete er die Flecken und schien sehr beunruhigt. Trotz aller Aufforderungen und Bitte wollte er mit der Sprache nicht heraus und Prinz Heinrich, der bis in den letzten Augenblicken bei voller Besinnung blieb, meinte schon:

„Doctor! Wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht mit den Waffen gemeinschaftliches Spiel treibt? Dieses Gift ward mir beigebracht, während Eure Gaukeleien die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte! Seid ihr etwa hier zu vollenden, was der Bösen nicht nach Wunsch gerieth?"

„Gnädigster Herr!" sprach mit Würde der Doctor; „Herr von Greifenberg und dieser hochgelahrte Herr — er deutete auf

den Leibarzt — werden mir bezeugen, da ich ihnen meinen Charakter entdeckt, daß ich unmöglich der Mitſchuldige einer Schandthat ſein kann, die frech und verwegen auf einem königlichen Feſte, im Beiſein ſo vieler erhabener hoher und edler Perſonen verübt wurde. Der Orden, zu deren Oberen ich gehöre, iſt ein Feind der Pfaffen und wird von ihnen bis auf den Tod verfolgt. Wenn ich zögerte zu reden, ſo war es, weil ich erbebe vor der Kunde, die ich zu geben habe. Allein die Augenblicke ſind koſtbar, und ich darf Euch die Wahrheit nicht verhehlen. Dieſes Gift, was lähmend und einſchläfernd tödtet, ward Euch, nach römiſcher Weiſe, geſchickt genug beigebracht. Der Giftmiſcher aber war ſeiner Kunſt nicht Meiſter, und würzte den Wein zu ſtark. Hättet Ihr einen vollen Zug gethan, ſo wäret Ihr an offener Tafel augenblicklich des Todes geweſen. Dennoch aber fürchte ich, daß die finſtere That gelungen iſt, obſchon ſie ſich verrathen hat zur ewigen Schmach ihres Urhebers."

Gelaſſen fragte der Prinz: „Wie lange habe ich noch zu leben?"

— „Gnädiger Herr! Ich fürchte, Ihr werdet die Morgenſonne nicht mehr ſehen."

— „Werde ich noch einige Stunden lang meine Beſinnung behalten?"

— „Gnädiger Herr! Ich ſtehe für nichts."

— „Wohlan! Was ich vermag, das ſoll geſchehen! — Greifenberg! Verkünde in den Feſtſälen, daß ich im Sterben liege und daß ich meinen Vater, meinen Bruder und alle meine Freunde noch ein Mal ſehen will, um ihnen meinen letzten Willen zu erklären!"

Bald füllten ſich die Vorgemächer mit fürſtlichen und hohen Herren. Auch Prinz Philipp befand ſich unter ihnen und

verleugnete trotz der tiefen Betrübniß, die er zu hegen schien, keinen Augenblick seine Fassung. Die Thür des Sterbezimmers wurde geöffnet und Prinz Heinrich ernannte seine neugeborene Tochter Regina zur Thronerbin, und verpflichtete die hohen Herren, ihr die Erbfolge treulich zu schützen und zu bewahren. Hierauf verordnete er, daß sein Leichnam in der Rüstung, welche er zu Ehren seiner Tochter getragen, um als Sieger in den Schranken ihre Geburt zu verkünden, acht Tage lang in der königlichen Gruft im Dome ruhen, und sodann nach dem Todtensteine geschafft und neben dem Sarg des stillen Fräuleins beigesetzt werden sollte.

Sodann mußten die erhabenen und hohen Anwesenden sich wieder entfernen und das alles begab sich fast geräuschlos. Eine tiefe feierliche Stille herrschte in dem Königsschlosse, welches vor Kurzem noch von freudigem Jubel und festlichem Lärm widerhallte.

Prinz Heinrich fühlte sich sehr erleichtert und fragte den Doctor Alguarara: „Steht es auch wirklich so schlimm mit mir?“

Ach! es war das letzte Aufflackern der Lebenskraft und der Doctor senkte das Haupt und seufzte.

Noch einmal reichte mir der Prinz seine Hand. „Lebe wohl, Greifenberg,“ sprach er. „Grüße Herrn Theobald und sorge für meine süße kleine Regina. Denn wisse! Gott wird ihr eine glückliche und glorreiche Regierung verleihen! Wundre Dich nicht, weil ich eine ferne Zukunft weißsage. Denn Nacht für Nacht sah ich meine holdselige Camilla im Traume. Anfangs dachte ich, das macht die Trauer um sie. Und wahrlich' wachend dünkte ich mich ein Gespenst, was sich nach dem Grabe des stillen Fräuleins sehnte. Im Traume aber lebte ich und fühlte mich durch sie beseeligt. Auch daß ich bald ihr folgen würde, hat sie mir verkündet. Und ich dachte: Es sei die Eigenschaft der Träume, unseren Wünschen zu schmeicheln. Doch

nein! Eine mächtige Seele wohnte in diesem schönen Leibe, und das ist der Zug, den Seele auf Seele ausübt. Ich gehe jetzt der Offenbarung dieser höheren Welt entgegen. Lebe wohl!"

Die hohen geistlichen Herren kamen im Ornate und mit den heiligen Gefäßen; doch mußten sie in den Vorzimmern warten, weil Prinz Heinrich noch ein langes Gespräch mit dem Doctor Alquarara hatte. Unstreitig empfahl er seine neugeborne Thronerbin auch dem Schutze dieses mächtigen, weitverbreiteten Ordens, zu dessen Brüdern er gleichfalls sich zählte.

Als endlich die Geistlichen Einlaß fanden, um ihm die letzte Oelung zu geben, war er schon ohne Besinnung.

In der Stadt, die gestern noch voll Festgepränge, Lust und Jubel war, herrschte tiefe Trauer und bange Besorgniß. Die fürstlichen Gäste, die fremden Grafen und Ritter nahmen einen kurzen, kühlen Abschied und verließen die Königsburg, ohne das Leichenbegängniß abzuwarten, welches zum Andenken des erhabenen Verblichenen aufs Pomphafteste veranstaltet wurde. Als aber nach Verlauf von acht Tagen der hohe Adel die Wiedereröffnung der Königsgruft verlangte, um insgesammt dem Sarge das Trauergeleite nach dem Todtenstein zu geben, zögerte man unter allerlei Vorwänden. Auch langte täglich neues Kriegsvolk an, als thäte es Noth, die Hauptstadt wider Meuterei und Aufruhr zu schützen. Die königlichen Hellebardiere standen Tag und Nacht in Waffen. Die Stadtthore wurden doppelt und dreifach besetzt, und in den Straßen wimmelte es von bewaffnetem Kriegsvolk. Die hohen Herren hatten vielfache Berathungen gehalten, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Sie verließen jetzt in aller Stille die Stadt und begaben sich zu ihrer Sicherheit auf ihre feste Burgen.

Wo hinaus dies alles sollte, war leicht abzusehen, und Jedwedem leuchtete ein, daß Prinz Philipp damit umging, sich die Krone aufzusetzen. — Aber wie das? — Noch lebte der König. Dann mußte die kleine Prinzessin Thronerbin bei Seite geschafft und endlich die Einwilligung des hohen Gesammtadels erzwungen werden, um Hochwart's Ansprüche zu unterdrücken. — Das Alles schien völlig unmöglich. Doch mit der Zeit bricht man Rosen, und um Undenkbares zu ermöglichen, darf man scheuselige Mittel nicht scheuen. Wenn man auch sein eignes Reich der Parteienwuth, dem Bürgerkriege und dem Glaubenshasse Preis giebt, so hat man doch die Aussicht, Majestät zu beißen und den höchsten Willen zu haben, vor dem Jedweder sich verneigt, um dessen Gunst Jedweder buhlt und in dessen Nähe Jedweder sich drängt, um sich stolz und glücklich zu fühlen und seine Nebenmenschen knechten zu können.

Zuvörderst galt es, Hader und Zwietracht auszusäen, und das verstehen die Dominikaner. Folgende Schauergeschichte wurde in Hütten und Palästen, in Städten und Dörfern, kurz überall, wo Mönche einkommen, ja selbst auf Kanzeln gepredigt, als sei es ein Evangelium:

Auf steiler Klippe, von breiten Graben umringt, liegt die öde Burg Todtenstein. Ein kühner Bau, und heutigen Tages noch unversehrt. Dort hauste der letzte Todtensteiner und vor wenig Jahren lebte noch seine Enkeltochter: „das stille Fräulein.“ Also benannt, weil sie nur das Hexenkauderwälsch verstand, worauf die bösen Geister hören und darüber ihre Muttersprache vergessen hatte, dermaßen, daß sie mit keinem Christenmenschen mehr reden konnte. Sie war das Schrecken der Gegend; man bekreuzte sich vor ihrem Namen und mied den Todtenstein, so daß man kaum aus der Ferne danach hinzublicken wagte.

Dennoch hatte ein gar vornehmer Herr einst den Muth, auf diese Zauberburg einzusprechen, die, wie finster und schreckhaft sie auch von außen ließ, inwendig doch voll Pracht und Kostbar-

keit war. Wohl konnte man auf den erſten Blick errathen, wie ſolch' ausbündiger Reichthum weder erbeutet, noch erworben, noch gewonnen war; ſondern einzig und allein vom böſen Feind herrühren konnte, dem der Urahnherr der Todtenſteiner ſich und ſeine Nachkommen für ewige Zeiten verſchrieben hatte. — Der hohe Herr fand alles zu ſeinem Empfang bereit und eingerichtet, als habe man ihn längſt erwartet. Ein auserleſenes Mahl wurde aufgetragen und die koſtbarſten Pokale mit den feinſten Weinen gefüllt. Doch als der hohe Ritter den erſten Becher auf das Wohl des ſtillen Fräuleins zu leeren gedachte, riß die tolldreiſte Hexe ihm den Becher vom Munde, und reichte ihm einen anderen Trank. Es war ein Liebestrank. — Von Stund' an fühlte der hohe Ritter ſich unwiderſtehlich zu ihr hingezogen, und warb noch am ſelben Abend um ihre Hand. Sein Vater widerſetzte ſich dieſer finſteren Verbindung, und die Kirche verweigerte ihm die Einſegnung. Dennoch führte er ſolch eine Braut zum Altar. Denn es giebt Pfaffen, die ſich zu allem bereitwillig finden laſſen, und ſich nicht ſcheuen, das Allerheiligſte zu entweihen. Gemeiniglich ſind es die, vom Carmeliterorden. Wenn der hohe Ritter doch nur gewahrt hätte, wie die verabſcheuungswürdige Braut vor dem Altar zitterte und bebte und wie ſie vor heftigem Huſten das Sakrament nicht genießen konnte. Allein er war verzaubert, und deshalb gingen ihm die Augen nicht auf. — Der erhabene Unglückliche bot von nun an alle ſeine Kräfte und Reichthümer auf, das ihm auf ſchnöde Weiſe angetraute Ungethüm zu feiern. Er veranſtaltete Luſtbarkeiten, Feſte und Tourniere, die an Pracht und Aufwand alles übertrafen, was noch je geſehen worden, und der Todtenſtein ward zum Sitz aller Erdenfreuden und Herrlichkeit, wogegen unſere Königsburg weit zurückſtand. Verlockt von ſolch mächtigem Beiſpiel verſammelte ſich dort der ganze hohe Adel, und wetteiferte vor den Augen der Unſeligen in koſtbaren Aufzügen zu prunken, ihr Huldigungen darzubringen und in den Schranken ihr ſein Ritterthum zu weihen

So verstrich ein Jahr und das stille Fräulein gebar eine Tochter. Jetzt gab es wieder drei Todtensteiner Seelen. Eine davon gehörte dem Satan, der nicht säumte, sich bezahlt zu machen. Mit schlauem Vorbedacht wählte er das stille Fräulein, denn der Zauber, der den hohen Ritter an sie kettete, war so mächtig, daß er noch im Grabe nachwirkte und sie im Sarge ihn noch an sich zog. Er verlor Lebensmuth und Heiterkeit, und welkte sichtbar dahin. Er kleidete sich nicht anders, als in tiefe Trauer und hegte keine weitere Sehnsucht, als im Grabe zu ruhen, neben dem stillen Fräulein. Noch einmal erwachte sein Lebensmuth, als er von bevorstehenden Tournieren auf der Königsburg hörte. Vor dem Könige, erlauchten Gästen und den gesammten Großen des Reiches, wollte er sich noch einmal in seinem vollen Glanze zeigen, und jener greise achtzigjährige Schwarzkünstler, vermogte durch unheimliche Mittel und Zaubertränke ihm seine Heldenkraft und seinen Jugendmuth auf kurze Zeit zurück zu geben. — So ritt er in die Schranken, that Wunder der Tapferkeit, war der einzige Sieger und gewann alle Danke. Hiemit aber war auch seine Lebenskraft erschöpft und der Tod ereilte ihn auf der Königsburg, inmitten eines herrlichen Banquetts.

Dieses Mährchen empörte die hohen Herren und Ritter, sie verwüsteten die Ländereien der Dominikaner, plünderten die Klöster und lauerten den hohen geistlichen Herren auf, um ihnen ein großes Lösegeld abzupressen. Die Dominikaner aber flüchteten ihre Schätze nach der Hauptstadt, wo sie sicher waren und hier trat ein Bußprediger auf, der alles noch weit ärger trieb, und daher viel Zulauf von Gesindel hatte.

„Ich war es;“ lauteten seine Worte, „der Vieles voraus sagte. Und vieles ist gekommen, wie ich sagte, daß es kommen würde. Alles ist noch nicht erfüllt, allein es wird sich alles erfüllen, wie

ich es geweißſagt habe. Geiſtliche und weltliche Gerichte haben mich verfolgt, weil meine Weißſagung ihnen ein Aergerniß war. Die weltlichen Gerichte ließen mich ergreifen, und wollten mich auf die Folter ſpannen. Ich ſollte ausſagen, daß die Worte, ſo ich geſprochen, nicht aus mir ſelber gekommen, ſondern ein Anderer ſie mir eingegeben und mich gelehrt habe, alſo zu reden. Die geiſtlichen Herren aber wähnten, ich ſei ein Lügenprophet und Heiligenſchänder, denn meine Weißſagung erging über geſalbte Häupter und ich hatte ſie verkündet, am Altar vor dem Gnadenbilde der allerſeligſten Jungfrau. Und gar die hohen Herren von Adel, dieſe gottloſen Kirchenräuber, welche Klöſter brandſchatzen und die armen Diener der Kirche zwicken und zwacken; dieſe hochmächtigen und geſtrengen Herren wollten mir gleichfalls etwas am Zeuge flicken, und wollten mich als Narren und Aberwitzigen in's Tollhaus ſperren, denn dieſe prunkenden Belialsſöhne, deren Maulwurfsaugen nur für den Glanz und Tand dieſer Erde eingerichtet ſind, hielten meine Weißſagung für Unverſtand und Aberwitz, dergleichen nur das verbrannte Hirn eines Wahnſinnigen ausheckt. Aber Gott, in deſſen Namen ich geſprochen, ſchützte mich vor Folter, Galgen, Scheiterhaufen und Tollhaus, und das Unmögliche, was ich geweißſagt, iſt zum Theil ſchon in Erfüllung gegangen, und was wie Aberwitz klang, ausgeheckt von dem verbrannten Gehirn eines Tollhäuslers, wird zur Wahrheit werden."

Eines Tages, als das Mönchlein dicht vor der Königsburg ebenſo geredet hatte, erſchienen die königlichen Hellebardiere, ihn zu verhaften, und führten ihn vor den Prinzen Philipp.

Als dieſer ihn fragte, welche Reden er auf freier Straße zu führen wage, ſo nahe dem Königsſchloß; antwortete das Mönchlein:

„Prinz Philipp, kennſt Du mich nicht mehr? Ich bin es, der Dir ſagte: Weiche von hinnen, Königsſohn. Dein Vater wird ſterben, Dein Bruder iſt verſchwunden. Gehe hin und ſei König. Du wirſt ſagen: Ich habe meinen Bruder wieder-

gieben. Er prunkte in aller Glorie und Herrlichkeit, und freite um ein ausbündig schönes Weibsbild; auf dem Todtenstein gab er ihr zu Ehren Feste und Tourniere und der ganze Adel bot seine Tapferkeit und sein Ritterthum auf, um den Dank aus ihrer weißen Hand zu empfangen. Allein wo ist sie geblieben, dieses ausbündig schöne Weib. Wo ist sie hin, die ganze Pracht und Herrlichkeit des Todtensteins? Und war das noch Dein Bruder, den Du wiedersahst? Von allem dem ist nichts geblieben als mein Wort, denn es ist ein wahres Wort und Dein Bruder war nicht mehr Dein Bruder, denn ein Liebestrank hatte ihn verwüstet. — Prinz Philipp, was thatest Du, den Tod Deines Bruders zu rächen? Was thatest Du, den Zauber zu zerstören, der ihn noch im Sarge quält? Hauset nicht der verfluchte alte Schwarzkünstler immer noch auf dem Todtenstein? Philipp! habe Erbarmen mit Deinem unglücklichen Lande, denn ich sage Dir — und heute wirst Du wissen, was mein Wort gilt — ich sage Dir, erwache aus Deiner heillosen Trägheit. Denn so lange noch die Zauberei und Ketzerei auf dem Todtensteine hauset, und eine sichere Zuflucht hat, so lange noch die Brut jener Todtensteinerin Ansprüche an die Krone erhebt, so lange wird der Zorn Gottes nicht aufhören, und dieses unglückliche Land mit schweren Plagen heimgesucht werden."

Prinz Philipp versammelte die hohen Herren der Geistlichkeit, um das Mönchlein vernehmen zu lassen, und diesmal urtheilten selbige: das Mönchlein sage wahr und rede im Geiste. Ein entsetzliches Verbrechen sei ungeahndet geblieben und fordere die Rache Gottes heraus und bewaffne seinen Zorn.

In Folge dieser Anklage von einem fahrenden Mönche, der aus dem Dominikanerorden gestoßen und aus dem Tollhause entsprungen war, lud man Herrn Theobald vor ein Adelsgericht.

Als die königlichen Boten auf dem Todtensteine eintrafen, um ihn vorzuladen, fragte er:

„Welcher Missethaten zeiht man mich?"

— „Des Hochverraths und Fürſtenmordes.“

— „Wahrlich, wahrlich!“ gab er zur Antwort. „Ich werde mich ſtellen.“

Alle die Herrn Theobald kannten, waren tief betrübt über ſeinen Entſchluß und von fern und nah kamen hohe und edle Herren und ſparten weder Warnungen noch Bitten.

Er aber ſprach:

— „Ich bin der letzte Todtenritter, mein Name und mein Geſchlecht erliſcht mit mir. Mein Leben galt allein der Ehre meines Hauſes, um die Glorie der Todtenſteiner einer fernen Nachwelt zu überliefern. Die höchſte und ſtrahlendſte Glorie aber glänzt über meinen letzten Lebenstagen, denn mein Wappen gehört nunmehr der Königskrone an. Ich danke dies der Gnade Gottes und habe nicht falſch darum geſpielt. Man zeiht mich des Hochverrathes und Fürſtenmordes, und mit ſo ſchnödem Verdachte beladen ſollte ich zur Grube fahren? Nein! der König ruft, und noch einmal, zum letzten Male gilt es, die Todtenſteiner Treue zu bewähren, die ja ſprichwörtlich geworden iſt. Ein achtzigjähriger Greis wird mit ſeinen letzten wenigen Lebenstagen nicht mehr geizen. Ich bin bereit dies ſilberweiße Haupt dem Henkerbeile Preis zu geben. Der Letzte von den Meinen, will ich ſterben, treu wie ein Todtenſteiner.“

Dreißig hohe Herren ſaßen über Herrn Theobald zu Gericht. An ihrer Spitze Graf Hochwart, und alle waren ſeine Freunde nicht. Doch mußten ſie ihn einſtimmig frei ſprechen; denn der König hatte ſein Wort zur Vermählung des Prinzen Heinrich mit dem ſtillen Fräulein gegeben und das einſame Leben des Herrn Theobald, ſo wie ſein hohes Alter ließen nicht den geringſten Verdacht zu.

Als die Kunde hiervon auf dem Todtenſtein anlangte, ſtellten ſich alle benachbarte hohe und edle Herren ein, um ihre Glück-

wünſche zu ſagen und die kleine Prinzeſſin Thronerbin reichlich zu beſchenken. Indeß verweilte Herr Theobald noch in der Hauptſtadt, um dem Sarge des Prinzen Thronfolgers aus der Fürſtengruft die erſehnte Ruheſtätte auf dem Todtenſtein, neben dem ſtillen Fräulein zu erwirken.

Das Nähere hievon kann ich nicht berichten, denn ich wagte mich nicht wieder nach der Hauptſtadt. Daß aber der König eben ſo wenig, wie Prinz Heinrich eines natürlichen Todes geſtorben war, ergibt ſich daraus, daß man Herrn Theobald des Königsmordes beſchuldigte. Dies hätte nicht geſchehen können, wäre ſein plötzliches Sterben nicht von verdächtigen Umſtänden begleitet worden. Vielleicht, daß die Giftmordgehülfen dieſesmal ähnliche oder andere Ungeſchicklichkeiten begingen, wie beim Mord des Prinzen Thronerben.

Philipp eröffnete ſeine Regierung mit einer Reihe von Blut- und Greuelthaten, wie ſie ſeit Menſchengedenken ohne Beiſpiel ſind. Dahin gehört zuerſt, daß Herr Theobald, ungeachtet ſeines hohen Alters, verurtheilt ward, gerädert, in vier gleiche Theile zerhauen, auf dem Holzſtoße verbrannt und ſeine Aſche in alle vier Winde geſtreut zu werden. Dieſes Urtheil jedoch konnte nur an ſeiner Leiche vollzogen werden, denn vergebens hatte man ihn auf die Folter geworfen, um ihm ein Geſtändniß zu erpreſſen. Sein zermarterter Leichnam wurde auf den Richtplatz geſchleift und nachdem der Henker das Seine an ihm gethan, verbrannten ihn die geiſtlichen Gerichte auf dem Scheiterhaufen. Graf Hochwart aber zog von Burg zu Burg, gegen alle, die dem Thronräuber nicht huldigten. Viele mußten das Blutgerüſt beſteigen, viele kamen in Acht und Bann, und manche Burgen, die tapferen Widerſtand leiſteten, wurden geſchleift, der Erde gleich gemacht und ihre Bewohner ohne Anſehen des Alters und Geſchlechts hingewürgt.

Nachdem weltliche und geiſtliche Gerichte den ſilberlockigen Herrn Theobald zu Tode gequält (Gott wird ſeine bitteren Märtern mit Paradiesfreuden lohnen) übernahm ich den Befehl

auf Burg Todtenſtein und behütete unter dem Schutze Gottes, die Königliche Waiſe vor argliſtiger Verfolgung und vertheidigte ſie auf ihrer feſten Burg wider offene Gewalt.

Hier endete die Schrift des Grafen von Greifenberg, allein der Aufruf der jungen Königin an ihre Vaſallen lag in einer Abſchrift daneben und lautete:

Hohe und edle Herren!

„Ich habe eine feſte Burg, weitläufige Beſitzungen und reiche Schätze. Ich könnte, um mit Kirche und Reich in Frieden zu leben, ein Kloſter ſtiften und den Schleier nehmen. Die Hülfloſigkeit meines Geſchlechts und meiner Jugend, würden, da ich von mächtigen und zahlreichen Feinden verfolgt bin, einen ſolchen Schritt rechtfertigen. Doch wo die Tugend geläſtert und verfolgt wird, wo der Adel ſich durch Frevelthaten entehrt und mit dem Gottesdienſte Wucher und Faſchingsſpiel getrieben wird, da kann nicht, wer zur Königin geboren iſt, wie ich, gleichgültig eine ſtille Zuflucht ſuchen, um ſicher und in Frieden zu leben.

Nein! Ich habe keinem Beruf zur Himmelsbraut. Mein Vater vergiftet! Seinem Sarge, die erſehnte Ruheſtätte verſagt! Meine holdſelige Mutter im Grabe, als wilde Zauberin, verſchrien! Mein ſilberlockiger, achtzigjähriger Urgroßvater, zu Tode gemartert, und ſeine Leiche geſchändet und vertilgt! — Wo nehme ich Thränen her, das Alles zu beweinen? Wo giebt es andere Heilige und Märtyrer für mich, als meine Eltern und Ahnen? Und, kann mein junges Herz wohl genugſam bluten, über alles das, was ihnen angethan?

Nein! Ich habe keinen Frieden. Darum iſt auch kein Friede von mir zu erwarten, und ich bin nicht zur Nonne, ſondern zur Königin geboren.

Das Gedächtniß edler und großer Menſchen iſt werth des Blutes, was darum fließt.

Wenn die Macht beim Rechte iſt, ſo geſchieht Gottes Wille auf Erden.

Wenn Muth und Kraft sich der Wahrheit opfern, so können sie auf Gottes Gnade zählen.

Das Recht ist auf meiner Seite, doch fechten kann ich nicht! Allein ich werde zu sterben wissen, um das Recht zum Siege zu führen, den Gräbern meiner Ahnen Gerechtigkeit zu verschaffen und ihrem Andenken die wohlverdiente Glorie wiederzugeben.

Ich will entweder den Thron, oder das Schaffot besteigen, und fordere meine Ritter und Vasallen auf, für mich zu siegen, oder mit mir zu sterben.

Regina.

Ude fühlte sich durch und durch erschüttert von diesem Aufrufe. Fast traten ihm die Thränen in den Augen. Allein der Ritter Unbesonnen vermochte, bei allem, was ihm nahe ging, Muth und Kraft auf's zehn- und zwanzigfache zu steigern. Ein Seufzer entwand sich seiner Heldenbrust; dann sprach er laut und feierlich: „Welch' erhabene Gesinnung! Welcher Adel, welche jungfräuliche Majestät!"

Als der Morgen graute, trat der Doctor Alguarara zu ihm.

„Mein hoher Herr! Ich weiste nicht, daß ihr Eure Zeit wohlbenutzt habt."

— „Ich habe dieses Pergament durchlesen, welches mir ein Vierteljahrhundert zur Minute machte."

— „Durchschaut Ihr nunmehr, die heillose Lage der Dinge?"

— „Nicht ganz! — Ich war zu lange in fernen Landen. Ich kann mir nicht erklären, was den Grafen Hochwart vermochte, plötzlich die Partei des Thronräubers zu nehmen!"

— „Mein Sohn! der König Philipp ist kein Thronräuber mehr, seit er die Zustimmung des Gesammtadels zur Thronbesteigung erlangte."

— „Saat, ehrwürdiger Vater, erzwang. Denn mein Vater und meine Brüder mußten das Blutgerüst besteigen, weil sie ihre Zustimmung nicht gaben. Ich ward nur geschont, meiner zarten

Jugend halber. Im fünften Jahre kann man nicht auf's Blutgerüſt geſchickt werden.

— „Mein Sohn! Vor wenig Tagen noch ſah man Dich in der Umgebung der Thronerbin Iſalde."

— „Der König hatte mich zurückberufen."

— „Wohl wahr! Dein hoher Ruhm bewog ihn, ſich ſolch eines Vaſallen wieder zu verſichern."

— „Hat er mir meine Ländereien und Titel zurückgegeben? Hat er mich von Neuem vereidigt und verpflichtet? Bin ich nicht ſogar vom Hofe verbannt?"

— „Allein Du biſt zurückgekehrt, Du haſt Dich dem Könige geſtellt und folglich biſt Du gemäß Deiner Abkunft wieder ſein Vaſall."

— „Ich habe jetzt die Jahre, auf dem Blutgerüſt zu ſterben, ich trage meine Haut zu Markte, ich geize nicht mit dem Leben. Ich folgte dem Rufe. Bin ich dem Könige verpflichtet, weil er mich nicht hinrichten ließ?"

— „Streiten wir uns deshalb nicht. Du willſt wiſſen, mein Sohn! was Hochwart bewog, ſo plötzlich auf Philipp's Seite zu treten? Die Zeit hat es an's Licht gebracht. Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar und die Fügungen des Schickſals, des ewigen Wechſels müde, wiederholen ſich bisweilen. Philipp's Gemahlin, Iſalde, Tochter des Grafen Hochwart, ſtarb, wie das ſtille Fräulein, nachdem ſie ein Töchterlein zur Welt gebracht hatte: unſere gegenwärtige Thronerbin. Und dieſer Trauerfall, der Jedweden von guten Folgen dünkte, weil er alle Bande zwiſchen Philipp und Hochwart gelöſt zu haben ſchien, diente nur dazu, beide auf's Engſte mit einander zu verbinden, denn die neugeborene Prinzeſſin Iſalde wurde bald nach ihrer Geburt mit dem ſiebzehnjährigen Herrn Edmund verlobt, und Philipp mußte ſich verpflichten keine zweite Ehe einzugehen. Nur um dieſen Preis, daß die Krone auf ſeine Nachkommen überging, war Hochwart ihm zur Thronbeſteigung behülflich."

— „So wird man hier zu Lande König!“ seufzte Udo.

— „Höre weiter, mein Sohn. Isalde ist herrisch und bosshaft und je mehr sie heranwuchs, desto mehr ward ihr der ihr in der Wiege anverlobter Bräutigam zuwider. Edmund seinerseits ist hochfahrenden und barschen Wesens, und je mehr die Väter fühlten, wie noth es thue, fest zusammen zu halten, desto weniger konnten Braut und Bräutigam sich vertragen und Frieden halten. Herr Edmund zwar ist in reifen Jahren und gut geschult von seinem Vater. Er läßt sich, wenn es darauf ankommt, viel gefallen. Allein die muthwillige Isalde ist als Königstochter erzogen und läßt keine Gelegenheit vorüber, den verhaßten Bräutigam zu demüthigen. Das gab viel Aergerniß und Gespötte im ganzen Lande.“

— „O Schmach!“ seufzte Udo. „Hier ein Großer unter den Großen zu sein.“

— „Als nun die Königin — so nennt sie unser Orden — als nun die Königin ihren Aufruf erließ, den wir im Fluge durch's ganze Reich verbreiteten, da strömte alle ritterliche Jugend ihr zu.“

— „Eine ritterliche Jugend nennt Ihr das?“ unterbrach ihn Udo. „Ehrwürdiger Vater. Nehmt eine Königin aus dem Bienenkorbe und seht, wie die Imben ihre Stacheln gebrauchen und sterben. Sie verstecken sich aber nicht in sichere Schlupfwinkel.“

— „Jetzt ist Alles wieder ausgeglichen und die Königin befindet sich auf einer festen Burg in Sicherheit.“

— „Habt Ihr schon Botschaft erhalten?“

„Durch Feuerzeichen, von einer Höhe zur andern, ward mir noch in derselben Nacht angedeutet, daß Alles nach Wunsch gelungen sei. Ein Wort von ihr und die Zerstreuten werden sich wieder sammeln, die Söhne werden sich von ihren Vätern, der niedere Adel sich von seinen Lehnsherren lossagen.“

— „Und die hohen Herren?“

— „Tritt ein in unſern Bruderkreis, allwo Dein Name ſchon in Sonnengold des Bruderlobes prangt, ſo wirſt Du erfahren, was von ihnen zu erwarten iſt.“

— „Nein, ehrwürdiger Vater, niemals!“

— „Und weshalb nicht?“

— „Ich will offen handeln, und Euer Orden iſt ein geheimer?“

— „Du ſagſt Dich los von uns?

— „Ich will mir ſelbſt angehören und keinem Anderen.“

— „Willſt Du der Königin nicht dienen?“

— „Sobald es einen offnen Kampf gilt, werde ich in Euren Reihen für ſie fechten.“

— „Bis dahin aber wirſt Du ſelbſt nichts unternehmen.“

— „Ich werde thun, was ich muß, doch binde ich mich durch kein Verſprechen.“

— „Ich kann den Ablaßbrief, den Du verlangſt, Dir nicht einhändigen, wenn Du Dich nicht verpflichteſt, Nichts auf eigne Hand zu thun!“

— „So behaltet ihn. Ich brauche ihn nicht, denn als Glaubenskämpfer bin ich ſtets im Stande der Gnade und bleibe Euer Schuldner nach wie vor.“

— „Iſt das Dein letztes Wort?“

— „Ja!“

— „So lebe wohl! Es iſt die höchſte Zeit, daß Du von hinnen gehſt, ehe es vollends Tag wird. Beherzige aber wohl meine Warnung. Hüte Dich vor der Rache des Ordens, wenn Du irgend wie verräthſt, was durch Dich für die Königin geſchah.“

Viertes Buch.

Abt Bernhard.

Volle vier und zwanzig Stunden hatte der fromme Herr geschlafen. Als er erwachte, begehrte er ein Frühstück. Ein fetter Wildschinken in Burgunder gekocht, ward dampfend in silberner Schüssel nebst Früchten, leckerem Backwerk und blinkenden Flaschen aufgesetzt. Der Abt schob seinen Rollsessel näher, leckte die Lippen, lächelte und schmatzte und dieses Mal war es kein Traum.

„Wo ist der Doctor Alguarara," fragte er.

Der Doctor ward gerufen.

— „Setzt Euch, und greift zu."

— „Ich danke."

— „Habt Ihr geschlafen und Euch erquickt?"

— „Wenig."

— „Ihr habt es weit gebracht im Fasten und Wachen."

— „Ich hörte einst von einem jungen Mönch, der es noch weiter darin gebracht hatte. Er nannte sich Bruder Bernhard und alle Kasteiungen waren ihm ein Spiel. Für ihn war keine Geißel zu scharf, und die stärksten Laienbrüder erschöpften ihre Kräfte umsonst an seinem mageren Rücken. Dafür drang auch sein Gebet bis in die höchsten Himmel und die Heiligen alle labten sich an seiner Andacht. Nunmehr aber ist aus dem dürren, gottseligen, jungen Bruder ein stolzer, wohlbeleibter Prälat ge-

worden, der ſeine feiſten Glieder in koſtbare Stoffe hüllt und ſeine gleißende, ſchneeweiße Haut in Wohlgerüchen badet. Er iſt kein Auserwählter des Herrn mehr, ſondern der Günſtling eines mächtigen Königs, und nicht mehr die Heiligen lächeln wohlgefällig auf ihn nieder, ſondern er iſt der nachſichtige Beichtvater vornehmer üppiger Frauen, denen er lächelnd die zärtlichen Sündlein vergiebt."

— „Was ſoll das, Hochgelahrter Herr? Warum redet Ihr mir in's Gewiſſen?"

— „Iſt die Gnade der Himmelskönigin nicht der Gunſt eines Erdenkönigs vorzuziehen? Macht ſie wahr die Verheißung der heiligen Jungfrau, welche in jener Nacht nach Eurer Weihe für Euer Haupthaar, welches Ihr dem Himmel geweiht, die päpſtliche Krone Euch aufſetzte? Während Ihr feſt eingeſchlafen und ſchnarchend im Bette lagt, erſchien mir die junge Königin im Glaſe und geſegnete mir tauſend Unzen Goldes, ungerechnet was die Dämpfe in den Gläſern abſetzten und was ſauber ausgeſchabt auch noch ein Erkleckliches beträgt."

— „Tauſend Unzen Goldes," rief der Abt mit Erſtaunen.

— „Folgt mir in's Laboratorium, überzeugt Euch ſelbſt von dem goldenen Segen."

Der Abt ließ ſich das nicht zweimal ſagen und folgte dem Doctor in's Laboratorium.

Der Apparat war weggeräumt, der Heerd geſäubert und mitten auf demſelben lagen die Klümpchen gediegenen Goldes in hellen Haufen.

Das Antlitz des hochwürdigen Herrn ſtrahlte vor Freuden. Er konnte es nicht unterlaſſen, eine und die andere Stufe ſogleich auf den Probirſtein zu bringen und ſiehe da, es war das reinſte Gold. „Doctor!" rief er außer ſich, „Ihr ſeid der größte Weiſe und der ausbündigſte Meiſter, den je die Erde getragen und Euresgleichen giebt es nicht noch einmal auf der Welt."

— „Herr Abt! Als ich Gaſtfreundſchaft ſuchend bei Euch einſprach und Euch entdeckte, daß ich Werke beſchaffe, die nur an geweihter Stätte in feierlicher Kloſterſtille, bei Andacht und Gebet

zu vollbringen sind; wie kam es, daß Ihr mirsogleich Vertrauen schenktet und nicht der geringste Argwohn in Euch aufstieg, als versprächе ich zu viel?«

— »Weil ich Stimmen rauschen hörte, die Euren Eintritt segneten und Heil der Schwelle riefen, die Ihr überschritten.«

— »Traut nicht den Geisterstimmen, die schalkhaft und tückisch uns verlocken und irre leiten. Nein, laßt mich sagen, was Euch bewog, augenblicklich eine hohe Meinung von mir zu hegen. Die heilige Jungfrau war's, die meine Schritte hieherlenkte zu ihrem Auserwählten. Der Traum, den sie Euch sandte, soll in Erfüllung gehen. Gold ist allmächtig. In Rom zumal ist Gold das Alpha und Omega. Und ich mit meiner Weisheit soll Eurer Frömmigkeit und Gnadenwahl zu Hülfe kommen.«

— »Wahrlich, wahrlich,« sprach der Abt hoch aufgeblüht von stolzen Hoffnungen, »mir ist, als hörte ich schon die Glocken vom Petersdome läuten.«

— »Das sei von nun an Euer einziges Dichten und Trachten. Und was gäbe es hier noch für Euch zu thun? Ihr habt Euren Orden über alle anderen erhoben und seid in diesem Lande gleichsam der Papst. Ihr beherrscht die Gewissen, verordnet was geglaubt werden soll und schickt die Irrgläubigen auf den Scheiterhaufen. Ihr habt zu demjenigen, der heut König ist, gesagt, gehe hin und sei König und sieh da, er ist heut König, und diejenige, die Königin wäre (hättet Ihr die Krone ihr nicht abgesprochen, weil sie eine Feindin Eures Ordens ist), befindet sich im unzugänglichen St. Annenkloster und muß den Schleier nehmen. Ihr habt den Frieden des Landes auf ewige Zeiten gesichert. Kurz, für die einfache Krone habt Ihr gethan, was irgend zu thun möglich ist. Denkt endlich an Eure dreifache Krone.«

Diese Worte verfehlten dennoch ihre Wirkung auf den Abt, dessen Stirn sich in düstre Falten zog.

— »Doctor!« fragte er leise und geheimnißvoll, »ist für die

einfache Krone und für den Frieden des Reiches schon alles geschehen, was geschehen kann?"

— „Ich that, was ich vermogte. Allein die Todtensteiner haben scharfe Sinne, sie nimmt kein Gift."

— „Sie darf ihre Einkleidung nicht erleben."

— „So mag sie verhungern und verschmachten."

Sie verließen das Laboratorium und begaben sich in die Zelle zurück. Das Mahl war abgeräumt und auf dem gedeckten Tisch lag ein versiegeltes Schreiben. Es war von der Priorin des St. Annenklosters. Der Abt nahm es in Händen.

— „Ha!" rief er, „wenn man vom Bösen spricht, ist er nicht weit. Ein Schreiben aus dem St. Annenkloster enthält unstreitig Nachrichten von der Novize. Doctor, wenn Eure Arzenei dennoch genommen wäre!"

— „Sollte sie?"

— „Man kann nicht wissen," meinte der Abt. „Doch im Begriff, den Brief zu erbrechen, besann er sich eines Anderen und fragte stolz den Doctor: „Könnt Ihr mit Hülfe Eurer Geister den Inhalt dieses Briefes mir nennen, den ich unerbrochen hier in Händen halte?"

— „Erbrecht das Siegel, entfaltet das Papier, durchlauft die Schrift und dasjenige, was sie Euch offenbart, wird ihr Inhalt sein."

— „Zu solcher Weisheit bedarf es keines Geistermundes."

— „Es sei! Gebt mir einen Becher Wein."

— „Bedient Euch!"

Der Doctor schenkte einen Becher voll und umkreiste damit den Tisch und den Rollsessel, in welchen sich der Abt niedergelassen hatte. Dann rief er stolz und feierlich:

„Spiritus mei familiares, merum hunc vobis sacrifico,

bibite“ *) Und bald hie, bald da den Becher hinreichend nach allen Seiten und Ecken der Zelle, hörte man: Glucks! glucks! glucks! bis der Becher leer war.

Der Doctor ſtellte ihn auf den Tiſch zurück, verneigte ſich unter ſeltſamen Geberden, dann ſtolz ſich aufrichtend und mit wilden Blicken emporſtarrend, rief er:

„Spiritus mei! respondete! quid refert epistola illa?“ **)

Aber zur Antwort ertönte von allen Seiten, wohin er ſich wandte, ein heiſeres, höhniſches Gelächter.

„Quid ridetis? spiritus maligni.“ ***) rief der Magier zornig.

Die Geiſter lachten nur höhniſcher und lauter.

Der Doctor ſtampfte mit dem Fuße: „Quos ego! respondete!“ †)

„Ridendum est.“ ††) flüſterte kleinlaut nur ein Geiſterſtimmchen.

„Quidnam?“ †††)

„Spiritum sororis Beatae apparuisse.“ ††††)

„Genug! genug!“ rief der Abt, dem die Geiſterſtimme einen Schauer über den andern durch den Leib jagten: „genug! ich erbreche den Brief.“

— „Thut es und macht Euch auf eine ſchlimme Nachricht gefaßt, das höhnende Geiſtergelächter bedeutet nichts Gutes.“

— „Dem Golde wird doch nichts widerfahren ſein?“ fragte der erſchrockene Abt.

— „Es iſt an geweihter Stätte bereitet, ruht im Schutze

*) Dienende Geiſter, ich weihe euch dieſen Wein, trinket.
**) Geiſter, antwortet! was enthält dieſes Schreiben?
***) Was lacht ihr? boshafte Geiſter!
†) Wollt ihr antworten!
††) Es iſt zum Lachen.
†††) Was?
††††) Daß der Geiſt der Schweſter Beate erſchienen ſei.

unſeres heiligen Kloſters und die ganze Hölle kann ihm nichts anhaben. Der Brief meldet etwas Anderes. Der Geiſt der ſeligen Schweſter Beate iſt erſchienen? Dahinter ſteckt mehr, denn die Geiſter ſind ſchalkiſch und boshaft."

Der Abt erbrach und durchlas das Schreiben. — „Nein!" ſprach er, „Eure Beſorgniß geht zu weit, die Priorin meldet weiter nichts als einen Spuck im St. Annenkloſter, der Geiſt der Schweſter Beate iſt erſchienen und hat ſie geängſtigt, ganz ſo wie es Eure Geiſter ausſagten und mit Recht darüber lachten. Denn ich ſelbſt muß lachen, dieſe alte verwitterte Nonne hatte dennoch ihre heimlichen Sündlein, die ſie zu büßen und beichten vergaß, ſo daß ſie nach ihrem Tode umgehen muß."

Der Doctor konnte ſich eines heimlichen Triumphes nicht erwehren. „Vortrefflich," dachte er, „das ging über Erwartung. Die Königin iſt frei, ohne daß man ihre Flucht ahnet." — Doch ſogleich legte er ſein Antlitz wieder in bedenkliche Falten und ſprach: „Hochwürdiger Herr! Ihr ſeid zu fromm und arglos, um mit Geiſtern zu verkehren, denn Geiſter ſind tückiſch und wenn ſie höhnen und lachen, ſo bedeutet das ſchweres, ſchweres Unheil."

— „Meint Ihr? — Ei! ſo befragt ſie doch noch einmal."

— „Das, hochwürdiger Herr, ſteht nicht in meiner Macht. Man kann Geiſtern nicht zweimal dieſelbe Frage vorlegen."

So ſprach der Doctor, als der klirrende Hufſchlag eines Gaules auf den Kloſterhof bis in die Zelle des Abtes drang. Es war ein zweiter Bote vom St. Annenkloſter, der dem erſten in aller Eile nachgeſchickt worden war. Der Abt ließ ihn in ſeine prächtige Zelle eintreten.

— „Was bringſt Du? Du biſt ja ganz erſchöpft!"

— „Hochwürdiger Herr! Ich weiß es nicht. Einer der Erſten, der auf das Sturmgeläut herbeikam war ich, und um meine Sünden zu büßen, ließ ich es mir nicht nehmen, Euch in aller Eile dieſes Schreiben zu überbringen. Es iſt von großer Wichtigkeit und möglichſte Eile wurde mir dringend ans Herz gelegt."

— „Es wurde Sturm geläutet?“ fragte der Abt.

— „Ja!“

— „Da seht Ihr, daß ich mich auf das Hohngelächter der Geister verstehe!“ wandte der Doctor ein.

— „Haben verfluchte Räuber und Kirchenschänder das heilige St. Annenkloster überfallen?“

— „Das weiß ich nicht. Ich habe weder Roß noch Mannen gesehen. Aber es wurde Sturm geläutet und vieler Orte sah man die weiß verschleierte Kriegsjungfrau auf einem Rappen dahinbrausen und die Schlachtfelder weihen.“

— „Es ist gut!“ meinte der Abt und sandte den Boten zum Bruder Schaffner, um sich Erquickungen reichen zu lassen.

Er erbrach den Brief und reichte ihn dem Doctor. „Leset,“ sprach er, „denn wie es scheint hat die Frau Priorin ihrer ganzen Redseligkeit die Zügel schießen lassen.“

Der Doctor las:

„Kaum hatte ich meinen Boten abgesandt, als ich mich eines Bessern besann. Vielleicht, dachte ich, ist die selig entschlafene Schwester einiger leichten Sünden halber nur auf kurze Zeit in's Fegefeuer gerathen und das Requiem würde hingereicht haben, ihre Seele zu erlösen. Allein der Böse ist schlau und nichts gereicht ihm mehr zum Aergerniß, als wenn die Seele eines Frommen geradewegs gen Himmel fährt. Daher bot er Alles auf, das Requiem zu stören, um mich, meine Schwestern und alle Frommen im Glauben zu erschüttern, als könne eine so fromme Seele, wie die verblichene Schwester Beate, nach einem so exemplarischen Wandel, etwas anderes, als selig werden, ja gar noch als Poltergeist umgehen und ein Requiem stören, was ihrer eigenen Seelenruhe galt. Unstreitig würde auch der Böse, sofern dies in seiner Macht gestanden, das ganze Requiem gestört haben; weil er aber erst beim „Beatus“ sein Spiel zu treiben anfing, war dies die Stelle, wo er Macht bekam. Das Requiem also mußte auf jede Gefahr hin zu Ende gebracht werden und bei'm

„Beatus" mußten wir dem geqnälten Geiſte zu Hülfe zu kommen ſuchen. Ich bewaffnete mich daher mit meinen koſtbarſten Reliquien: meine Nonnen ergriffen Crucifix, Fahnen, Weihkeſſel und Rauchfaß und ſo zogen wir in Prozeſſion zur Kirche. Aber kaum war die Kirchthür nach vieler Mühe geöffnet — denn ſie war in's Schloß geworfen und verriegelt — o Graus! da war der böſe Feind noch nicht gewichen, ſondern ſchwebte lang und ſchmal in Geſtalt der Verblichenen am Kirchenfenſter, wo wir ſonſt die Schutzheilige unſeres Kloſters erblickt hatten. Schrecken ergriff uns von Neuem, die Geſänge verſtummten, die Kreuze und Fahnen ſenkten ſich. Ich aber ſprach zu den Schweſtern: „Befehlen wir Gott unſere Seele. So lange der Böſe noch vermag, die Geſtalt unſerer im Herrn entſchlafenen Schweſter anzunehmen, iſt ſie noch im Fegefeuer; denn er — der Gottſeibeiuns — darf die Geſtalt eines ſeligen Geiſtes nicht annehmen. Auf denn! Erlöſen wir die arme Seele, je eher je lieber; denn ſündlich wär's einen Augenblick zu ſäumen, wo es gilt einen Triumph der Hölle zu vernichten und dem Himmel eine Seele zu gewinnen." — Das wirkte. Meine Nonnen faßten wieder Muth, und ſingend, die Wedel rührend und die Rauchfäſſer ſchwingend, nahten wir uns dem hölliſchen Blendwerk. Im Vertrauen auf meine unſchätzbaren Reliquien, die ich offen um den Hals und am Gürtel trug, ergriff ich einen Wedel, beſprengte die hölliſche Erſcheinung und beſchwor ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes von hinnen zu weichen. Umſonſt! Das Geſpenſt fragte nicht nach Weihwaſſer und Beſchwörung. Erzürnt über dieſe Hartnäckigkeit, ergriff ich ein Crucifix und ſchlug darauf los. — Da ſank das Geſpenſt zu meinen Füßen nieder. Allein es war weder ein Geſpenſt, noch ein hölliſches Blendwerk, ſondern eine leere Mummerei, desgleichen ſich Faſchingsthoren in ihrer ausgelaſſenen Weltluſt zu bedienen pflegen. Es war eine Wachslarve, geformt über das Antlitz der verblichenen Schweſter. Und es war auch nicht das Ordenskleid unſerer wohlgeliebten Beate, welches an tauſend Flicken und

Flecken nur allzu kenntlich war, und welches ſie auch mit in's Grab genommen. — Hochwürdiger Herr Abt, wie ſoll ich Euch den Frevel beſchreiben? — Unſere Kirche ſteht im Freien und das ſechs Fuß hohe Kirchenfenſter iſt von oben bis unten zertrümmert. Jetzt erſt gedachte ich der mir auf die Seele gebundenen Novize. Ich ließ ſie rufen, umſonſt! Ich ließ ſie ſuchen, ſie war nirgends zu finden. — Hochwürdiger Herr Abt! Unſere Kirche iſt entweiht. Nicht durch Höllenmacht und böſen Geiſterſpuck, ſondern durch Schlangenliſt und verruchte Gaukelei einer — wie ſoll ich ſie nennen, die, um ihre Flucht zu bewerkſtelligen, an heiliger Stätte mit der Geſtalt einer ſeligentſchlafenen Schweſter ſolch' einen Mummenſchanz zu treiben wagte? Ich ließ Sturm läuten. Das Landvolk ſtrömte herbei. In einzelnen Ortſchaften hatte man die Kriegsjungfrau vorüberbrauſen ſehen, weißverſchleiert auf einem Rappen, ein Rauchfaß ſchwingend, welches einen lichtweißen, wohlriechenden Nebelſtreif hinterließ, der ſich erſt verzog, nachdem ſie längſt vorüber war. — Aber eben dieſes Rauchfaß ſchwang ſie in ihrer Mummerei als Geſpenſt. Der Kirchhofraſen iſt von Roſſeshufen durchwühlt, Leichenſteine ſind zertrümmert und umgeworfen. Ach! wir armen Kloſterſchweſtern ſollten über die Unholdin wachen? ſie ſtellte ſich krank und ihr Arzt, der Doctor Alquarara, erließ ihr die Horen und Vigilien. Während wir ſangen und beteten, war ſie ohne Aufſicht. Ich waſche meine Hände in Unſchuld!"

Der Abt ballte die Fäuſte und ſchlug ſich wider die Stirn.

„Faſſet Muth!" ſprach der Doctor. „Ein Unſtern ſendet Euch Hinderniſſe in den Weg: ohne Kampf kein Sieg, ohne Sieg kein Heldenthum."

Mit ſtattlichem Gefolge und tüchtiger Bedeckung langte der Abt im St. Annenkloſter an, den Frevel an Ort und Stelle zu unterſuchen.

Alle Landgeiſtlichen der Umgegend waren ihm entgegengezogen und ſchloſſen ſich ſeinem Gefolge an. Wie er das Weichbild des Kloſtergebiets berührte, zog ihm die Priorin mit allen Nonnen entgegen, kniete vor ſeinem Maultier nieder, küßte den Saum ſeiner Gewänder und bat um ſeinen Segen. An der Schwelle des Kloſters reichte ſie ſelbſt ihm das Weihwaſſer und während die Nonnen das „Beatus" mit altersſchwacher heiſerer Kehle anſtimmten, betrat der Abt das Refectorium, wo eine große Tafel gedeckt und mit leckeren Speiſen und feinen Weinen beſetzt war, auf daß er ſich ſtärke von den Mühſeligkeiten des Weges.

Tief unten an der Tafel bei den Dorfgeiſtlichen hatte Doctor Alguarara ſein beſcheidenes Plätzchen eingenommen.

Der hochwürdige Abt aber fragte: „Doctor, was ſoll das heißen? Wir eſſen von einem Brode und trinken aus einem Becher, und doch haltet Ihr Euch ſo fern von mir?"

— „Hochwürdiger Herr Abt! Ich bin an meinem Platze."

— „Ich wünſche Euch neben mir zu ſehen."

Der Doctor mußte gehorchen und ſetzte ſich neben den Abt, wohin die beſten Schüſſeln zuerſt gereicht wurden, auf daß man ſich die feinſten Leckerbiſſen ausſuche. Indeſſen ſchien der Doctor wenig nach Leckereien zu fragen und ließ die meiſten Schüſſeln unberührt vorüber und der Abt beſchäftigte ſich ausſchließlich mit ihm, ohne der übrigen Tiſchgeſellſchaft ſonderlich zu achten. Endlich, als das Mahl zu Ende war, wandte er ſich ſpöttiſch an die Priorin.

— „Ihr ſeid alſo eine Teufelsbannerin, geliebte Schweſter. Sei, ſagt mir doch, wo habt Ihr das Exorciſiren gelernt? So zeigt uns einmal, was Ihr beſchworen habt."

Gefolgt von allen Anweſenden, ſchritt er nach der Kirche, betrachtete lange das zertrümmerte Kirchenfenſter, die mit Glasſcherben überſchütteten Stühle und Bänke und endlich die Larve und Kutte am Boden.

„Was meint Ihr, Doctor?" fragte er, und der Doctor ſprach:

— „Es ſteht in der Legenda aurea, daß der Teufel, wie

man ihn in einer Gestalt beschwört, flugs eine andere annimmt. Wehe, wer sich täuschen läßt! Man beschwört ihn als feurigen Drachen und als ein brüllender Löwe sperrt er den Rachen gierig auf. Man bespricht den brüllenden Löwen und eine feurige Schlange windet sich zischend und züngelnd am Boden. Die Frau Priorin hat den Teufel als Gewenst der armen im Fegefeuer schmachtenden Beate beschworen und er warf sich ihr als Kaschingsmummerei zu Füßen. Diese Kaschingsmummerei hätte weiter beschworen werden müssen; da solches nicht geschehen, ist dieses Blendwerk immer noch des Teufels und muß als Höllenwerk auf freiem Felde verbrannt werden."

— „Hochwürdiger Herr Abt!" wandte die Priorin ein. „Wie sollte nur der böse Feind es wagen, hier an geweihter Stätte in unserer heiligen Kirche sein Spiel zu treiben? Jene verruchte Novize aber, die Ihr in unser frommes Kloster sandtet, hat sich schlangenlistig dieser Mummerei bedient, um uns zu erschrecken und aus der Kirche zu jagen, und ihre Flucht durch's Kirchenfenster zu bewerkstelligen."

— „Was meint Ihr, Doctor?" fragte der Abt und der Doctor sprach:

„Betrachtet nur die Verwüstung, Hochwürdiger Herr! So wird Euch einleuchten, daß der Schlag von Außen kam. Alle Gitter und Fugen dieses Fensters sind nach innen gebogen und alle Scherben und Splitter weit in die Kirche hineingestreut. Mit Sturmestoben, mit Kraft des Blitzes und des Donners fuhr der böse Geist durch dieses Fenster in die geweihte Kirche. Das vermochte er nicht aus eigener Macht. Menschliche Verworfenheit mußte ihm zu Hülfe kommen und durch Entweihung des Allerheiligsten ihn hier hereinbeschwören. Jene Zauberin aus dem verfluchten Todtensteiner Hause, welches seit Urzeiten alle Plagen, Krieg, Pestilenz und Hungersnoth über dies unglückliche Land brachte; dieses Ungeheuer in Jungfrauengestalt, welches schon im achtzehnten Jahre das Bündniß ihres

Urahnherrn mit der Hölle erneuerte; dieſe Zeterſünderin, die man in Betracht ihrer Jugend und hohen Abkunft eine Zuflucht in dieſem Kloſter geſtattete, um ſie aus finſtern Schlingen zu retten: dieſe Furie in Fleiſch und Bein hat den Leibhaftigen hier hereinbeſchworen, damit er ſie entführe und Kirche und Kloſter entweihe."

— „Kirche und Kloſter ſind entweiht," fügte der Abt hinzu. — „Neun Wochen lang ſollt Ihr Buße thun in Sack und Aſche, und ich unterſage Euch den Gottesdienſt. Keine Oracl ſoll ſich rühren und keine Glocke läuten."

— „Barmherzigkeit, Hochwürdiger Herr! Das Kirchenfenſter iſt allerdings von Außen zertrümmert; die Unholdin aber hatte Beiſtand. Der Kirchhofraſen iſt von Roſſeshufen zerwühlt; Leichenſteine ſind zertrümmert und Kreuze umgeworfen, wollet Euch von allem doch ſelbſt überzeugen."

Die große Kirchthür wurde geöffnet und man ſchritt auf den Kirchhof hinaus, den Schaden zu beſichtigen.

Der Kirchhofraſen war allerdings von Roſſeshufen ſtark zerwühlt, Leichenſteine zertrümmert und Grabeskreuze umgeſtoßen.

— „Doctor," fragte der Abt von Neuem: „was ſagt Ihr?"

Dieſer ſprach mit der größten Würde:

— „Der Teufel hat bekanntlich einen Pferdefuß. Er haßt Kreuze und ſtört die heilige Todtenruh, wie und wo er kann. Weich ein harmloſes Thier, und wäre es der unbändigſte Berberhengſt, würde ſo gehäſſig in geweihtem Boden wühlen und ſo ruchlos Leichenſteine zerſchmettern und Kirchhofkreuze umſtoßen? Nein, dies ſind keine Spuren von Roſſeshufen, es ſind Fußſtapfen des leibhaftigen Gottſeibeiuns."

Die Priorin verlor endlich ihre Faſſung. „Hochwürdiger Herr!" ſchrie ſie, mit Thränen des Zornes in den Augen. „Ihr nährt eine Schlange im Buſen. Der Teufel, der die Todtenſteinerin aus dieſem Kloſter entführte, iſt dieſer Doctor Alquarara. Unter dem Vorwand, ihr Arzeneien zu bringen, beſprach er ſich

stundenlang mit ihr. Sie war gesund und munter und ihre Stimme scholl, weltliche Lieder singend, silberglockenartig durch's Kloster und dennoch befreite er sie von Horen und Vigilien. Was brauchte er die Leiche der gottseligen Schwester Beate zu besichtigen, wenn er nicht die Absicht hatte eine Wachslarve über das Angesicht der Todten zu kneten, und wer konnte anders der Unseligen Larve und Kutte zutragen außer ihm, der ganz allein zu ihr durfte."

— „Bei Eurem Gehorsam, schweigt!" gebot der Abt, und wandte sich zu den Geistlichen:

— „Meine Brüder in Christo! Achtet wohl auf die Heerden, so Euch anvertraut sind, auf daß keins Eurer Schäflein sich in die Finsterniß verirre; denn ich sage Euch, schreckliche, verderbliche Irrthümer sind im Schwange. Es geht das Gerede, die Kriegsjungfrau sei erschienen, ein Rauchfaß schwingend, welches einen lichtweißen, wohlriechenden Nebelstreif hinterließ. Ich aber sage Euch, es war die verruchte Todtensteinerin, die der leibhaftige Satan in Gestalt eines schwarzen Hengstes nach ihrer verfluchten Zauberburg entführte. Und der Nebelstreif, den sie hinterließ, war keineswegs lichtweiß, sondern schwefelgelb. Weh denen, die ihn wohlriechend fanden! Ihren armen Seelen zu Liebe, will ich glauben, daß sie den Geruchsinn verloren haben und nicht mehr wissen, was Wohlgeruch ist und was pestilenzialischer Höllengestank. Wo nicht! — O! so wäre ihnen besser, ihre Augen erblindeten, ihre Ohren verschlössen sich und sie verlören auch den Gebrauch ihrer Glieder. Ja, lieben Brüder, besser blind, taub, stumm und lahm sein, als den Schwefelpfuhl der Hölle wohlriechend zu finden, denn das heißt: Bei lebendigem Leibe mit Haut und Haar verdammt sein.

— „Und neun Wochen nur sollen Kirche und Kloster in Acht sein?" fragte der Doctor. „Wenn der Leibhaftige in Gestalt eines Narren die Unselige entführte, so war dieser Narre unstreitig ein Hengst. Ehrwürdige Schwestern! Seid Ihr auch

allemal ſchlafen gegangen im Namen Jeſu Chriſti, und habet Ihr zu ihm euer Gemüt wach gehalten, während Ihr leiblich einſchliefet? Habet Ihr im Gebet zu eurem Schutzengel auch allemal mit lauter Stimme und andächtigem Herzen geſprochen: „Beſchütze mich, o Herr, auf daß der Satan keinen Platz bei mir finde, oder, bewahre mich Herr vor dem Anlauf des Böſen'" — Wer bürgt dafür? Wer ſteht für eine dieſer frommen Schweſtern, ja für die hochwürdige Frau Priorin ſelbſt, daß ſie nicht nach neun Monden einen Wechſelbalg, einen Haarballen, eine todte Katze, ein Mondkalb oder irgend ein anderes Ungetüm zur Welt bringe?

— „Wohlgeſprochen" verſetzte der Abt. „Nicht neun Wochen, neun Monde lang ſei dieſes Kloſter ſammt der Kirche in Acht und Bann."

Die Priorin fiel in Ohnmacht, die Nonnen weinten und ſchluchzten laut.

Letzterem Befehle erhielt kurz nachdem Abt Bernhard: „Hochwürdiger Herr Abt! Der Teufel hat ein ſchlimmes Roß. Das geht mit dem Teufel zu!" ſpricht der ungeſchickte Schütze, deſſen Pfeilen dem Ziele vorbeifliegen. Dahinter ſteckt der Teufel! ſpricht der abgeworfene Reuter, wenn er im Sande liegt; der überwundene Fechter findet ſich in ſein Schickſal, mit den Worten: der Teufel war im Spiel; und alle Feigheit, Unfähigkeit und aller Unverſtand bürdet ihre Schuld dem Teufel auf: er iſt der Sündenbock aller Tore, die von Gott verlaſſen ſind. Freilich iſt nichts an ihm zu verderben, denn er iſt einmal der Vater alles Böſen und macht man ihn auch noch ſo ſchwarz, ſo ſchadet ihm das nicht, denn er iſt einmal der leibhaftige Schwarze. Man ſoll ihn von ganzem Herzen laſſen, ſolaſtich thut man ihm niemals Unrecht genug an. Darum packe ihm Jeder getroſt ſein Bündelchen Nichtsnützigkeit auf. Hat er

ſchon ſo viel zu tragen, mag er mit dem Uebrigen auch noch zurechtkommen.

„Ich aber will meine Thaten ſelbſt vertreten und keiner ſoll die Ehre davon haben. Was ich einbrocke, will ich ſelbſt auseſſen und keiner ſoll mir in die Schüſſel langen, ſelbſt der leibhaftige Teufel nicht.

„Ich habe eine Novize aus dem St. Annenkloſter entführt, welche den Schleier nicht nehmen wollte; dafür und für ein zertrümmertes Kirchenfenſter nebſt anderem Schaden, den mein toller Gaul auf dem Kirchhof angerichtet, habe ich 800 Gulden dem Kloſter entrichtet und noch 800 Gulden auf Wort verſprochen.

„Deſſenungeachtet donnert Ihr von allen Kanzeln Flüche und Verwünſchungen über eine edle Jungfrau und Eure Mönche verkünden weit und breit, der leibhaftige Satan in Geſtalt eines ſchwarzen Moſſes habe ſie entführt?

„Ich rathe Euch, laßt ab von dieſem Unfug; denn wofür ich bezahlt habe, das will ich auch gethan haben, und für den Teufel mache ich keine Rechnung richtig.

„Laßt Euch dieſes geſagt ſein! Wo nicht, ſo hütet Euch! Ich ergreife Jeden, der Euer Ordenskleid trägt, und werfe ihn in's Verließ. Ich verwüſte mit Feuer und Schwert Euer Eigenthum und Eure Ländereien, und füge Euch und Eurem Orden allen erdenklichen Schaden zu, wie und wo ich irgend kann, ſo weit meine Kräfte reichen.

Der unbekannte Ritter.“

Fünftes Buch.

Der Ritter der Königin.

Die große Domkirche war von oben bis unten ſchwarz behangen. Nur fahrliche Kerzen brannten düſter durch den betäubenden Weihrauchqualm. Weder Schmuck noch Zierrath war zu erblicken. Alle Altäre waren leer, alle Heiligenbilder dicht verhüllt, alle Weihkeſſel feſt zugedeckt, nirgends war ein Kreuz oder ein heiliges Gefäß fühlbar.

Wie entgeiſtert ſtand die Menge da, die Augen voll Panzigkeit auf ein verſchleiertes Wachsbild geheftet! ein Kunſtwerk des Doctors Alquarara. Es lag in der Mitte der Kirche unter der Kanzel, auf einem kleinen Holzſtoß, den weißen Novizenſchleier über das Antlitz geworfen, und aus den weißen Gewändern lauſchten nur die wächſernen Hände und die mit Kloſterſandalen geſchmückten Füßchen hervor.

Abt Bernhard beſtieg die Kanzel, und in ſalbungsreicher Rede wiederholte er alle Greuelgeſchichten vom Todtenſtein: Wie das ſtille Fräulein den Prinzen Thronerben mit einem Liebestrank verzaubert; wie Herr Ivobald von Todtenſtein als Königsmörder und Schwarzkünſtler auf offenem Markte geviertheilt und verbrannt worden, und wie Regina jetzt auf ihrer verwünſchten Burg hauſe, als leibhaftige babyloniſche Sündenmutter, um die

Krone zu beanspruchen und dem Reiche Christi ewiglichen Trotz zu bieten.

Er hielt inne, um die Schläge der Mitternachtsglocke abzuwarten und nach abgelaufener Stunde das Urtheil des geistlichen Gerichts an ihrem Bildnisse zu vollziehen.

Der erste Glockenschlag ertönte und die Menge begrüßte ihn mit bangen Seufzern. Gezischel und Geflüster durchzog die Kirche, jeder Glockenschlag ward bei seiner Zahl genannt, endlich flüsterte es Zwölf und Todtenstille trat wieder ein.

Mit einem Male zertheilte sich von selbst der weiße Novizenschleier und enthüllte ein Antlitz von unbeschreiblicher Lieblichkeit und Sanftmuth, die Augen waren geschlossen und die stillschönen Züge, von süßem Schlummer umfangen, athmeten einen so holdseligen Frieden, daß man sie ohne Rührung nicht betrachten konnte.

Am Tage aller Seelen fand jedweder freies Geleit und der Missethäter selbst durfte ungefährdet seinen Todten fromme Ehren anthun. Kein Häscher durfte sich blicken lassen und die Thore blieben Nachts über offen. Von weit und breit und fern und nah waren hohe und edle Herren gekommen, und viele waren in der Kirche, die das stille Fräulein lebend gekannt hatten. Alle diese versicherten: Es sei das leibhaftige Conterfei der hochseligen Frau Kronerbin. Jüngere Ritter, welche sich für Regina erklärt, sagten: Es gleiche auf ein Haar der Königin, und vielfach wiederholte Einer dem Andern: Die Tochter sei das leibhaftige Ebenbild der Mutter.

Da fing die Orgel an zu brausen und die Mönche reihten sich vor dem Altar, dem sie aber den Rücken zuwandten, indem sie mit Gebärden des Abscheues und der Verdammung ihre Hände gegen das holde Wachsbild ausstreckten.

Sie sangen einen Bußpsalm; doch verkehrten sie die Worte, statt Bitten: — Flüche, statt Segen: — Verwünschungen.

Sie sangen: „O Herr, strafe sie in Deinem Grimm! Er-

harme Dich ihrer nicht, o Herr! denn sie ist ruchlos. Mache sie nicht gesund, sondern zerschmettere ihr Gebein. Laß ihrer Seele schmachten in ewiger Höllenqual. Aber ewig, Herr! ewig! ewig! Hilf ihr nicht, sondern wende dich von ihr, und verdamme sie."

Ein Priester trat gleichfalls rücklings vor den Altar, sprach feierlich das Gebet wider die Ketzer und schloß mit den Worten, statt: „Orate, fratres! — maledicite, fratres!"

Die Mönche antworteten hierauf: „Verabscheut sei sie von den Heiligen und Auserwählten Gottes. Wie den Geier die Taube, so fliehe sie der heilige Geist. O Jesus Christus! Herr! Erlöser! Verschließe ihr Deine Wunden! Kein Tropfen Deines Gottesblutes, so Du als Opferlamm vergossen, komme ihr zu Gute. Die Majestät des Gottes Jacobs verbanne sie aus seiner heiligen Wohnung, und vermache sie als Brandopfer der ewigen Hölle. Amen! Amen! Amen!"

Mit Aechzen und bangem Angstgestöhn nahm die Menge diese schauerliche Feierlichkeit entgegen. Jetzt bestieg Abt Bernhard zum zweiten Mal die schwarzverhangene Kanzel. Doch diesmal in einem purpurnen, goldgestickten Gewande, wie ein Oberpriester.

Mit tönender Stimme, deren Echo's nur die schwarzen Tropfsteine hemmten, rief er fürchterlich durch die Gewölbe:

„Regina von Todtenstein! Dem tiefsten Abgrunde der Hölle vermache ich Deine Seele, und Deinen Leib, der noch auf Erden weilt, dem Scheiterhaufen, damit die Winde Deine Asche verwehen. Erscheine! oder Dein Urtheil wird an Deinem Bildniß vollzogen; erscheine! erscheine!"

Kaum war die letzte Silbe aus seinem Munde, als ein Eisenhandschuh klirrend auf sein Kanzelpult niederschlug und wie angenagelt dalag. Dann erhob sich eine Heldenstimme: „Der Unbekannte Ritter wirft seinen Handschuh hin zum Gotteskampf

für die Novize, die nicht der Teufel, sondern er entführt hat.“

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich, dann trat wieder tiefe Stille ein. Man war begierig auf den Ausgang dieser seltsam erschütternden Feierlichkeit. Abt Bernhard gewann seine Fassung wieder und fuhr im frommen Eifer fort:

„Eine Kunde habe ich, die schrecklichste von allen. Ja! Einen Kerker giebt es; denn gleichwie es unzählige Wohnungen giebt im Hause des himmlischen Vaters, also hat auch die Hölle der schwarzen Abgründe viel, und tief unten in der schwärzesten ihrer Kloaken giebt es einen Kerker — o! wer schwachen Herzens ist, verstecke sich die Ohren, damit ob dieser Kunde ihm nicht das Blut in den Adern gerinne — ja, einen Kerker giebt es! O, meine Lippen beben! mein Athem stockt! Die Feuerpein des lebendig bratenden Ketzers dünkt denen, die dort in jenem Kerker sind, ein kühlendes Lüftchen zur Versüßung ihrer unendlichen Leiden. Es giebt keine Folterqual, noch so gräßlich, die den dort gepeinigten Seelen nicht eine Linderung dünkte; eine Labung, nach der sie schmachten, wie der Wanderer in Arabien's glühendem Sande nach einem Wassertropfen. Und dieser Kerker ist das Juwel in Satan's Reich, die Freistätte, die ihm Gott gewährte, indem er seine Macht anerkannte. Denn Gott sprach: „Und weil du schwarzer Engel stets mir widerstrebst, so zeige einmal, was du vermagst. Dieses soll der Ort sein und wenn du kannst, so thue dein Meisterstück.“ Und Satan zeigte sich als Meister und Gott erschrak und wandte sich schaudernd ab. Und täglich zeigt sich Satan dort als Meister. Kein Anderer darf dort peinigen, nur er selbst, denn stolz ist er auf sein Meisterstück, was alle Himmel anerkannt haben. — Und in diesen Abgrund, in das Juwel des satanischen Reiches, wo er selbst mit teuflischem Stolze sein Henkerstück täglich wiederholt, in diesen Kern der Hölle, der

die Himmlischen mit Grauen erfüllt, da hinein verdamme ich Dich Regina auf Todtenstein, Dich, sammt Allen, Die dir angehören und anhangen, das höllische Feuer dort über Dich und sie, über Dein Bild und diesen Handschuh.“

Hiemit warf er den Handschuh von der Kanzel auf das Wachsbild und siehe! aus den weißen Gewändern stieg ein Dampf auf, das holde Antlitz fing an, die schlummernden Züge zu reizen und zu verzerren und plötzlich schlug eine bläuliche Flamme empor, als wären die Linnen, womit es bekleidet war, in Weingeist getränkt, das Bild schmolz und zerfloß und wo die feurige Masse hinrann, fing der Holzstoß an zu brennen und in lichten Flammen aufzuschlagen.

„Mirakel!“ schrie die Menge: „Mirakel!“

Mit einem Male dröhnte ein furchtbarer Schlag durch die Gewölbe, wie wenn ein mächtiger Hammer auf eine eherne Platte fällt. Im Hintergrunde der Kirche tauchten zwei Flammen auf und erhellten mit milchweißem, blendendem Lichte den Eingang zur Fürstengruft. Gitter und Pforten sprangen dröhnend auf und ein schwarzer Ritter trat aus ihnen hervor. Als er in dem blendenden Lichte erschien, öffnete sich sein Visir, ein Todtenkopf grinste aus dem schwarzen Helm hervor. Still und scheu wich zu beiden Seiten die Menge. Zittern und Zähneklappern begleitete sein Erscheinen, als strome er Grabesschauer und Grabeskälte aus. Die schwarze Rüstung war allen wohlbekannt. Prinz Heinrich hatte sie auf dem letzten Tournier getragen und mit in's Grab genommen und viele junge Ritter sagten laut: „Geharnischt steigt er aus dem Grabe, um für seine schmählich verfolgte Tochter einzutreten.“ Der gespenstische Ritter nahte dem Holzstoße und stieß ihn mit dem Fuße auseinander, daß die Feuerbrände weit umherflogen; streifte den Handschuh von der linken Knochenhand und schleuderte ihn auf die Kanzel, dann erhob er die geharnischte Rechte und drohte drei Mal mit dem eisernen Finger. Hierauf wandte er sich und kehrte majestätisch

in die Gruft zurück. Gitter und Pforten schlossen sich hinter ihm, die beiden weißen Fackeln erloschen und die Königsgruft lag wieder in Nacht und Dunkel. Der Scheiterhaufen und die auseinander geschleuderten Feuerbrände hatten einen erstickenden Qualm verbreitet, der schädlich auf Brust und Augen fiel. Stöhnend und wehklagend drängte sich Vornehm und Gering zu den Kirchthüren hinaus, um draußen frei aufzuathmen. Plötzlich erhob sich ein wüthender Feuerlärm: das Dominikanenkloster stand in Flammen, die prachtvolle Zelle des Abtes, das Laboratorium und die Bücherei waren bereits ein Raub derselben.

Noch in derselben Nacht wurden alle Ländereien der Dominikaner rings um die Hauptstadt überfallen, geplündert und auf's Grausamste verheert und niedergebrannt. Der Urheber dieser Greuel nannte sich der unbekannte Gutführer der Novize, der ritterliche Fehde angesagt hatte.

Das Alles kam so unerwartet und plötzlich, daß Niemand eigentlich recht wußte, woran er war.

Trostlos klagte der König: „Das Maß meiner Sünden ist voll: die Todten steigen aus den Gräbern, und beschwören die Rache Gottes hernieder.“

Abt Bernhard sah sich für den Augenblick aller gewohnten Bequemlichkeiten beraubt. Seine sämmtlichen magischen und alchymistischen Geräthe und Werke waren zu Asche geworden und ein gefährlicher junger Abentheurer bedrohte mit Feuer und Schwert alle Besitzungen seines Ordens. Allein er klagte nicht, er fragte nur nach dem Doctor Alguazara, der indeß unsichtbar geworden.

„Hochwürdiger Herr,“ vermahnten ihn die alten Domherren. „Wir kennen diesen Doctor von Ungarer Zeit her. Der alte Schelm besitzt tausend Künste, die Augen zu verblenden. Daß

die Geistererscheinung im Dome sein Werk war, ist nicht zu bezweifeln und beweist sich aus vielfachen, in der Fürstengruft noch sichtbaren Spuren.

Mit dem Lächeln der Ueberlegenheit antwortete der Abt: „Er hat den Klosterschatz gefüllt, er hat tausend Unzen Goldes in meiner Gegenwart gemacht. Und ohne den bösen Streich, den mir die Balialstochter spielte und der mich nöthigte, meinen Geist von den geheimen Wissenschaften abzuziehen und den weltlichen Dingen wieder zuzuwenden, könnte auch ich jetzt Gold machen."

— „Wenn nun aber die Flucht aus dem St. Annenkloster auch von diesem Doctor veranstaltet ist?" wandten die Domherren ein: „Mit einem Worte, wenn er in Verbindung stände mit jenem Mordbrenner, der unsere Ländereien zu verheeren droht, so sind tausend Unzen Goldes ein geringer Ersatz für den Schaden, den wir schon erlitten haben."

— „Meine Brüder!" sprach der Abt mit Salbung. „Der Doctor Alquarara ist ein großer und weiser Mann, und wahrlich, wahrlich! er ist nach alltäglichem Maßstabe nicht zu beurtheilen."

— „Allein der dringendste Verdacht ist wider ihn. Weshalb ist er unsichtbar?"

— „Er kann sich unsichtbar machen und mit Unsichtbaren verkehren, ganz nach seinem Belieben. Meine Brüder! Ich habe eine Prüfung zu bestehen und bin darauf vorbereitet. Mein Glaube wird treu und felsenfest an diesem Manne hangen und wenn Alles auch wider ihn zeugt. Er wird mich zu Grunde richten und mich wieder emporheben. Er wird mir Macht und Ansehen rauben, um mir siebenfach Alles wiederzuerstatten und in Erfüllung wird gehen eine Prophezeihung der allerseligsten Jungfrau und ein Traum, den ich träumte, wird wahr werden. Amen! Fügt Euch in Gehorsam!"

Nur Hochwart verlor den Kopf nicht bei dieſer allgemeinen Verwirrung. Er hatte in aller Stille zahlreiche Streitkräfte geſammelt, um ſie nach dem Todtenſteine zu führen. „Dort,“ ſprach er, „haben wir die Niederlage zu rächen, die wir im Dome erlitten. Die Burg muß fallen und die unſelige Jungfrau lebendig oder todt in unſeren Händen wieder ſein.“

Beim Abſchied ſprach Iſalde zu Edmund: „Du biſt nächſt dem Könige und Deinem Vater der Erſte Ritter im Reiche, wolle nicht einem Abentheurer nachſtehen, der ſich zu ihrem Ritter aufwirft. Du haſt ſie geraubt von der Burg ihrer Väter. Er hat ſie aus dem St. Annenkloſter entführt. Du haſt Dich mit Waffenſchmieden und Raubknechten verbunden, um einen ſtillen Zug auszuführen, er hat Gauner und Räubergeſindel zur Hand, die den Einfluß der Geiſtlichkeit zerſtören und Ritter und Volk gegen uns aufwiegeln. Er warf den Handſchuh zum Gottes-kampfe für ſie hin. Edmund, wolle weniger nicht für mich thun! Mein Vater iſt troſtlos, Abt Bernhard iſt in den Händen eines Goldmachers, der ihn mit Geiſterſtimmen äfft. — Du biſt jetzt mein einziger Hort und Ritter. Wenn Du mich liebſt, wenn Du nach meiner Hand trachteſt, wenn Du meine Krone mit mir theilen willſt: ſo muß er von Deinem Schwerte fallen. Verſprich mir das und ich ernenne Dich in Gegenwart meiner Großen und Edlen zu meinem Ritter! Wahrlich! von mir, der echten Königstochter ernannt, wirſt Du ein Anderer ſein, als jener ſtille Ritter, der ſich für ſie aufwirft.“

Ein welker Greis, die hageren Glieder in einem ſchwarzen, faltigen Talare gehüllt, langte auf dem Todtenſteine an und Regina, im Kreiſe ihrer Frauen, empfing ihn ehrerbietig, reichte ihm die Hand und nöthigte ihn, ſich auf einen Seſſel niederzu-laſſen.

„Doctor Alquarara!“ redete ſie ihn an. „Mit eben der Freude, womit ich Euch im St. Annenkloſter als meinen Retter und Befreier begrüßte, nenne ich Euch heute auf meiner Burg willkommen und eben ſo willkommen ſollt Ihr mir immerdar und überall ſein, wo Ihr mich findet. Was bringt Ihr mir ferner Gutes, denn ſicher iſt Euer Eintreffen auf dieſer Burg von Bedeutung. Ihr thut nichts von Ungefähr.“

Sie entfernte ihre Frauen, ſetzte ſich neben ihn und forderte ihn freundlich auf, zu reden.

„Ich komme im Namen meines Ordens,“ hub er an. „Wir thaten, was wir konnten, als man am Allerſeelentage im Dome Dich im Bildniſſe verurtheilen wollte.“

— „Ich weiß Alles. Es geſchah ohne meine Bewilligung. Ich hätte nimmermehr die Entweihung der Fürſtengruft geſtattet und ein Gaukelſpiel mit der Geſtalt meines Vaters treiben laſſen.“

— „Der geſunkene Muth der Deinen mußte wieder belebt und die Gebeine Deines Vaters ſollten endlich in die heiß erſehnte Ruheſtätte gefördert werden. Auch handelten wir im Einverſtändniſſe mit den hohen Herren, welche, bevor ſie an's Werk gingen, ihren Entſchluß heiligen und rechtfertigen wollten.“

— „Und wo bleiben Sie? Hochwart iſt mit ſeiner ganzen Macht im Anzuge. Ich habe jede Einzelhülfe verſchmäht und alle meine Getreuen vertröſtet auf den Allerſeelentag; die hohen Herren ſollten das Zeichen geben.“

— „Sie ſind mißvergnügt. Ein Ritter hat ſich für Dich aufgeworfen, kein mächtiger Prinz und Königsſohn, ſondern der geächtete Freigraf von Uchtenhagen. Er warf ſeinen Handſchuh für Dich hin!“

— „Wahrlich, das iſt kühn!“ rief Regina mit Erſtaunen.

— „Die hohen Herren ſind empört, der Orden weiß nicht, was er davon denken ſoll, und raubend und plündernd durch-

streift ein kühner Abenteurer das Land und nennt sich den Diner der Königin."

— „Das ist nicht möglich! Er ist unfähig solch' eines Verrathes."

— „Es ist so, Regina! Die hohen Herren wollen nichts gemein haben mit einem Abenteurer, der Raubthaten begeht zu Deiner Ehren. Sie erwarten von Dir, daß Du den Unhold verleugnest und einen Aufruf an sie erlassest, ihres Wortes eingedenk zu sein, was sie Deinem Vater mit in den Sarg gaben, der geharnischt dem Grabe entstieg, um sie zu mahnen."

— „Wie! ich sollte das Gaukelspiel mit dem Geiste meines Vaters gut heißen? Hat es ihr Ehrgefühl noch nicht wach gerüttelt aus dem Todesschlafe? Ich soll ihnen sagen, was sie zu thun haben? O, ich bin sehr unglücklich! Ich habe keine Streitkräfte Hochwart entgegenzustellen. Ich muß meine Ländereien und das Eigenthum meiner getreuen Insassen dem Feinde preisgeben, denn zum zweiten Male verleugnen mich meine heimlichen Freunde, während hochfahrende Macht mich mit offner Gewalt verfolgt."

Hochwart säumte nicht, mit seiner ganzen Macht vor die Burg zu rücken, die er enge einschloß und seine Stellung so weit ausdehnte, daß selbst die unterirdischen Gänge nicht zu benutzen waren. Dann fing er gemächlich seine Belagerungsarbeiten an. Auch den Bergstrom ließ er abgraben und nach wenig Tagen schon waren die breiten, tiefen Gräben trocken. Nur der Regen konnte den Todtenstein jetzt vor Wassermangel schützen. Im Uebrigen verrieth Alles einen sorglosen Feind, der im Vertrauen auf seine Uebermacht und auf die jungfräuliche Königin leichtes Spiel zu haben glaubte.

Eines Nachts aber wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten im feindlichem Lager. Unruhig wimmelten und

wogten Roß und Fußvolk durcheinander und wandten sich von der Burg, um einem äußeren Angriff Stand zu halten, der, wie aus dem Kriegsgetöse zu vermuthen war, von allen Seiten geschah. Die Massen bewegten sich bald hier, bald dort hin. Wer die Angreifenden waren, was sie unternahmen und welche Fortschritte sie machten, ließ sich bei nächtlichem Dunkel nicht unterscheiden. Nur eine ansehnliche Macht konnte, so viel sich muthmaßen ließ, solchen Schrecken und solche Bestürzung unter ein so großes Belagerungsheer verbreiten.

Der alte Graf Friedrich von Greifenberg führte Regina auf die Zinnen.

„Das sind die hohen Herren," sprach er. „Sie folgen endlich dem Ruf der Pflicht und Ehre. Ihren vereinten Kräften muß Hochwart erliegen. Unter diesen Mauern, wider die sie stürmen, wird die Vergeltung ihn ereilen."

— „Wie durften sie auch länger säumen?" erwiderte Regina. „Hier war es, wo sie bei Lebzeiten meines Vaters in Schimpfspielen und mit stumpfen Waffen Leib und Leben daran setzten, einen Dank aus den schönen Händen des stillen Fräuleins zu empfangen. Diese Burg mahnt sie an eine glänzende Jugend und Freiheit — wie sollten sie länger die grauen Häupter der Schmach und dem Tode preisgeben?"

Aber das Kampfgetümmel verlor sich; der Tag brach an und die Belagerer kehrten wieder rüstig zu ihren Arbeiten zurück. In der folgenden Nacht wiederholte sich zwar derselbe Kriegslärm, die Belagerer aber waren schon gefaßt darauf, ihre Bewegungen waren geordneter und sicherer, die Kriegsmacht der Angreifenden war, wie es schien, nicht so hoch anzuschlagen, wie man anfangs glaubte und ihre nächtlichen Angriffe sollten wohl weiter nichts sein, als Neckereien, um den Kriegern, welche Tages über sich müde gearbeitet, auch die Nachtruhe streitig zu machen. Endlich hörten die nächtlichen Angriffe ganz auf und die Belagerer kehrten zu ihrer früheren Sorglosigkeit zurück. —

Eines Nachts jedoch erhob sich bei stiller Luft und reinem Nachthimmel ein fernes Rauschen und Brausen. Es kam näher, ward immer lauter und mit einem Male füllten sich plätschernd die Burggräben. Die Besatzung jubelte und Greifenberg ließ der Königin sagen:

„Der Bergstrom wühlt sein altes Bett wieder auf, und um den ihm angethanen Schimpf zu rächen, kehrt er mit doppelter und dreifacher Macht zurück.“

Allein das Wasser trat über die Ufer. Es überschwemmte die Ebene, beschädigte die Belagerungsarbeiten und drang selbst in das feindliche Lager ein, wo Alles wild und verworren durcheinander wimmelte und wogte.

Die Besatzung lachte, höhnte und jubelte.

Auch Regina und ihre Frauen erschienen auf den Zinnen, um die seltsamen Ereignisse in Augenschein zu nehmen.

„Nicht die hohen Herren sind es,“ rief Regina, „die mir zu Hülfe kommen, sondern meine Bergvitter und Bergvölker! Und nicht der Bergstrom allein, alle Quellen und Gewässer sind gedämmt und in dieses Thal gelenkt. Denn das Wasser steigt noch immer, das war eine schwierige und harte Arbeit für tausend und aber tausend Hände. Wer hat diesen kühnen Plan gefaßt? Wer vermochte solch' eine Arbeit zu leiten? Wie die Berggewässer zu dämmen und loszulassen sind, ist eine Weisheit, die sich unter den Bergvölkern vom Vater bis auf den Sohn fortenbt und die sich nur mit vereinten Kräften und pünktlicher Geschicklichkeit ausführen läßt.“

So sprach Regina als rings am Firmament kleine Lichter wie trübe Sternlein emporstiegen, aber klarer wurden, je näher sie kamen und endlich, wo sie nieder fielen, eine matte Helligkeit verbreiteten. Zugleich wirbelten im feindlichen Lager, alle Trommeln und alle Trompeten schmetterten. Die Krieger griffen zu den Waffen, und bildeten ihre Schlachtreihen.

— „Diese Nacht wird eine entscheidende,“ rief Regina.

„Das Volk ſteht für die Königin auf und nicht Grafen, noch Ritter, noch Waffenknechte, die Hirten werden ſie befreien. Die Schleuder in der geübten Hand des Berghirten iſt eine gefährliche Waffe und dieſe fliegenden Lichter ſind Harzballen, um das Ziel zu erkennen, wohin der Steinhagel zu richten iſt.“ — Der Angriff geſchah plötzlich und von allen Seiten, Schlachtgetümmel und Kampfgetöſe wogten ringsum.

— „Königin,“ ſagte Greifenberg, „dies iſt kein toller Kampf auf's Gerathewohl, wie ihn Deine Bergvölker führen, ſondern ein wohlgeordneter, wohlüberlegter Angriff und wer ihn leitet muß ein tüchtiger Feldherr ſein. Vielleicht einer meiner Waffenbrüder, der mit mir unter Prinz Heinrich, Deinem Vater, gefochten.“ —

Hin und her wogten die Maſſen im nächtlicher. Dunkel. Bald auf dem einen, bald auf dem anderen Punkt ſchienen die Angreifer vorzudringen. Doch hartnäckig widerſtanden die Belagerer und wo ihre Reihen ſchwankten kamen Maſſen von minder bedrohten Punkten ihnen zu Hülfe.

Das alles aber war nur das Vorſpiel zu dem Haupttreffen, was ſich von der Landſtraße her entſpann. Dahin wogten die Maſſen und Freund und Feind verwickelten ſich in einen Knäul, von beiden Seiten ſchienen Wuth und Verzweiflung die letzten Kräfte aufzubieten.

Etwas Gewiſſes ließ ſich im nächtlichen Dunkel nicht erſpähen. Schlachtgeſchrei und Waffengetöſe kam jedoch der Burg immer näher, offenbar ward der Feind geworfen. Eine kleine Reiterſchaar, von allen Seiten umringt, hatte einen Keil gebildet, weder Fußvolk noch Reiter konnte gegen ſie Stand halten.

Greifenberg ſagte: „Auch dort kämpft kein Bergvolk, ſondern Ritter.“

— „Es werden Bergriner ſein,“ meinte Regina.

— „Mögen ſie ſein, wer ſie wollen. Dieſe kleine tapfere Schaar wird das Treffen entſcheiden.“

Und er schien wahr gesprochen zu haben. Ein gewaltiger Schlag schien geschehen. Die feindlichen Glieder gerieten in Verwirrung, die Reiterschaar brach durch. Doch hinter ihnen ballten sich die Massen in dichten Haufen wieder zusammen. Die kleine tapfere Schaar hatte sich durchgeschlagen, aber sie waren abgeschnitten. Langsam nahten sie sich der Burg.

— „Victoria!“ rief Greifenberg. „Zündet Fackeln an über dem Hauptthor, Schloßhauptmann, winden die Gitter auf und laßt die Brücken fallen.“

Aber schrittlings nahte die Reiterschaar. Denn noch stand das Wasser knöchelhoch auf der Ebene und der Boden war schlüpfrig. Der übermächtige Feind in ihrem Rücken schien in völliger Bestürzung gerathen zu sein und that nichts sie zu verfolgen.

Der alte Greifenberg schöpfte Verdacht. „Wartet Schloßhauptmann!“ rief er, „laßt die Brücke noch nicht fallen. Achtet auf meinen Befehl! Dies möchte eine Kriegslist sein die Burg zu überrumpeln. Heckwarth's Kriegsmacht ist minder gefährlich als seine Hinterlist. Es mögen seine Reiter sein, die ein Scheingefecht im Rücken seines Heeres ausgeführt haben, um uns zu täuschen, weiter sonst ihre Ruhe, da sie eine ganze Kriegsmacht hinter sich haben. Weigert ihnen den Einlaß, bis sie ausweisen, wer sie sind.“

Die Reiterschaar zog vor das Hauptthor, und rief: „Hoch lebe die Königin.“ Von den Zinnen erscholl der gleiche Ruf.

Der Schloßhauptmann jedoch rief hinunter: Bleibt immerhin, wo Ihr seid und mögt Ihr sammt Rüstung, Roß und Gebeinen im Wasser faulen. Ihr wiegt die Königin nicht auf, die wir hier vertheidigen.“

Da erhob sich eine jugendliche Heldenstimme: „Weiden unserer vielgeliebten Königin, der Perlenschädel mit Demant bekreuzt, sei hart bedrängt und flüchtet sich zu ihr.“

Regina hörte dies und sprach: „Es ist Herr Udo Markgraf von Uckermarck. Laßt die Brücken fallen, Graf Greifenberg.“

— „Wie, Königin, solch einem Räuber willst Du Einlaß gewähren? was sollen Deine Freunde davon halten?“

— „Die Königin hat gesprochen,“ versetzte Regina, „und es wird sich zeigen, wer Herr Udo ist.“

Die Brücken klirrten in ihren Ketten nieder und jauchzend polterten die Reuter hinüber. Voran die Gemeinen, die Ritter, wie sich's ziemte, waren die Letzteren aus dem Felde.

Unter Jauchzen und Freudengeschrei wurde die tapfere Schaar in der Burg aufgenommen. Man kam ihnen dienstfertig entgegen, brachte ihre schnaubenden Rosse in Obhut und deckte lange Tische, die man mit Lebensmitteln belud.

Die Ritter waren kostbar gerüstet und nach Ritterbrauch zur Schlacht wie zum Feste geschmückt. Nur ihre Helmbüsche waren zerhackt, ihre Feldbinden zerrissen und ihre Wappenstücke voll Blut und Beulen.

Regina empfing sie in ihren Gemächern und sprach zu Udo: „Freigraf von Uchtenhagen, indem ich Euch an der Spitze dieser ritterlichen Schaar willkommen heiße, weiß ich nicht: Soll ich Euch loben oder schelten? Soll ich Euch zürnen oder danken? Sagt an, was Ihr seid: ein Ritter oder ein Räuber?“

— „Meine Königin!“ erwiderte Udo. „Ich bringe Dir hier zwanzig edle Jünglinge, die, wie ich, für ihre Königin siegen oder sterben wollen. Ich befehlige eine wohlgeübte, wohlbewaffnete Kriegesschaar, die jedem Feinde Achtung einflößen muß. Und alle Bergvölker stehen unter Waffen für Dich. — Ja, Königin! Du wirst geliebt, und für Deine Getreuen giebt es keine größere Pein, als still zu sitzen, wenn Dir Gefahr droht. — Noch waren wir zu schwach, um Hochwart in seinem Lager anzugreifen. Da hörten wir, daß Edmund und Philipp mit neuen Völkern im Anzug wären, und diesen zogen wir entgegen. Zuerst stießen wir auf Edmund, und schlugen ihn mit leichter Mühe; denn Gott

weiß es und meine Ritter können es bezeugen, daß er ſich hätte beſſer halten können. Nacht und Unwetter hinderten uns, ihn zu verfolgen. Doch am andern Tage trafen wir ihn wieder. Er hatte die Zeit benutzt, ſich mit ſeinem Bruder zu vereinen und im Vertrauen auf ſeine Ueberzahl, bot er uns die Schlacht. Wir, noch vom geſtrigen Siege trunken, ſäumten nicht, ſie anzunehmen, und ſprengten zum zweiten Male ſeine Reihen. Er nahm die Flucht und ließ ſeinen tapfern Bruder im Stiche, der von den Unſrigen umringt, ſich wehrte, ſo lange er den Arm heben konnte. Er verſchmähte es, auf ritterliche Haft, um Löſegeld ſich gefangen zu geben, und da hieb Herr von Dornwart ihn mit der Streitart nieder und rächte auf dieſe Weiſe einen meiner Brüder! Meinen Vater habe ich ſelbſt gerächt, an dem Grafen Eberhard von Hochwart."

— „Philipp von Hochwart iſt gefallen?" fragte Regina.

— „Ja! Und Graf Eberhard tödtlich verwundet. Er wird Dir nicht mehr ſchaden!"

— „Mit Grauen erfüllt mich Dein Bericht. Graf Hochwart gefallen und der tapfere Philipp auch. Ich werde mehr Zeit bedürfen, mich in Deine Siege zu finden, als Du bedurfteſt, ſie zu erkämpfen. — Erzähle weiter!"

— „Es war endlich hohe Zeit, uns hieher zu wenden, wo Hochwart ſich ſchon feſt eingeniſtet hatte. O Königin! wie ſoll ich Dir den treuen Zorn Deiner Ritter und Vergvölker allhier ſchildern? weil Du ihren Beiſtand verſchmähteſt und ſie auf den Allerſeelentag verwieſeſt, wo die hohen Herren verſprochen hatten, ſich für Dich zu erheben. Edle Greiſe beklagten mit Thränen in den Augen die Läſſigkeit derjenigen, denen Du Vertrauen ſchenkteſt, ohne auf Deine wahre Freunde zu hören! Hitzige, junge Ritter nannten Dich eine Kloſterſchweſter, welche Engel mit feurigem Schwerte zu ihrem Beiſtande erwartet und irdiſche Flammberge verſchmäht, wenn ſie auch noch ſo gute Arbeit machen."

— „Mäßigt Euch, Herr Freigraf."

— „Verzeihung, meine Königin, die allgemeine Begeiſterung, die ringsum allhier, Jung und Alt, Vornehm und Gering zu den Waffen rief, hat auch mich in dieſem Augenblick zu einer Unbeſonnenheit hingeriſſen! — Was die Hirten und Bauern vollbrachten, gränzt an das Unmögliche. Es iſt keine geringe Arbeit, o Königin, alle Bergwäſſer zu ſchützen und zu dämmen. O, hätteſt Du geſehen, wie die Wälle aus dem Boden wuchſen, und mit welcher Schnelligkeit Stein- und Erdmaſſen ſich zu Uferdämmen aufthürmten! — Anfangs beſchränkten wir uns nur darauf, den Feind zu necken, um ihn in Ungewißheit über unſere Streitkräfte zu laſſen, dann gönnten wir uns noch zwei Ruhetage, bis die Gewäſſer hinreichend angeſchwollen waren. Darauf hielten wir Kriegsrath, in welchem beſchloſſen ward, daß die ſchlechtbewaffneten Hirten und Bauern mit ihren Schleudern, den Feind nur necken ſollten, während die Bergritter mit ihrer wohlbewehrten Mannſchaft von allen Seiten ſtürmten. Ich mit meinen Rittern und Reutern, ſollte erſt, wenn der Kampf allgemein geworden und der Feind ermattet war, einbrechen. Und ſo geſchah es. Nach ſtundenlangem Kampfe fing endlich der Feind an, auf allen Punkten zu weichen. Schon glaubten wir unſeres Sieges gewiß zu ſein; ſchon waren wir nahe daran, die feindlichen Reihen, deren Hauptkräfte ſich gegen mich und die Meinen geſammelt hatten, zu durchbrechen. Als Edmund, der inzwiſchen wieder Kriegsvolk geſammelt, plötzlich auf der Heerſtraße ſich zeigte und ſeinem Vater Verſtärkung zuführte. Gegen ſeine Reiter, die friſch in's Treffen ſprengten, konnten meine ermüdeten Krieger wenig mehr ausrichten und von allen Seiten umringt, mußten wir auf Leben und Tod das Fußvolk zu durchbrechen ſuchen, um die Burg zu gewinnen. In dieſem Kampfe der Verzweiflung ſtieß ich auf Hochwart und ſchlug ihn vom Pferde. Da drängte ſich Alles um den gefallenen Feldherrn. Wir bekamen Luft und brachen durch. Wir ſammelten uns wieder; der Feind in ſeiner erſten Beſtürzung unterließ es, uns zu verfolgen, und ſo

erreichten wir die Burg. — Wunderlich und wandelbar sind Kriegesschicksale. Im Augenblick, wo wir den Sieg in Händen hatten, verloren wir die Schlacht; und im Augenblicke, wo ich mich sammt den Meinigen umringt und verloren wähnte, erschlug ich den feindlichen Feldherrn. Wer gesiegt hat und wer geschlagen ist, wird die Morgensonne entscheiden. Jetzt weißt Du Alles, Königin, und was Deine Frage anlangt, ob ich als Ritter oder Räuber diese Burg betreten, so laß mich aufrichtig bekennen, daß, wie sehr es mich auch schmerzt, von meiner Königin verkannt zu werden, ich doch den Grund davon errathe. Ich erblicke nämlich hier in meiner Königin Umgebung meinen Ankläger."

Diese letzten Worte galten dem Doctor Alguarara, der ernst und schweigend sie vernahm, ohne etwas darauf zu erwidern. Regina betrachtete ihn mit einem Lächeln heimlichen Triumphes. Dann wandte sie sich zu Udo:

„In der That, niemand anders, als dieser mein würdiger und hochgelahrter Freund, der Doctor Alguarara, ist Dein Ankläger. Woher aber kommt Dir diese Kunde?"

— „Ich weiß noch mehr, meine Königin. Ich kann seine Anklage Punkt für Punkt und alle Frevel, deren er mich zeiht, der Reihe nach versagen."

— „Kannst Du Dich aber auch dagegen rechtfertigen?"

— „Ich hoffe es! Wie ich meine Königin hier vor mir sehe, kann Gnade sich nicht liebreizender verkörpern, als in ihrer Engelsgestalt, und milde Sinnesart sich nicht rührender offenbaren, als in ihrer schmelzenden Silberstimme. Sie wird mir ihre Gnade nicht entziehen, die mir über Alles theuer ist."

— „Diese ritterliche Höflichkeit würde mir besser gefallen, wenn ich den Ritter Unbesonnen erst gerechtfertigt wüßte; denn ich hielt ihn immer hoch und werth und hörte ihn ungern schmähen und verkleinern."

— „Man beschuldigt mich, das Vertrauen eines geheimen Ordens, welcher meiner Königin sehr ergeben ist, gemißbraucht

zu haben, um mich zu ihrem Ritter aufzuwerfen und in ihrem Namen Raubthaten und Brandſtiftungen auszuführen."

— „Ganz recht!"

— „Wolle Du entſcheiden, Königin, ob meine Thaten ſo genannt zu werden verdienen. Dieſer hochgelahrte Herr lud mich, im Namen ſeines Ordens, zu einem Abentheuer ein. Es galt, einer Novize zu ihrer Flucht aus dem Kloſter behülflich zu ſein."

— „Und dafür haſt Du Dich bei den Dominikanern mit all Dein Habe und Gut ausgelöſt. Das weiß ich vom Doctor Alguarara hier. Er iſt Dein Feind nicht."

— „Nur verlangte er von mir in ſeinen Orden einzutreten, wozu ich mich aber nicht verſtehen wollte, weil dieſer Orden im Verborgenen wirkt. Oder ich ſollte die Novize dem Schutze des Ordens überlaſſen, ohne mich ferner um ihr Schickſal zu kümmern, und das durfte ich nicht. Denn nicht als Knecht im Solde des Ordens, ſondern als freier Ritter, unternahm ich das Abentheuer, und Ritterpflicht gebietet, denjenigen, dem ich zu Hülfe komme, nicht eher wieder zu verlaſſen, als bis ihm ſein volles Recht geworden."

— „Raſender!" rief Regina faſt erſchrocken: „Du wähnteſt Dich befugt, mein volles Recht mir zu ſchaffen?"

— „Der Novize mußte ich ihr volles Recht verſchaffen. Für ſie mußte ich thun, was ich für jede andere edle Jungfrau gleichfalls zu thun verpflichtet geweſen wäre. In die Angelegenheiten der Königin habe ich mich nicht gemiſcht. Dank ſei es der Warnung dieſes hochgelahrten Herrn, denn Philipp iſt König, mit Zuſtimmung des hohen Adels, der auf dieſes Entſcheidungsrecht der Erbfolge, den höchſten Werth legt. Vermöge meiner Geburt gehöre auch ich zu den hohen Geſchlechtern dieſes Landes und werde dieſes Recht ſo gröblich nicht verletzen, daß ich mich zum Ritter der Königin aufwerfe."

— „Wohlgesprochen, Udo! So stellst Du Deine Thaten in das rechte Licht.“

— „Es war eine unverschämte Lüge der Dominikaner, daß der leibhaftige Satan die Novize aus dem St. Annenkloster entführt hatte, und das durfte ich nicht hingehen lassen. Daher sagte ich den Dominikanern Fehde an und zwar als Unbekannter Ritter. Denn Philipp ist König und hat mir meine Ländereien und Titel nicht zurückgegeben.“

— „Du hättest Dich der Novize zu Liebe wohl Ritter Unbesonnen nennen können.“

— „Der Königin zu Liebe that ich's nicht, denn als Ritter Unbesonnen bin ich vom Hofe verbannt, und meine Thaten für Recht und Unschuld sollten nicht nach Rache an Philipp und Isalde schmecken. Meiner Drohungen ungeachtet ließen die Dominikaner nicht von ihrem Unfug, und so mußte ich zu Feindseligkeiten schreiten. Zuförderst wollte ich noch das Aeußerste Versuchen, und um den geistlichen Spruch zu hemmen, der die verleumdete Novize zum Scheiterhaufen verurtheilte, warf ich in dem Dome meinen Handschuh zum Gottesкampfe hin. — Nur der König hat das Recht, einen Gottesкampf zu untersagen, aber nicht die Geistlichkeit. Abt Bernhard ging noch weiter. Er beschimpfte das Pfand des unbekannten Ritters und verdammte es, sammt dem holdseligen Bilde der Novize, zum tiefsten Pfuhle der Hölle. So blieb mir denn nichts Anderes übrig, als meinen Warnungen furchtbaren Nachdruck zu geben und für die höllischen Flammen, die über das holde Novizenbild und meinen armen Handschuh beschworen waren, den Dominikanern irdische Feuer anzuzünden, deren sie lange gedenken werden. Es hielt nicht schwer, einen Anschlag auf das Kloster auszuführen, denn Mönche, Laienbrüder und Knechte waren in der Kirche. Thür und Thor waren unverschlossen. Aus geistlicher Fahrlässigkeit hatte man die geweihte Stätte sich selbst überlassen, und seit Jahren hatte keine gottlose Hand sich an solche Heiligthümer gewagt. Auch die

Meinigen ſtutzten, und die großen prächtigen, ſtillen Räume flößten ihnen Schauer und Ehrfurcht ein. Ich ſagte ihnen aber, daß ich als Glaubenskämpfer mich ſtets im Stande der Gnade befände und mir ſchon mehr herausnehmen dürfe, und weil keine Zeit zu verlieren war, legte ich ſelbſt Pech und Schwefelballen an ſolchen Orten hin, wo ſie am beſten zündeten. In wenig Augenblicken ſchlug die Flamme hoch auf, das belebte den Muth der Meinigen; und inmitten des erſten Schreckens und der Verwirrung ſprengten wir jauchzend durch die Straßen zum Thore hinaus, um außerhalb der Stadt noch weitere Feindſeligkeiten an den Beſitzungen der Dominikaner zu verüben. Auch andere Dominikanerklöſter und Domänen, hie und da, ließ ich brandſchatzen, wo nicht, unbarmherzig in Aſche legen. Bald aber fingen dieſe Thaten an, meiner Macht zu entwachſen. Ich konnte ſie nicht mehr beherrſchen und ſie drohten, mich mit dahin zu reißen. — Denn wiſſe, O Königin: Jene grauſe Domfeierlichkeit und die über Dein ſchönes Bild beſchwornen Höllenflammen hatten nicht den beabſichtigten Erfolg und entſprachen nicht den Zwecken Deiner Feinde. Statt Angſt und Bangen, erweckten ſie Unwillen, Zorn und Ingrimm. Und als nun gar eine geharniſchte Geſtalt der Fürſtengruft entſtieg, um gleichfalls ihren Handſchuh hinzuwerfen. — Dieſer zweite Handſchuh galt der grauſam verfolgten Königin — und als wenig Augenblicke ſpäter das Kloſter lichterloh brannte, da hieß es allgemein: Prinz Heinrich iſt dem Grabe entſtiegen, um mit Feuer und Schwert ſeiner holdſeligen Tochter Recht zu ſchaffen. — Das Volk liebt ſeine Helden und deren Thaten, und hängt treu an jede ihm theuer gewordene Erinnerung. In einer ſchwarzen Rüſtung hatte Dein Vater als königlicher Prinz und Thronfolger, nachdem er in den Schranken Wunder der Tapferkeit verrichtet, Deine Geburt verkündet. Eben dieſe Rüſtung nahm der Frühverſtorbene mit in's Grab und in einer ſchwarzen Rüſtung ſchien er jetzt dem Grabe wieder entſtiegen. —"

Regina verhüllte ihr Antlitz, krampfhaft wogte ihr Busen und sie schluchzte hörbar. Udo fuhr fort:

„Auch ich pflegte als Unbekannter Ritter eine schwarze Rüstung zu tragen. — So wurden denn meine Thaten im Volke dem wiedererstandenen Prinzen Heinrich zugeschrieben! — Das schätze ich mir zum Ruhme und bin stolz darauf — Unmöglich können das Freveltaten heißen, die ähnlich sind dem, was Prinz Heinrich vollbracht. Allein wohin ich kam und obschon jedermann wußte, wer der Unbekannte Ritter sei, öffneten die Städte mir ihre Thore. Bürger und Gewerke zogen mir entgegen und feierten und bewirtheten mich und meine Reiter. Kriegsvolk drängte sich herzu und adelige Jugend bot mir Dienste an. Auf alle diese Ehren hatte ich keinen Anspruch. Ich glaubte daher genug gethan zu haben, um die verfolgte Novize an den Dominikanern zu rächen; entließ meine Reiter und kehrte heim auf meine Burg."

Regina trocknete ihre Thränen und sprach tief gerührt: „Es giebt noch Ritter, die glorreich für mich kämpfen wollen und mein früh verstorbener Vater war nicht der Einzige und Letzte! Udo! Nie habe ich einem unedlen Verdachte wider Dich Raum gegeben und Ihr, meine Getreuen" — sie wandte sich an Udo's Ritter — „wie sehr auch meine Leiden mich entmuthigen durften, nie habe ich gezweifelt, daß Ehre und Treue nach wie vor der adeligen Jugend inne wohne. — Udo! Du hast Dich trotz Deiner Jugend schon unter zwei Namen berühmt gemacht, als Ritter Unbesonnen und als Unbekannter Ritter. Empfange nunmehr auch den dritten Namen und führe ihn nicht minder glorreich. Reich mir Dein Schwert und knie nieder!"

Udo gehorchte. Regina ergriff das Schwert und fragte lächelnd: „Das Kleinod, was ich Dir einst zudachte: ließest Du es auf dem Rasen liegen?"

— „Meine Königin! Ich trage es verborgen auf meiner Brust hier unter meinem Panzer."

— „Du ſollſt es von nun an nicht mehr verbergen, ſondern jedermann es zeigen und ſeine Bedeutung erklären. — Vernehmt, Ihr Herren! Als ich flüchtig und rechtlos war, verhieß Herr Udo mir, ein Beiſpiel treuen Muthes und Ritterſinnes zu geben, auf die Gefahr hin, daß ich ſtets und gänzlich ihn verleugnen würde. Sein Wort durfte ich nicht annehmen. Doch reichte ich ihm ein Pfand, damit er ſeines Verſprechens gedenken möge. — Vernehmet auch, Ihr Herren! Weshalb er ſich den Unbekannten Ritter nannte: Er verleugnete ſich ſelbſt, indem er für die Novize auftrat, um jeden Verdacht von der Königin zu entfernen. Was ich damals nicht vermogte, darf ich heute, wo meine getreuen Ritter und Völker unter Waffen ſtehen, für mich und gegen meine Widerſacher. Er gab mir keinen Anlaß, ihn jemals zu verleugnen, und Alles, was er für die Novize that, kann die Königin heute billigen. — Sagt an, mein hochgelahrter Freund, Herr Doctor Alguarara! Haftet noch irgend eine Makel an dem Unbekannten Ritter, oder iſt er vollkommen gerechtfertigt?“

Der Doctor brach zum erſten Male ſein ernſtes Schweigen.

„Die Königin hat den Unbekannten Ritter vollkommen gerechtfertigt, denn das konnte niemand weder ahnen noch muthmaßen.“

— „O!“ lächelte Regina ſtolz. „Die Königin hat ihre Geheimniſſe gleichfalls. Oder war ihr Benehmen und das ihres Ritters etwa ungerecht oder tadelnswerth?“

— „Keines von beiden.“

— „Ein ‚Aber‘ ſchwebt auf Eurer Zunge,“ lächelte Regina. „Ich ſehe es! — Heraus damit, ich will es wiſſen.“

— „Aber gewagt!“ fügte der Doctor hinzu.

— „Wozu heute noch dieſe Bemerkung, da der Himmel Alles zum Guten gewendet? Da nun die Novize ſich jetzt Königin nennt, muß der Unbekannte Ritter auch Ritter der Königin heißen. — Erhebe Dich, Udo von Uchtenhagen. Von nun an biſt Du niemandem Gehorſam ſchuldig außer mir.“

Bei dieſen Worten wollte ſie ihn mit der Spitze des Schwertes berühren. Doch Udo ſprang mit einer abwehrenden Bewegung empor. — „Jetzt nicht, meine Königin: Ich habe eine andere Gnade zu erbitten. Ich muß!“

— „Wie Du willſt! Nimm hier Dein Schwert zurück und führe es ferner, wie Du es bisher für mich geführt haſt. — Was wünſcheſt Du von mir?“

— Udo antwortete leiſe: „Ein kurzes Gehör! Noch dieſe Nacht. Ich habe wichtige und dringende Angelegenheiten zu entdecken.“

Regina gab ein ſtilles Zeichen der Bewilligung und wandte ſich ſodann an Udo's Ritter.

„Hohe und edle Herren! Noch einmal bewillkommne ich Euch, freudig, wie man Sieger bewillkommt. Ihr bedürft Ruhe und Erquickung, wovon ich Euch ſchon viel zu lange zurückgehalten. Doch werdet Ihr mit einer kärglichen Tafel vorlieb nehmen müſſen, denn nach dem Maße, wie ich Euch ehre und ſchätze, kann ich auf dieſer hartbedrängten Burg Euch nicht bewirthen. — Jetzt ſollen Freudenfeuer auf allen Zinnen lodern, damit meine treuen Ritter und Völker im Flammenglanze am nächtigen Himmel die ruhmvolle Kunde leſen, der Ritter der Königin hat ſich mit ſeiner tapfern Schaar ſiegreich durch die dichteſten Haufen der Feinde einen Weg gebahnt zu ſeiner Dame.“

Die Ritter ſtießen klirrend Waffen und Wappenſtücke an einander und riefen der jungen Königin Heil, die mit ſo viel Anmuth und Liebreiz eine ſo milde Weisheit verband.

„Edmund!“ ſeufzte Graf Eberhard, „der Raufbold hat mich übel zugerichtet. Höre mich an, auf daß mein Tod Dir von Nutzen ſei.“

— „Mein Vater!“

— „Laß das Klagen. Ich leide und das Reden wird mir ſauer. Mein Tod, Edmund, iſt ein unerſetzlicher Verluſt für den König, denn ſeit die Macht der Dominikaner gelähmt iſt, bin ich ſeine letzte Stütze. Wenn der gefürchtete und gewaltige Hochwart nicht mehr iſt, wird alles aufſtehen für die Jungfrau auf dem Todtenſtein. Und wo alles wankt und losläßt und kein Ausgang ſich ermeſſen läßt, mußt Du die Schwankungen benutzen, um das Werk, was Deine Väter kühn begonnen und was ich treulich förderte, endlich glorreich zum Schluß zu führen. Nach meinem Tode biſt Du Herr und kannſt ablenken von der Bahn, die ich befolgte, um einen zeitgerechten Weg zu betreten. Ich habe die Sache des Königs zu der meinigen gemacht und kann mein Panier nicht verlaſſen, ohne mich zu entehren. Ganz anders iſt es, wenn ich nicht mehr bin und Du an meine Statt trittſt. Meine Thaten ſind die Deinigen nicht, meine Verbindlichkeiten haſt Du nicht auf Dich genommen. Du erbſt meinen Namen ohne den Haß, der darauf ruht und meine Macht, ohne die Flüche, die daran kleben. Ehrfurchtsvolle Rückſichten und Kindespflichten dürfen Dich daher nicht hindern, Deinen todten Vater zu verleugnen. Ueber den Nachfolger vergißt man gern den Vorfahr und ich ſterbe zur rechten Zeit. Du kannſt jetzt gerecht ſein, wo ich ungerecht war; Milde üben, wo ich Gewalt brauchte und wo ich blindlings den Helfershelfer eines Thronräubers abgab: ſei Du jetzt der weiſe Vermittler, und entſcheide die Anſprüche zweier fürſtlicher Jungfrauen. Der Mächtigſte unter den Mächtigen, füge Dich ſtets den Wünſchen und Geſinnungen der Mehrzahl. Entſcheide alles, ſei dem Reiche ein Friedensgeber und den Völkern ihr Wohlthäter.“

— „Wie, mein Vater! Wenn ich Dich recht verſtehe, ſoll ich Iſalde verrathen, die mich liebt, die mich zu ihrem Ritter ernannt hat und mit der ich zur Königskrone erzogen bin?!“

— „Und wenn ſie nicht zur Krone gelangt, willſt Du der

treue Ritter sein, der durch seine Standhaftigkeit Mitleid erregt? — Verschwende nicht Macht und Größe an Deine Jünglingsneigungen und Liebesträume. — Wer sind die beiden Jungfrauen, die zwischen Dir und der Krone stehen? Merk auf: — Prinz Heinrich hinterließ eine einzige Tochter und versäumte es, sie mit dem damals zehnjährigen Sohne des mächtigen Grafen Hochwart zu verloben. Andre hohe Kronvasallen hatten ihn in Händen und für mich war er unzugänglich. Als daher die Königin starb, die auch nur eine eingeborne Tochter hinterließ, nöthigte ich den König das Gelübde zu thun, sich nicht wieder zu vermählen, damit er in zweiter Ehe nicht männliche Erben zeuge. Somit war die Krone Deinem Haupte gesichert. Ich unterdrückte Regina, ich verlobte Dich mit Isalden und starben beide, hättest Du, nach mir, die Krone erhalten. Darum sei König, Edmund, und kein irrender Ritter! Könige herrschen, irrende Ritter suchen Abentheuer. Herrschen heißt nicht: das Oberste zu Unterst kehren; herrschen heißt: Hand in Hand mit den Ereignissen gehen, geschehen lassen, was geschehen muß und was sich nicht ändern läßt aufs Beste benutzen, um seine Macht und sein Ansehen zu befestigen. Du bist jung, Edmund. Spätere Jahre werden das Zarte und Zierliche von Deinem Körper abstreifen, um ihm Maße und Breite dafür zu geben. Eben so auch giebt der Geist in reiferen Jahren seine zierlichen Wünsche und zärtlichen Hoffnungen auf, um an Sicherheit und Derbheit zu gewinnen. Das Schicksal, was Dich früh zum Herrschen beruft, verlangt von Dir einen ältlich derben Geist in einem jugendlich zarten Körper. Darum vor allen Dingen, gebiete Deinen Jugendtrieben Schweigen; ernte, was Deine Väter gesäet; genieße was sie gesammelt und vollende, was sie aufbauten. Opfre keinem Weibe die Frucht unseres eisernen hundertjährigen Fleißes.«

— »Wird Regina mir verzeihen können, was ich ihr zu Leide that?«

— »Sorge dafür, daß der Uchtenhagner bei Zeiten aus dem

Wege geräumt werde, ehe er noch gefährlicher wird, als er ſchon iſt, und ſchone nicht Gift noch Dolch. Es gilt dem Frieden des Reiches, der Wohlfahrt einer ganzen Bevölkerung. Was wiegt dagegen das Leben eines Einzelnen! Ferner mußt Du um jeden Preis, ſei es durch Liſt oder Gewalt Dich zum Herrn der Burg machen! O daß Philipp noch lebte! — Rufe Richard! Ich will Euch ſagen, was zu thun iſt. — Nein, ſpäter! — Gönne mir ein Stündchen Ruh'. — Meine Kräfte ſind erſchöpft."

Inzwiſchen hatten die jungen Ritter ihre Waffen abgelegt und ihre Kleider ſo gut ſie konnten geordnet. Das Mahl freilich war kein auserleſenes eben. Allein die Tafel war in dem prachtvollen Rittersaale gedeckt und die Frauen der Königin kredenzten den jungen Streitern den Becher, legten ihnen die Speiſen vor und bekränzten ihre Helme.

An einem beſonderen Tiſche ſaßen Udo, ſein Freund Dornwart, der alte Greifenberg und der Schloßhauptmann. Sie beriethen ſich, was zu thun ſei, damit Udo noch in derſelben Nacht, nachdem die Roſſe ausgeruht waren und die Reuter ſich erquickt hatten, die Burg wieder verlaſſen und ſich noch einmal durchſchlagen könne, um zu den Seinigen zu ſtoßen. Der Burghauptmann empfahl ſeine unterirdiſchen Gänge und Greifenberg bezeichnete die geeignetſten Pfade und verſprach ſichere Führer. Der feindliche Feldherr war gefallen, die Belagerer hatten vom Kampfe und von der Waſſernoth gelitten, und Edmund war ein läßiger Feldherr. Alles ſchien dem Unternehmen günſtig und die Becher wurden geleert auf das Wohl der Königin, auf einen günſtigen Erfolg und ein frohes Wiederſehen.

Da trat Regina ein und als ſie vernommen, was beſchloſſen war, ſprach ſie zu Udo: „Du wirſt Dich bei mir verabſchieden, ehe Du aufbrichſt."

Der letzte Becher war auf's Wohl der Königin geleert und Ude rief: „Zum Aufbruch! Zäumt die Pferde auf, und rüstet Euch!“

Als ſich die Ritter nebſt Greifenberg und dem Burghauptmann entfernt hatten, lud ihn Regina ein, auf einen Seſſel neben dem übrigen Platz zu nehmen und ihre Frauen mußten ſich nach dem entgegengeſetzten Ende des Saales begeben.

„Du haſt mir eine wichtige Kunde verſprochen.“

— „Ja, meine Königin, ſo iſt es.“

— „Sprich leiſe, damit meine Frauen nichts erlauſchen. Ich höre fein!“ —

— „Wirſt Du mir zürnen, Königin, wenn ich gänzlich wider mein Wollen und Zuthun, und obſchon ich ſelbſt mich niemals ſo genannt habe, bereits der Ritter der Königin heiße?“

— „Im Volke?“

— „Nein, im Orden.“

Beſtemdet ſchaute ihn Regina an.

— „Ich habe Dir eine wichtige Kunde verſprochen. Ich führe nicht umſonſt den Oberbefehl im Heere wider Hochwart, ſo daß ich an der Spitze einer auserleſene Schaar heute dieſe Burg erreichen konnte. — Ein ſeltſames, aber höchſt bedenkliches Abentheuer veranlaßte dieſes. — Als ich heimgekehrt war von meinem Zuge gegen die Dominikaner, traf ein Bote ein auf meiner Burg, und beſchied mich „im Namen der Königin,“ nach dem Carmeliter-Kloſter St. Aegidii, allwo, wie Du weißt, der Orden heimliche Sitzungen hält.“

— „So? das eben wußte ich nicht! Mein Geſchlecht und meine Jugend machen mir die Geheimniſſe des Ordens unzugänglich.“

— „Iſt's möglich?

— „Allein die Carmeliter ſind mir zugethan und eben das Kloſter St. Aegidii war damals in jener Nacht das Ziel meiner Flucht!“

— „Bereits war Hochwart gegen den Todtenſtein aufgebrochen und ich hatte dem Doctor Alguarara, als er mich einlud, in den Orden zu treten, das Verſprechen gegeben: wofern es zum offnen Kampfe für die Königin käme, mich den Streitern beizugeſellen. Ich begab mich daher wohlgerüſtet und wohlberitten, — doch allein, wie es mir vorgeſchrieben war, — nach dem Kloſter. Der Empfang war kein ritterlicher. Man forderte mir Rüſtung und Waffen ab, und weil ich mich weigerte, ſie abzulegen, erhielt ich den Beſcheid, daß ich mich im Namen der Königin vor ein Adelsgericht zu ſtellen habe. Somit gehorchte ich. — Es ſaßen allerdings ihrer Dreißig zu Gerichte, doch waren ſie vermummt, ſo daß ich nicht beſtimmen konnte, ob ſie ebenbürtig genug waren mich zu vernehmen und zu richten. Ich höre ſcharf. Ich kenne das Wild an ſeinem Tritt und vermag nächtlicherweile die Anzahl einer Reuterſchaar, je nach dem Hufſchlag ihrer Roſſe, anzugeben. Die Stimme des Menſchen iſt mannigfacher und leichter zu unterſcheiden. Der Vorſitzer war der alte Graf Warteſchwert, der Freund Deines Vaters, die beiden Sprecher, die Grafen Frankenwerth und Mohrenfels. Ich lernte ſie am Hofe Philipp's kennen und es ſind Deine treueſten Anhänger. Die übrigen Stimmen kannte ich nicht und die meiſten blieben während der Verhandlung ſtumm."

— „Du nennſt Namen, die mir wohlbekannt ſind und ich weiß auch, daß diejenigen, die ſie führen, dem Orden angehören. Doch welche Ämter und Befugniſſe ihnen obliegen, darf ich nicht erfahren. Ich bin ſogar verpflichtet, demjenigen, der mir ſolche Mittheilungen macht, nur in Gegenwart zweier Geweihten anzuhören, die ihm Schweigen gebieten, wenn er zu viel ſagt.

— „Befiehlt meine Königin, daß ich ſchweige?"

— „Sprich, wenn es Dein Gewiſſen Dir erlaubt!"

— „Ich habe keine Verpflichtung außer gegen Dich. Ich fahre fort. Wie die Anklage lautete, weißt Du bereits, und daß Doctor Alguarara mein Ankläger war, erſah ich daraus, daß alle Warnungen und Drohungen, die ich aus ſeinem Munde

vernommen, faſt wörtlich wieder, mir entgegengebracht wurden. Was ſollte ich nun von einem Adelsgerichte denken, welches von den alten hohen Herren im Verborgenen und in Vermummungen abgehalten wird? Wo Dein ergebenſter hochgelahrter Freund meinen Ankläger ſpielt und endlich Deine getreueſten mächtigſten Anhänger ſich zu meinen Richtern aufwerfen? — Ich konnte daher von einem ſolchen Adelsgerichte weiter nichts denken, als — "

— „Nun: Was?"

— „Als daß meine Königin Gefallen fände, mich einer Probe zu unterwerfen, um meine Standhaftigkeit und Verſchwiegenheit zu prüfen."

— „Das dachteſt Du von mir?"

— „Es freute mich! Ich fühlte mich in dem Gedanken glücklich: die Königin verlangt von mir zu hören. Wohlan! So ſei, was ſie von mir vernimmt, ihr wohlgefällig!"

— „Das Alles wäre ungeſchehen geblieben, wärſt Du nicht als ‚Unbekannter" aufgetreten, ſondern als Ritter „Unbeſonnen."

— „Wie ſtolz und glücklich würde ſich der Ritter Unbeſonnen fühlen, wäre die Befreiung der Königin ſein alleiniges Werk geweſen. Doch diente er heimlich nur einer fremden Macht. Alsdann hätte ich den Orden beleidigt. Ich vermochte weiter nichts, als zu vertreten, was dieſer nicht vertrat!"

— „Das gab Anlaß zu einer Verwechſelung mit der Geiſtererſcheinung im Dome und dem „Unbekannten." — Die hohen Herren! — Sie hielten es für klug und weiſe, das Andenken meines Vaters zu erneuen. Sie hatten weitreichende Pläne, deren ganzer Erfolg Dir zu Nutze kam, was ſie ſäeten, ernteteſt Du. Deshalb haſſen und verfolgen ſie Dich."

— „Ich that, was mir zunächſt lag. Ich ging meinen Weg, warum verfolgten ſie den übrigen nicht? Warum thaten ſie nicht für die Königin, was ich für die Novize that?"

— „Ich bin zu jung und unerfahren, um das beantworten zu können. Der Orden iſt mein Vormund, und denjenigen hohen

Herren, die ihm angehören, und die mir die Krone zugesprochen haben, sind alle meine Rechte und Ansprüche anvertraut."

— „Auch das Recht über Leben und Tod?"

— „Zu meinem Schutze wider Meuchelmörder, und wider Verräther an den Ordensgeheimnissen."

— „Königin! Deine gerechte Sache, für die ich stritt, erwarb mir die Gunst der innerlichen Jugend, wie der Völker. Ich hielt strenge Mannszucht. Meine Krieger bekamen ihren Antheil von der Brandschatzung und Beute, (denn was der Krieg kostet, muß mir der Feind bezahlen,) folglich durften sie auch nicht einmal eine Rübe vom Felde stehlen. — Um mich Räuber und Mordbrenner schelten zu dürfen, muß man sich entweder an Hochwart oder den Ehrenräuber verkauft haben."

— „Du erhebst Deine Stimme! Meine Frauen werden Dich hören!"

— „Ich weigerte mich, solch einem Gerichte Rede zu stehen, ich forderte die vermummten Herren auf, mich dieser Mühe zu überheben, indem ich mich bereit erklärte, jedweden Richterspruch, den sie im Namen der Königin über mich zu fällen Grund hätten, schweigenden Gehorsam zu leisten. Mithin blieb *diesem* Gerichte nichts Anderes übrig, als: „*den Tod*" über mich zu erkennen."

— „Und schweigend nahmst Du dieses Urtheil hin?"

— „Ich lachte dazu und zuckte die Achseln. Und, wie Du siehst, blieb es unvollzogen."

— „Rasender! das Alles hieltst Du für ein Gaukelspiel?"

— „Die alten hohen Herren, die im Orden sitzen, erlauben sich andere Gaukelspiele auch noch."

Tief betrübt erwiderte Regina: „Das Gaukelspiel im Dome geschah ohne meine Genehmigung. Das Andenken meines glorreichen Vaters ist mir viel zu heilig, um dergleichen zu billigen. Es geschah wie vieles Andere: wider mein Wissen und Willen. —

Jedoch von Euch, Herr Freigraf, dieſen Vorwurf zu vernehmen darauf war ich nicht gefaßt!“

— „Verzeihe mir, o Königin! ein unüberlegtes Wort. Sei mir gnädig und vergiß es! — Wolle alles, was ich Dir zu berichten habe, als ein tollkühnes Wageſtück betrachten, um Dein Wohlgefallen zu erlangen. — Wie geſagt, das Todesurtheil ward über mir geſprochen, und ſollte ſogleich vollſtreckt werden. Es fragte ſich nur noch: welche Vorbereitung ich zum Sterben verlangte. — Keine! Ich will ſterben, aber: keine Zeit verlieren, um meiner ſchwerbedrängten Königin zu Hülfe zu eilen. — Dennoch trat ein Prieſter zu mir, gleichfalls vermummt. — „Spart Eure Salbung!“ ſagte ich ihm. „Als Glaubenskämpfer befinde ich mich ſtets im Gnadenzuſtande; und überhaupt liebe ich keine Umſchweife. „Knechte traten zu mir, um meine Hände zu binden. — „Unterſteht Euch!“ ſagte ich, „das würde Manchem theuer zu ſtehen kommen, wenngleich ich unbewaffnet bin. Ich verlange Feſſeln, wie es einem Edlen gebührt.“ — Wirklich auch wurden Ketten herbeigebracht, um mir die Arme auf den Rücken zu feſſeln. Ich lachte von Neuem, denn die Stahlringe waren ſo ſchwach, daß ich ſie mit einer geringen Anſtrengung ſprengen konnte. Jetzt blieb nur noch übrig, mich zum Tode zu führen; eine breite ſteinerne Treppe hinunter in das tiefſte Kellergewölbe, wo der Block errichtet war. — Der Henker mit dem blanken Beile ſtand daneben.“

Regina verhüllte ihr Antlitz.

— „Königin!“ ſprach Udo. „Es handelt ſich um wichtige Mittheilungen. Darf ich fortfahren?“

Regina ließ die Hände ſinken und ſprach: „Vollende!“

— „Der Henker wollte mir die Halskrauſe abnehmen. Ich aber ſagte ihm: „Wofern Du mich berührſt mit Deiner Hand, ehrloſer Knecht, zerreiße ich Dich, gefeſſelt wie ich bin.“ Die Vermummten entblößten meinen Hals. — Hier dachte ich, wird die Schalkheit ein Ende haben; oder wird man etwa wagen,

meinen Nacken mit einer Haſelgerte zu berühren, oder ſonſt einen Poſſen mit mir zu treiben? Ich wiederholte daher dem Henker: daß ich ihm, gefeſſelt wie ich ſei, das Garaus machen würde, wofern er mich mit irgend etwas Anderem berühre, als mit ſeinem Beile. Und hierauf kniete ich nieder und legte mein Haupt auf den Block. Der Henker war roth gekleidet und an der Stellung ſeiner Beine, die ich ſcharf im Auge behielt, ſah ich, wie er ſich anſchickte das Beil zu heben.«

— »Unſeliger!« ſchrie Regina hell auf und verhüllte ihre Augen. Erſchrocken eilten ihre Frauen herbei; allein ſie ſammelte ſich, wies ſie zurück und lud mit einer Geberde Udo ein, fortzufahren.

— »Der Henker« erzählte Udo weiter, »hatte das Beil erhoben. Statt aber zu zielen, ließ er es wieder ſinken; und mit einem Male fühle ich ſeine Hand in meinem Nacken. — Aufſpringen, meine Ketten zerbrechen und den Henker mit einem Fußtritt in eine Ecke ſchleudern, war das Werk eines Augenblicks. — »Schurke! Ich habe Dir geſagt, Du ſollſt mich nicht berühren!« Die vermummten Herren hatten ihre langen Dolche gezogen und traten mir drohend entgegen. — »Gemach, Ihr Herren! was vermögen dieſe Dolche in altersſchwachen Händen gegen mich? Zwingt mich nicht, ein Blutbad unter Euch anzurichten! — Da riefen diejenigen, die ſich am nächſten herangewagt, indem ſie auf meine Bruſt deuteten: »Haltet ein! Zurück! Seht her, das Wappen der Königin: ihr vielberühmtes Kleinod!«

Hiemit hatte Udo ſein Wams aufgeneſtelt und das Kleinod aus dem Buſen gezogen. Er nahm es ſamt dem goldenen Kettchen vom Halſe und überreichte es ſeiner Königin.

»Der Henker« fuhr er fort, »hatte das Kettchen entdeckt, und damit es den Todesſtreich nicht hemme, wollte er es entfernen. Im ſelben Augenblicke ſprang ich empor und gab das Kleinod den Blicken der Vermummten Preis. — Viel lieber hätte ich mein Leben eingebüßt.«

Regina schaute ihm groß und ernsthaft in's Auge. — „Ritter Unbesonnen! Es steht Euch ähnlich, in der Meinung, daß man eine Schalkheit mit Euch treibe: wider Euer Wissen und Wollen um Euren Kopf zu kommen. Gebt her!“ — Hiemit empfing sie das Kleinod und betrachtete es lange. Dann erhob sie die blauen Augen fromm gen Himmel und betete kaum hörbar: — „Heilige Jungfrau, so küsse ich im Geiste dankbar den Saum Deiner Gewänder, wie dieses Kleinod hier in meinen Händen, welches Du zum Werkzeug Deiner Barmherzigkeit ausersehen hast.“

Sie drückte das Kleinod an ihre zarten Purpurlippen und gab es Ilse zurück, mit den Worten:

„Es hat Dich vom Tode gerettet, dem Du sinn- und bewußtlos Dich Preis gabst. Es diene Dir auch ferner zum Unterpfande, daß Gottes Vorsehung über Dir wacht, und zur Warnung vor ähnlichen Unbesonnenheiten. In diesem Sinne sei es von nun an Dein.“

Ilse wollte ihr zu Füßen stürzen und ihre Hand küssen; sie aber winkte abwehrend und deutete auf ihre Frauen.

Auch er küßte jetzt das theure, wiedergewonnene Kleinod, und sprach: „In der That die Bestürzung, in welcher der Anblick dieser Kostbarkeit auf meiner Brust die vermummten Herren versetzte, war der Art, daß mir mit einem Male einleuchtete, wie alles, was ich für eine Schalkheit hielt, um meinen Mund zu rüsten, ernstlich meinem Leben gegolten hätte; und dabei empfand ich, was ich noch nie zuvor empfunden, wie oft ich auch schon unversehrt den tödtlichsten Gefahren entkommen bin. — Man drang mit Fragen in mich: Warum ich dieses Kleinod nicht früher aufgezeigt? Und was mich bewogen habe, das Ordensgericht irre zu führen und es zu verleiten, einem Ritter, der geheime Aufträge von der Königin habe, den Verbrechertod zuzuerkennen. Ich erwiderte hierauf, daß ich jederzeit bereit sei, für meine Königin das Haupt auf den Block zu legen, daß ich aber nicht gesonnen wäre, irgend eine Frage, die man mir vorlege, zu

beantworten. — Alles Bisherige suchte ich mir auf folgende Weise zu erklären. Doctor Alanarara hatte mich hinlänglich vor der Rache des Ordens gewarnt, wofern ich mir beikommen ließe, auf eigne Hand etwas zu unternehmen. Und vor dieser Rache nun, hatte mein theures Kleinod mich geschützt. Daß aber dieser Talisman auch noch ganz andere Wunderkräfte besäße, konnte ich für den Augenblick noch nicht muthmaßen!"

— „Welche andere Wunderkräfte?"

— „Er bewährte sie sogleich. Ich wurde noch volle 21 Stunden im Kloster zurückgehalten. Die vermummten Herren beriethen sich bis spät in die Nacht, und konnten immer noch kein Ende finden. Erst am folgenden Tage wurde ich wieder vorgeführt, und die vermummten Herren sprachen mich nicht nur frei, sondern erklärten mich im Namen des Ordens, für den Ritter der Königin, indem sie mit Wort und Handschlag sich verpflichteten: Alles was ich für die Königin unternähme, nach besten Kräften fördern und unterstützen zu wollen. — Was aber gilt das Wort von Unbekannten? An wen soll man sich halten, wenn es unerfüllt bleibt? Ich hatte große Lust, auszurufen: „Graf Warteschwert, Ihr bürgt mir für Alles!" Doch glaubte ich den Orden schroff genug behandelt zu haben und wollte ihn nicht geradezu verletzen. Die Zeit wird kommen — dachte ich — wo ich meine Königin sehe und vor ihr will ich mein Herz ausschütten. In jener unvergeßlichen Stunde schon, wo ich sie zum ersten Male erblickte, wußte ich, daß Aufrichtigkeit ihr wohlgefällig sei."

— „Sie ist mir wohlgefällig."

„Indessen hielten die Vermummten treulich Wort. Wohin ich kam, fand ich die adelige Jugend schlagfertig und begeistert für unsere holdselige Königin, erhielt Unterweisung und zuverlässige Führer und Kundschafter. Nur die hohen Herren selbst schienen mich nicht zu kennen, und überhaupt von nichts zu wissen. Du verzeihst mir also, Königin, daß ich wagte, der hohen Ehre

von Dir ſelbſt, zu Deinem Ritter beſtätigt zu werden, zu entſagen. Denn was bewog die hohen Herren, den Räuber und Mordbrenner als den Ritter der Königin zu behandeln und in ſeinen Verbrechen, die ſie mit dem Tode beſtrafen wollten, plötzlich ihre eigenen Angelegenheiten zu erblicken?"

— „Ich verſtehe Dich!" ſeufzte Regina. „Wahrlich! Dieſe Doppelſinnigkeit geht weit. Ich habe ihnen viel anvertraut und geopfert, und doch wollen ſie ſich nicht rühren."

— „Sie wollen Deine heimlichen Feinde immer nur heimlich ſein und heimliche Verſchwörungen nützen da nicht viel, wo offenkundig das gekrönte Laſter herrſcht. Es gilt jetzt einen offnen Kampf für Recht und Ehre, folglich darf man länger nicht vor der Gewalt den Nacken beugen."

— „Sie benutzten die willkommene Gelegenheit, Dich vorzuſchieben, um ſelber, nach wie vor, müſſig zu bleiben."

— „Und um ſpäter mitzuernten, wo etwas gelang; und für Alles, was mißlang nicht verantwortlich zu ſein. Doch ſollen ſie verantwortlich ſein, wenn auch lediglich nur mir. Sie haben mich als Ritter der Königin anerkannt, in einem Orden, in welchem Du Königin heißeſt. Ich habe gegen dieſen Orden keine: wohl aber gegen Dich Verpflichtungen übernommen. Du haſt Dir vorbehalten, mich jederzeit nach Deinem Belieben zu verleugnen und wirſt mich verleugnen, bis ich die hohen Herren dahin gebracht habe, ſich „öffentlich" für Dich zu erklären."

— „Udo!" ſprach gerührt Regina. „Den beſten Beweis von treuem Muth und Ritterſinn giebſt Du mir in dieſem Augenblicke heimlich; doch Dein Geheimniß iſt edlerer und ſchönerer Art, als das der hohen Herren. Nicht wahr, Udo? Du fühlſt in Dir den Lohn Deines Handelns. Du fühlſt Dich glücklich."

— „O Königin! Dieſe Worte von Deinen Roſenlippen machen mich glücklich. Glücklicher als irgend diejenigen ſein können, die nur ihrem Eigennutz und Ehrgeiz huldigen. Nicht wahr, meine Königin, auch Du fühlſt Dich glücklich, und wirſt

ſtets Dich glücklich fühlen; unter allen Bedingungen; ſelbſt in Mißgeſchick und Leiden.“

— „Ja, Udo! Ich will des Lebens werth mich machen, was mir Gott geſchenkt, indem ich nicht für mich lebe. Mein Glück ſei, den hohen Beruf zu erfüllen, zu dem ich geboren bin, und was die Vorſehung mir auferlegt zu vollbringen oder zu erleiden.“

Ein lauter Jubelruf, von Zinken und Schlachthörnern begleitet, drang aus der Schloßhalle in den ſtillen Ritterſaal: — „Es lebe die Königin und ihr Ritter, der Freigraf von Uchtenhagen.“

„Das gilt mir!“ ſagte Udo. „Es iſt Zeit zum Aufbruch.“

Regina ließ die jungen Ritter vor, und wandte ſich an Greifenberg mit der Frage: „Wo iſt unſer Doctor?“

— „In ſeinem Laboratorium.“

— „Er ſoll ſogleich erſcheinen!“

— Königin! Er iſt mißgeſtimmt und verdrießlich. Er ward in Gegenwart ſeiner Königin beſchämt von einem ſehr jungen Krieger, und in ſeinen Jahren und bei ſeiner Gelehrſamkeit iſt es empfindlich, Unrecht zu bekennen.“

— „Es thut mir leid. Doch kann ich ihn nicht ſchonen. Als einer meiner Räthe muß er zugegen ſein, indem ich meine Ritter verabſchiede.“

Greifenberg ging, den Doctor herzubeſcheiden; kehrte aber unverrichteter Sache wieder.

— „Unmöglich, Königin! Der Doctor hat bereits ſeine Nachtkleider angelegt.“

— „So mag er in Nachtkleidern erſcheinen. In ſeinen Jahren, darf man nicht mehr eitel ſein, und zu Kriegeszeiten und auf einer belagerten Burg gelten Förmlichkeiten nicht. Der Doctor wird ſeine Pflicht thun und meine Ritter werden ſeine Jahre und ſeine Weisheit ehren.“

In einem langen weißen, mit ſchwarzen Hieroglyphen bunt

besetzten Gewande erschien der kleine welke Greis, und das finstere Gesicht, was er dazu schnitt, machte seine Tracht noch lächerlicher. In der That hatten die munteren jungen Streiter Mühe ihre Heiterkeit zu verbergen.

Regina wies ihm einen Sessel neben dem übrigen an und sprach:

„Hohe und edle Herren! Wider meinen Willen muß ich eine Ehre, die ich Euch Allen in der Person Eures jungen Feldherrn zugedacht habe, für heute noch unvollzogen lassen. Ihn, den ich mir zum Retter ausersehen, als ich heimathlos und flüchtig war, darf ich heute noch nicht anerkennen und ihn jeglichen anderen Gehorsams entbinden, weil ich selbst von der Gesammtheit des hohen Adels noch als Königin nicht anerkannt bin. Bis dahin also stehe der Freigraf, Euer Feldherr, unter dem Befehle derjenigen meiner heimlichen Freunde, die meine Macht verwalten."

Der alte Greifenberg und der kleine hochgelahrte Doctor schauten befremdet die junge Königin an, die unbekümmert fortfuhr:

„So ziehet denn hin mit Gott, Ihr meine Getreuen, und kehret bald und siegreich wieder zurück zu Eurer Königin, welche nie vergessen wird, daß Ihr die Ersten waret, die für Recht und Ehre die tapferen Schwerter entblößtet, und welche jederzeit in Euch die Ersten und ihr Zunächststehenden erblicken wird. Zum Abschiede, der Euch Allen gilt, reiche ich Eurem Feldherrn hier meine Hand."

Ilko faßte kniend ihre Hand, um sie an seine Lippen zu ziehen, und die jungen Ritter riefen unter gewaltigem Waffengeklirr der Königin Heil.

Auf den höchsten Zinnen loderten immer noch die Freudenfeuer, und alle Bewohner der Burg befanden sich auf den

Mauern, bald still lauschend, ob nicht Geräusch verriethe, daß der Kampf sich entspänne, oder bald ein gellendes Jubelgeschrei erhebend, in welchem Zinken, Schlachthörner und Trommeln einstimmten, um den Feind zu täuschen, als schwelge man auf der Burg in Siegesfreuden, ohne auf etwas Arges zu sinnen. Allein die Nacht war dicht und draußen blieb alles still.

Von Neuem erhob sich wild und gellend der Ruf: „Es lebe die Königin!“ Denn Regina und ihre Frauen, in dichte Mäntel gehüllt erschienen auf der Mauer. Greifenberg ging ihnen entgegen.

„Ist noch nichts entschieden?“ fragte Regina.

— „Nein, meine Königin! Doch fürchte nichts. Hat er sich durch die geschlossenen Reihen feindlicher Massen durchgeschlagen, so wird er dieses Mal dem überraschten Feinde keine Zeit lassen sich zu sammeln.“

— „Das Lager ist von innen und außen befestigt!?“

— „Aber das Wasser hat für uns gearbeitet. Hier auf dieser Seite hat der Bergstrom alles umgerissen, dort will er durchbrechen, so wurde in unserer Berathung für gut gerachtet.“

Greifenberg hatte kaum vollendet, als es im feindlichen Lager sich zu regen und zu tummeln begann, Trommeln wirbelten und Zinken schmetterten.

„Er ist galant, Königin!“ lächelte Greifenberg. „Kaum zeigst Du Dich auf der Mauer, so beginnt er, und läßt Dich nicht warten.“

— „Gott sei mit ihm und der gerechten Sache!“ rief Regina.

Eine Flamme loderte in der Gegend auf, die Greifenberg angedeutet hatte.

„Was ist das?“ fragte Regina. „Wäre Alles schon glücklich vorüber, und dieses das verabredete Feuerzeichen?“

— „Nein, Königin! Sie sind erst im Lager. Jetzt gilt es, sich durchzuschlagen. Der Tollkühne! Er steckt das Lager in

Brand, das wird den Feind bewegen, ſich mit der ganzen Heeresmaſſe auf ihn zu werfen."

— „Mich dünkt, die Flamme nimmt zu," meinte Regina.

— „Königin! Er hat ſchon ſengen und brennen gelernt in ſeinen Dienſten."

„Schmähe ihn nicht, wenn ich Dir nicht zürnen ſoll."

— „Weit entfernt, ihn zu ſchmähen, achte ich in ihm den kühnen, jungen Ritter, der es verſchmäht, den Feind zu überrumpeln, oder wie ein Schelm bei Nacht und Nebel ſich durchzuſchleichen. Herr Udo von Uchtenhagen ſcheut das Dunkel nicht und ſteckt das Lager an, um den Feind herauszufordern und ihm Stand zu halten."

Die Brunſt ſchien immer noch zuzunehmen und von allen Punkten des Lagers aus, zogen dichte, ſchwarze Maſſen dahin. In einiger Entfernung ſchlug endlich aber noch eine zweite Flamme auf.

„Victoria!" rief Greifenberg. „Jetzt iſt's vollbracht. Sie ſind über dem Fluſſe. Das iſt das Feuerzeichen!"

— „Auch wir wollen unſere Freudenfeuer verſtärken!" rief Regina. „damit ſie dem Sieger unſeren Gruß und unſeren Glückwunſch überbringen."

Noch in derſelben Nacht war Graf Eberhard, nachdem er die letzte Ölung empfangen, in den Armen ſeiner beiden Söhne geſtorben. Die verſchiedenen Heeresabtheilungen mußten zuſammentreten und die Feldgeiſtlichen laſen im Freien und bei Fackelſchein Meſſe. Da erfolgte Udo's plötzlicher Angriff, und verbreitete ein paniſcher Schrecken. Die fromme Kriegerſchaar ſtob blindlings auseinander und räumte dem Feinde willig das Feld. Udo wollte anfangs nicht ohne Schwertſtreich vorüber. Er machte Halt und ſetzte die zunächſt liegenden Zelte in Flammen. Aber

kein Feind zeigte ſich, und der Wind trug die Flammen weiter und ſchürte eine anſehnliche Brunſt an. Den Streitern blieb ſomit nichts Weiteres übrig, als mit dem wohlfeilen Siege vorlieb zu nehmen, über die Wälle hinweg in den Fluß zu ſetzen und mit ihren Roſſen watend und ſchwimmend das jenſeitige Ufer zu gewinnen.

Was eigentlich vorgefallen und von wannen der Angriff gekommen, ob von innen oder außen, wußte im ganzen Lager noch niemand.

Als es nun völlig Tag geworden war, nahte ſich ein Häuflein glänzend geharniſchte Ritter der Burg. Voran ein Herold nebſt drei Trompetern.

Die Trompeten ſchmetterten. Auf der Burg wurde geantwortet, und Alles eilte auf die Mauern, begierig auf das, was es Neues gäbe. — Der Herold ritt voran und forderte den Grafen Friedrich von Greifenberg auf, als Befehlshaber der Beſatzung, auf der Mauer zu erſcheinen.

Der alte Graf gab ſich zu erkennen. Und der Herold begann alle neuen Titel, welche Herr Edmund von Hochwart, nach den zahlreichen Beſitzungen, welche ihm ſein Vater hinterlaſſen, ſeit dieſer Nacht führte, der Reihe nach und ohne Anſtoß herzuſagen, um in deſſen Namen kund und zu wiſſen zu thun, daß derſelbe mit der hohen Jungfrau auf dem Todtenſteine, ohne ihre Rechte weder gelten zu laſſen, noch in Zweifel zu ziehen, keinen Krieg zu führen geſonnen ſei, ſondern vielmehr gedenke, ihre Burg frei zu geben und ihre Ländereien zu räumen und alles Fernere der Entſcheidung der Geſammtheit eines hohen Adels zu überlaſſen. Um nun aber mit der Leiche ſeines hochſeligen Herrn Vaters in Frieden heimwärts ziehen zu können, erheiſche Ehre und Kindespflicht von ihm, den Tod deſſelben zu rächen, in einem ritterlichen Kampfe, wo Sonne und Wind gleichgetheilt wären. Er erwartete daher hier, auf der Ebene zwiſchen Burg und Lager, und in gleicher Entfernung von Beiden, Herrn

Ude, Freigraf von Uchtenhagen zum Zweikampf mit Lanze, Schwert, Dolch und Streitaxt, auf Leben und Tod.

Ein wildes Hohn- und Spottgelächter erhob sich auf den Mauern und selbst den alten Greifenberg riß diese ausgelassene Lustigkeit mit fort. Laut lachend erwiderte er: „Der Freigraf von Uchtenhagen ist heute noch nicht sichtbar geworden. Vielleicht schläft er noch, weil wir gestern eine köstliche Nacht feierten und erst früh zur Ruhe gingen. Herr Edmund, Graf von Hochwart, unbeschadet seiner anderweitigen Ziele, die er sich diese Nacht erwerben, wird daher warten müssen, bis der Freigraf ausgeschlafen hat und dann mag es sich, ob unser gnädige Königin diesen Zweikampf zu gestatten für gut achten wird."

Da sprengte Herr Edmund selbst, von Kopf bis Fuß schwarz gerüstet, auf einem herrlichen Rappen, aus dem Häuflein seiner glänzenden Ritter hervor, und fragte mit lauter Stimme an: Ob die hohe Jungfrau auf dem Todtenstein etwa den Frieden unter diesen so annehmbaren wie unerläßlichen Bedingungen verschmähe und ob der Freigraf von Uchtenhagen zu diesem Ende seinen Schlaf nicht abzukürzen habe?

Greifenberg erwiderte: „Das Letzte hat meine gnädige Königin ganz allein zu entscheiden, und Herr Edmund, Graf von Hochwart u. s. w. u. s. w. wird so höflich sein, ihr die nöthige Bedenkzeit einzuräumen. Was den Freigrafen anbetrifft, so fürchte ich, daß er in der vergangenen Nacht des Guten zu viel gethan hat und sich so bald noch nicht von den Nachwehen wird erholen können."

Herr Edmund aber bestand auf eine bündige Antwort, bis Sonnenuntergang und verwahrte sich, nicht eher von der Stelle zu weichen.

Greifenberg versetzte: „Wie könnt Ihr zweifeln, daß der Freigraf sich Euch stellen werde? Entsinnt Ihr Euch nicht mehr, wie Ihr vor wenig Wochen erst, binnen zwei Tagen, zweimal dem Zweikampf gegeben? Auch wissen wir sehr wohl, daß er

in Gegenwart der Thronräuberstochter Euch verhieß, Euch Proben seiner Geschicklichkeit zu geben, wo und wann Ihr sie begehrt. Ueberhaupt scheint Ihr mir sehr blöde von Gedächtniß zu sein. Denn allemal vergeßt Ihr über das Zweite, das Erste. Über den zweiten Königssohn Philipp, habt Ihr den ersten Königssohn Heinrich vergessen und über die zweite Prinzessin Isalde, die erste: unsere gnädige Königin „Regina". Vergeßt auch nicht, daß der Freigraf von Uchtenhagen, im offenen Felde, Rache nahm, an Eurem Vater, für seinen Vater, den Euer Vater aufs Blutgerüst schickte. Er hat auch seine Brüder noch zu rächen, und zwar zuförderst an Euch, dieweil Euer jüngster Bruder Richard fast Knabe ist. Auch diese Rache wird er im offnen Felde nehmen. Eure Aufforderung ist daher ganz überflüssig, und mit solchen Angelegenheiten, werde ich meine gnädige Königin nicht behelligen. Kehrt also heim, denn ich dulde Euch nicht länger so nahe dieser Burg und habe dort auf jenen Zinnen Schleudermaschinen und Ballisten, deren Steinhagel Euch schwer auf's Herz fallen dürfte."

Regina schüttelte ihr schönes Haupt zu diesem Benehmen Greifenbergs. „So könnte Alles zu Ende sein;" meinte sie. „Mein Oheim ist ein schwacher Mann. Hochwart ist gefallen und die Dominikaner sind gezüchtigt. Was kann mich hindern, meinen Landen Frieden zu geben?"

„Daß Herr Udo sich nicht auf dieser Burg befindet," versetzte Greifenberg. „Wie er es möglich gemacht, den Feind zu täuschen, indem er durchschlüpfte, ist mir allerdings unbegreiflich. Doch weil es ihm gelungen ist, darf ich seine Abwesenheit von hier nicht verraten. Ferner glaube ich, daß Hochwart, der bereits einmal schon unserer vielgeliebten Königin einen Hinterhalt gelegt, um die Unantastbare, meuchlings zu überfallen und zu entführen, auch diesesmal eine Arglist im Schilde führt, denn

Mann gegen Mann kann er es nicht mit Udo aufnehmen und was sollte ihn bewegen, sein Verderben geradezu herauszufordern? Endlich habe ich mit Herrn Udo viele Zeichen, bei Tag durch Fahnen, oder Nachts mittelst Lichter abgeredet, um uns Kundschaften und Anschläge mitzutheilen. Auf diese Weise ist mir heute schon angedeutet worden, daß ein neuer Sturm von allen Seiten gegen das feindliche Lager mit Einbruch der Nacht statt finden wird."

— „Wir werden also den Freigrafen im Laufe dieser Nacht hier auf der Burg erwarten dürfen?" fragte Regina hocherfreut.

— „Ich hoffe es zuversichtlich, meine Königin."

Dieses Mal eröffnete Udo mit seinen Rittern und Reitern den Kampf. Sie ließen ihre Pferde zurück und drangen zu Fuße von der Heerstraße aus, gerade auf das Feldherrnzelt los, in das wohlbefestigte Lager. Vergebens bot Edmund seine besten Kräfte gegen sie auf. Die kleine tapfere Schaar hatte, nachdem sie festen Fuß gefaßt, sich dicht zusammengeballt und die Krieger, die sich sehr wohl auf einander verlassen konnten und auf diese Art des Kampfes gut eingeübt waren, fochten mit einer Geschicklichkeit, als beseelte ein einziger Wille die ganze eiserne Masse, und mit einer Kraft, die jeden Widerstand vereitelte.

Fast waren sie schon bis zum Feldherrnzelte vorgedrungen, und es schien, als sei ihre Absicht, sich der Leiche des Grafen Hochwart zu bemächtigen. Da, unter dem furchtbaren Geschrei: „Es lebe die Königin!" geschah der Angriff von allen Seiten, während Pechkränze und Schwefelballen aus den Schleudern der Hirten wohlgezielt auf die Zelte regneten.

Das Lager brannte ringsumher und die Flucht ward allgemein. Die Vergritter nahten mit ihren Völkern dem Feldherrnzelte wo Edmunds beste Streiter die Fliehenden sammelten und Stand hielten.

Mitternacht war längſt vorüber, als Hans von Dornwart mit wenig Reitern vor dem Todtenſtein anlangte und Einlaß begehrte für ſich und die Seinen. Greifenberg erkannte ihn und war vorbereitet darauf, Herrn Udo ſelbſt, wo nicht, einen ſeiner Ritter zu empfangen. Die Brücken alſo fielen, und die Thore wurden geöffnet.

Auch Regina war begierig, den Erfolg des Kampfes zu vernehmen und Dornwart mit den Seinen, mußte vor ihr erſcheinen.

„Königin!“ hub er an. „Es gab einen Ritter, der in den Schranken Wunder der Tapferkeit für Dich that. Das war der glorreiche Prinz Heinrich, Dein Vater. Jetzt giebt es einen Zweiten, der für Dich Wunder der Tapferkeit im Felde vollbringt, und das iſt der Ritter Unbeſonnen, Freiherr von Uchtenhagen, der ſtets wünſchte, irgend eine That des Prinzen Heinrich nachahmen zu können. Heute iſt ihm endlich gelungen, wie Prinz Heinrich einmal im Angeſicht des Königs, der Großen und des Volkes den Grafen Wartenſchwert vom Pferde riß, um ihn über die Schranken hinweg den Kampfwärtern zu übergeben; auf ähnliche Weiſe vor den Augen ſeiner Kämpfer und des ganzen feindlichen Heeres, Herrn Edmund Grafen Hochwart vom Pferde zu nehmen und als gute Beute unter dem Arme heimzuführen. Er wird Dir Deinen hinterliſtigſten und grauſamſten Verfolger morgen als Gefangenen überliefern.“

— „Iſt's möglich?!“

— „Wir haben viele Gefangene gemacht und warten nur das Tageslicht ab, um ſie hierher zu führen. Herr Udo würde ſelbſt gekommen ſein; doch hat er den Rittern Hochwart's, die nicht mehr fechten wollten, um nicht von ihrer Muthloſigkeit Vortheil zu ziehen, einen Waffenſtillſtand bis morgen früh bewilligt, damit ſie ſich mit ihrem jungen Führer, Herrn Richard von Hochwart, verſtändigen und ihn zum Abzug bewegen möchten. Morgen will er dieſe Gegend geſäubert wiſſen. Deine Burg,

Königin, iſt nunmehr frei und zwiſchen Dir und Deinen treuen Rittern und Völkern befindet ſich kein Feind mehr."

Um dieſelbe Zeit hielt der junge Richard unter freiem Himmel Kriegsrath mit ſeinen Rittern. Das geſchlagene Heer bildete einen weiten Kreis ringsum und niemand durfte auf Gehörweite nahen.

Der junge Graf beſtand darauf, noch einen letzten verzweifelten Verſuch gegen den Todtenſtein zu wagen. Er wollte ſeinen Vater rächen, ſeinen Bruder befreien, oder unter dieſen Mauern fallen.

Die Ritter lachten über dieſe Prahlerei und einer der älteſten ſprach: „Ja, das ließe ſich wohl hören, wofern unſere Gegenwerke fertig wären, ſamt den Streitthürmen und Fallbrücken. Aber fliegen können wir nicht, und unſere Werke ſind in feindlichen Händen."

„Wer hält ſich für zu gut," rief Richard; „ſeinen Feldherrn in den offnen Tod zu folgen. Wer will ſich ſchämen, wenn ich mich Preis geben und fallen will?"

„Mein junger Feldherr," lautete die Antwort, „Verdruß und nächtliche Aufregung ſprechen aus Euch. Beliebt es Euch blindlings auf eine feſte Burg, gedeckt von einem ſiegreichen Feinde, loszuſtürmen, ſo habe ich es ehrenvoller, Euch die Ehre ſolcher That allein zu gönnen. Graf Eberhard war, wenn auch kein Held, doch ein erfahrener Krieger, der langſam, aber ſicher ging. Er nahm eine feſte Stellung ein und führte achtungsvolle Belagerungsbauten auf. Herr Edmund gedachte, was ſein Vater nicht im offnen Kampf vollbringen könne, durch Hinterliſt und Schlauheit zu erreichen und vernachläſſigte dermaßen alle Gegenwehr, daß er ſich im Angeſicht des ganzen Heeres, wie einen Narren vom Pferde nehmen und wie ein erjagtes Wildpret heimtragen ließe. Und jetzt will der Dritte Feldherr, nachdem wir geſchlagen und verjagt ſind, noch einen Angriff auf

Leben und Tod befehlen. Mein gnädiger junger Herr. Wir sind Ritter, die wohl fechten können, Ihr aber seid der Feldherr nicht, der einen Oberbefehl über uns führen kann und ich halte es durchaus nicht für schimpflich Euch zu erklären, daß ich Euch nicht gehorchen werde.«

Die Ritter stimmten dieser Rede bei und fügten hinzu: »Soll dieser ruhmlose Feldzug etwa dadurch zu Ehren kommen, daß wir als Unsinnige ihn beschließen?«

In diesem Augenblick nahte der Pater Lactantius dem Kreise der Ritter. Er kam von den Verwundeten und Sterbenden, denen er geistlichen Trost gespendet, und war seines Ordens ein Dominikaner.

Als ihn die jüngeren Ritter erblickten, riefen sie spöttisch: »Siehe da, der Herr Pater kommt wie gerufen, um uns auf den sicheren Tod vorzubereiten, da es unserem jungen Feldherrn beliebt, uns nicht gegen Feinde von Fleisch und Bein, sondern gegen Felsblöcke und Steinklippen zu führen.«

Der Pater Lactantius entgegnete mit Würde: »Ihr Spötter! Ihr versündigt Euch nicht nur an Eurem jungen Feldherrn, sondern auch an Eurer alten Mutter Kirche. Ich ein armer Diener Gottes, der das Gewand des Friedens trägt; ich habe keine Stimme bei Kriegs- und Ritterthaten. Aber so viel sage ich Euch: Auch dem Ritter schlägt einmal sein letztes Stündlein, und die heilige Mutter Kirche hat weder Ablaß noch Fürbitten für Ungläubige und Lästerer. — Mein frommer Sohn,« wandte er sich hierauf leise an Richard, »gönne mir zwei, drei Worte im Vertrauen.«

Richard trat mit ihm bei Seite: »Ehrwürdiger Vater! Geistliche Zusprache wird mich heute nicht beruhigen und ich habe kein Ohr für fromme Salbung. Ich muß einen Vater rächen und einen Bruder befreien, und meine Ritter spotten meiner Jugend und versagen mir den Dienst.«

»Mein geliebter Sohn, die frommen Reste Deines Vaters

wollen erſt unter ſicherem Geleit, damit ſie nicht in Feindes Hände fallen, zur Gruft ihrer Väter gelangen und feierlich nach Chriſtenbrauch beſtattet ſein. Die Rache iſt ein Zweites, was ſich ſpäter findet."

— „Das heißt: An der Spitze einer anſehnlichen Kriegsmacht ſoll ich ohne Schwertſtreich das Feld räumen und mit Schimpf und Schande beladen, heimziehen."

— „Mein theurer Sohn! Die Zeit iſt noch nicht da, Dir Lorbeeren zu erwerben und hier iſt weder der Ort, noch die Gelegenheit vorhanden. Soll der Todtenſtein das Grab Deines Hauſes werden, deſſen einzige und letzte Hoffnung Du biſt?"

— „Ehrwürdiger Vater! Der Glanz und die Macht ſind eine zu ſchwere Laſt für mein junges Haupt und mein älterer Bruder, der lebt noch."

— „Für's Erſte aber iſt er gefangen und wäre ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen. Du aber biſt die Hoffnung Deines Hauſes und berufen, die Stütze eines Thrones zu ſein und haſt nahe Anwartſchaft zur Krone. Vielleicht iſt dieſes heute noch ſo ſchwache junge Haupt auserſehen, dereinſt die Krone zu tragen."

— „O, hätte ich einen weiſen treuen Freund, der meine rathloſe Jugend lenken könnte!"

— „Die Kirche wird es, und ſie räth Dir: verheimliche Deinen Ehrgeiz, verleugne Deine Anſprüche und ſcheine kaum ſie zu ahnen. Wer wird es Dir verargen oder zur Schmach Dir auslegen, wenn Du, der zarte Jüngling, von hartem Mißgeſchick heimgeſucht und theure Todte, ſchwere Unglücksſchläge betrauernd allen Glanzes Dich entblößeſt, den weltlichen Dingen entſagſt und in geiſtlicher Einſamkeit Dein Gemüth ſammelſt und Deinen Geiſt anfriſcheſt: bis die Zeit Dich ruft und Du Dein Haupt wieder ſtolz emporhebſt; ſtolzer als irgend einer Deiner Ahnen."

— „Und dieſe Zeit wird kommen?"

— „Sie wird kommen. Ein Sturm wird wehen und den Funken, der in Dir ſchlummert, anfachen, vertraue mir und meinem Orden. Dein Vater ging ſtets Hand in Hand mit uns, denn wir ſind mächtig und Macht muß ſich mit Macht verbinden."

Dieſes Mal war der Empfang Udo's auf Burg Todtenſtein ein feſtlicher und glänzender. Fahnen wehten auf den reichbekränzten Zinnen, und die Streiter hatten feſtliche Gewänder angelegt. Ihre Waffen und Rüſtungen waren, ebenfalls bekränzt, in allen Nieſchen aufgeſtellt worden. Die der Gemeinen in der unteren Halle, die der hohen und edlen Herren im Ritterſaale. Auch die berühmten Todtenſteiner Koſtbarkeiten hatten ihre Truhen und Behältniſſe verlaſſen und prangten an den gebührenden Orten. Man hatte gleich die erſten Stunden der Freiheit benutzt, um die Burg mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen, und nachdem Regina die Sieger herrlich bewirthet hatte, empfing ſie ihre Ritter umgeben von ihren Frauen, im Ritterſaale. Sie ließ ſich die Gefangenen vorſtellen. Es waren Lehnsträger und Inſaſſen der verſchiedenartigen und weitläufigen Beſitzungen Hochwarts. Denjenigen, welche den Ländereien angehörten, die Udo's Vorfahren einſtens beſaßen, ſchenkte die junge Königin volle Freiheit und ſtellte es ihnen anheim, in ihre Heimath zurückzukehren oder unter Udo's Befehlen zu fechten, indem ſie hinzufügte: „Hoffentlich wird es ihm jetzt ein Leichtes ſein, den Grund und Boden ſeiner Väter ſich wieder zu unterwerfen. Ihr mögt ihm nun helfen, ihn wieder zu erobern, oder ihm Huldigung leiſten, nachdem er ſich auf demſelben feſtgeſetzt hat. Die Wahl bleibe Euch überlaſſen. Die übrigen Ritter und Mannen Hochwart's ſind ihres Lehnseides entbunden, denn ihr Oberherr iſt gefallen und Edmund, ſein Erbe, iſt in meinen Händen. Noch weiß ich nicht, was ich über ihn beſchließen werde. Wohlan!

Wofern Ihr es nun vorzieht, ſtatt auf dieſer Burg in ſtrenger Haft zu bleiben; treu wie Ihr Eurem bisherigen Führer dientet, jetzt für Eure Königin zu fechten, ſo wird ſie Euch auch als freie Männer behandeln.“

Die Gefangenen warfen ſich ohne Ausnahme ihr zu Füßen, und ſchwuren dankbar für die Begnadigung, der mildherzigen jungen Königin, Treue, in Leben und Tod.

„Zu Dir jetzt Edmund!“ fuhr Regina fort. „Du mein naher Verwandter und mein grimmer Todfeind, du haſt mich grauſam verfolgt und beleidigt. Sieh! Noch geſtern ſtandeſt Du als hochgebietender Feldherr an der Spitze Deines Heeres, und jetzt biſt Du gefangen auf der Burg, die Du zu bezwingen gedachteſt. Nicht wahr, Edmund, wäre ich zum zweiten Male in Deine Hände gefallen, dieſes Mal hätteſt Du mich nicht zur ewigen Haft, in das öde St. Annenkloſter, verurtheilt.“

— „Um Dich vergiften zu laſſen, Königin,“ Unterbrach ſie der Doctor Alquarara. „Vergiß das nicht. Ich hatte vom Abte Bernhard den heimlichen Auftrag dazu.“

— „Und vergiß auch nicht, Königin!“ wandte Greifenberg ein. „In welcher Abſicht er Herrn Udo, in der Meinung, er ſei noch auf der Burg, zum Zweikampf auf offnem Felde, forderte. Es war eine Hinterliſt, um ihn umringen zu laſſen, und ſich der Burg, ſobald die Zugbrücken gefallen wären, zu bemächtigen. Die Gefangenen alle, die Du begnadigt haſt, werden es beſtätigen. Ja! ſo kämpft und handelt ein Hochwart.“

— „Nicht wahr, Edmund?“ fuhr Regina fort. „Wäre Dir das gelungen, ſo hätteſt Du mich auf's Blutgerüſt, oder auf den Scheiterhaufen geſendet? — Jetzt ſprich, was erwarteſt Du von mir. Welch' ein Schickſal meinſt Du, daß Deiner harret?“

Edmund ſtand geſenkten Hauptes da. Völlig niedergeſchlagen und beraubt, regte ſich keine Muskel in ſeinen ſchlaffen Zügen. Wie ein blödſinniger ſchien er nichts zu hören, noch zu ſehen.

„Was iſt das?“ fragte Regina. „Iſt er verwundet? Was

haſt Du ihm gethan, Udo' weil er völlig ſinn- und tückiſch ſcheint?"

— „Er iſt unverſehrt und heil," entgegnete Udo. „So iſt er, ſeit ich ihn gefangen nahm. Lammfromm gab er ſeine Waffen ab. Er hat ſeitdem noch keine Nahrung zu ſich genommen, und thut willenlos, was man von ihm verlangt."

— „Hat ihn der plötzliche Schickſalswechſel ſo verſtört?" fragte Regina.

Greifenberg nahm das Wort: „Seit ehegeſtern, Nachfolger eines grauſamen tückiſchen Vaters, gedachte er geſtern ſchon deſſen Meuchelthaten und Verrätherein zu überbieten. Eine ſchmachvolle Erbſchaft hat er ſchmachvoll angetreten, und ſchmachvoller noch, in wenig Stunden verpraßt."

— „Du thuſt nicht wohl, eines Gefangenen zu ſpotten," ermahnte Regina. — „Mein Edmund, Du ſollſt nicht ſterben. Wie grauſam Du mich auch verfolgteſt; Ich will dem Todfeinde der in meine Macht gegeben iſt, verzeihen!"

Ein Schauer durchzuckte den Tiefgedemüthigten. Er erhob den irren Blick und legte die Hand an die Stirn, um ſich zu beſinnen, wie ihm geſchehen ſei.

„Wie, Königin!" rief Greifenberg, „dieſen Räuber, der Hand an die geheiligte Perſon der Königin legte, willſt Du ſchonen? Bevor der Henker ihm ſein Haupt zu Füßen legt, müſſen ihm die Hände abgehauen und an die Pfoſten der äußeren Brücke genagelt werden und Seinen Leib mag eine Balliſte weit in's Feld ſchleudern, zum Fraß der Hunde und der Raben."

— „Mäßige Dich, Greifenberg!" gebot Regina.

— „Ehre und Klugheit," fügte Alquarara hinzu, „erfordern daß ein Beiſpiel gegeben werde. Keine Schonung dieſem Ungeheuer. Mag der Orden über ihn entſcheiden. Ueberzieh ihn dem heimlichen Adelsgerichte."

— „Das Recht der Gnade habe ich für mich behalten," erwiderte Regina; „und glücklicherweiſe darf ich Gnade üben.

ohne mich zu beeinträchtigen. Sein Leben nützt mir mehr, als sein Tod, der Richard zum Grafen Hochwart machen würde: Er bleibe in ritterlicher, aber sicherer Haft auf dieser Burg, und keine Rücksicht soll vernachläßigt werden, die einem, mir so nahen Verwandten gebührt. Edmund! ich schenke Dir das Leben, möge es Dir, der seine Seele und Seeligkeit für Macht und Reichthum verkaufte, zur Wohlthat gereichen, indem Du Deine Bosheiten bereuest und Dich besserst."

Da durchzuckte es, wie Leben, die schlaffe blödsinnige Gestalt. Er richtete sich auf, krampfhaft hob sich seine Brust, Thränen stürzten aus seinen Augen Er warf sich der jungen Königin zu Füßen und verhüllte laut schluchzend sein Antlitz.

„Edmund!" sprach Regina mit mildem Vorwurf. „Das Glück ist wandelbar und wir müssen uns seinen Launen fügen. Einst war Ich Deine Gefangene, wie Du heute der Meinige bist. Als Du mich raubtest, und die treuen Mannen, die mich schützen wollten, erschlugst; da weinte ich zwar auch; doch still für mich, denn Ich war zu stolz, um Dir meine Thränen zu zeigen. Wo ist jetzt Dein Stolz, der Du ein Mann bist und Deine Schwäche so zur Schau trägst?"

So sprach Regina. Allein auch sie fühlte sich tief ergriffen, und verließ rasch den Rittersaal, um sich in der Einsamkeit zu sammeln und zu erholen.

Sechstes Buch.

Die Geißler.

Udo gönnte ſich und ſeinen Streitern nur einen einzigen Ruhetag, um ſogleich wieder aufzubrechen und dieſesmal zwar gegen die Hauptſtadt.

Ueberall, wo er kam, ward er mit Jubel und Ehren empfangen. Man war endlich eines langjährigen Friedens überdrüſſig, der nur zur Folge hatte, daß wenige Große und die Geiſtlichkeit alle Macht und Herrlichkeit ſich allein anmaßten. Auch hatten Udo's glänzende Siege die kampfluſtige Jugend entflammt und die holde junge Königin, durch das Gerücht von ihrer Schönheit und ihre ſchweren Leiden, bereits alle Herzen für ſich eingenommen. Täglich mehrten ſich Udo's Streitkräfte, und bald ſtand er mit einer anſehnlichen Kriegesmacht vor den Thoren der Hauptſtadt, die von den mißvergnügten Bürgern nur läſſig vertheidigt wurde.

Länger durften die alten hohen Herren nicht ſtille ſitzen. Endlich mußten ſie für die junge Königin, deren Glücksſtern ſtrahlend aufgegangen war, öffentlich auftreten, wenn ſie nicht alle Macht und Einfluß einbüßen wollten. Nichts konnte ſie hindern, aus dem Dunkel, in welchem ſie bisher gewirkt hatten, hervorzutreten, um Udo als Ritter der Königin öffentlich anzu-

erkennen, und ihn gewähren zu lassen, da er schon im Begriff war, die Hauptstadt zu berennen. Hochwart war gefallen, Edmund gefangen und Richard führte in der Hauptstadt ein eingezogenes beschauliches Leben, stiftete gute Werke, gab fromme Spenden, pflegte der Armen und schien sich um weltliche Dinge nicht mehr zu kümmern. Philipp also war in ihren Händen und es hätte nur ihres gemeinschaftlichen Entschlusses bedurft, um ihn abzusetzen. Doch waren sie gewohnt, immer nur an ihren Vortheil zu denken und alle weiteren Angelegenheiten dieser einzigen Rücksicht zu unterordnen. Sie hatten, wenn auch gezwungener Weise, Philipp als König anerkannt und scheuten sich jetzt, ihr Wort öffentlich zurückzunehmen, um nicht ihr stolzestes und höchstes Vorrecht zu bekelligen und in Zweifel zu ziehen. Sie beschlossen daher in einer geheimen Berathung, den König zu nöthigen, Isalde von der Erbfolge auszuschließen und die Tochter seines älteren Bruders zur Nachfolgerin zu ernennen. Diese Vermittelung wäre vielleicht damals von Erfolg gewesen, als die Königin ihren ersten Aufruf erließ. Seit allem aber, was inzwischen geschehen war und zumal jetzt Udo leicht sich zum Herrn der Hauptstadt machen konnte, war es völlig zwecklos und ungerecht. Indeß beriefen sie sich auf die vielgerühmte Mildherzigkeit der königlichen Jungfrau, und setzten voraus, daß sie Blutvergießen und Bürgerkrieg um jeglichen Preis vermeiden werde. Udo durfte vorläufig nicht weiter gehen, denn er stand unter dem Befehl der hohen Herren und bereute zu spät, die Anerkennung der Königin zu ihrem Ritter ausgeschlagen zu haben.

Sofort begaben sich die hohen Herren mit großem Pompe nach der Hauptstadt, um dem Könige und der Prinzessin diejenigen Bedingungen vorzulegen, die einzig und allein den Frieden sichern konnten. Die kampf- und beutelustigen jungen Streiter, waren sehr mißvergnügt über diese Einmischung der alten hohen Herren, die müssiggängerisch und prunkend das Werk, welches

ſie begonnen, zu Ende führen wollten, um den Preis davon zu tragen.

Schweigend und trauernd ſaß König Philipp in ſeinen innerſten Gemächern. Er hatte den Blick zu Boden geſchlagen, und ſprach laut mit ſich ſelbſt:

„Es gab eine Zeit, wo ich mich um irdiſche Dinge wenig kümmerte und die vergänglichen Freuden dieſer Welt verachtete. Meine Sehnſucht ging höher und geiſtliche Einſamkeit genügte meinen Wünſchen. Es lag etwas Gutes in mir. Doch ein Menſch übt Wunderkräfte über den andern aus und wehe dem, dem dieſer fremde Wille, mächtiger als der eigene, begegnet. Wehe! Denn iſt jener Wille gleich Thorheit und Raſerei: die Thorheit hat die Herrſchaft auf dieſer Welt und Raſerei wird von der Rohheit und dem Unverſtande heilig geſprochen. — Wer war es, der ſolche Macht über mich übte, daß ich keinen Willen hatte vor ihm? — o Schmach und Jammer! Es war ein elender blödſinniger Mönch. — Der König, mein Vater, lag krank. In allen Kirchen ward für ihn gebetet und man rühmte die Frömmigkeit eines jungen Dominikaners, von deſſen Zerknirſchung ich allnächtlich Zeuge war. Ich fühlte mit ihm jeden Streich auf ſeinen Rücken. Ich wollte ſo fühlen und mußte ſo wollen. Er lag platt am Boden und betete für den König. Sein Gebet war das meine. Der büßende Bruder hatte meinen Geiſt in Händen. — Wenn dann nach vierſtündiger ſtarrer Andacht, die bleiche Hülle ſich belebte, wenn man die härene Kutte über die blutenden Glieder warf und er plötzlich ſich erhob, vergeiſtigt und verklärt wie vom Poſaunenſchall des jüngſten Tages gerufen, die Muskeln noch tanzend von heiliger Verzückung; der Mund noch ſchäumend von inbrünſtiger Zerknirſchung, — dann nahte ich, von heiligen Schauern durchdrungen, dem frommen Dulder, ſeinen erſten friſchen Segen zu

empfangen. Und eines Tages nannte er mich König, weissagte mir den Tod meines Bruders und meines Vaters und — von Stunde an, war ich ein Anderer geworden. Ich, der ich weder Zorn noch Neid je kannte, der ich vergab denen, die mich kränkten, und entschuldigte die, so mich beleidigten: — Von Stunde an, wollte ich: daß man auch um mein Lächeln buhlen solle und streben, mich froh und guter Dinge zu erhalten. Unumschränkt wollte ich Glück oder Elend geben und gebieten über Leben und Tod. — Die Prophezeihung ging in Erfüllung! — Verdamme Gott den Propheten! — Ich bereue minder meine Sünden, als ich meine Verblendung beklage. Der blödsinnige Narr, den ich beneidete, weil er gottseliger schien, als ich jemals zu werden hoffen konnte, ist jetzt auch einem fremden Willen begegnet, der ihn knechtet. Der verrückte Schwärmer, dessen Beute ich war, ist nunmehr die Beute eines listigen Gauklers, für den er sich erniedrigt, für den er leben und sterben will."

Es war hohe Zeit, im Thronsaale zu erscheinen, allwo die hohen Herren längst warteten. Auch Isalde war bereits zugegen und die Entsagungsakte lag auf dem Tische.

Graf Trauschild trat heran, um sie noch einmal zu verlesen, dann reichte er dem König die eingetauchte Feder, der dem Anscheine nach völlig gleichmüthig mit fester Hand sie unterzeichnete. Hierauf reichte er die Feder Isalde, welche sie aber entschieden zurück wies.

„Ihr hohen Herren!" begann sie feierlich; „Nehmt hin das Erbe der Königstochter, damit hübsch Friede bleibe in einem Reiche, was ein einziger kecker Raufbold, den ich seiner Ungezogenheit halber aus meinen Gemächern verwies, zu erschüttern im Stande war. Nicht treue Schwerter, noch geharnischte Tapferkeit sind die Stützen dieses Thrones, sondern geschwätzige

Unterhändler, blutſcheue Vermittler, die den Frieden über Alles lieben und mit keinem Abentheurer und Stegreifhelden anzubinden wagen. Eine Jungfrau kann nicht fechten und iſt mit Worten zu bezwingen. Worte aber ſind Eure Waffen. Wohlan denn, plündert die Königstochter, auf daß Ihr nicht geplündert werdet. Entzieht ihr ihre Erblande, um auf Euren Burgen und Beſitzungen in Frieden zu leben und nehmt mir die Krone, für die ich geboren und auferzogen bin; der ich meine Jugend weihte und meine Herzenstriebe opferte; für die ich ſklaviſch mich allen Rückſichten unterwarf, die ſie mir auferlegte. Nur fordert nicht von mir, daß ich meine Schmach unterzeichne. Eine echte Königstochter ſcheidet von der Krone nur mit dem Leben. Ob ich auf mein Erbe verzichte oder ob ich es hinterlaſſe, kann Euch gleichgültig ſein. Ich brauche dieſe Urkunde nicht zu unterzeichnen, denn ich habe Gift."

Weinend warf ſie ſich ihrem Vater zu Füßen, küßte ſeine Hände und rief: „Verzeihung, tiefgebeugter König, Verzeihung! Ich kann nicht anders. Gott wird mir gnädig ſein." Leiſe fügte ſie hinzu. „Durch Gift haſt Du geſündigt, durch Gift ſtirbt die Königstochter als Sühnopfer für ihren Vater."

Die hohen Herren ſchauten finſter und beſtürzt zu Boden. Der König ſprach tiefbewegt: „Gott, Du haſt gerichtet. Das Geſchlecht Hochwart's, der mich verführte, haſt Du von der Erde getilgt, mit Ausnahme des letzten Sohnes, Richard. Hier that Deine Rache Einhalt. Denn Richard iſt ein frommer, gottesfürchtiger Knabe. O Herr! In meiner Jugend, da ich mein beſſeres Selbſt noch war, war ich fromm und gottesfürchtig, wie Richard. Wird Deine Allbarmherzigkeit, nachdem ich auch meine geliebte Iſalde verloren, dem trauernden Vater endlich verzeihen?"

Iſalde ſtarb und ward mit königlichem Trauergepränge im Dome beigeſetzt.

Die Fürstengruft blieb geöffnet und die hohen Herren begaben sich in die Gewölbe hinunter, luden den Sarg des Prinzen Heinrich auf ihre Schultern und setzten ihn in der Kirche auf die Bahre.

Der Trauerwagen war mit zwanzig stolzen Mayren, je vier und vier bespannt und die hohen Herren geleiteten ihn zuvörderst nach der Richtstätte des Herrn Theobald. Dort standen wohlgerüstete und wohlbewaffnete Krieger ringsum. Die Ritter zogen ihre Schwerter und ein Getöse von allen möglichen Instrumenten erhob sich und übertäubten die Trauermusik. Zugleich wurde die königliche Fahne, das Reichsbanner und noch hundert und dreißig andere Fahnen geschwenkt. Denn alle hohen Herren hatten ihre Fahnen und ihre Fahnenspieler hingesandt, zu Ehren des Herrn Theobald. Als der Lärm und Jubel sich bis in die Wolken erhob, wurde auf allen Zinnen der Königsburg das Mayren der Todtensteiner mit Lorbeer und Gold umwunden, prangend ausgehängt. — So glaubten die hohen Herren genug getan zu haben, der jungen Königin zu genügen.

Auf dem Todtensteine wurden Zurüstungen getroffen, den Sarg des Prinzen Heinrich mit gebührendem Pomp zu empfangen. Für die alten hohen Herren wurden die größten und prächtigsten Gemächer geschmückt und in Bereitschaft gehalten. Den hohen und edlen Frauen und Fräulein waren die übrigen bestimmt. Und die jungen Ritter und Herren mußten bei ihren Kampfgenossen und Waffenbrüdern mit einem Unterkommen vorlieb nehmen. Für das Volk wurden Zelte auf der Ebene ringsum aufgeschlagen, um Jedweden aufzunehmen, der sich zu den Festen und Feierlichkeiten einfand.

Mit Einbruch der Nacht langte der Sarg an. Udo und seine Ritter eröffneten den Zug; alle waren schwarz gerüstet. Von ihren Helmen wehten statt der Büsche Trauerflore und

ſtatt der anderweitigen Abzeichen trugen ſie eben ſolche Feſtbinden.

Greifenberg mit der Beſatzung empfing unter Glockengeläute den Trauerzug und begrüßte den Sarg mit kriegeriſchen Ehren. Die hohen Herren nahmen ihn vom Wagen, luden ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in die Schloßhalle, wo eine Bahre, ſchwarz gedeckt, bereit ſtand. Regina befand ſich dort mit ihrem Gefolge und all den hohen und edlen Frauen, die zu dieſer Feierlichkeit ſich eingefunden. Alle trugen ſchwarze Schleppkleider und hatten Trauerſchleier übergeworfen, die bis zu ihren Füßen reichten. In den Ohren, ſo wie um Nacken und Arme ſah man keinen anderen Schmuck als Perlen. Auch viele geiſtliche hohe Herren vom Benedictiner- und Carmeliter-Orden waren zugegen, um die kirchlichen Handlungen zu vollziehen.

Als die hohen Herren den Sarg auf die Bahre vor der Königin niedergeſetzt hatten, ſprach Graf Trauſchild, der Aelteſte von ihnen:

„Regina! Endlich kommen wir mit dem Sarge Deines Vaters. Endlich kannſt Du ihn zu ſeiner lang entbehrten Ruheſtätte befördern und mit dem Sarge Deines Vaters bringen wir auch ſpäte Gerechtigkeit und Ehre, Deinem Urgroßvater. Auch weitere Rechte bringen wir Dir, ſo weit wir vermögen. Gott hat das Haupt geſchlagen, welches Deine Krone beanſpruchte. Die heitere, prangende Iſalde ruht in der Fürſtengruft. Das hat Gott gethan, und was vermochten wir weiter? — Holdſelige Regina, deren Mildherzigkeit mit Recht ſo hochgeprieſen wird, Du wirſt nicht hadern und rechten wollen, mit einem, von Unheilbarem Leid und Gram, tief darnieder Gebeugten. Du ſtehſt allein, haſt weiter keine Verwandte, als dieſen einzigen Vaterbruder. Durften wir ihm die Krone abdringen, die er ſelbſt bald Dir überreichen wird, da er weiter keine Sehnſucht kennt,

als im Grabe zu ruhen neben ſeiner Tochter. Ihr beiden ſeid die Letzten, des einſt ſo blühenden Königshauſes. Möge Haß und Zwietracht vor dieſem Sarge enden. Dir iſt die Krone zuerkannt. Wolle dem Reiche Frieden ſchenken, und« —

Regina lag vor dem Sarge ihres Vaters mit verhülltem Antlitz auf ihren Knieen. Plötzlich ſprang ſie empor und rief dem alten Grafen zu:

»Schweigt! Kein Wort weiter! Soll dieſe theure Aſche zu bluten anfangen, weil ihr vor dieſem Sarge dem Mörder das Wort redet? O mein theurer Vater, den ich lebend nicht gekannt, und doch ſo innig lieben lernte. Achtzehn Jahre lang hat verbrecheriſche Gewalt die erſehnte Ruheſtätte Dir verſagt. Vergieb, daß ich, auf leere Redensarten horchend, einen Augenglick verſäumte, den letzten Wunſch zu erfüllen, den Du mir hinterließeſt. Nicht länger will ich ſäumen, Dich zu betten, neben dieſem holdſeligen ſtillen Fräulein! — Auf! zur Kirche! Die heiligen Reſte, meiner ſchwergekränkten Eltern, wollen endlich in einer Gruft, friedlich neben einander ruhen.«

Die Geiſtlichen ſtimmten ein de profundis an, und ſchwangen die Rauchfäſſer. Die hohen Geiſtlichen, vom Carmeliterorden, hoben die Bahre auf die Schulter. Zunächſt dem Sarge folgte Regina; dann die alten hohen Herren, ſehr ungehalten darüber, daß die Königin ſie nicht hatte ausreden laſſen; dann ihrem Range nach die hohen und edlen Frauen, und endlich die jungen Ritter entzückt und hocherfreut über den gerechten Stolz und Zartſinn ihrer angebeteten jungen Königin. Wie ergreifend auch jener feierliche Auftritt war, und obſchon er ſie zu Thränen gerührt hatte, ſo warfen ſie ſich doch Blicke frohen Einverſtändniſſes zu, und drückten ſich verſtohlener Weiſe die Hand.

Die Kirche war über und über ſchwarz behangen, die Orgel brauſte, und die geſpenſtiſchen Marmorbilder, welche theils Paar-

weiſe auf Sarkophagen knieten, oder der Länge nach auf Gruftſteinen ausgeſtreckt lagen, oder geharniſcht und mit geſchloſſenen Augen an Pfeiler ſich lehnten, ſchienen in den wogenden Weihrauchwolken ſich zu regen, während der matte Kerzenſchein die lebenden Geſtalten in Marmorbilder zu verwandelte.

In der Mitte der Kirche vor dem Altar war das Grab des ſtillen Fräuleins. Ihr Bild von Alabaſtermarmor lag wie ſchlafend da, das Haupt hintenübergeſunken, ſo wie ſie ſich im Traume geſehen und es dem Prinzen Heinrich beſchrieben. Daneben lag eine geharniſchte Geſtalt von ſchwarzem Marmor mit offenem Viſir, das Antlitz von Alabaſter in den Marmor eingefugt, war nach einer Gypsmaske geformt, welche der Doctor Alguarara von der Leiche des Prinzen Heinrich genommen.

Nachdem die Feierlichkeit vorüber und die Gruft vermauert war, verließen alle Anweſenden die Kirche. Nur Regina blieb, um allein unter den Bildern ihrer Ahnen am Grabe ihrer Eltern zu beten.

„Lebende können mich nicht verſtehen“ hub ſie an, „ich wende mich an Euch, Ihr Todten. Ihr ſeid mehr, als kalter Stein: Tugenden und Verdienſte überdauern den Menſchen und die dankbare Nachwelt findet nur Gräber, um ſie mit den Kränzen des Ruhmes zu ſchmücken. Eure Seelen ſind im Paradieſe. Allein die Liebe und die Dankbarkeit Eurer letzten einzigen Tochter beſeelt dieſe Steinbilder. Ihr ſeid mein Stolz und meine Zuverſicht. Auch die heilige Jungfrau rühmte ſich ihrer Ahnen: die gebenedeite Tochter aus dem heiligen Königsſtamme David. Selig, wer von edlen großen Ahnen ſtammt, denn von ihren Vätern und Müttern erbten die Kinder den Geiſt und den Glauben.“

Sie knieete nieder an dem Grabſteine ihrer Eltern. Mit inniger Ehrfurcht betrachtete ſie das edle Heldenantlitz ihres Vaters wie erhaben dünkte ihr die ſüße Todtenruh, in der er dalag. Sie ſchaute in die holden Züge ihrer Mutter, deren ſtille Schön-

ben ſie noch niemals ſo innig gerührt hatte. Weinend ſank ſie auf das Alabaſterbild und betete:

„Holde Mutter! ſeliges ſtilles Fräulein! Das Schickſal vieler Tauſende wird in meinen Händen ruhen. O, daß Dein Geiſt über mich käme, daß ich ahnen könnte, wie ich Segen zu ſtiften vermag, der noch für ferne Zukunft dauert. Du gabſt Dein Leben für das meine hin! Schwindet im Lichte droben alle Mutterliebe? Erſchrickt man im Paradieſe vor jeder irdiſchen Erinnerung? Ach, meine Seele, die ſich zu Dir erheben möchte, verliert ſich in Ohnmacht. Du denkſt mit himmliſchen Begriffen. Du fühlſt in ſeliger Vollkommenheit und alle Gerechtigkeit ermißt ſich, wo Du weilſt, in Wonnen!“

Betäubt hielt ſie inne; eine ſüße Mattigkeit ergriff ſie und ihre Gedanken und Gefühle ſchwanden. Ihre Augen ſchloſſen ſich, doch ihr Bewußtſein blieb wach, ſie fühlte, wie ſie auf den Knieen liegend, die Stirn in den gefaltenen Händen, auf den Leichenſtein ihrer Mutter hinſank.

Mit einem Male war ihr, als läge eine Geiſterhand ſich auf ihr Haupt und Wonneſchauer rieſelten durch ihre jungen Glieder. Ihre Augen waren ſehend bei geſchloſſenen Lidern und die hehre Geſtalt des ſtillen Fräuleins hatte ſich lächelnd aufgerichtet und ſprach ſegnend:

„Heil Dir, Regina! Wer die Wahrheit zum Siege führt, hat Ewiges vollbracht, denn was auf Erden Wahrheit iſt, iſt Wahrheit auch in allen Himmeln. Heil Dir! denn Du biſt berufen, den Wahn zu ſtürzen und den Betrug zu tilgen. Sei ſtandhaft und wanke nicht. Heil!“

Und die ſchwarz gerüſtete Geſtalt neben ihrer Mutter erhob ſich, legte ihr die Hand auf und neue Wonnen durchſchauerten ihr Weſen.

„Heil Dir, Regina! Meinen letzten Wunſch haſt Du erfüllt. Meine Aſche ruht neben der Aſche Deiner Mutter. Auch Dir ſoll ein Wunſch erfüllt werden, der ſtill in Deinem keuſchen

Herzen ſchlummert. Heil Dir! denn Du biſt berufen, redlichen Muth zu wecken und Rittertreue zu lohnen. Sei ſtandhaft und wanke nicht. Heil!«

Da trat eine dritte hohe Geſtalt herzu, um Haupt und Kinn wallten Silberlocken.

»Heil Dir, Regina! Gerechtigkeit iſt meinem Namen, und Glorie meinem Gedächtniſſe worden. Heil Dir! denn auch Du ſollſt Dein volles, unumſchränktes Recht erlangen in Glanz und Glorie. Allein Dein Weg zum Throne geht über Leichen und Brandſtätten. Sei ſtandhaft und wanke nicht! Heil!«

Und alle Gräber waren offen und alle Steinbilder der Ahnherren und Ahnmütter nahten, ſchloſſen einen Kreis und hoben alle ſegnend die Hände.

»Heil Dir, Regina! Du letzte einzige Tochter. In milden Händen wird das Schickſal Tauſender ruhen. Sei ſtandhaft und wanke nicht; denn Feuer und Schwert ſollſt Du bringen. Heil Dir, Regina! Deine Werke werden Segen tragen noch in ſpäter Zukunft. Doch Blutſtröme werden fließen und Feuerbrünſte lodern. Sei ſtandhaft und wanke nicht! Heil!«

Und die Wonnen wurden betäubend, die kalten Schauer folgten ſich wie Pulsſchläge und ihr Entzücken ward zur Bangigkeit. — Qualvoll rang ſie ſich wach.

Von Neuem ſah ſie ſich einſam mitten unter den weißen Bildern ihrer Ahnen, die jetzt wieder ſtarr und ſteinern alles Leben verleugneten. Ein Grauen wandelte ſie an. Doch ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Sei ſtandhaft und wanke nicht. Kindlich fromm kniete ſie nieder und küßte den Bildern ihrer Eltern die Hände, dann erhob ſie ſich, um ſich demüthig vor den Ahnenbildern zu verneigen. So verließ ſie die Kapelle.

Noch in derſelben Nacht ſprach ein kleiner welker Greis auf der Burg ein. Er war dicht eingehüllt in einen alten grauen

Mantel und verlangte beſcheidentlich zum Doctor Alquarara geführt zu werden.

Der Ritter, der die Schloßwache hatte, beeilte ſich, dem Schloßhauptmann zu melden:

„Das graue Männlein iſt angelangt.“

„Deſto beſſer!“ ſprach der Schloßhauptmann, der mit einigen Rittern bei den Bechern ſaß. „Ihr Herren! Eine willkommene Nachricht! Es giebt Krieg!“

— „Krieg?“

— „Nicht anders! Das graue Männlein zeigt ſich niemals umſonſt!“

Die Ritter verlangten zu wiſſen, wer das graue Männlein ſei? und erhielten zur Antwort:

„Der Wahrſager unſeres hochgelahrten Doctors Alquarara, der für ihn in den Sternen lieſt. Beim Tode des alten Königs, bei der ſchmachvollen Hinrichtung des alten Theobald und bei jedem anderen wichtigen Ereigniß zeigte er ſich allemal einige Tage zuvor und ward von der Königin empfangen, wenn der Doctor nicht zugegen war. Er auch war der Erſte, welcher uns die Befreiung der Königin als nahe bevorſtehend verkündete, und hatte es damals ſo eilig, daß er kaum einen Imbiß und einen Trunk Wein annahm, ſondern gleich wieder ſein Maulthier beſtieg und ſich weiter tummelte. Was er in den Sternen lieſt, erfährt nur die Königin oder der Doctor; gleich darauf geſchieht es und wird weltkundig.“

— „Es bedarf keines Sterndeuters,“ ſprach ein Ritter, „um vorher zu ſehen, daß es kein Friede bleibt. Unſere vielgeliebte Königin hat die alten hohen Herren mit ihren Anträgen ſehr beſtimmt abgewieſen. Gott ſegne ſie dafür.“

— „Gott ſegne ſie dafür,“ wiederholte der Schloßhauptmann. „Was wetten wir aber, daß nicht ſie, ſondern der alte Thronräuber anfangen wird?“

— „Deſto beſſer! In beiden Fällen behauptet ſie ſich durch unſere Schwerter.“

— „Sie behauptete ſich durch unſere Schwerter!“ riefen jubelnd die Ritter.

Regina kam aus der Burgkapelle und wollte ſich in ihre innerſten Gemächer zurückziehen. Allein der Doctor Alguarara erwartete ſie in ihren Vorzimmern und trat ihr entgegen.

„Suchſt Du mich?“

— „Ja, meine Königin! Doch wie iſt Dir? Seligkeit und Begeiſterung leuchtet aus Deinem Weſen! Heil Dir, Regina!“

— „Heil Dir, Regina!“ wiederholte ſie ſinnend. „Ja, ſo ſagten ſie alle.“

— „Der Bruder Cyrillus,“ fuhr Alguarara fort, „mein treuer Famulus, mein zuverläſſiger Bote, hat heimlich das Dominikanerkloſter verlaſſen und iſt als Flüchtling (wie ich vor Kurzem auch) hierher gekommen.“

— „Er ſoll willkommen ſein, wie Du mir warſt.“

— „Er bringt wichtige Kunde.“

— „Ich will ihn morgen hören.“

— „Nein, meine Königin! Nicht einen Augenblick darf ich Dir verſchweigen, was im Werke iſt. Sei ſtandhaft und wanke nicht! denn Deine Feinde erheben ſich von Neuem.“

— „Sei ſtandhaft und wanke nicht! — Wer legte Dir dieſe Worte in den Mund? damit haſt Du mich beſchworen. Jetzt muß ich Dich hören. Sprich und ſei kurz!“

— „Die Dominikaner verſuchen ihr Äußerſtes. Schäumende Mönche und verwilderte Nonnen zeigen ſich aller Orte, um den Weltuntergang zu verkünden, und geben durch Selbſtreinigung und Selbſtzerfleiſchung ein ſcheuſeliges Beiſpiel bußfertiger Zerknirſchung. Sie betäuben damit die Menge, die toll und blind zur Geißel greift. Alle Verſuche, dieſe fromme Tobſucht zu

unterdrücken, steigern nur die Heftigkeit derselben, und fördern ihre Verbreitung. Endlich auch betreiben Dein Oheim und Richard heimliche Zurüstungen, um diesen Unfug mit aller Macht zu unterstützen."

— „Ja!" sprach Regina sinnend. „So ist mir offenbart worden: Feuer und Schwert soll ich bringen. Um den Wahn zu tilgen und den Betrug zu stürzen, soll mein Weg über Leichen und Brandstätten gehen.

— „Ich erkenne Dich nicht wieder, meine holde Königin!" versetzte Alquarara staunend. „Was hat Dir so plötzlich diesen begeisterten Heldenmuth eingeflößt?"

— „Frage mich nicht! Erst muß ich wieder zu mir selbst kommen."

Die Hauptstadt ward zum Tummelplatz der Geißler. Dahin strömte das Gesindel von allen Seiten, um Zeter zu schreien über die Fürsten und Reichen: „Der Engel in der Sonne:" riefen sie; „aus dessen Munde ein feurig Schwert geht, hat alle Vögel unter dem Himmel zum Abendmahl bestellt, auf daß sie fressen das Fleisch der Könige und der Hauptleute und der Starken und der Pferde und derer, die darauf sitzen und das Fleisch der Freien und Knechte, beider Groß und Klein" (Offenb. Joh.) und ferner schrien sie Zeter über die Reichen: „Ihr Reichen, weinet und heulet über Euer Elend, so über Euch kommen wird. Euer Reichthum ist verfault; Eure Gewänder mottenfräßig; Euer Silber und Gold verrostet und der Rost wird Euer Fleisch fressen, wie ein Feuer." (Jacobi 28, 1 — 5).

Eines Tages sammelte sich auch vor dem Dominikanerkloster die Menge, und der Priester, der sie anführte, rief mit gewaltiger Stimme:

„Hervor mit Dir, Du Sünden-Abt Bernhard, und entblöße Deinen feisten Rücken der Geißel. Zwei Todsünden streiten sich

um Deinen wohlgemäſteten Leichnam. Mit doppelten Schlingen feſſelt Dich die Hölle, damit Du, während Du die eine zerreiſſeſt, in die andere Dich verſtrickſt. Du Unſeliger aber zappelſt in beiden. Die Schatzkammer, die Du täglich mit Köſtlichkeiten anfüllſt, iſt Dein Magen. Dein Altar, den Du für Deinen Götzen ſchmückſt, iſt Dein Speiſetiſch. Deine Andacht flammt auf dem Küchenheerde und Dein geiſtlicher Troſt verlt im Weinkeller. Dein Bauch iſt der Tummelplatz aller böſen Geiſter, welche ihren Sabbath darin feiern. Und die ſündhaften Gelüſte, welche ſie Dir in's Blut jagen, die wüſten Dünſte, womit ſie Dein Gehirn umnebeln, gönnen Dir nicht Ruh noch Raſt, weder auf der Kanzel, noch auf dem Beichtſtuhl. Wenn Du die Wonnen des Paradieſes ſchilderſt, ſo ſchwelgſt Du Auge in Auge lüſtern mit Deinen Zuhörerinnen, und ſollſt Du Ablaß ertheilen, ſo berauſcht der Klang einer weiblichen Stimme Dein Ohr und ſei ſie jung oder alt, ſchön oder häßlich, Du glühſt, mit ihr die Sünden zu begehen, die ſie Dir beichtet.“

So weit war der Bußprediger gekommen, als die Menge ein Jauchzen erhob. Denn die beiden Flügel der Kloſterpforte öffneten ſich und mitten auf der Schwelle bußfertig und im härenen Gewande ſtand Abt Bernhard. Die hohe, wohlbeleibte Geſtalt mit dem vollen, bleichen Angeſichte und dem rothen, wohlgekräuſelten Bart hatte etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Meine Brüder!“ begann er, „wohl ſtecke ich tief in Fleiſchesluſt und bin ein arger Sünder. Wer ſich rein weiß, der hebe einen Stein auf, denn keiner von Euch allen iſt rein. Wahrlich! wahrlich! ich ſage Euch, Niemand kann mehr rein und fromm ſein auf Erden, denn es fehlt der Geiſt, der Tröſter, den Jeſus Chriſtus hinterlaſſen. Weil er aus der Welt verſchwunden iſt, ſteht ihr Ende bevor und darum kehrt der Herr und Heiland wieder, um uns zum zweiten Male zu erlöſen, damit wir nicht dennoch dem ewigen Verderben anheim fallen. Hat es irgend einen bußfertigen Sünder gegeben, ſo war ich's. Mögen die Aelteren

von Euch, die mich aus früheren Jahren kennen, es den Jüngeren erzählen, wie ich jeder Kasteiung mich freiwillig unterzog und mit welcher Unermüdlichkeit und Ausdauer ich sie vollbrachte. Was Jugend mit hitzigem Mute vermag, vollbringt das Alter aus Uebung und Gewohnheit. Ich bin im Stande, mich hier vor Euren Augen gemächlich todt zu geißeln und doch ist mein Gebet und meine Andacht Tand. Es fehlt der Geist und nur in tiefster Unfreiheit, in Selbsthaß und Verachtung können wir fühlen, wie Noth es thut, daß der Herr und Heiland wiederkehre."

Die Menge fing an Zeter zu schreien, entblößte die Rücken und erhob die Geißeln, doch Abt Bernhard schrie:

„Darum laßt uns sündigen, damit wir uns in tiefster Erniedrigung und Selbsthaß wiederfinden und um so mehr uns nach der Wiederkehr des Erlösers sehnen. Wie wollen wir sündigen, als Diebe, Räuber oder als Mörder? doch wie gering und schwach versündigen wir uns da, im Vergleich zu den Vornehmen und Reichen! Wir können nur kleine Diebe, Räuber und Mörder sein, aber die hohen und vornehmen Herren sind große Mörder und Diebe, und um das Regiment zu behalten und die Wiederkehr unseres Herrn und Heilandes zu hintertreiben, deshalb haben die hohen und mächtigen Herren sich geschaart um die große babylonische Sündenmutter auf dem Todtenstein, und haben unseren frommen, schwachen König gezwungen, sie zu seiner Nachfolgerin zu ernennen, und so hat denn der Satan einen festen Sitz, um über diese Lande zu herrschen und sie dem wiederkehrenden Heiland streitig zu machen, und dem Reiche Gottes ewigen Trotz zu bieten."

Ein fürchterliches Wuthgeschrei erhob sich und man ereiferte sich in Flüchen und Verwünschungen wider die Belialstochter und die hohen Herren, die ihr anhingen. „Zum König!" riefen einige Stimmen von der Menge.

„Zu Richard von Hochwart!" rief der Abt. „Ihm gebürt die Erbfolge, und er ist fromm und gottesfürchtig. Er wird

nicht säumen, weltliche Hoheit und Macht dem Heiland zu opfern, und sein Scepter dem Könige der Welten zu überreichen."

Ein Theil der Menge, geführt von jenem Priester, begab sich nach der Königsburg; ein Anderer, geführt vom Abte, nach Hochwarts Palaste. Ihre Anzahl und der Tumult mehrten sich bei jedem Schritte.

„Tritt hervor, Richard!" rief der Abt, „und entblöße Deinen Rücken der Geißel. Noch Niemand hat dermaßen verdient, gepeitscht zu werden, wie Du. Die Todsünde Trägheit hält Dich in ehernen Banden. Du hast den Tod eines Vaters zu rächen, aber Du schläfst; Du hast den Tod eines Bruders zu rächen, aber Du bist träge; Du hast einen gefangenen Bruder zu befreien, aber Du bist faul. Bedenke wohl, unser Herr und Heiland wird kommen, nach Krone und Scepter zu fragen. Was wirst Du erwidern? Sie ist bereits versagt an der Teufelsbrut auf dem Todtenstein, und ich habe einen älteren Bruder, der dort gefangen sitzt; was kümmert mich die Krone."

Richard erschien demüthig auf der Schwelle seines Palastes.

„Hochwürdiger Herr! schlagt zu! Erweckt mich aus der tiefen Trauer und der Niedergeschlagenheit, in die das Mißgeschick meines Hauses mich gestürzt. Geißelt mir den Rücken wund, auf daß der Körperschmerz den Seelenschmerz vertreibe. Peitscht mich aus Leibeskräften, damit ich grimmig die Zähne zusammenbeiße. Ja, knirschen will ich wider den hohen Adel und wider die verfluchte Ketzerin auf der Satansburg. Allein der König trage die Krone und führe das Scepter im Namen des Herrn. Wer kann ihn abrufen heute oder morgen. Wie plötzlich starben nicht mein Vater, Philipp und Isalde! Ich will wach sein, wenn der Herr ruft und meines Bruders nicht gedenken, so lange er gefangen sitzt. Und stirbt der König, so will ich nehmen was mir zukommt und es treu bewachen und bewahren, damit es nicht in Satanshände falle. Gleich will ich es thun, kommt mit zum König. Nach ihm verlange ich die Krone,

um ſie meinem Herrn und Meiſter zu Füßen zu legen, dem alles eigen iſt, was ich bin und habe, und dem ich angehöre mit Seele und Leib.«

Inzwiſchen war der andere Haufe vor die Königsburg gezogen, und der Prieſter, der ihn führte, ſchrie:

»Hervor mit Dir, Du Sündenkönig und entblöße Deinen krummen Rücken der Geißel. Nimm den Purpur von Deinem Buckel, und zeige, daß Du nicht einmal zum Prieſter taugſt, der heil und grade ſein muß, geſchweige denn zum König. Das Gebrechen darf nicht herrſchen und Schwachheit gehört nicht auf den Thron. Die mächtige Krone, die Du von Deinem Vater erbteſt, haſt Du ſie ſo geſchändet, daß Du ſie der Belialstochter, der großen babyloniſchen Sündenmutter überlaſſen willſt? Nein! Richard von Hochwart iſt ein frommer und gottgefälliger Jüngling, und ſoll und muß Thronerbe ſein; denn nach Dir iſt er an der Reihe, weil die von der Kirche verfluchte Ketzerin auf dem Todtenſtein nicht mehr unter den Lebenden zählt und ſein älterer Bruder in ihren Krallen iſt. — Noch beſſer wäre es, Philipp, Du überließeſt ihm gleich die Krone. Denn darf das Königsſcepter ſich vor ſeinen Vaſallenſchwertern neigen, wie Du Dich neigteſt, vor den hohen Herren: und nicht einmal vor ihren Drohungen, ſondern nur vor ihren Worten? Es verberge ſich die kranke Majeſtät vor ihren Unterthanen, damit niemand ſchaue, wie ein König bebt im Fieberfroſt. Verbirg Dich, König, wenn Du trunken biſt, und ſtöhnſt und ächzeſt und den Propheten, der die Krone Dir geweißſagt, als Deinen Verführer anklagſt. Es krön der wüſte Zecher ſeine Stirn mit Weinlaub, doch nicht mit Gold!«

Der tolle Prieſter würde weiter geeifert haben; doch ein Zetergeſchrei: »Friede! Friede! Friede!« erhob ſich, und Abt Bernhard, Arm in Arm mit Richard von Hochwart, erſchien auf dem Schloßplatze. Ihm nach quollen aus den engen Straßen neue Geißlerhaufen.

Der feiſte Abt hatte Mühe ſich durch die dichten Maſſen zu winden, welche das Schloß umringten, wobei er oft Gefahr lief zerdrückt zu werden, denn das Gedränge vermehrte ſich nur, je mehr man ſich hin- und herwälzte, um ehrfurchtsvoll ihm Raum zu ſchaffen.

Endlich ſtand er vor der Zugbrücke und begehrte Einlaß für ſich und Richard.

Nach einer guten Weile ſank die Brücke. Das Thorpförtchen öffnete ſich und geſtattete einen Blick in's Innere, wo alle Ritter und Hellebardiere des Königs in Waffen ſtanden. Die Brücke hob ſich augenblicklich wieder, nachdem der Abt und Richard hinüber waren.

Geraume Zeit verging, bevor ſie ſich wieder zeigten. Schon fing die Menge an, ihre Ungeduld und Beſorgniß durch wildes Heulen und Brüllen kund zu geben. Da erſchien Abt Bernhard auf dem Söller, Hand in Hand mit dem Könige und Richard. Der König legte ſeinen Mantel ab, ließ ſich vom Abte den Rücken entblößen und unter entſetzlichem Freudengeſchrei der Menge, drei leichte Geißelhiebe verſetzen. Von Neuem brach die Menge in gellendes Jauchzen aus.

Das Gerücht von dieſen neuen Umtrieben, erreichte noch ehe die Trauerfeſte zu Ende waren, den Todtenſtein und verbreitete dort entſetzliche Beſorgniß und Beſtürzung; denn noch bei jeder Gelegenheit hatten ſich die Geißler als die furchtbarſte Plage bewieſen, die jemals das Land heimgeſucht. Sogar anſteckend war dieſe bußfertige Volkswuth. Es gab Beiſpiele, daß wehrfähige Bewohner verſchiedener Ortſchaften, welche um ihre Gegend zu vertheidigen, wider ſie auszogen, mit einem Male gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machten und heimkehrten, um ihr eigenes Hab und Gut zu verwüſten, und ihre Frauen, Kinder und Geſinde zu zwingen, ſich mit ihnen zu geißeln. Auch war es nicht alles

Gesindel und Pfaffen, das im Selbstreinigungseifer nach der ersten Auferstehung verlangte. Selbst vornehme Herren und angesehene Bürger und Bürgerfrauen ergaben sich diesen schauderhaften Bußübungen. Kurz, niemand schien bei dieser bösartigen Volksseuche sicher. Und dieses Mal endlich hatte ein König und ein ihm nah Verwandter Theil an diesen geistlichen Frevels genommen und sich mit Pfaffen und Gesindel verbunden wider Adel und Städte.

Am schlimmsten waren die hohen Herren daran. Der König, den sie geschont, hatte zum Dank dafür sie jetzt verleugnet. Gezwungener Weise freilich, allein auch er hatte sie gezwungen, ihn als König anzuerkennen.

„Nun?“ fragte der Schloßhauptmann die Ritter, mit denen er neulich die Nacht durchzecht, „hat das graue Männlein nicht richtig in den Sternen gelesen?“

Allein auch sie waren mißmuthig. Denn dieses war kein ritterlicher Kampf gegen halb nacktes, von eigner Hand zerfleischtes Gesindel; gegen Weiber, Greise und Kinder, die sich in blinder Todeslust den gezückten Waffen entgegen warfen, um sich niedermachen zu lassen, und in Verzückung zu sterben. Auch die zu Tode Getroffenen brüllten bisweilen noch das „Dies irae“ mit und hin und wieder auch rangen Sterbende sich noch einmal krampfhaft empor, um in Verzückung auszurufen: „Ich bin des Leides ledig! Hosianna!“

Nur Udo ließ sich nicht stören in seinem Kriegergleichmuth und seiner Heldenheiterkeit: Er war nun einmal der Ritter Unbesonnen.

Als Regina vernahm, wie guten Muthes Udo war, beschied sie ihn in ihre Gemächer.

Zu seinem Erstaunen war der Empfangsaal leer. Auch stand der Armsessel nicht unter dem Thronbaldachin, sondern statt

deſſen ein rundes Tiſchlein, mit einem koſtbaren Teppich gedeckt, und mitten auf demſelben ein kleiner ſilberner Becher mit dem Königswappen. Auf dem Deckel blitzte als Knauf die geſchloſſene Königskrone.

Udo mußte lange warten und hatte Zeit genug nachzudenken, was alle dieſe Vorbereitungen ſollten.

Endlich erſchien Regina, bräutlich geſchmückt und ſtrahlend von Geſchmeide. In ihren blonden Locken blitzte ein Diadem von Smaragden und Diamanten. Ein Rubingürtel umſchlang ihren zarten Leib und Hals und Arme waren mit Perlenſchnüren umwunden.

Noch niemals hatte Udo ſeine Königin in ſo hehrem Glanze erblickt, und ihr Antlitz war ſo bleich, ihr Weſen ſo feierlich: Sie glich heute mehr als je dem Alabaſterbilde des ſtillen Fräuleins.

Udo betrachtete ſie mit Blicken der Bewunderung.

„Was ſtaunſt Du mich an?“ fragte ſie ſanft.

— „Ich ſtehe hier geblendet von einer überirdiſchen Erſcheinung.“

— Höre mich an und unterbrich mich nicht!“

— „Ich gehorche, Königin.“

— „Udo! wären die Frevel meines Oheims nicht ſchon offenkundig, heute würde er entlarvt daſtehen. Jetzt handelt es ſich zwiſchen mir und ihm nur noch um den Boden des Reiches. Alles andere hat er der Verheerungsſucht der Geißler Preis gegeben. Und Richard — Du nahmſt ihm freilich ſeine beſten Ländereien ab, doch behielt er noch genug übrig; er hätte nicht nöthig, jetzt ſchon zu ſ o l ch einem Abenteurer ſich zu erniedrigen. — Jedoch Verderben heißt die Frucht des Laſters und meine drei mächtigen Todfeinde, mein Oheim, Hochwart und jener aberwitzige Mönch, bieten, von Neuem wider mich verbunden, offenes Verderben dem ganzen Reiche. Verhöhntes Verbrechen vornehmer Raubluſt und geiſtlicher Betrug heißen die Feinde, die ich zu

bekämpfen habe. Jetzt muß ich Königin sein und mich als Königin zeigen und beglückt und beseeligt fühle ich mich in diesem Berufe. Ich werde standhaft sein und nicht wanken. — Du staunest noch immer?«

— »Ja Königin, über jedes Deiner Worte.«

— »Nun siehe! Bevor ich zu Feuer und Schwert greife; bevor ich Losung gebe, zu einem unabsichtbaren Vertilgungskrieg, will ich meine Herrschaft mit einer That *milder* Gerechtigkeit beginnen. Die Vorsehung hat einen Kämpfer mir erweckt. Im Dome warf er seinen Handschuh für mich hin. Sein Heldenmuth und Ruhm waren bis heut meine Stütze und ein heiliges Traumgesicht hat mich belehrt: »Ich werde siegen.« — Siegreich wird er vollenden, was er glorreich begonnen, darum soll er auch ernten, was er gesäet hat und was er für mich thut, soll er auch für sich gethan haben. — Udo, Du bist den ältesten Geschlechtern dieses Landes entsprossen, bist Freigraf und hast Deine Stamm- und Lehngüter Dir wieder erobert: Du gehörst jetzt zu meinen hohen Kronvasallen und würdest den alten hohen Herren gleich stehen, wenn Du die Jahre hättest. Du wirst die Krone mir erkämpfen und *ich* — darf meinen Thron mit Dir theilen!«

Udo sank ihr zu Füßen: — ›O, Königin! was machst Du aus mir — Es ist ein Traum! und ich muß ihn verscheuchen, weil er allzukühn und vermessen ist!‹«

Regina hatte sich von ihm gewendet, um den silbernen Becher auf dem Tischlein unter dem Baldachin zu nehmen. Sie trat wieder zu ihm und blieb, den Becher in der Hand, eine Weile vor ihm stehen. Dann hob sie zu dem Staunenden an: — ›Siehe! In diesem Brautschmucke, den ich trage, zeigte sich das stille Fräulein zum ersten Male dem Prinzen Heinrich, und dieses ist der Königsbecher, den sie vor ihn hinstellte. Seitdem hat weiter keine Lippe ihn berührt. Ich kredenze Dir jetzt diesen Becher!‹«

Sie führte den Becher an ihren Rosenmund und reichte ihn Udo, der mit schwärmerischer Zärtlichkeit sie eine Weile betrachtete und dann den Becher leerte und zurückgab.

„Gott sei mit uns!“ hauchte Regina leise.

Er ergriff ihre Hand, um sie mit schüchterner Innigkeit zu küssen.

Sie machte sich los, wandte sich und ging, um nicht zu verraten wie tief bewegt auch sie war.

Udo warf sich, von Glück und Wonne überwältigt, zu Boden und drückte glühende Küsse auf den Teppich, wo der zarte Fuß seiner heißgeliebten Königin geweilt hatte.

Siebentes Buch.

Eine Königin.

In langen, reichen, goldgestickten Kleidern, die ihnen ein höchst stattliches und ehrwürdiges Ansehen gaben, verfügten sich die alten hohen Herren nach dem Rittersaal. Innerlich mochte es wohl minder glänzend und festlich um sie stehen, denn die Königin entließ heute ihre sämmtlichen hohen und edlen Gäste, je nach Beschaffenheit der Umstände, mit gnädigen oder ungnädigen Worten und die alten hohen Herren wußten selbst am Besten, wie ihre Rechnung stand. Obendrein hatten sie es mit einer jungen Königin zu thun, die sich auf Herkömmlichkeiten Umschweife, Zögerungen und Zweideutigkeiten noch nicht einzulassen verstand. Dem Thronbaldachin gegenüber, waren Sessel für sie bereitet, die sie je nach ihrem Rang und Alter einnahmen. Auch die jungen Ritter waren zugegen; sämmtlich im blanken Kriegerschmucke, wie die Zeit es mit sich brachte. Doch durften sie der Abschiedsfeierlichkeit nur stehend beiwohnen, mußten die tiefste Stille beobachten, und hatten sich in Nichts zu mischen.

Regina erschien in Trauerkleidern. Der Schloßhauptmann nebst vieren seiner Ritter gingen ihr voran. Ihr folgte Graf Ehrenberg und Doctor Alzuarara, nebst anderen ihren Räthe.

die links vom Baldachin an einem grünen Tische ihre Pläne hatten, und endlich einige Edelknaben.

Ernst und bleich ließ Regina sich auf ihrem goldenen Sessel nieder und hub mit bewegter Stimme an:

„Hohe Herren! Nehmt meinen Dank für alle dem Sarge meines Vaters und dem Gedächtnisse meines Urgroßvaters erwiesenen Ehren. Ich habe Frieden endlich mit den Gräbern meiner Ahnen, den Todten ist Gerechtigkeit worden und ihrem Andenken die wohlverdiente Glorie wiedergegeben. Zwar habt Ihr lange gezögert Eure Pflicht zu thun und brachtet mir nur späte Gerechtigkeit. Allein Ihr habt Eure Pflicht geübt, Ihr habt mir Gerechtigkeit gebracht und die Königin sagt Euch dafür ihren Dank. Die Feste, die ich veranstaltete, um Kindespflicht übend etwas mir bis dahin nicht vergönnt war): das Andenken meines glorreichen Vaters zu feiern — diese Feste muß ich plötzlich schließen. Furchtbare Ereignisse erheischen es und nöthigen Jedweden, seines Eigenthums zu wahren und den eignen Grund und Boden zu beschützen. Ich darf Euch daher nicht länger zurückhalten und habe, bevor ich Euch entlasse, nur eine Frage noch Euch vorzulegen: Ihr habt in mir stets Eure Königin erblickt. Daß Ihr mir offne Anerkennung versagtet, ließ ich gelten, weil Ihr keine Gesammtheit bildetet; indem Hochwart mit seinem mächtigen Anhang mir entgegenstand. Nachdem aber Hochwart gefallen und sein Anhang gesprengt war; als der Ritter der Königin mit seinem siegreichen Heere die Hauptstadt belagerte: da waret Ihr eine Gesammtheit und konntet frei handeln. Es stand in Eurer Willkühr, offen hervorzutreten; wo nicht, still verborgen in Eurem bisherigen Dunkel den Ritter der Königin vollenden zu lassen, und alsdann erst mit Eurem Entscheidungsrechte aufzutreten. Ihr zogt das Erstere vor. Augenblicklich tratet Ihr offen auf. Aber — um meinen Waffen Einhalt zu thun und, um statt mir mein Eigenthum zu überbringen: den Räuber in vollem Besitze seines

Raubes zu laſſen. Sagt an, hohe Herren! welche Gründe Euch bewogen, ſo zu entſcheiden und zu beſchließen?"

Graf Trauſchild, als der Älteſte, erhob ſich und ſprach:

„Holde Königin! daß wir Deine Sache zu der unſrigen machten, lehrt ſonnenklar der Augenſchein. Dein Oheim, der Dich ſtets verleugnete, verleugnet jetzt auch uns; der verbrecheriſche Orden, der Dich ſtets verketzert, verketzert jetzt auch uns, und dieſelben, von tollen Prieſtern verwilderten Geißlerſchaaren, bedroben jetzt auch unſere Lehn- und Erbthümer. — Daß Du uns zur Laſt legſt, wodurch wir ſelbſt am ſchlimmſten daran ſind, daß wir die Älteſten und Höchſten Deiner Getreuen, die Erſten ſein ſollen, mit denen Du haderſt; O! mildherzige Königin, die ſelbſt ihre Todfeinde begnadigt! — Das ſieht Dir nicht ähnlich, das kann Dein Ernſt nicht ſein!"

— „Ich lege Euch nichts zur Laſt und habre nicht mit Euch, denn Ihr ſeid meine hochwerthen Gäſte. Die Königin kann ſich wohl einmal genöthigt ſehen, ihre greiſen Hochvaſallen zur Rede zu ſtellen, denen es, vermöge ihrer Weisheit und Erfahrung, (da ich ſehr jung und nur ein Weib bin), ein Leichtes werden wird, ſich zu rechtfertigen."

— „Wohlan denn, Königin! Ich rede im Namen Aller, ſowohl der hier Anweſenden wie auch der Abweſenden, welche Ihresgleichen allhier zu einem Geſammtbeſchluß bevollmächtigt haben. Wir Alle ſagen uns hiemit feierlich los, von dem Geißlerkönig, der ſein Reich an pfäffiſches Geſindel verkauft, und ſind bereit, zur Stelle Dir Huldigung und Schwur zu leiſten."

— „Graf Trauſchild! Hätten Ihr ſo am Sarge meines Vaters geſprochen, ſo gäbe es heute nichts zwiſchen uns zu ſchlichten. Damals aber hörte ich ganz andere Worte aus Eurem Munde. — Hohe Herren! Ihr habt der Königin den Antrag geſtellt Was ſie längſt geerbt hatte; von ihrem Oheim Thronräuber noch einmal zu erben. — Soll ich meine Krone vielleicht auch zum dritten Male noch von Edmund erben, den ich auf dieſer Burg gefangen

halte und zum vierten Male endlich auch noch von Richard? Denn einen Antrag, den Ihr mir einmal stelltet, könntet Ihr mir bei jeder anderen Gelegenheit auch wieder stellen."

Kläglich erwiderte der Greis: „So harte Worte aus einem so schönen Munde und von einer Silberstimme, die trotz ihrer Strenge, immer noch so schmelzend bleibt, verwunden um so tiefer den ersten und ältesten Deiner Hochvasallen. — Mag jetzt ein Anderer reden. Ich bin zu Ende."

Er ließ sich auf seinen Sessel nieder, und Regina fuhr fort: „Hohe Herren! Noch ist meine Frage nicht beantwortet und ich will sie nicht wiederholen, sondern Euch zu Hülfe kommen. Ihr habt mir meine Krone vorenthalten, weil Ihr meinem Oheim bei seiner Thronbesteigung Eure Anerkennung bereits gegeben hattet, und durch eine doppelte Entscheidung Euer Gesammthochadelsrecht zu schmälern und in Zweifel zu stellen fürchtetet. Aber, hohe Herren! Damals spracht Ihr meinem Oheim die Krone gezwungener Weise zu. Als freie Männer aber, denen ich alle meine Ansprüche in Händen gab, spracht Ihr mir diese Krone ab? Und jetzt endlich, nachdem mein Oheim Euch geächtet, wollt Ihr, weil Euch keine andere Zuflucht bleibt, mir huldigen? — Wer mir mein Recht nicht giebt, wo er kann, und es mir nur giebt, weil er muß, der giebt mir kein Recht. Das Recht will frei geübt sein, und wer sich zwingen läßt, vergiebt sein Recht. Eure Huldigung und Euren Lehnseid werde ich mir gefallen lassen; was aber Euer Gesammthochadelsrecht betrifft, hohe Herren, das erkläre ich von Stunde an für verwirkt und erloschen. Ich hebe es hiemit auf und tilge es."

Die alten hohen Herren allesammt erhoben sich zugleich von ihren Stühlen, wie auf ein gegebenes Zeichen.

Bis dahin hatte Regina von ihrer reizenden Gelassenheit noch nicht das Mindeste eingebüßt und mit einer anmuthigen Bewegung fuhr sie fort: „Es rede Einer nach dem Andern."

Die alten hohen Herren nahmen ihre Sitze wieder ein, und

Graf Warteſchwert, der Kühnſte und Schlaueſte von Allen, begann mit dreiſtem Lächeln:

„Um Einſpruch zu thun,“ Königin! muß ich mich auf Deine eigene Worte beziehen. Du ſelbſt nannteſt Dich ſo eben ſehr jung und ein Weib. Deine Jugend entſchuldigt Deine Unerfahrenheit, und Deinem Geſchlechte ſind Grillen eigen, deren Ausführung jenſeits der Möglichkeit liegt. — Zum erſten Male ſieht dieſes Reich jetzt eine Königin und dieſe Königin ſieht heute zum erſten Male ihre hohen Kronvaſallen vor ſich. Noch kein König hat gewagt, unſer ſtolzeſtes Vorrecht, unſer Kleinod, unſer Heiligthum auch nur anzutaſten; und eine Königin wagt heute gleich zum erſten Male es aufheben zu wollen? — Geſetzt nun, das wäre möglich und ließe ſich hören, und wir könnten uns leichtfertiger und unbeſonnener Weiſe bereitwillig finden, auf Alles zu verzichten: ſo würde ſelbſt damit nichts gewonnen ſein, in ſofern wir nicht in Geſammtheit anweſend ſind und die Vollmachten unmöglich dieſen Fall mit einſchließen können.“

— „Ich weiß nicht, was Ihr von Vollmachten und Abweſenden redet, da ich an Euch Allen eine zweifache, meiner Krone widerfahrene Beleidigung ahnde, indem ich ſage: Es giebt kein Geſammthochadelsrecht mehr.“

— „Bedenke wohl, o Königin! welch eine Königin Du wärſt, ohne unſere Anerkennung.“

— „Graf Warteſchwert, fragt Euch doch lieber ſelbſt, welch ein Kronvaſall Ihr ſeid ohne Lehnseid.“

— „Dem Lehnseide muß die Anerkennung vorangehen.“

— „Da ich Eure Anerkennung nicht begehre, ſo macht mit Eurem Lehnseid, was Ihr wollt. — Dies meine Antwort auf den Antrag, den Ihr mir ſtelltet am Sarge meines Vaters. — Anfangs war ich geſonnen, Euch damit zu entlaſſen. Weil Ihr aber, wie es ſcheint, mich noch nicht völlig verſtanden habt, ſo will ich deutlicher ſein. — Hohe Herren! Wohl habt Ihr mir den Sarg meines Vaters gebracht, aber erſt, nachdem die tapferen

Schwerter meiner Ritter, die Schergen des Thronräubers niedergeschmettert, Hochward erschlagen und Edmund im Angesichte seines Heeres gefangen genommen hatten. Wohl habt Ihr dem Andenken meines Urgroßvaters Ehre erwiesen, aber erst, nachdem meine Ritter mit der Kunde ihrer Waffenthaten die Hexenmärchen verdrängt hatten, um deretwillen mein Urgroßvater zu Tode gemartert und sein ehrwürdiger Leichnam schimpflich verbrannt wurde. Die Schwerter meiner Ritter hatten meine Krone mir bereits erobert. Da nahmt Ihr sie in Händen, um sie mir zu entziehen. Und diese Schwerter werden, jetzt von Neuem Sieg auf Sieg häufen, um die Unheilsverkündungen trügerischer Pfaffen die dem ganzen Reiche Verderben drohen, Lügen zu strafen. Diese Schwerter sind's, die mir die Krone geben sollen, nicht Eure Anerkennung. Meine Krone soll erobert, nicht mir zugesprochen, oder gar zum dritten Male mir vorenthalten werden. Deshalb soll es jetzt Ritterschwerter geben und kein Gesammthochadelsrecht mehr."

Diese Flammenworte begeisterte die jungen Ritter und sie erhuben ein Waffengeklirre, welches aber gleich wieder verstummte, als der Schloßhauptmann einen verweisenden Blick dahin warf. Udo stand wie im Traume. Er fühlte, daß das Lob der Ritterschwerter aus dem holden Munde seiner Königin ihm allein galt und eine süße Betäubung bemächtigte sich seiner.

Graf Warteschwert wollte, bevor er einlenkte, das Äußerste versuchen. „Nicht weiter, Königin!" sprach er. „Um Deiner selbst willen gehe nicht weiter, sondern entlasse uns. Deine jähzornige Aufwallung giebt Dir Worte ein, deren Du Dich in Anwesenheit junger Krieger enthalten solltest. Schwerter soll es geben und kein Recht mehr. Willst Du, holde zarte Jungfrauengestalt, eine Gewaltherrschaft beginnen?"

— „Herrscht etwa Recht im Lande? Heißt das Recht, wenn der Leib nicht sicher ist, vor seinen eigenen Händen, wenn Raub und Mord und Brand als Gottesdienst betrieben werden?"

„Mögen Deine Ritter für das Recht ſtreiten, denn für's Recht ſtreiten ſie mit Ehren, und wer für's Unrecht ſtreitet, iſt ein Ritter, ſondern ein Söldling, ein Waffenknecht. Sind wir aber Deine Feinde, daß Du Dich auf Deine Ritterſchwerter berufſt gegen uns, um uns unſere Rechte abzudringen?"

Da erhob ſich Regina zürnend von ihrem Seſſel und ſprach in ſtolzer Begeiſterung: „Hohe Herren! Meine Feinde heißen verbrecheriſche Macht und geiſtliche Hinterliſt. Die gefährlichſten Feinde für ein Reich, die grauſamſten Feinde, die je eine Königin verfolgten, aber die willkommenſten Feinde den ſiegreichen Schwertern meiner Ritter, die für's Recht ſtreiten. Sie, die ſtets meine Feinde waren, ſind jetzt auch die Feinde des ganzen Reiches und das macht mich ſtolz; ich fühle mich beſeeligt in dem Berufe, ſolche Feinde zu bekämpfen. Geht zu ihnen über, hohe Herren, ich ſehe Euch lieber wider, als für mich. Beſſer träge und läßige Feinde, als läßige und träge Freunde. Ja, hohe Herren, auch ohne Krone und hohe Kronvaſallen und lediglich im Bewußtſein ihres Rechtes fühlt ſich die Königin ſtrahlend wie die Sonne. — Es iſt zum Aeußerſten gekommen und ich bin ſtandhaft und wanke nicht. Blutſtröme werden fließen und Feuersbrünſte lodern. Doch wenn die Sonne aufgeht, breitet ihr der Himmel purpurne und goldene Teppiche unter, damit ſie triumphirend die Nacht zerſtreue und Glück und Leben wach rufe. Blutſtröme und Feuersbrünſte ſind die purpurnen und goldenen Teppiche, die ſich der Königin ausbreiten, damit ihr Recht triumphirend Nacht und Verderben verſcheuche und Glück und Leben wach rufe!"

So ſprach Regina und ihre Augen blitzten, ihre Wangen glühten, ihr Buſen wogte.

Den jungen Rittern flimmerte es vor Augen wie Waffengeblitze. Es ſauste vor ihren Ohren wie Schlachtgetümmel und in blinder Selbſtvergeſſenheit erhoben ſie von Neuem ein unbändiges Geraſſel mit ihren Waffen und Wappenſtücken.

Den hohen Herren war hiebei gar nicht wohl zu Muthe. Selbſt Warteſchwert fühlte, daß es hohe Zeit ſei einzulenken, wollte man es mit der jungen Königin nicht für immer verderben, und er überlegte nur noch, ob dieſer Augenblick ihres Zornes nicht der gerathenſte ſei ſich ihr zu Füßen zu werfen.

Indeſſen hatte ſich Regina völlig wieder geſammelt. Sie winkte den Schloßhauptmann zurück, welcher den jungen Rittern ihr ungebührliches Betragen derbe verwies und fügte mit ſanfter Stimme hinzu:

„Diesmal war das Getöſe mir eine Warnung, mich nicht zu vergeſſen. Doch ſoll man, wenn ich zu zürnen Urſache zu haben glaube, meinen Worten nicht durch unbefugten Beifall Nachdruck geben, damit ſie nicht ſchlimmer ausgelegt werden, als ich ſie gemeint habe. Auch ſoll man dieſen hohen Herren jede Rückſicht weiben, die ihrem Alter und ihrem Rang gebührt, und ich werde jedes Wort, jede Miene, jeden Blick, der ſie irgend beläſtigt, ſtreng zu ahnden wiſſen. — Hohe Herren! Noch einmal meinen Dank und Glück zur Heimkehr! Ihr ſeid entlaſſen.“

Da trat Warteſchwert einen Schritt näher und bog ſein Knie: „O holde Königin! laß mich nicht beladen mit Deiner Ungnade von Dir ziehen. Wie Du ſo eben in Deinem höchſten Zorn Dich plötzlich mäßigteſt und ſo milde Worte ſprachſt, das hat mich tief erſchüttert; das hat mit einem Male mich einſehen gelehrt, daß Du gerechterweiſe zürneſt, und daß ich und wir alle wohl ſchweres Unrecht an Dir verübt haben mögen. Gern will ich auf Alles verzichten, was Dir mißfällt, um nicht die Bekümmerniſſe und Bedrängniſſe zu mehren, die von allen Seiten Dich bedrohen. Am liebſten aber verzichte ich auf meinen Antheil an jenem Vorrecht, wenn es gleich das älteſte und ſtolzeſte iſt, was wir beſitzen: weil wir uns damit zwiefach an Deiner Krone verſündigt haben! Königin ohne Gleichen! Von

nun an will ich ſtolz darauf ſein, daß ich Dein Vaſall bin. Denn mehr als Du es biſt, kann man nicht Königin ſein!«

Ungläubig lächelnd, reichte Regina ihm ihre Hand zum Kuſſe. Und dies war das Zeichen, worauf auch alle übrigen hohen Herren ſich erhoben, näher traten, ihr Knie bogen und ihrer Königin die Hand zu küſſen begehrten; herzlich froh, ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, und indem ſie Warteſchwert beneideten, der zuerſt ſich vor ihr gedemüthigt hatte.

Mit tiefer Rührung und Bewunderung ſahen dies die jungen Ritter und deuteten den Auftritt nach ihrer Weiſe. Ihnen war es vorgekommen und ſie bildeten feſt ſich ein: der Liebreiz der jungen Königin habe dieſe ſtarrköpfigen Greiſe bezwungen, ihr anmuthiger Stolz, ihre bezaubernde Milde, habe die alten Herzen gerührt, daß ſie huldigend ſich ihr zu Füßen drängten. Sie mußten ſich großen Zwang anthun, um nicht von Neuem ein wildes Getöſe zu erheben und dieſer Königin ſonder Gleichen Heil zu rufen!

Regina entließ auch ihre übrigen Gäſte und begab ſich wieder in ihre Gemächer.

Greifenberg, nachdem er mit dem übrigen Gefolge ſie dahin geleitet hatte, nahm den Doctor Alguarara bei Seite.

»Nun, Doctor!« hub er an. »Was ſagt Ihr zu unſerer kleinen Königin?«

— »Gott ſegne ſie!« antwortete Alguarara. »Es iſt unbegreiflich, wie das ſo plötzlich aus ihr werden konnte.«

— »Das Geſammtadelsrecht aufzuheben iſt und bleibt eine Gewaltthat!«

— »Sie vollbrachte ſie ſpielend und hat viel dadurch gewonnen.«

— »Wer rieth ihr dazu?«

— »Niemand! Sie ſprach davon weder mit Euch noch mit irgend einem Anderen ihrer Räthe!«

— »Sollte das der Einfluß ſein, den der Lichtenhagener über

ſie gewonnen? Er hatte vor einigen Tagen eine ſehr lange geheime Unterredung mit ihr.“

— „Nein, hoher Herr! Der Uchtenhagener will nur Krieg und iſt zufrieden, wenn er dreinſchlagen kann!“

— „Sollte ſie das Alles aus ihrem eignen blonden Köpfchen haben?“

— „Ja, hoher Herr! So iſt's! Ich kann Euch Tag und Stunde angeben, wo dieſe merkwürdige Veränderung ſich mit ihr begab. Die Tochter unſeres Ordens, auferzogen in unſeren geheimen Weisheitslehren, entzog ſich plötzlich unſerem Einfluſſe in jener Nacht, wo der Sarg ihres Vaters hier anlangte.“

— „In jener Nacht ſprach das ſogenannte graue Männlein hier ein! Ich meine Euren treuen und hochgelahrten Cyrillus. Er brachte die erſte Kunde von dem Geißleraufruhr. Die Königin ſah ſich von Neuem in allen ihren Erwartungen getäuſcht. Von Neuem ſtand Alles auf dem Spiele, und ſomit beſchloß ſie in aller Stille, Alles für Alles zu wagen.“

— „Nein! Auch das war es nicht, hoher Herr! Ich hatte Mühe, ihr dieſe entſetzliche Kunde beizubringen. Anfangs wollte ſie mich nicht anhören und nachdem ſie Alles wußte, rührte es ſie nicht, als wäre ſie im Voraus ſchon von Allem unterrichtet geweſen.“

— „Seltſam! Höchſt ſeltſam!“

— „Sie kam aus der Burgkapelle, und war von dem Augenblicke an — wie ſoll ich ſagen?“

— „Nun?“

— „Wie ſie heute im Ritterſaale war: ſelbſtſtändig — eine Königin!“

Nachdem die hohen und edlen Gäſte den Todtenſaal verlaſſen, bemächtigten ſich die jungen Ritter der vollen Weinkannen und entſchädigten ſich in den engen entlegnen Gemächern, die

ſie während der Feſte bezogen hatten, reichlich für alles Lärmen, was ſie im Rittersaale heute unterlaſſen gemußt.

Die Hauptleute und unter ihnen Hans von Dornwart, ſaßen in einem Thurmzimmer beiſammen.

„Was mag dem Uchtenhagener fehlen?“ Begann einer derſelben. „Er iſt ſeit einigen Tagen ſo ſtill und ernſt.“

— „Er ſtudirt den Geißlerkrieg,“ meinte ein Anderer; „und ſitzt Nächte lang mit Greifenberg und dem alten Alquarara, welche ſolche Zeiten ſchon erlebt haben, beiſammen, um mit ihnen alte Schriften zu durchſtöbern.“

Ein Dritter ſprach: „Etwas von dieſem Geſindelkriege weiß ich auch; aber es iſt durchaus nicht nach meinem Geſchmacke. Wir haben uns nicht ſonderlich auf dieſen Feldzug zu freuen.“

— „Laß einmal hören!“

— „Zuerſt darf man nicht im offnen Felde angreifen: denn das Geſindel ſtürzt ſich blindlings in den offnen Tod. Ihre Anzahl iſt zu groß und die Blutarbeit ermüdend und ekelhaft. Ehe man ſich's verſieht, haben ihre Leichen ſich zu Wällen aufgethürmt: ſie erklimmen ſie und ſind alsdann im Vortheil. Geräth einer von uns lebend in ihre Hände, ſo wird er unter wilden Geſängen und Tänzen auf einem Scheiterhaufen verbrannt.“

Die jungen Hauptleute gaben den Abſcheu, den dieſer Bericht ihnen einflößte, in unumwundenen Ausdrücken zu erkennen.

Jener fuhr fort: „Ferner iſt es nicht wohlgethan, die Anführer oder Anführerinnen zu erſchlagen, denn alsdann verwildert das Geſindel vollends, wird erſt recht ſterbeſüchtig, und wehe alsdann den Vereinzelten und Kampfesmüden, deren es ſich bemeiſtern kann.“

Die Zuhörer machten von Neuem ihrem Unwillen und Abſcheu Luft.

„Ihr wißt noch nicht Alles,“ fuhr jener fort. „Es giebt Beiſpiele, daß dieſes Geſindel feſte Städte und Burgen einge-

nommen hat, indem es Beſatzung und Einwohnerſchaft aushungerte, oder auch die böſen Seuchen Alles dahinrafften, weil die Geißler ihre Todten nicht begraben. Man darf ſich daher nicht von ihnen einſchließen laſſen, denn mit ihren Leichen verpeſten ſie die Luft."

„Wie ſoll man ſie denn ſchlagen?" fragte ein Anderer. „Wenn nicht im offnen Felde und nicht hinter Mauern und Wällen, und wenn man ſogar ihrer Anführer ſchonen muß?"

„Man muß ſich hinter Flüſſen und Gewäſſern erwarten. Schwimmen kann das Geſindel nicht, und wenn es zu Waſſer geht und taucht, ſo heilt es ſich, wie vielfältige Erfahrung beſtätigt, gemeiniglich von ſeiner Geißlertobſucht und wird wieder kleinmüthig und unterthänig. Auch Schnee und Froſt bringt ſie zur Beſinnung, und wenn auch Geißlerumtriebe Jahre hindurch gewährt haben, ſo waren ſie doch Winters über ſtets wenig gefährlich."

Hans von Dornwart ſagte: „Man darf ſich von einem Kriege nie zu arge Vorſtellungen machen, denn alle Schreckniſſe verſchwinden, wenn man ſie in der Nähe betrachtet, und vor allen Dingen haben wir einen tüchtigen Feldherrn, auf den wir uns verlaſſen können."

— „Das iſt wahr, und man muß es dem Uchtenhagen laſſen. Er weiß augenblicklich, was zu thun iſt. Er iſt immer vorauf."

— „Dafür heißt er Ritter Unbeſonnen."

„Es wäre das nicht aus ihm geworden," ſagte Dornwart; „hätte er nicht im Morgenlande alle Arten Krieg zu führen kennen gelernt. Was fragt er nach den Geißlern, da er ſchon mit heidniſchem Geſindel zu thun hatte, was bei Weitem gefährlicher iſt? — Im Geiſte hat er den Feind ſchon geſchlagen und unſere liebreizende Königin verläßt ſich ganz auf ihn."

— „Und auf unſere Schwerter! Habt Ihr es gehört heute?"

— „Wer kann das vergessen. Sie hat den hohen alten Herren tapfer zugesetzt.“

— „Daß sie wie die begossenen Hunde zu Loche krochen.“

— „Daß sie wie die ungezogenen Kinder die Strafruthe küßten.“

— „Es lebe diese Königin sonder Gleichen. — Graf Wartenschwert sagte mit Fug und Recht: ‚Man kann mehr nicht Königin sein, als sie es heute war.“

Zwei neue Verordnungen der Königin dienten dazu, den Muth der jungen Kämpfer zu erhöhen.

Sie sprach die Acht aus, über ihren Oheim und Richard von Hochwart, und über alle, die dem Thronräuber anhingen, so wie auch über den verbrecherischen Orden, welcher, nachdem er Jahrhunderte lang die Völker ausgesogen; jetzt von Neuem das Gesindel aufwiegelte.

Ferner ließ sie, um Städte und Ortschaften nicht von der wehrfähigen Mannschaft zu entblößen, keinen Heerbann umgehen sondern forderte die kampflustige Jugend auf, sich freiwillig unter die Fahnen des Ritters der Königin zu begeben.

Für den Hochadel war dies eine neue Demüthigung. Die Königin hatte ihn völlig übergangen. Sie hatte sich an seine Lehnsleute und Sassen gewendet und sie aufgefordert, unabhängig von ihren Grundherrn, nach ihren Dafürhalten die Waffen zu ergreifen oder nicht.

Die Zweckmäßigkeit dieser Maaßregel leuchtete jedoch bald genug ein. Udo hatte jetzt alle Macht in Händen und wie früherhin wurde der Ritter der Königin, wohin er kam, als Sieger und Befreier mit offnen Armen aufgenommen. Man begeisterte sich für Ritterschwertdter. Überall wurden zweckmäßige Vertheidigungsanstalten getroffen und die Geißler schienen für dieses Mal so gefährlich nicht mehr.

Eines Tages langte auch der Bruder Cyrillus, oder das graue Männlein, der Verkünder wichtiger Ereigniſſe, wieder auf dem Todtenſteine an.

Regina empfing ihn in Gegenwart ihrer Räthe, und er begann mit den Worten:

„Heil Dir, Königin! Dein Sieg iſt unausbleiblich! der Ritter der Königin bedroht ſchon die Hauptſtadt. Zwar haben Philipp und Hochwart eine anſehnliche Kriegsmannſchaft beiſammen, doch müſſen ſie die Hauptſtadt decken, auf welche der Uchtenhagener unaufhaltſam vorrückt. Mit eben der Entſchloſſenheit dringt Abt Bernhard mit ſeinen zahlloſen Geißlerſchaaren hieher: Er iſt dem Uchtenhagener bereits im Rücken; dieſer aber läßt ihn vom Dornwärter verfolgen, welcher die Bergritter, Deine früheren Streiter, befehligt.“

Greifenberg meinte: „Hier haben wir wenig von den Geißlern zu fürchten, ſie verlaſſen ſich ſtets auf ihre Ueberzahl, halten ſich gern auf offenen Straßen, und meiden die engen Päſſe und Bergpfade.“

Cyrillus wandte ein: „Die heutigen Geißler ſind nicht mehr die vor hundert Jahren. Jede Krankheit mildert ſich im Laufe der Zeit, und die Geißlerwuth iſt dieſesmal ſo gar hitzig nicht. Ich halte ſie für eine gänzliche Erlahmung aller Nerven, denn es iſt unglaublich, welche Selbſtpeinigungen die Anführer in Augenblicken religiöſen Wahnſinns mit ſich vornehmen. Daß ſolche Beiſpiele anſteckend wirken, iſt erklärlich. Unter Deinen Kriegern ſelbſt, Königin, bricht hie und da der Wahnſinn aus, namentlich bei jungen Rittern, die wund und müde nach langer Blutarbeit immer gegen neue Geißlerſchaaren noch das Feld behaupten müſſen. Sie rufen dann: der Todtenſtein iſt das verfluchte Babylon! und ſtoßen Läſterungen gegen unſere holde Königin aus. Das empört alsdann ihre Mitkämpfer, welche die Unſeligen umringen und niederhauen.“

Regina verhüllte ihr Antlitz.

„Zürne mir nicht, holde Königin," fuhr Cyrillus fort, „weil ich Dir solch ein Bild von dieser Volkskrankheit entwerfe. Sie ist diesesmal gelinder, als je, und ich hoffe, sie wird bald gänzlich schwinden. Halte Dich aber nicht zu sicher, hier in den Bergen. Abt Bernhard ist im Anzuge, um sich hier festzusetzen, wie damals Hochwart."

Der alte schlaue Greifenberg zog daher mit seinen Rittern aus, um die Bergvölker aufzubieten und ließ nur eine äußerst geringe Besatzung zurück.

Eines Morgens vernahm man auf dem Todtenstein fernen Schlachtgesang. Die Weise klang halb wie ein Kriegs- und halb wie ein geistliches Lied, und ward häufig durch wildes Jauchzen und Geheul unterbrochen.

Die geringe Mannschaft versammelte sich auf den Zinnen. Ansehnliche Haufen zeigten sich auf der Ebene und zogen in Unordnung heran.

„Gott schütze Greifenberg und meine Getreuen!" rief Regina, „was ist aus ihnen geworden?"

„Eine Schlacht kann nicht verloren sein," meinte der Schloßhauptmann, „sonst hätten wir hier Flüchtlinge und Versprengte."

Singend und jauchzend kamen die wilden Schaaren näher. Es waren zerlumpte Gestalten, entstellt von Staub und Blut. Sie führten Gefangene mit sich, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren und trieben sie unter Mißhandlungen vor sich her. Große schwere Holzbündel wurden ihnen nachgeschleppt und mitten auf der Ebene zu Scheiterhaufen aufgethürmt. Dann wurden die Gefangenen entkleidet und jeder an zwei lange Stangen gebunden. Der rechte Arm und das linke Bein an die eine und an die andere der linke Arm und das rechte Bein. So wurden sie emporgehoben und über die Holzstöße gehalten, die man in

Flammen ſetzte. Indem man nun die Stangen wie eine Scheere zuſammen oder auseinander ſchob, zwang man die Unglücklichen, die langſam den grauſamen Feuertod erlitten, zu allerlei ſeltſamen Stellungen und Geberden, welche rohen Jubel und Spottgelächter erregten. Und der Prieſter, der die Schaar anführte, rief mit lauter Stimme:

„Tritt hervor' Regina, Du Königin von Satans Gnaden' Schau an, von den Zinnen Deines verfluchten Babylons, dies matte Abbild des hölliſchen Schwefelpfuhls und empfange einen geringen Vorſchmack von dem Heulen und Zähneklappern der Verdammniß, welche bald Dein Antheil ſein wird. Schau an, wie es Deinen Vätern und Deinen Müttern ungefähr in der Hölle ergeht und wie ſie ſich vor dem Satan neigen, gerade wie Deine Unterthanen vor Dir. Willſt Du nicht Grüße an Deinen Urgroßvater und Deine Mutter beſtellen? Sieh', wir haben einige Deiner Geſellen, wie Spanferkel, an den Bratſpieß gehängt. Hör', wie ſie quicken und quacken, ſchau, welche luſtigen Huldigungen ſie ihrer Satanskönigin darbringen, das iſt nur ihr irdiſches Theil, da unten kömmt es anders. Auf, ſage ihnen Lebewohl und tröſte ſie mit einem: „Auf baldiges Wiederſehen in der Hölle'"

Im Vergleich zu der Geſammtmaſſe, war es nur eine geringe Schaar, welche die Ebene eingenommen hatte. Der alte Greifenberg wollte dem Abt Bernhard, der weiter nichts wußte, als ſeine Maſſen toll und blind geradeswegs gegen den Todtenſtein zu führen, eine Falle ſtellen und hatte deshalb ſeine Streitkräfte verdünnt. Aber nur ein einziger Paß war durchbrochen und gleich wieder beſetzt worden. Die Geißler vor der Burg waren ſchon völlig wieder eingeſchloſſen.

Erſchöpft von Kampf und Hunger hatte ſich ihre letzte heilige Wuth in Greuelthaten erſchöpft. Noch einen Tag lang

konnten ſie ihre empörenden Bußübungen rings um die Burg fortſetzen, dann erlahmten, erlagen und ſtarben ſie.

Greifenberg zog mit zwei Rittern und zehn Reutern mitten durch die Wenigen, die noch dem Hunger und der Erſchöpfung widerſtanden und mühſam ſich auf den Beinen erhielten. Seine Reiter ſchleppten zwiſchen ihren Pferden an Stricken den Abt Bernhard mit ſich und riefen hohnlachend den ohnmächtigen und erſchöpften Geißlern zu: „Glück zur Auferſtehung! Platz iſt hier, Euch zu begraben, damit Ihr die Gegend nicht verpeſtet.“

Hans von Dornwart mit allen Bergrittern folgte auf dem Fuße.

Regina verlangte den Todfeind ihres Hauſes, den blödſinnigen Verführer ihres Oheims von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. „Er wird nicht wagen, ſein Auge vor mir zu erheben,“ dachte ſie.

Vorſichtigerweiſe ſchloß man ihn jedoch feſt mit Ketten und führte ihn an Stricken zur Königin.

Abt Bernhard aber war keck und wohlgemuth. „Was haben weltliche und geiſtliche Gerichte mir angehabt?“ fragte er ſtolz. „Das Irrenhaus habe ich überliſtet und Folterqualen wären mir nur eine weltliche Pönitenz geweſen, da ich der klöſterlichen Kaſteiungen gewohnt war.“

„Ungeheuer!“ redete Regina ihn an. „Welch eines Todes kann ich Dich ſterben laſſen, um alle die Greuel und Frevel zu rächen, die Du verübt haſt?“

„Du Belialstochter!“ erwiderte der Mönch, noch ſtolz in Ketten und Banden. „Durch Deinen Spruch werde ich nicht ſterben. Die gebenedeite Himmelskönigin iſt mehr als Du und hat mir die dreifache Krone verheißen!“

— „Er iſt wahnſinnig!“ meinte Regina. „Gerade wie Edmund, Ihr thatet recht ihn zu binden und zu ſchließen.“

— „Nein, Königin!“ lachte Greifenberg. „Er iſt nicht wahnſinnig, ſondern nur glaubensfeſt, und die Himmelskönigin iſt mehr als Du. Du darfſt ſie nicht Lügen ſtrafen, da ſie ihm die dreifache Krone verſprochen, muß er eine haben; weil aber das Gold in heutiger Zeit koſtbar iſt, ſo bitte ich um ein Bündel friſchen Strohes. Ich habe einen künſtlichen Schalk, welcher all dergleichen Poſſen mit einer Geſchicklichkeit ausführt, der Du Deine Zufriedenheit nicht verſagen wirſt.“

Auf einen Wink von Greifenberg holte ein Knappe einige Hände voll Stroh herbei und flocht im Angesicht der Königin eine dreifache Krone daraus.

„Was soll das?“ fragte Regina. „Wird das ihn demüthigen, der seiner Ketten, der Folter und des Todes spottete?“

— „Setze sie ihm auf!“ sprach Greifenberg zu seinem kunstverständigen Knappen, und dieser gehorchte.

— „Bist Du nun zufrieden, Du dem Tollhause entsprungener Papst?“ fragte Greifenberg den also geschmückten Abt.

Doch weit entfernt, gedemüthigt zu sein, schlug Abt Bernhard vielmehr ein stolzes Gelächter auf: — „Erniedrigt mich, so tief ihr wollt. Mein Erlöser ist nahe. Euch Allen unsichtbar, steht er mitten unter Euch. Ich aber sehe ihn, ihn, der über die Geister gebietet, der meinen Glauben prüfen wollte, und der aus der tiefsten Erniedrigung mich hoch emporheben wird.“

— „Ist das immer noch keine Tollheit?“ fragte Regina befremdet.

— „Nein, Königin!“ sagte der Doctor Alguarara. „Er meint mich. Ich bin es, den er für unsichtbar hält.“

— „O Doctor Alguarara! Großer Meister! Weiser sonder Gleichen auf Erden!“ Hier laßt die Prüfung enden, denn ich bin ein hinfälliger Mensch und meine Glaubenskraft ist endlich.“

— „Königin, willst Du mir eine Gnade gewähren?“ bat Alguarara.

— „Was verlangst Du, mein Retter aus dem Kerker und vom Gifttode, den mir dieser Bösewicht zugedacht?“

— „Laß mich nicht zum Schelme werden an diesem Narren. Ich habe ihm versprochen, ihn aus tiefster Erniedrigung hoch zu erheben. Drum laß auf den höchsten Zinnen des Todtensteins einen Galgen errichten und ihn in seiner dreifachen Krone daran henken.

Erst bei diesen Worten ließ Abt Bernhard muthlos den Kopf sinken, und Regina sprach: „So sei es!“ —

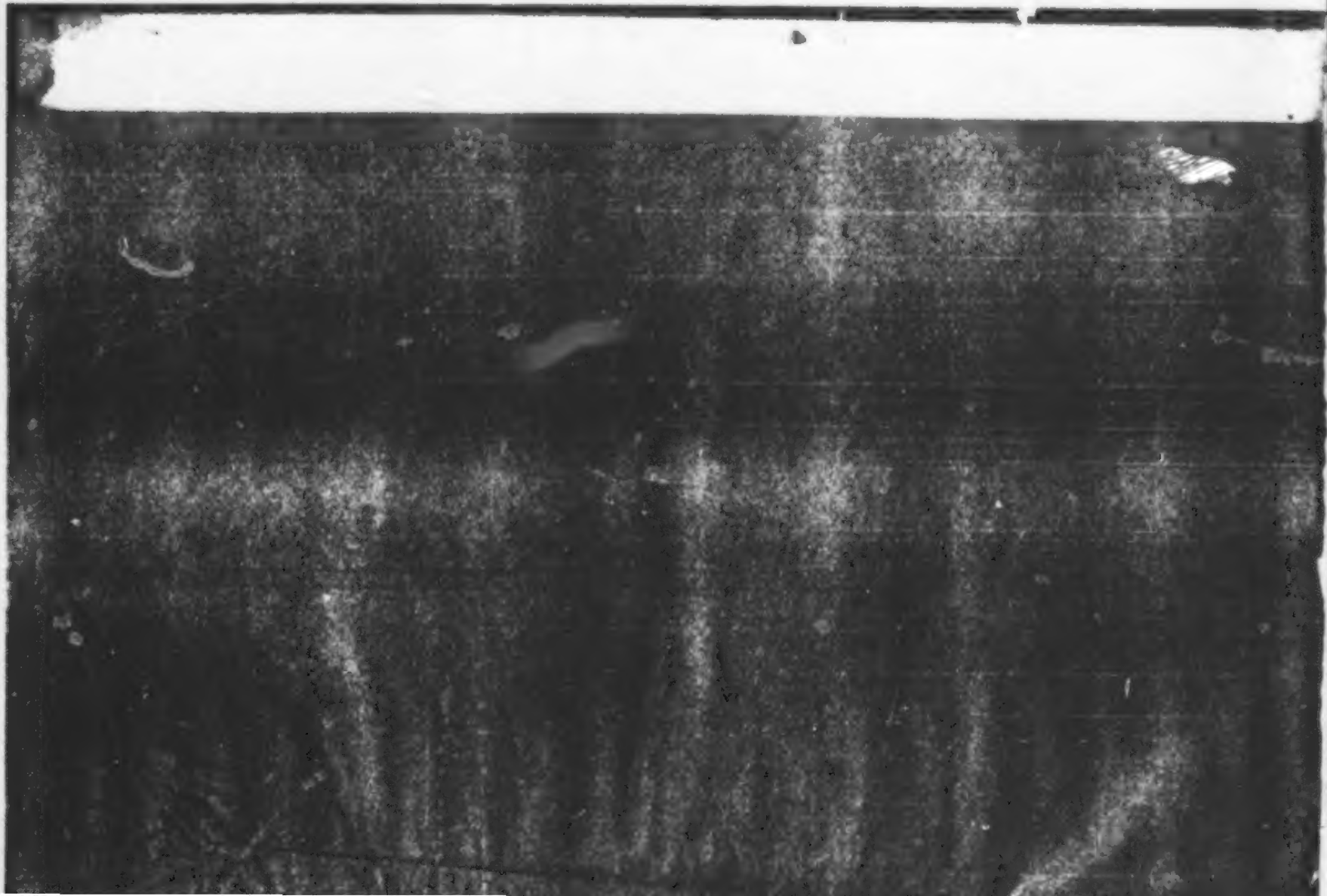
Nach langen mühseligen Kämpfen erreichte Udo die Hauptstadt, die Bewohner öffneten ihm die Thore und empfingen ihn jubelnd wie ihren Befreier. Richard entfloh mit wenigen Rittern

auf eine feste Burg. Der König aber ergab sich als Gefangener auf Gnade und Ungnade seinem jungen Sieger.

Nach dem schmählichen Tode ihres Anführers zerstreuten sich die Geißler und wurden sodann wie in früheren Zeiten verfolgt und erschlagen.

Die Dominikaner flüchteten aus dem Reiche und nahmen mit von ihren Schätzen, was sie tragen konnten. Als endlich auch Richard's feste Burg überging, ward er mit allen seinen Rittern vor der Königsburg enthauptet, der König ward lebenslänglich in ritterlicher Haft gehalten.

Bei ihrer Krönung sprach Regina zum Adel, der Geistlichkeit und dem Volke:

„Ich nehme diese Krone, für die ich geboren bin und die Gottes Gnade nach langen herben Prüfungen mir heute endlich zuerkennt. Viel Blut und Thränen sind vergossen und tiefe Wunden dem Reiche geschlagen. Am schwersten aber ward die Königin geprüft. Eine schutzlose, verwaiste Jungfrau, die letzte Tochter zweier glorreicher vergangener Geschlechter, ward ich verfolgt mit allen Künsten der Verfolgung. Mit Raub, Gift, Kerker, Lästerung, Gewalt und Hinterlist. Treu meinen Landen, wich ich nicht von meinem Grund und Boden. Ich suchte keine Zuflucht an fremden Fürstenhöfen und habe keinen Feind gegen mein eigen Reich bewaffnet. Auch der König, den ich Euch gebe, ist ein Sohn dieses Landes und stammt von einem alten mächtigen Geschlechte. Auch ruhmlose Häupter können Kronen tragen. Der König aber, den ich dem Reiche gebe, ist vom Stoffe der Helden und Halbgötter, deren Namen und Werke noch von später Nachwelt gepriesen werden. Mit treuem Rittermuthe hat er weltliche Rechtlosigkeit und geistlichen Betrug getilgt, die verderblicher sind, als Drachen und Ungeheuer. Glänzender als Herrscherattribute sind Herrschertugenden und Verdienste. Sie befestigen einen segensreichen Thron und sichern die Wohlfahrt der Völker. Das treue und gerechte Schwert des Königs hat solche innere Feinde überwunden. Äußere Feinde werden nicht wagen, diese Krone anzutasten und den Frieden des Reiches zu stören.

Lange und glorreich herrschten Regina und Udo.